Briefe
eines Lebenden

von

F. F.

Erſter Band.

Briefe eines Lebenden.

Herausgegeben

von

F. F.

— — und der Lebende hat Recht.
Schiller.

Erſter Band.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.

1831.

[illegible]

[illegible]

Friedrich Fowler

Erſter Brief.

München, den 19. Auguſt 1829.

Zwar führt, wie das Sprichwort ſagt, ein jeder Weg nach Rom, allein darauf wollen wir's diesmal doch nicht wagen. Die Landkarten liegen in unſerem Hauptquartier ausgebreitet und der Plan zu dieſem friedlichen Feldzuge iſt voll der ſchönſten Hoffnungen entworfen worden. Von München geht unſer Weg zunächſt nach Landau und Conſtanz, dann auf dem Bodenſee und dem Rheine nach Schaffhauſen zu dem Rheinfall; von hier über Zürich auf den Rigi; über den Vierwaldſtädterſee nach Altdorf, durch das Urſeuer Thal über die Teufelsbrücke nach An der Matt, über den Gotthard nach Airolo. Durch das Livinerthal gedenken wir am Teſſin entlang nach Magadino zu gehen, die Borromeiſchen Inſeln zu beſuchen, auf dem Lago maggiore fahren wir nach Seſto Calende und ziehen dann in Mailand, der er-

sten Hauptstation unserer Reise, ein. Unter mehreren Straßen, um von hier nach Florenz zu gelangen, hat die über Pavia und Genua den Vorzug erhalten, wobei die vielgerühmte Lage der Hafenstadt, und die nicht minder gerühmte Straße am Meeresufer entlang nach Pisa den Ausschlag gaben. Für die Dauer des Aufenthaltes an den einzelnen Orten bestimmten wir nur ungefähre Fristen, doch vereinigten wir uns schon zum voraus, daß wir in Florenz drei Wochen verweilen, und dann in den schönen Herbsttagen den Hinweg nach Rom über Perugia, Assisi, Foligno, Spoleto, Terni, Civita Castellana nehmen wollen. In Rom soll für's Erste nur ein Aufenthalt von wenigen Tagen gemacht werden, um die gute Jahreszeit noch zu den Seefahrten bei Neapel benutzen zu können. Von Neapel werden Ausflüge nach Bajä, Pompeji und Pästum gemacht, und je nachdem es Wind und Wetter gestatten, soll der Vesuv erstiegen, und die nahgelegenen Inseln besucht werden. Bis zum Ende des Octobers verweilen wir in Neapel, und kehren dann über Terracina und Molo di Gaeta nach Rom zurück, wo wir gern den Winter verleben möchten. Der Rückweg nach Florenz soll über Montefiascone, Radicofani, Siena genommen werden. In Florenz machen wir bei dem zweiten Besuche nur eine kurze Rast, und reisen

dann über Bologna, Ferrara, Padua nach Venedig, und von hier über Verona und Insbruck durch Tyrol zurück nach der lieben Heimath.

Dies ist vorläufig der Plan unserer Reise; auch über den Zweck derselben haben wir uns zum voraus zu verständigen gesucht. Nicht eine unbestimmte Sehnsucht, wie in der Zeit, wo man zum ersten Mal: „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?" singen hört, ist es, die uns nach Italien zieht, es ist die Ueberzeugung, daß man die Kunst, wenn man sie nicht in ihrer Heimath und auf dem Boden aufsucht, auf welchem sie ihre schönsten Blüthen trieb, eben so wenig kennen lernt, als die Natur der Tropenwelt in dem Palmenhause und dem botanischen Garten.

Um aber bei der beschränkten Zeit des Aufenthaltes nicht von der englischen Krankheit des Allessehenwollens befallen zu werden, sind wir zum voraus schon darüber eins, zwar keiner Gallerie absichtlich aus dem Wege zu gehen, allein unsere eigentlichen Studien sollen sich doch nur auf die Kirchen und andere öffentliche Gebäude und in diesen wiederum vornehmlich auf die Wandmalereien des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts beschränken. Was aber durchaus nicht in irgend einen Plan aufgenommen werden soll, das sind der heitre Himmel, das offne Meer, die freien

Berge, die Rebenhügel, gefüllten Krüge und was sonst noch Leben und Athem hat; — dem Allen sich planlos zu überlassen — liegt ganz in unserem Plane.

Beschäftiget mit all' diesen Reiseangelegenheiten, ist mir diesmal wenig Zeit und Ruhe für München übrig geblieben; doch versäumte ich nicht, einige frühere Bekanntschaften zu erneuern, und mit der Gegenwart mich einigermaßen bekannt zu machen. — Wirft man einen Blick in das geistige Leben Münchens, so leuchten uns an diesem Himmel zwei Sterne erster Größe: Schelling und Cornelius, entgegen, die sich nicht zufällig hier begegnen, sondern hierher von dem berufen wurden, der solche Geister mächtig anzuziehen weiß. — Ob beide Männer einander persönlich befreundet sind, ist mir nicht bekannt geworden, allein daß beide in geistiger Beziehung zusammen gehören, und selbst in einer Bildungsgeschichte der neuesten Zeit zusammen genannt werden müssen, wurde mir auf's Neue recht anschaulich. Schellings Bedeutung als Wiederhersteller der speculativen Philosophie ist bekannt genug; hier aber ist seiner besonders als des Wiederherstellers und Begründers der neueren Aesthetik, der Philosophie der Kunst, zu gedenken. Und wenn er auch der Kunst in so fern zu viel zutraut, als er in sie die Vollendung und Erfüllung der absoluten Idee verlegt, so ist doch

von ihm zuerſt das Kunſtwerk, als die Verwirklichung des Schönen in der Form, in ſeiner Wahrheit erkannt worden. Es gibt jetzt, müſſen wir ſagen, keine wahrhafte Betrachtung und Erkenntniß der Kunſt und der Kunſtwerke, die nicht von Schelling ausgegangen wäre. Was aber Schelling für die Theorie, das bedeutet Cornelius für die Praxis. Betrachtet man die Geſchichte der Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts in Goethe's „Winckelmann und ſein Jahrhundert" und ſieht ſich weiter nach dem um, was noch ſpäter in der Kunſt gefördert worden iſt, ſo gewahrt man bald, daß die, ſeit Mengs allgemein beliebt gewordene flache und verblaſene Manier der Behandlung der Färbung ſowohl, als des Ausdrucks genau damit zuſammenhängt, daß überhaupt die Idee aus der Kunſt gewichen war. Anſtatt die Idee, das Göttliche als ein Wirkliches und Gegenwärtiges aufzufaſſen, wie es die alten Meiſter gethan hatten, ward die Kunſt nur zu einem Schattenſpiele des Wahren herabgeſetzt, welches man in eine jenſeitige Region verſetzte, wohin man ſich nur ſehnen könne, und ſo entſtand das ſogenannte Idealiſiren, ein Wollen und Nichtkönnen, wobei die Kunſt verſchmachtete und verſchwindſüchtelte.

Cornelius aber — und er verdient hier vor allen Anderen genannt zu werden — war der Erſte, der es erkannte, daß das einzige Mittel,

der Kunst die ihr angemessene Bedeutung wieder zu gewinnen, kein anderes sei, als: ihr den ihr angemessenen Inhalt wieder zu verschaffen. Was halfen alle Akademien, Preisaufgaben, Kunstvereine, was alle Studien nach der Antike, dem Nackten und der Natur? Was half correcte Zeichnung, Helldunkel, Carnation, wenn doch in allen diesen Gestalten kein seelenvoller Inhalt, in den dargestellten Geschichten keine Poesie, überhaupt kein Gedanke lebte! Was mit der Vollendung des äußeren Machwerkes — welches wir keineswegs gering anschlagen wollen — zu erreichen sei, hatten die Franzosen gezeigt; auch hatten David, Gerard, le Gros und ihre Schüler einen entsprechenden Stoff an den Thaten ihrer Republicaner und ihres Kaisers. Die deutsche Kunst konnte hieran keinen Halt gewinnen, sie mußte sich, eben so wie die deutsche Wissenschaft, in sich selbst vertiefen, und aus dem dunklen Brunnen des Gemüths heraus nach dem Sternenhimmel blicken, den in der Oberwelt der blendende Lärm des Tages nicht mehr erkennen ließ. — Als den würdigsten Inhalt der Kunst aber erkannte Cornelius die Religion, nicht als Allegorie oder Symbol, wie man bequemer Weise es gern mit dem Glauben nehmen mag, auch nicht als Mysticismus und finsteres, trübseliges Hinbrüten, sondern als offenbare Wahrheit. Der Ernst, mit welchem Cornelius und

einige Gleichgesinnte die Kunst auffaßten, mußte sie nothwendig auf jene Zeit zurückführen, wo es den alten Künstlern ebenfalls in der Kunst um einen wahrhaften Inhalt mehr, als um die Vollendung der äußeren Form und um das Bemerklichmachen der künstlerischen Subjectivität und Besonderheit zu thun war. Dies war die Veranlassung, weshalb Cornelius, und gewiß mit vollkommener Berechtigung, wiederum auf die vorraphaelische Zeit zurückging, und die so lang verkannten, alten Florentiner des vierzehnten Jahrhunderts sich zu seinen Meistern wählte. Wodurch aber Cornelius sich gleich vom Anfange seiner Laufbahn von den anderen, an ihn sich anschließenden Künstlern unterschied, war, daß er das Gebiet der bildenden Kunst, welches jene alten Meister nur auf die Religion beschränkt hatten, auch auf die Poesie ausdehnte, und durch seine Blätter zu den „Nibelungen," dem „Faust" und der „divina Comödia" die Malerei mit der Dichtkunst auf eine Weise verband, wie es vor ihm noch niemals einem Künstler gelungen war. — In neuerer Zeit hat er den Cyklus der griechischen Mythologie ebenfalls in den Bereich seiner Darstellungen aufgenommen, und auch hierin trifft er mit Schelling in so fern zusammen, als dieser die alte Götterlehre nach der ihr inwohnenden Wahrheit erkannt und als die nothwendige Voraussetzung der

christlichen Offenbarung ausgesprochen hat. — Der Philosoph und der Künstler haben hier in München für ihre wirksame Thätigkeit ein offenes Feld und einen gedeihlichen Boden gefunden. Die Gründung der Universität ist für Schelling aufregender und für die Wissenschaft selbst förderlicher geworden, als es die Akademie der Wissenschaften jemals war. Wer so zum Lehrer geboren und berufen ist, wie Schelling, der muß die Jugend um sich versammelt sehen, um selbst jung zu bleiben, er muß sich die, welche ihn verstehen sollen, selbst bilden; in einer Akademie sitzen die gelehrten Herren — um an Goethe's Parabel zu erinnern — wie ein ABC, und zwar wie ein ägyptisches beisammen, ein Jeder meint seine volle Bedeutung für sich zu haben, und so können sie nichts weiter thun, als sich gegenseitig mit ihren Vorlesungen langweilen.

Schelling, bei dem ich, bei einem früheren Aufenthalt in München zugleich mit Steffens einige frohe Tage verlebt hatte, gab mir Erlaubniß, seine Vorlesungen über Mythologie besuchen zu dürfen. Das größte Auditorium hat noch erweitert werden müssen, um Raum für die große Anzahl seiner Zuhörer zu gewinnen, und auch jetzt noch, obschon die Ferien nah sind, und einige Professoren bereits geschlossen haben, fand ich seinen Hörsaal noch überfüllt.

Wird Schelling auch nicht in der Weise, wie es Hegel gethan hat, ein System aufbauen und vollenden, so wirkt doch sein beredter, inhaltreicher und gedankenvoller Vortrag entzündend und begeisternd auf die ihm zugethane akademische Jugend.

Cornelius steht auf dem Gebiete der Kunst eben so einflußreich und thätig, als Schelling auf dem der Wissenschaft; da aber nach dem Ausdruck eines berühmten Philosophen „die Philosophie nur Grau in Grau malt," so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Kunst, welche über jenen grauen Himmel den bunten Bogen der Iris spannt, sich bemerkbarer macht, als die Wissenschaft. Wie Cornelius der Kunst einen Inhalt wiedergab, so hat er ihr auch ein ihr angemessenes Feld wieder erobert, die Wand, die er mit der Leinwand vertauscht hat. Die Bedeutung der Fresco-Malerei ist mir zuerst hier an Cornelius Werken in der Glyptothek verständlich geworden, und ich glaube keine bessere Vorschule für die alten Florentiner machen zu können, als die Bekanntschaft mit dieser neuauflebenden Kunst, wie sie hier von Cornelius, seinen Gehülfen und Schülern getrieben wird. Die großen Compositionen, welche Cornelius nach den Fabeln der griechischen Mythologie und nach Homer ausgeführt hat, sind bereits aus Abbildungen und Beschreibungen bekannt; der Homerische Saal ist bis auf das letzte Bild, den

Kampf um den Leichnam des Patroklos, vollendet, und mit Vergnügen gewahrt man die großen Fortschritte in der Praktik, welche Cornelius seit seinem ersten Bilde, der Götterversammlung im Olymp, gemacht hat; seine Kassandra in der Zerstörung Troja's, ist der Conception und der Ausführung nach, das bedeutendste Kunstwerk neuerer Malerei. Auch hat Cornelius der Malerei ihren Ehrenplatz in so fern wieder zu verschaffen gewußt, als er sie nicht der Architektur als Kammerfrau und Zimmerverzierern unterordnet, sondern selbständig, in ihrer eignen Hoheit erscheinen läßt. Treten wir in die Hallen der Glyptothek, in welchen wir seine Wandgemälde sehen, so fällt uns nicht ein, zu glauben, daß der Architekt hier dem Maler einige nothdürftige Eckchen und Plafonds angewiesen habe, um doch auch etwas zu verdienen, diese heiteren Räume hat die Malerei unverkürzt und unverkümmert zu ihrem freiesten Ergehen erhalten. Dagegen hat auch der Baumeister, Hr. Geh. Rath v. Klenze, seinerseits gewußt, der Architektur nichts zu vergeben, die sich hier ebenfalls in ihrer Weise geltend macht, obwohl mehr durch die geschickte Vertheilung und prachtvolle Anordnung der inneren Räume, als durch ein imponirendes Ankündigen von Außen, was überhaupt nicht der Charakter desjenigen griechischen Styls ist, in welchem dieser Götterpallast erbaut

wurde. Für mich war diesmal der Besuch der Glyptothek besonders dadurch interessant, daß ich zum ersten Male die Statuen in schönster Ordnung aufgestellt fand, und diese herrlichen Schätze, geführt von Herrn v. Klenze, in Gesellschaft des Professors Rauch sah, den ich in München mit der Ausführung des, dem Könige Maximilian bestimmten, Denkmals beschäftigt fand. Die inneren Räume sind mit einer wahrhaft königlichen Pracht ausgeschmückt, die Fußböden mit Marmor getäfelt, die Wände mit Marmorstuck bekleidet, und antike Reliefs passend eingefügt; nur fanden wir, daß die weißen, mit vergoldeten Arabesken sehr reich verzierten Plafonds beinahe des Glanzes zu viel verbreiten. Mit einem Künstler, wie Rauch, eine solche Sammlung der ausgewähltesten Sculpturen zu sehen, war für uns ein großer Genuß, denn die künstlerische Begeisterung, mit welcher ein solcher Meister zu dem berühmten Faun, zu der Flora, dem Bacchus, dem Sohn der Niobe, den Aegineten trat, und — er sah die Sammlung zum ersten Male — unbefangen und frei seine Freude daran aussprach, hatte für uns mehr Interesse, als es die gelehrtesten Commentare eines trockenen Archäologen gehabt haben würden; das Kunstwerk will nicht als Cadaver secirt und anatomirt sein, es verlangt als ein Lebendiges aufgenommen und verstanden zu werden.

Herr von Klenze war so gefällig, uns von hier in die, noch im Bau begriffene Pinakothek zu führen, deren mit Säulen und Arcaden geschmückte Façade sich gewiß mehr geltend machen wird, als die der Glyptothek. Die innere Einrichtung, besonders die Beleuchtung von oben, wozu genaue Versuche in einem besonders erbauten Probesaale gemacht worden sind, scheint sehr zweckmäßig, und die Räume sind darauf berechnet, die gegenwärtige königliche Gallerie in München, eine Auswahl aus der Gallerie in Schleißheim und eine Privatgallerie altitalienischer Bilder, einen vom Könige bis jetzt noch geheim gehaltenen Schatz, aufzunehmen.

Nicht aber nur für Erwerbung und Aufbewahrung des aus früheren Jahrhunderten überlieferten Erbtheils, ist man hier besorgt; München zeichnet sich besonders durch die Gunst, welche hier die neuaufblühende Kunst gewonnen hat, aus.

Neben Cornelius haben sich bereits noch andere selbständige Talente geltend gemacht, von denen ich hier nur Schnorr, H. Heß, Zimmermann und Schlotthauer nennen will, deren persönliche Bekanntschaft ich in ihren Ateliers und in einigen geselligen Kreisen machte. Und welche Aufgaben und Arbeiten sind diesen Künstlern aufgetragen! — Schnorr hatte bereits mehrere Car-

tons zu Darstellungen aus den „Nibelungen" fertig, wozu ihm einige Säle der neuen Residenz angewiesen sind. Fresken, welche er in der Villa Massimi in Rom ausführte, waren die nächste Veranlassung, daß der König ihn nach München berief. In dem Atelier von H. Heß stehen ebenfalls schon einige Cartons zu Frescobildern fertig, welche in einer neuen Schloßcapelle ausgeführt werden sollen. Der Professor Zimmermann, von dem wir sowohl in der Glyptothek, als unter den Arcaden des Hofgartens Frescobilder von einem ausgezeichneten Colorit sahen, war mit Vorarbeiten zu der Ausmalung der Bogengänge der Pinakothek beschäftiget; die Geschichte der Malerei soll hier in Scenen aus dem Leben berühmter Künstler dargestellt werden. Von Schlotthauer sahen wir ebenfalls vortreffliche Arbeiten in der Glyptothek, wo er ein treuer Gehülfe von Cornelius ist, welchem Letzteren bereits schon wieder Aufträge zur Ausmalung der neuen Ludwigskirche übertragen worden sind.

Der König besucht die Werkstätten fleißig und muntert durch seine Gegenwart auf. Obwohl die genannten Künstler auf funfzehn bis zwanzig Jahre Arbeit haben, soll dennoch vor Kurzem der König einem derselben, der zu den ihm verwilligten zehn Jahren sich eine verlängerte Frist ausbat, diese mit dem Bedeuten abgeschlagen haben,

daß er noch sehr viel zur Ausführung für seine Künstler im Rückhalt habe.

An den größeren Meistern hat sich schon ein tüchtiger Nachwuchs herangebildet, und ich freute mich, hier junge Landsleute zu finden, denen wohl zu gönnen wäre, daß sie einst in dem Vaterlande Gelegenheit fänden, die hier erworbene Kunst bewähren zu können.

Von den norddeutschen Künstlern, welche ihrem Meister Cornelius aus Düsseldorf hierher gefolgt sind, und unter den Arcaden des Schloßgartens Scenen aus der baierschen Geschichte al fresco ausgeführt haben, lernte ich Hermann (dessen, gemeinschaftlich mit E. Förster in der Aula zu Bonn ausgeführtes Wandgemälde, eine theologische Disputa, den Kunstfreunden in erfreulicher Erinnerung geblieben sein wird,) Stürmer, Stilke und Eberle kennen, welche sich sämmtlich durch ihre Arbeiten verdiente Achtung und Anerkennung erworben haben.

Die Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde, die vor einigen Jahren von dem Könige von Baiern gekauft worden ist, befindet sich jetzt in Schleißheim. So beschränkt meine Zeit ist, so durfte ich doch die Wallfahrt dahin nicht aufgeben. Diese Bilder gehörten zu meinen schönsten Erinnerungen, ich sah sie im Jahre 1815 auf

dem Heimwege von Paris in Heidelberg, und Goethe, der damals in dem Hause des Herrn Boisserée wohnte, war mein Führer. Damals hatten wir die größte Hoffnung, diese Bilder für Berlin zu erwerben, unsere Regierung hatte den Besitzern große Forderungen zugestanden, allein der Handel wurde abgebrochen.

Erinnerungen und trostlose Betrachtungen darüber, auf welche Weise Berlin um den Besitz dieser Bilder gekommen ist, konnten mich wohl auf dem frostigen Wege nach Schleißheim beschäftigen; als ich aber vor den Bildern selbst wieder stand, kam ich mir vor, wie Einer, der eine frühere Geliebte wieder sieht, der er durch widerwärtige Verhältnisse entsagen mußte, und die er nun einem Anderen vermählt weiß; ehe er sie wieder sieht, ruft er sich viele trübe Erinnerungen zurück, er will sich vielleicht sogar die frühere Bekanntschaft absichtlich verleiden; allein er sieht sie, und ein ganzer Himmel voll Heiterkeit thut sich vor ihm auf. — Der Tod der Maria von Schoreel, der heilige Lucas von van Eyk, die Kinder Israels in der Wüste und der große Christoph von Memeling (sonst Hemling) — das sind Bilder, an denen man sich nie satt sehen kann; sie sind eingeborne Kinder der Kunst und werden es bleiben, denn zu solchem Fleiße, zu solcher Treue und Liebe konnte sie ihre Jünger nur einmal be-

geistern; für solche stille Seligkeiten ist die Welt zu laut geworden. Um das Vaterland und seine Kunst nicht jenseit der Alpen zu vergessen, kann es keinen eindringlicheren Zuruf für uns geben, als ihn diese Bilder beim Abschiede an uns richten. —

Gestern Abend war zu unserem Abschiede in geselligem Kreise ein Gesangverein beisammen, in welchem die vielen munteren Volkslieder mich auf die angenehmste Weise merken ließen, daß ich mich in Süddeutschland befand. Es ist aber nicht etwa das südliche Klima, welches den Gesang mehr begünstigte, als unser Norden, vielmehr ist es bekannt, daß in dem hochgelegenen, rauhen München keine Nachtigall sich ansiedelt, die wir in Berlin in jedem größeren Garten schon im April schlagen hören; Süddeutschland verdankt seine Lieder den nachbarlichen Alpenbewohnern. In dem Hochlande und im Gebirge muß man die niederfliegenden Quellen dieser Lieder suchen, die von dort in die Thäler herabwandern. Der früher genannte Maler Schlotthauer, der sich mehrere Jahre hindurch im Gebirge aufhielt, trug nach den verschiedenen Dialekten, eine Menge uns ganz neuer Volkslieder vor, und der allgemeine Beifall, den sie fanden, die frohe Stimmung, in die sie eine zahlreiche Gesellschaft versetzten, rief mir eine Aeußerung Goethe's in's Gedächtniß, welcher irgend-

wo ſagt, daß die Heiligkeit der Kirchenmuſiken und das Heitere und Neckiſche der Volksmelodien die beiden Angeln ſind, um die ſich die wahre Muſik herumdreht, und daß ſie auf dieſen beiden Punkten jederzeit eine unausbleibliche Wirkung beweiſe, Andacht oder Tanz.

Während ich mich aber der frohen Stimmung, die dieſe Lieder und der edle Frankenwein hervorriefen, gern überließ, fiel es mir mit einem Male ſchwer auf's Herz, daß ich bei dem Abſchiede aus Berlin unſerer Liedertafel ein Lied zur Einweihung des neuen Paniers, eines großen vergoldeten Glockenpocals, zugeſichert habe.

Lyriſche Gedichte verlangen eben ſo, wie die Glocke, wenn der Ton anſprechen ſoll, die rechte Stimmung, und ſo ſchrieb ich denn im Vertrauen, daß das Metall in Fluß gebracht ſei, beifolgendes Lied, welches ich unſern Alt- und Ehrenmeiſter Zelter mit meinem ſchönſten Gruße zu übergeben bitte.

Becherweihe.

(Für die jüngere Liedertafel in Berlin).

Stimmet an den Feſtgeſang
Heut in neuer Weiſe!
Denn ein wunderbarer Klang
Tönt in unſerm Kreiſe.

Golden glänzet der Pocal
In dem hellſten Scheine,
Und es rufet Glockenton
Heute die Gemeine.

Da es nun ein alter Brauch,
Glocken einzuweihen,
Finden wir zum Feſt uns ein,
Als die Vielgetreuen.
Wollen jetzt mit frohem Muth
Unſer Amt verwalten,
Und bei Wein und bei Geſang
Glockentaufe halten.

Waſſer freilich thut es nicht
Bei der goldnen Feier:
Solche Glocken taufet man
Nur mit Geiſt und Feuer.
Meiſter, nimm den vollen Krug
Mit dem edlen Weine,
Fülle Du den Becher uns
Mit dem Geiſt vom Rheine!

Auch der Name fehl' ihm nicht
Für ſein künftig Leben,
Ein bewährter Schutzpatron
Sei er ihm gegeben.
Und er wird zu Schutz und Trutz
Hülfreich ſich erweiſen,
Stoßet an, der Feſtpocal
Soll: Willkommen heißen!

Wie Ihr ihn Willkommen heißt,
Heißt er Euch willkommen,

Nachbarlich von Hand zu Hand
Sei er aufgenommen!
Wand're, goldner Becher, hin,
Wand're in die Runde,
Allen lieben Gruß und Kuß
Bring von Mund zu Munde.

Sei, Willkommen! fort und fort
Uns ein frohes Zeichen!
Wo der Becher klingt und kreis't,
Muß die Sorge weichen.
Fühlet von der Erdenlast
Sich ein Herz beklommen,
Frisch herein! das Zauberwort
Heißet hier: Willkommen!

Zweiter Brief.

Constanz im August.

Wir verließen München den 20sten August Nachmittags in munterer Gesellschaft dreier Studenten, die sich an uns angeschlossen hatten, und als der Himmel, der mehrere Tage lang umwölkt war, sich aufhellte, hellten sich auch die Gemüther auf, Lieder und Geschichten aus dem akademischen Leben, auch ernstere Betrachtungen über die Studenten der alten und neuen Zeit verkürzten den etwas langweiligen Weg nach Inning, wo wir im Posthause ein recht leidliches Nachtquartier gehabt hätten, wenn nicht ein Zug Münchner Studenten des Nachts hier eingetroffen wären, die mit allzu schwärmerischer Leidenschaft, hier an der Biergrenze den Krug noch ein und das andere Mal an [illegible] Lippen drückten, und mit rauhen Kehlen ihm [illegible] vernehmliches Lebewohl zuriefen und zusangen.

Als ein bewährtes Mittel, wodurch man es möglich machen kann, selbst bei anhaltendem, nachbarlichem Lärm, einzuschlafen, empfehle ich zuvörderst: sich nicht zu ärgern. Weiter versuche man, sich im Geiste in die störende Umgebung selbst zu versetzen, wird gesungen, so singe man mit, wird getanzt, tanze man mit,, und ist der Lärm von der Art, daß wir nicht gut persönlichen Antheil nehmen können, so bringe man ihn in Verbindung mit irgend einer Begebenheit, oder stelle sich darunter etwas vor, woran sich die Phantasie Bilder und Vorgänge anknüpfen kann, die uns aus der Wirklichkeit nach und nach in das Reich der Träume führen. Als ich einst heftigen Pferdehufschlag unter meinem Schlafzimmer hatte, bildete ich mir ein, ich befände mich auf einer griechischen Rennbahn, und ließ mich nun so lange im Kreise herumfahren, bis ich vor Schwindel und Ermattung die Augen schloß. Selbst das kläglichste Katzenjammergeschrei, was sonst wohl zur Verzweiflung bringen, „Menschen rasend machen kann," habe ich durch mein Hausmittel schon öfters mir zum Vortheil auszulegen gewußt, indem ich mir zu dieser Musik einige Scenen aus Hoffmann's „Kater Murr" in's Gedächtniß rief, oder selbst die Rolle eines verzauberten Liebhabers übernahm und zu Recitativ und Arie mir den schönsten und rührendsten Text unterlegte. — So

that ich nun auch diesmal; um die unterirdischen Bierbässe in sanfte Harmonien aufzulösen, lag mir, der ich auf der Reise durch die Schweiz begriffen war, nichts näher, als mich auf die höchsten Alpenspitzen zu begeben, wo ich unter mir Lawinen stürzen, Alphörner und Kuhglocken schallen, Wasserfälle brausen ließ, und da dies Alles noch nicht verfangen wollte, wurde ein Gewitter zusammen gezogen, welches tief unter mir mit Blitz und Donner sich entlud; ich freute mich des stillen weichen Mooslagers, welches ich gefunden hatte, und entschlief mitten unter Donner und Blitz, weil ich mich hoch darüber des hellsten Sternenhimmels erfreute.

Am 21sten fuhren wir über das, mit vielen Wartthürmen und hoher Mauer in früher Zeit wohlbefestigte Landsberg nach Memmingen. In der letzteren Stadt sieht man noch viele Spuren der reichstädtischen Wohlhabenheit; auch sorgen jetzt noch die Bürger für Reinlichkeit in der Stadt und thun etwas zur Verschönerung der nächsten Umgebungen, wo man angenehme Spaziergänge findet. Uns fiel es auf, keinen Schmutz, keine Bettelei zu finden, da wir uns nicht sogleich daran erinnerten, daß wir uns in einer evangelischen Stadt befänden. Wir wurden dies erst inne, als wir in der Hauptkirche, die wir in dem guten Glauben besuchten, in eine katholische

Kathedrale einzutreten, Luthers Bild nach Lucas Cranach einen Ehrenplatz einnehmen sahen. Die Stühle der Chorherren hinter dem Altare sind mit ausgezeichnet schönem Schnitzwerk verziert; einige Apostel und Sibyllen waren besonders gut erhalten.

Wir fuhren früh aus, um bei guter Zeit in Lindau einzutreffen, was uns auch ganz nach Wunsch gelang. Als wir auf der Anhöhe ankamen, an deren Fuße Lindau liegt, theilten sich die Nebel des bedeckten Thales und die Wolken des umzogenen Himmels, wie durch einen Zauberschlag; da blieben wir nicht länger in der Kajüte unseres Münchner Wagens, sondern sprangen munter über Bord, um unseren Füßen und unseren Augen freien Lauf zu lassen. Die Blicke flogen rasch den Schritten voraus über die Rebengeländer und Gärten hinab nach Lindau, zur Linken hinauf nach Bregenz, über den hellen Spiegel des See's hinüber zu den Alpen, die wie eine Heerde versteinerter, ungeheurer Elephanten ihre weißen Stoßzähne und Schreckhörner einer über den anderen vorstrecken. In einer hochgelegenen Schlucht sahen wir jenseit des See's den Silberblick eines durch die Felsen sich drängenden Gebirgswassers, und aus unseren Karten orientirten wir uns bald, daß dies der Rhein sei, was uns auch von einem Landsmanne, der uns begeg-

nete, bestätigt wurde. Außer Goethe und Schiller wüßte ich keinen dritten Namen in unserer Geographie, Topographie, Literatur und Geschichte, bei dem uns das allgemeine Deutschland so vor die Seele tritt, als bei dem Rheine, weshalb er auch von uns mit Jubel begrüßt wurde. Schon an vielen Stellen des weiteren Verlaufs seines Lebens- und seiner Geschichte waren wir ihm begegnet, er hatte uns oft schon auf seinem Rücken getragen, und für so manchen edlen Tropfen, den er uns gespendet, hatten wir ihm einst zu Blüchers Zeiten unser Bißchen Gut und Blut unter manchem lustigem Vivat! verschrieben. Hatten wir nun auch in Lindau und Schaffhausen uns keines Rüdesheimers und Johannisbergers zu vertrösten, so sahen wir doch Rebenhügel an den Ufern des See's, und sangen schon zum voraus: „Am Rhein! am Rhein! da wachsen unsre Reben!"

In Lindau fanden wir recht gute Aufnahme in der „goldnen Gans." Einige von unserer Gesellschaft unternahmen noch eine Wanderung nach der zwei Stunden weit entfernten Eberhardtscapelle bei Bregenz, von wo man den ganzen See übersehen kann. Da man aber die östreichische Grenze dort passiren muß, wo Mauth- und Paß-Schlagbäume den Weg sperren, zog ich mit den Uebrigen einen Spaziergang nach dem Hafen,

nd an dem Ufer vor. Wir erstiegen einen alten Lartthurm, von welchem wir fast die ganze Länge s See's bis nach Constanz hinab, und eben so s nach Bregenz hinauf übersehen konnten. Ue- r die Vorarlberger Alpen ragten die Tyroler in eiter Ferne hoch hervor; die erste nähere Be- nntschaft, die wir machten, war der hohe säntis, der so nahe an den See heranrückte, s ob er ein Fußbad nehmen wollte. Die Sonne ng hell und herrlich unter, und wir verweilten f dem Thurme, so lang noch ein Schimmer des bendroths zu sehen war.

Unsere Freunde kehrten spät von ihrer Wall- hrt zurück, doch hatten sie das Ziel ihrer Wan- rung nicht erreichen können. Als sie auf Be- agen an der Grenze, in welchem Geschäft sie ften? zur Antwort gaben, sie wünschten nichts eiter, als eine freie Aussicht von jener Capelle genießen, wurden sie mit dem Bedeuten zurück- wiesen, daß hier zu Lande Aussichten keiner rt, und am allerwenigsten freie Aussichten ge- ttet würden.

Im Hafen lagen Schiffe mit Brettern, deren ührer uns für ein Billiges mit nach Constanz hmen wollte, allein die Abfahrt war ungewiß; dere Schiffsleute verlangten für ein Boot nach r genannten Stadt, wohin sie uns in acht tunden zu bringen versprachen, zwei Ducaten;

das Dampfboot des Herrn v. Cotta, welches wir zu finden gehofft hatten, lag abgetakelt im Friedrichshafen, und so entschlossen wir uns auf den Rath des Wirthes, die Fahrt zu Wasser aufzugeben, zu Lande bis Mörsburg zu fahren, und uns hier übersetzen zu lassen. Wir fuhren daher am folgenden Tage, einem hellen Sonntage, in einem Lindauer Wagen ab, bedauerten aber, daß die Straße nicht an dem Ufer des See's hinführte, sondern durch einen düstern Tannenwald, der uns lange Zeit jede Aussicht verbarg. Desto angenehmer wurden wir unterweilen überrascht, wenn sich der Wald öffnete, und wir einen Blick auf den See und die schönen Ufer thun konnten. — Als eine Merkwürdigkeit des heutigen Tages hatten wir es anzusehen, daß wir die Haupthäfen zweier Königreiche (Baiern und Würtemberg) und eines Großherzogthums (Baden) besuchten, ihre Flotten musterten, und es ganz bei uns gestanden hätte, auch noch das Gebiet eines Kaiserstaates (Oestreich) und einer Republik (der Schweiz) zu betreten, und dies Alles innerhalb vierundzwanzig Stunden! Der Uebergang aus dem Baierschen in das Würtembergische wurde uns — Dank sei es dem durch Hrn. v. Cotta zu Stande gebrachten Handelsverbande! — gar nicht bemerkbar, eben so wenig der Eintritt in das Badensche. — In Friedrichshafen besuchten wir das abgetakelte

Dampfboot und bedauerten, daß es seine Fahrten eben eingestellt hatte. Auf einem anderen Schiffe hielt die katholische Schiffsmannschaft Betstunde. Ein Alter mit dem Rosenkranze sang vor, die Frauen und Kinder, so wie die andere Gesellschaft, ebenfalls mit Rosenkränzen in den Händen, fielen immer im Chor ein. Der Gesang bestand in einer ganz monotonen Anrufung aller Heiligen, als deren Krone zuletzt immer die „hochgebenedeite Mutter Maria!" angerufen wurde. Für einen Genre-Maler wäre dies ein schönes Bild gewesen; es waren einige recht artige Gesichter darunter, der Alte war von edlem, frommem Ausdruck, die jenseitigen grünen Ufer und die schneebedeckten Alpen gaben einen guten Hintergrund.

In Mörsburg hielten wir uns nur so lang auf, um von dem, uns sehr empfohlenen, Seeweine einige Flaschen zu leeren, wozu wir jedoch unseren Gaumen mit strengem Schweizerkäse reizen mußten. Es war zwölf Uhr des Mittags, als wir ein Boot bestiegen; von vier tüchtigen Ruderern und einem günstigen Hauch vom Himmel unterstützt, war die Ueberfahrt nach Constanz so angenehm, als wir sie nur wünschen konnten. Man kann die Seefahrt abkürzen, indem man sich nur bis zur nächsten Landspitze bringen läßt und dann drei Viertelstunden Weges zu Fuß zur Rheinbrücke, und über diese zur Stadt geht. Man hat dann

zugleich den Vortheil, die Insel Mainau beſuchen zu können, wenn man ſich nicht vor dem Namen entſetzt. Wie Kotzebue dazu gekommen iſt, ſeinem berühmten Menſchenhaſſer den Namen eines ſo menſchenfreundlichen Eilandes zu geben, war an Ort und Stelle am wenigſten zu ermitteln.

Das ſonntägige Conſtanz empfing uns ſehr ſtill, aber doch freundlich, einladend; mein Zimmer im Hecht hatte die Ausſicht auf den See und war ſo wohnlich, daß ich gern einen Sommer mich hier niedergelaſſen hätte. Von jeher hatte ich mir Conſtanz als eine finſtere Stadt vorgeſtellt, die Kirchen und Häuſer konnte ich mir nicht anders, als noch immer von Huſſens Scheiterhaufen eingeräuchert denken, und fand nun zu meiner großen Ueberraſchung heitere Straßen, freie Wälle, eine herrliche Ausſicht von der Rheinbrücke aufwärts und abwärts, luſtige, frohe Menſchen, die ihrem ländlichen Sonntagsvergnügen nachſchlenderten, und auf Huſſens Brandſtelle ſpielten Kinder mit einem Lamm. Von dem Boden, wo die Gräuelthat verübt wurde, iſt jede Spur verwiſcht, allein in der Weltgeſchichte hat dieſe Stelle noch immer den brandigen Geruch nach gebratenem Menſchenfleiſch behalten, damit die Lobredner „der guten alten Zeit," die uns gern in das romantiſche Mittelalter und unter den glücklichen Krummſtab der katholi-

schen Kirche zurückführen möchten, zuweilen einen Schauder empfinden, wenn der Wind von Constanz ihnen entgegen weht. Was hat Euch aber all Eure fromme Wuth und Eure religiöse Unmenschlichkeit geholfen? Was Dir, schamrother Kaiser Sigismund, Dein Wortbruch, Euch, Ihr vielen Hunderte von Fürsten, Grafen und Rittern im Geleite des Kaisers, Eure Unehre, Euch, Ihr zehntausend Bischöfe, Pfaffen und Mönchsgesindel, Euer Frohlocken, als die Flammen aufschlugen? Constanz war eine der ersten Städte im Süden, welche sich zum evangelischen Glauben (1528) bekannte, und der Triumph ist nicht auf Eurer Seite geblieben. — Der Dom zu Constanz gehört mit zu den berühmtesten Bauwerken des sogenannten gothischen Styls, doch ist er in sehr verschiedenen Zeiten entstanden und nicht nach einem Plane vollendet. Der älteste Theil mag das innere, von sechzehn ganz einfachen Säulen getragene, Schiff sein, die Bogen im halben Kreis und die rohe Arbeit der Gesimse deuten auf das elfte Jahrhundert hin. Im vierzehnten Jahrhundert wurde das Chor hinzugefügt und die beiden Arme des Kreuzes verlängert. Sehr erweitert wurde der Bau im funfzehnten Jahrhundert, in welchem die Abendseite vollendet und mit drei Thürmen versehen wurde, siebzehn Capellen und die drei Flügel des Kreuzgangs gegen Mor-

gen, Mitternacht und Abend mit vielen Säulen und Capellen entstanden. — Ein Brand im Jahre 1511 richtete eine so große Zerstörung an, daß das Domcapitel für nöthig hielt, die erfahrensten Meister von Fern und Nahe einzuladen, um ihr Gutachten abzugeben, wie dem Schaden am besten abzuhelfen sei. Die Urkunde ist noch vorhanden, in welcher „Hans Hammer, Werkmeister des Stifts zu Straußburg (Münster zu Straßburg), Steffan Rietzendorfer, Werkmeister zu Zürich, Meister Conrad von Ueberlingen, Erhard Dockenkolb von Newhusen, Balier an Unser Frawen Bau zu Fryburg, und Marx, Werkmeister zu Salmenschwyler," das verlangte Gutachten abgeben *). — Es bezieht sich vornehmlich auf die Wiederherstellung der Thürme, welche zum Theil abgetragen werden mußten, und „Helme von Steinwerk" erhielten **). Im siebzehnten Jahr-

*) Man findet es abgedruckt in: Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein. Bd. 1. S. 37. Freiburg 1825. Mit Abbildungen.

**) Das Capitel nahm sich des Baues und der Verzierung der Kirche sehr angelegentlich an, wie aus vielen in dem angeführten Werke mitgetheilten Urkunden erhellt. — Großes Kopfzerbrechen machte den geistlichen Herren ein nicht zur Zufriedenheit angefertigter Esel, den sie — wenn ich nicht irre

hundert wurde die Thüre gegen Mitternacht, der Giebel über der Vorhalle gegen Mittag, und ein neues Gewölbe des Schiffs gebaut, und im achtzehnten (1775 bis 1780) auf eine dem damaligen Modegeschmack entsprechende Weise das Beste der alten Bau- und Sculpturwerke im Innern übergipst, übertüncht und vergoldet. — Der schönste Ueberrest alter Kunst schienen uns die Flügel der Hauptthüre an der Abendseite, gearbeitet von Meister Simon Balder*) aus Constanz, J. 1470, wie es die Inschrift deutlich genug angibt. Wahrscheinlich hatte der Künstler die berühmten Erzthü-

---

— bei einer Darstellung der Geburt Christi besser bedacht wissen wollten, als der Bildhauer es vermocht. Unter dem 17. April 1523 findet sich deshalb folgender Beschluß: „Ex parte novi asini confecti. — Wiewol solliger Esel dem Bildhawer beuolhen zv machen vnd verhofft, denselbigen artlicher umb solch gros geld darven empfangen gemacht seyn: Nicht deßminder vff sein vnderthanig pitt angesehen vile seine kind vnd grosse Armut, ist capitulariter concludirt, daß man ihm solle noch vber die XVIII. Fl. so man ihm ver geben hat, noch zwei Fl. solle schenken, doch solle er den Esel wieder haim neemen vnd ihn baß vnd formlicher zurichten."

*) Fiorillo und Fueßli nennen ihn unrichtiger Weise: Baldro.

ren in Pisa, Florenz und Rom gesehen, und da seiner Vaterstadt nicht die Mittel zu Gebote standen, um die Thüren in Bronze gießen zu lassen, übernahm der fleißige Meister die gewiß nicht minder schwierige Arbeit, die Bildwerke im härtesten Eichenholze auszuschnitzen. Wie auf der älteren Thüre Ghiberti's am Baptisterium zu Florenz, sind auch hier Geschichten aus dem Leben Christi und der Maria in zwanzig Feldern vorgestellt. Die Reihe der Vorstellungen beginnt am rechten Flügel von unten mit der Verkündigung, daneben der Besuch der Elisabeth, und schließt am linken Flügel oben mit der Ausgießung des heiligen Geistes und dem Tode der Maria. Die Thürflügel laufen nicht in den gothischen Spitzbogen, sondern in Rundbogen aus; man sieht in dem zur Rechten das Bild des heiligen Konrad, der den Kelch mit der Spinne, welche gewöhnlich für eine Hostie angesehen wird, hält; in dem zweiten zur Linken den heiligen Pelagius, der mit seinem aufgekrempten Hute und seiner weltlichen Kleidung gar nicht wie ein Heiliger aussieht, und wegen der darunter befindlichen Aufschrift: „**Simon Baider artifex me fecit,**" von Vielen für den Meister der Arbeit unrichtiger Weise gehalten worden ist. Unter dem Bilde des heiligen Conrads steht die Jahrzahl: **Anno Mill. CCCCLXX.** Auch im Innern der Kirche fanden wir noch sehr zierliche Sculpturen,

besonders eine Arabeske von Engeln, Bären, Kindern u. s. w. in einem großen Halbbogen an der Wand unter der Orgel über dem Haupteingange; sehr schön sind die inneren Wandverzierungen der Welselschen Capelle, die hölzernen Chorstühle und vor Allen die Verkleidung einer Treppe, welche auf die Gallerie führt. Die Stufen verdeckt ein zierlicher Bau im Styl der sogenannten Sacramentenhäusel, mit Figuren von Propheten und Heiligen, die unter Baldachinen von durchbrochener Arbeit stehen, welche in reich mit Blättern verzierten Spitzen auslaufen. Leider ist dieses schöne Denkmal der vereinten Bau- und Bildnerkunst aus dem funfzehnten Jahrhundert durch einen späteren Anstrich übertüncht worden.

Die Kanzel ist aus späterer Zeit ohne Kunstwerth; getragen wird sie von einer, aus weit älterer Zeit herrührenden, Figur irgend eines Heiligen, den die erbitterten Pfaffen zur Aufreizung „der heiligen Einfalt" für Johann Huß erklärten und ihn der gläubigen Gemeinde zum Anspucken empfahlen.

Schon bei dem Aussteigen am Hafen hatte uns eine französische Inschrift ein großes Gebäude als das Museum der Antiquitäten von Constanz angekündigt. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, daß ein Bürger und Uhrmacher sich das Verdienst erworben, eine Menge Antiquitäten zu sammeln, wozu ihm der Magistrat in dem alten Con-

cilienſaal, der jetzt in ein Gewandhaus verwandelt worden iſt, einen Raum angewieſen hat. Vergebens bemühten wir uns, eingelaſſen zu werden; der Director und Cuſtode war über Land, vielleicht wohl über See; anderen Nachrichten zufolge vielleicht auch unter der Erde, nämlich in einem Keller, und ſo blieb unſere Neugier unbefriedigt. Wir benutzten den Nachmittag noch zu allerhand Excurſionen und Beſuchen, von denen ich nur das Atelier der Fräulein Ellenrieder erwähne. Sie hatte eben eine große Compoſition, einen heiligen Stephanus ziemlich vollendet, ein Bild, das beſonders in Betreff des Colorits einen höchſt glücklichen Farbenſinn verrieth.

Wir beſchloſſen den Tag mit Erſteigung des Thurmes oder der Thürme des Doms, wo wir einen Wächter in ziemlich dürftiger Einrichtung fanden, deſſen Lebensabend nicht wie die grauen Alpenhäupter, die er ſeine alten Kameraden nannte, von der untergehenden Sonne vergoldet zu werden ſchien. Ein paar Kreuzer hatten für ſein Auge mehr Werth und mehr Reiz, als das große Goldſtück des Himmels.

Am anderen Morgen meldete ſich in aller Frühe der Conſervator des Muſeums, ein ſehr geſprächiger Mann, der geſchickt in den Ruhm ſeiner Sammlung einfließen zu laſſen wußte, daß ja ein Jeder gern einen Gulden Conſervationsgeld

zahle, um ſolche Merkwürdigkeiten zu ſehen. Er ließ uns kaum den Kaffee in Ruhe trinken, wir mußten ihm ohne Verzug zu ſeinen Raritäten folgen. Bilder, Rüſtungen, Schnitzwerk in Holz und Elfenbein, geſchnittene Steine, Mineralien, Muſcheln, Miniaturen, Münzen und noch hunderterlei Dinge hat der Mann mit vielem Fleiße zuſammen gebracht, und als wir ihm unſeren Beifall nicht vorenthielten, ergoß er ſich in laute Scheltworte gegen die unverſtändigen Gelehrten ſeiner Vaterſtadt, die nicht zugeben wollten, daß auf den Lehnſeſſeln, die er mit einigen alten gewirkten Tapeten nebſt Thronhimmel behangen, einſt Kaiſer Sigismund und Papſt Martin V. geſeſſen. Vieles auf Huß Bezügliche hat der fleißige Sammler ebenfalls zuſammengebracht, und zur anſchaulichen Vorſtellung hat er Johann Huß, wie ihm ein Dominicaner mit dem Scheiterhaufen droht, wenn er nicht widerrufen werde, in Lebensgröße aufgeſtellt. Auch den Koben, in welchem Huß vor der Hinrichtung eingeſperrt war, hat er aus dem Franciskanerkloſter ſich zu verſchaffen gewußt.

Dritter Brief.

Am Steeg, im August.

Wir hatten von Constanz aus unser Gepäck voraus nach dem Dorfe Gottliebe geschickt, wohin wir zu Fuß nachspazierten, und nachdem wir unsere Pässe an dem Schlagbaume der Republik der Eidgenossen hatten visiren lassen, bestiegen wir einen Nachen, der uns auf dem Untersee hinab nach Stein trug. Die Ufer dieses See's sind für den Vorüberfahrenden um so einladender, da man immer in ihrer Nähe bleibt. Auf einer mit Kastanien bepflanzten Anhöhe zur Linken bewohnt die ehemalige Königin Hortensia von Holland ein schönes Schloß, zur Rechten winkten freundliche Wohnungen herab von der Insel Rheinbergen, auf welcher sich ein Rebenhügel in seinem vollsten Grün erhebt, und die durchschimmernden Trauben versprechen einen reichen Herbst. Hatten wir uns

nicht Zeit nehmen dürfen, die nahgelegene Insel zu besuchen, so durften wir noch weniger daran denken, die hohe Felsenburg bei Stein zu ersteigen, so sehr belohnend es auch gewesen sein würde. Wir aber vertrauten uns dem jugendlichen Rheinstrom an, der, von dem Bodensee genährt, jetzt als ein munterer Knabe durch ein schönes Land dahin tanzt. Schon jetzt zeigt er sich als einen Freund des Weines, den er an seinen sonnigen Ufern pflegt, zwar noch ein leichtes Getränk, wie es sich für einen so jungen Burschen ziemt, allein man sieht, wohin es eine gute Natur in späteren Jahren bringt, wenn sie sich zeitig gewöhnt. Ist er um ein hundert Meilen älter, so läßt er sich den Becher schon mit edlerem und stärkerem Getränk füllen. — Gegen fünf Uhr des Nachmittags trafen wir in Schaffhausen ein, wo wir die Straßen und Märkte gedrängt voll Landvolk fanden, die der Jahrmarkt hierher gezogen hatte. Daß wir uns nun in der Schweiz befanden, durften wir nicht mehr bezweifeln; hätten wir es auch nicht an den, aus Abbildungen bekannten, Schweizertrachten, die wir hier in buntem Gemisch beisammen fanden, errathen, so würden wir es an den Wällen von Schweizerkäsen, durch die wir wie in einem Laufgraben zu den uns empfohlenen Gasthof, zum Löwen, gelangten, gemerkt haben. So sehr auch das Haus besetzt war, so versprach

uns doch die freundliche Wirthstochter, die unter uns eine Bekanntschaft aus früherer Zeit fand, Aufnahme und Unterkommen. Für's Erste gab sie uns den guten Rath, ohne Verweilen uns nach dem Rheinfall auf den Weg zu machen, wo wir dann bei der Rückkehr ein gutes Abendbrod und unsere Zimmer bereit finden sollten. Wir blieben diesseit, auf dem rechten Ufer, und stiegen auf dem Fußpfade bei den Eisenwerken und Mühlen von Neuhausen zum Rheinfall hinab. Schon von fern kündigte er sich uns mit dumpfem Donner an. Ein Jeder von uns suchte irgend eine Anhöhe zu ersteigen, um einen glücklichen Standpunkt zu gewinnen, Einer rief dem Andern zu, zu ihm zu kommen, denn Jeder glaubte das beste Plätzchen gefunden zu haben und Keiner wollte das seine verlassen oder vertauschen. Ich hatte das meine an dem Abhange vor den Mühlen gewählt, so daß ich noch einen Rückblick auf den Strom, bevor er hinabstürzt, thun, dann den Weg selbst in seiner ganzen Breite und Tiefe, auch den weiteren Lauf übersehen und verfolgen konnte. Was mir aber mein Plätzchen ganz besonders lieb machte, war, daß ich mich im Grünen lagern konnte, ohne von dem Staubregen des Wasserfalls getroffen zu werden; das Stehen daneben machte eine unangenehme, schwindelhafte Empfindung. Ungern trennte ich mich nach kurzer Rast von diesem Lager, allein

die Freunde hatten bereits unten einen Kahn beſtiegen und rieſen mir zu, oder winkten vielmehr, denn kein Ruf würde hier durchdringen, hinab zu kommen. Wir ließen uns nach dem linken Ufer bringen, um das Schloß Lauffen zu beſteigen, bedungen jedoch bei den Fährleuten aus, daß ſie uns ſo nah als möglich an den Fall ſelbſt heranfahren ſollten. Auf ziemlich ſchwankendem Nachen fuhren wir jetzt zuerſt am rechten Ufer, wo keine ſtarke Strömung war, hinauf und ſo mitten in die hochaufſchlagenden Wellen, denen unſere Schiffer faſt mit mehr Trotz und Muth, als wir es wünſchten, entgegen fuhren. Erſt nachdem wir mehrmals zurückgeworfen worden waren und der Staubregen in ſtärkeren Tropfen uns ziemlich durchnäßt hatte, nahmen wir die Richtung nach dem linken Ufer und ſtiegen durch die Parkanlagen eines Gehölzes auf bequem gebaueten Stufen hinauf in den Pavillon des Schloſſes, wo ein Fremdenbuch ausgelegt iſt, denn die Ausſicht von dieſer Stelle hat den größten Ruf. Mir war mein Plätzchen am jenſeitigen Ufer lieber; eine hohe Vogelperſpective halte ich überhaupt nicht für geeignet, einen Waſſerfall zu ſehen, zumal den Rheinfall, der ſich von dieſem Punkte zu ſehr verkürzt. Wir ſtiegen noch zu einem tiefer gelegenen Altan hinab, der faſt in den Fall ſelbſt hinein gebaut iſt. Hier war das Schauſpiel bei weitem größer, obwohl auf

einen engern Raum beschränkt. Unsere Füße zittern unter dem Donner des Stromes, der an eine hölzerne Schälung schlägt, auf der wir stehen, und wir sehen unmittelbar auf den Theil des Falls, wo sich die größte Wassermenge hinabstürzt. Kaum sollte man glauben, daß in einem so jähen Sturze einer so ungeheuern Masse ein Unterschied und ein Wechsel der Formen sich bemerkbar machen könnte, allein sobald man das Auge nur erst an die Bewegung im Ganzen gewöhnt hat, findet man auch die Mannigfaltigkeit heraus, die uns nun auf's Neue fesselt. — Die hereinbrechende Dämmerung mahnte uns an den Heimweg, den wir auf dem linken Ufer nahmen und so über die Rheinbrücke zur Stadt und zu unserer Löwenjungfrau zurückkehrten. An der Wirthstafel wurde ich nun zum ersten Male inne, daß ich mich in der Fremde befand, denn zu meiner Linken bat mich eine Signora italiana um salami, zur Rechten eine englische Lady um den Mustard, und gegenüber eine Französin oder Holländerin um den Salat.

Am Abend besuchten wir einige Tanzböden und Weinstuben der Bauern, fanden jedoch nicht die Fröhlichkeit, die wir erwarteten; das Landvolk erschien ärmlich und die Hauptrollen auf den Ballsälen spielten die städtischen Handwerksburschen, elegante Schneider- und zuvorkommende Tischlerge-

ſellen. Die Bauernburſche boten uns ihren Wein und ihre Mädchen an, und ſo ſauer wir den Krug und ſo ſcheel uns die Dirnen anſahen, ſo mußten wir doch Beſcheid thun, und waren zuletzt froh, uns aus dem Strudel wieder herausrudern zu können. So war der erſte Verſuch, uns mit dem Volke, ſeinen Sitten und Gewohnheiten bekannt zu machen, nicht zum beſten geglückt, und wir kehrten leidlich befriedigt durch die unerleuchteten, ſtockfinſtern Straßen zum Gaſthof zurück.

Für den nächſten Morgen hatten wir einen Wagen gemiethet, der uns nach Zürich bringen ſollte. Wir eilten ihm zu Fuß voraus und gaben dem Kutſcher die Weiſung, uns am Chauſſeehauſe zu erwarten, da wir vorher noch einmal den Rheinfall beſuchen wollten. Der Morgen war der ſchönſte, den wir noch auf der Reiſe gehabt hatten, und die Beleuchtung bei weitem günſtiger, als ſie es am Abend geweſen war. Erſt heute gelang es mir, die wundervolle Erſcheinung ruhig aufzufaſſen.

Schon manches große Schauſpiel der Natur hatte ich geſehen, ein großartigeres noch nie, als den Rheinfall bei Schaffhauſen, der mich um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, als Viele, die ihn beſucht hatten, von ihm gleichgültiger, als von anderen Waſſerfällen ſprachen, und die beſten Gemälde nicht im Stande ſind, uns nur eine entfernt ähnliche Vorſtellung davon zu geben. Hier

ist der jugendliche Strom der Knabe Hercules, der in der Wiege schon die Schlangen erdrückt. Zwischen Felsenufer eingeengt, wird sein Lauf unterhalb Schaffhausen beschleunigt, er hat eine Ahndung von dem Kampf, der ihm bevorsteht, so muthig stürzt er daher, so sicher ist er, daß kein Wall und keine Mauer dem ungestümen Andrang seiner Brust widerstehen, kein noch so tief gezogener Graben ihn aufhalten kann. Ueber die kleineren Felsenstücke, welche ihm die neckenden Berggeister zuerst entgegen werfen, fällt er brüllend her, wie ein Löwe, den die sicheren Jäger mit leichteren Geschossen zur Wuth reizen. Immer größer werden die Felsen, die ihm den Weg verlegen wollen, da verdoppelt sich sein Ungestüm, die Bollwerke, die ihn dämmen wollten, hat er durchbrochen, und nur in einzelnen Trümmern erkennt man noch ihre Spur; er aber schüttelt brüllend die weißen Mähnen, die in überschlagenden Wallungen sich in die Höhe sträuben, ungebunden nimmt er blind wüthend seinen Lauf und ras't und donnert schäumend in den Abgrund. — Hier ist er die Gewalt, die Alles vor sich und mit sich niederstürzt und in der Zerstörung sich selbst zerstört; hier sehen wir die Flucht alles Irdischen und Vergänglichen, wir hören das Rauschen der Zeit, denn schneller, als das Jetzt, das doch so lang verweilt, als wir es aussprechen, jagt ein Wasser-

ſturz dem andern nach, und es iſt nicht das Sandkorn aus dem Leben des Einzelnen, das wir verrinnen ſehen, es iſt der Strom der Weltgeſchichte, der vorüberſtürmt. Man verſucht es, einen Punkt in's Auge zu faſſen, einer Welle zu folgen, allein wo man hinblickt, wird man im verwirrenden Schwindel fortgeriſſen; man muß ſich lagern, um gewiß zu ſeyn, daß man einen ſicheren Boden unter ſich hat, und auch hier klammert man ſich unwillkürlich noch an den naheſtehenden Baumſtamm an, denn ſelbſt die Felſen ſcheinen zu wanken. — Wie mit magnetiſcher Kraft feſſelt dieſer unheimliche Zug des Fluſſes unſer Auge an ſich, man muß ſich mit Gewalt davon losreißen. — Am anderen Ufer fand ich jedoch eine Stelle, wo ich, ohne auf den Fall ſelbſt ſehen zu müſſen, ſein Entſtehen und die Vorbereitungen dazu näher beobachten konnte; hier ſcheint es faſt, als ob er in ſeinem Rauſche noch einmal zur Beſinnung kommt, ſträubend ſich aufſtaut und mit vorgebogenem Haupte einen Blick in den Abgrund wirft, bevor er ſich hinabſtürzt. An den vorſtehenden Wänden bilden ſich Strudel und Brandungen, im Bette ſelbſt ſind Höhlungen, in die ſich Wirbel hineinbohren, und indem die Wellen von verſchiedenen Seiten gegen die ſchon unterwühlten Felſen Angriffe machen, gerathen ſie unter ſich ſelbſt in Streit, wie ſich Freunde in der Verwirrung der

Schlacht verkennen. Aus der Tiefe aber steigen dampfende, triefende Staubsäulen auf, wie der Brodem aus einem ungeheuern Kessel, sie erheben sich dreimal so hoch, als der Fall stürzt, und erreichen uns, wie hoch wir auch steigen, zumal wenn der Wind sie uns zuführt. Allein selbst in diesem wilden Durcheinander hatte ich Gelegenheit, ein schönes Phänomen zu beobachten, in welchem sich mir Goethe's Lehre von den physiologischen Farben auf's Neue bestätigte. Das Rheinwasser hat hier in seiner Ruhe eine smaragdgrüne Farbe; verändert sich die Oberfläche und vertieft sich, so sieht man in den Aushöhlungen rothe Schatten. Legt sich nun um diese wallenden Vertiefungen der weiße Schaum, so gestaltet sich die Brandung hier und da zu riesenhaften weißen Rosen, in der Tiefe mit einem rothen Kelche und von grünen Blättern umgeben.

Die verabredete Zeit war abgelaufen, und wir eilten nun den Hügel hinauf, um unsern Kutscher nicht länger warten zu lassen.

Zürich, wo wir zeitig und hungrig genug eintrafen, um von dem alten berühmten Rüdeh uns an einer guten Wirthstafel ätzen zu lassen, macht den Eindruck einer großen, belebten, reichen Stadt. Geputzte Damen, feine Herren, Officiere, Equipägen, Modeladen u. s. w. sah mir Alles nicht so recht schweizerisch aus, und als ich nun

vollends die Sternschanzen, Bastionen, Graben und Wälle gewahr wurde, vergaß ich ganz, daß ich mich auf dem Boden der Republik befand, welche von jeher die Alpen als ihre Bollwerke und Naturschanze rühmt.

Für uns war die Schweiz nur die Vorrede zu Italien, sie wurde daher nur flüchtig durchlaufen. In Zürich suchten wir zuerst einen Bekannten meines Bruders, den Maler Vogel auf, der ein Landhaus auf einer schön gelegenen Anhöhe besitzt. — Die schweizerischen Historienmaler haben erstens den Vortheil, daß sie eine nicht nur an großen Begebenheiten, sondern auch an großen einzelnen Scenen reiche vaterländische Geschichte besitzen; zweitens den, daß diese Geschichten von Jedermann gekannt sind, wodurch sie immer schon ihres Inhalts wegen interessiren. Wir sahen bei Hrn. Vogel einen Wilhelm Tell, die Heimkehr aus der Schlacht von Morgarten, Winkelrieds Tod, den Abschied Zwingli's und einige andere Darstellungen aus der Schweizergeschichte, die gewiß ein jeder Bauer und Bürger auf den ersten Blick erkannt hätte.

Hr. Vogel hatte die Gefälligkeit, uns auf einige wegen ihrer Aussicht berühmte Punkte zu begleiten, in einige Kirchen zu führen und einen Spaziergang mit uns nach einem an dem See gelegenen öffentlichen Garten zu machen.

In unserem Wirthshause trafen wir eine wohlbesetzte Tafel, gaben aber doch dem Weine aus der preußischen Schweiz (Neufchatel) den Vorzug vor dem republicanischen, bedeutend sauern Getränke.

Mit einem Stoßgebetlein um gutes Wetter schauten wir am frühen Morgen hinaus und freuten uns der guten Aspecten; Großes stand uns heute bevor, wir hatten den Uebergang über den Albis, die Fahrt über den Zuger See und den Sonnenuntergang auf dem Rigikulm vor uns. — Unsere Münchner Begleiter blieben zurück und ich bestieg mit meinem Bruder ein Luzerner Fuhrwerk von eigenthümlicher Bauart. Es war eine russische Droschke mit einem indischen Baldachin, und glich eben sowohl einem Himmelbette, als einem Triumphwagen, die Pferde waren wie zur Schlittenfahrt aufgeputzt, der Kutscher, in besonderer Landestracht, sprach einen schweizerischen Dialekt, von dem ich auch nicht eine Sylbe verstand, dies Alles gab der Fahrt etwas Fabelhaftes und Orientalisches. An einem Wirthshause auf der Höhe gönnten wir unseren Rossen einige Erholung und stiegen über eine Alme zu der freier gelegenen Aussicht. Da lag nun die ganze Alpenkette vom hohen Säntis bis zur Jungfrau vor uns, unter uns nach der einen Seite der Züricher, nach der andern Seite der Zuger See. Mein Bruder, der

schon zweimal die Schweiz bereis't hatte, erkannte die unveränderten Physiognomien der geschlossenen Gebirgsketten-Gesellschaft bald wieder, unser Züricher Führer und einige Profile von Ebel ergänzten, wo es fehlte, und so wurden mir bald diese charaktervollen Stirnen und Nasen, Hörner und Haken, Rücken und Kämme nach Stand und Namen genau bekannt.

Nach Zug ging es rasch hinab; eine Gondel wurde sogleich gemiethet, zwei Holländer mit ihren Frauen schlossen sich an uns an und, aus dem vortrefflichen Wirthshause in Zug mit dem reichlichsten Frühstück versehen, fuhren wir, von dem heitersten Wetter begünstigt, über den ruhigen See nach Aart. Einer unserer Schiffer hatte schon während der Fahrt den Damen seine breiten Schultern, den Herren seinen Marstall und insgemein sich als Träger, Stallmeister und Führer auf den Rigi und durch die ganze Schweiz angeboten. Er langte seine Briefstasche hervor, um uns die ihm seit vielen Jahren von den Fremden, die er geführt hatte, zurückgelassenen Empfehlungen zu zeigen. Darin machte sich mir sogleich die wohlbekannte Hand meines Freundes, des Professors und Landschaftsmalers Rösel in Berlin, bemerkbar, von welchem uns dieser Führer, Schindler mit Namen, bestens empfohlen war. Unbedenklich vertrauten wir uns ihm an. Die Herren aus den

Niederlanden, die heute ihren Titel als die „Hochmögenden" geltend machen wollten, bestellten sich nach einigen Debatten vier Saumrosse und baten uns, sie nicht zu verlassen. Da ich durch die Feldzüge 1813, 1814 und 1815 Holland und die Niederlande ziemlich genau kannte, mein Bruder von einer Kunstreise durch diese glücklichen Lande erst kürzlich zurückgekehrt war, und wir nur schöne Erinnerungen von der dortigen Aufnahme mitzutheilen wußten, hatten wir schon während der Wasserfahrt das Zutrauen der neuen Bekanntschaften gewonnen und sollten bald noch mehr in Anspruch genommen werden.

Vierter Brief.

Am Steeg im August.

Wir hielten am Fuße des Rigi, und blickten sehnsüchtig nach seinem Scheitel hinauf. Vier Saumrosse wurden für die Holländer vorgeführt, uns brachte man zwei Alpenstöcke, die uns als Hebebäume dienen sollten. Zuvörderst gab es einen kleinen Familienzwist zu schlichten. Einer von den beiden Holländern, ein dicker, alter Herr, ging uns angelegentlich an, mit uns die Partie zu Fuß zu machen. Er hatte in seinem Leben noch nicht zu Pferde gesessen, und ihm ward vor diesen geduldigen, kopfhängerischen Thieren so bange, als wären es die unbändigsten Renner. Dagegen hatte seine junge Frau sich mit einem Muthe, gleich einer Amazone, auf das Roß, das noch von allen das munterste Ansehen hatte, geschwungen, trabte die Volte um den zaghaften alten Herrn, und setzte ihm so lange zu, bis er sich mit

Hülfe unserer beiden Alpenstöcke auf den, für seine Wohlbeleibtheit nicht ganz geräumigen, Sattel heben ließ. Nach den Zügeln verlangte er durchaus nicht, hielt sich auch mit beiden Händen so fest an dem Sattelknopfe an, daß er mit ganz trübseliger Miene den Führer, der sie ihm anbot, fragte, ob er sie in den Mund nehmen solle? Wir verordneten einen Knappen an seine Seite, und so ergab er sich endlich in das unvermeidliche Schicksal, betheuerte aber fortwährend, daß er viel lieber zurückgeblieben wäre, wenn er gedacht hätte, daß er den Berg hinauf reiten müßte. Kaum hatten wir dies Ehepaar begütiget, so begann dieselbe Noth mit dem anderen, nur daß hier die Rollen wechselten. Hier war die Frau so schüchtern, und trat mit solchem Zittern und Zagen zu dem geduldigen Saumroß, als sollte sie auf ein Krokodil gesetzt werden; so bald das Thier nur mit dem Kopf schüttelte, oder mit dem Schweif sich die Fliegen wedelte, schrie sie laut auf: „es beißt! es schlägt!" und ihr Mann, der ihr lange vergeblich mit guten Worten zugeredet hatte, sah sich endlich genöthigt, sie ziemlich unsanft anzufassen und in den Sattel hinein zu setzen. Obwohl der Sattel hinten mit einer Lehne, vorn mit einer Fußbank versehen, so waren doch noch drei Personen nöthig, um die arme Frau einigermaßen zu beruhigen. Ein Führer nahm den Zaum,

ein zweiter mußte die Lehne des Sattels fassen, und mich beschwor sie, ihre Hand fest zu halten, damit sie sogleich herunter springen könne. Ihr Mann, ein alter, mürrischer Herr, war über die ganze Scene so verdrießlich geworden, daß er weit vorauf zu der Amazone ritt, und seine zitternde Frau ihrem Schicksal und uns überließ.

Anfänglich geht der Weg gut gebahnt über grüne Matten und durch Buschholz, man steigt nur allmählig aufwärts, aber bald wird der Pfad steil, und obwohl die Reiter ein ziemlich hohes Wegegeld zahlen müssen, so ist doch für den Straßenbau nicht gut gesorgt. Indessen sind die Saumrosse mit allen schlimmen Stellen so genau bekannt, daß sie selbst in finsterer Nacht keinen Fehltritt thun würden. So sehr ich nun auch der zaghaften Dame die Vorzüge dieser Thiere rühmte, so nahm doch ihre Herzensangst mit jedem Schritte zu, und als sie jetzt, wo der Weg sich um eine Felsenecke bog, sah, wie die beherzte Freundin den Abhang rasch hinauf ritt, beschwor sie mich um Gottes Willen, ihr von dem Pferde herab zu helfen. Ich redete ihr zu, machte sie auf den feuchten Boden, auf die spitzen Steine und ihre leichten, seidenen Schuhe aufmerksam — Alles war umsonst; als sich an der Ecke vor uns der tiefe Abgrund öffnete, stürzte sie sich, von einem krampfhaften Schwindel befallen, von dem Pferde herab,

und hätte leicht zu Schaden kommen können, wenn wir sie nicht gehalten hätten. Auf ihr Geschrei war ihr Mann abgesessen, kam zurück, redete ihr nochmals gütlich zu, und da dies so wenig, wie früher half, tobte und schalt er, saß wieder auf und trabte davon. Da hatten wir nun die schöne Last am Arme, und ich sah einen dreistündigen Weg bergauf mit einiger Bedenklichkeit vor mir. Auf ihren eigenen Füßen war indessen unsere Holländerin eine ganz andere Person, sie war heiter und gesprächig, und da wir auf einem Seitenpfad einen Vorsprung vor den Reitern gewannen, lachte sie die berittene Gesellschaft aus, und frägte, ob wir für sie das Abendbrod bestellen sollten? Wo die kleinen Gießbäche uns in den Weg kamen, legten wir Steine, über die sie geschickt und sicher hinübersprang, die Knüppelwendeltreppen und verfallenen Felsenstufen erstieg sie so behend, daß der bei uns gebliebene Führer meinte, „sie klimme wie eine Gais." So erreichten wir den ersten Ruhepunkt auf der Hälfte des Weges in der That früher, als die Reiter, und sie empfing den ziemlich brummischen Herrn Gemahl mit freundlichem Gesicht, und was ihm noch willkommener war, mit einem Kruge Wein, den wir von der Sennerin uns in eine schön gelegene Laube hatten bringen lassen. Vergebens redeten wir der Dame zu, sich wieder aufzusetzen; der

dicke Holländer gab die besten Versicherungen, die Freundin lachte sie aus, der Mann schalt, und erklärte, daß er von jetzt an ebenfalls zu Fuß gehen werde, da er nicht zugeben könne, daß mir eine so schwere Last aufgebürdet würde. Ich gab die beruhigendsten Versicherungen, und während die andere Gesellschaft in die schöne Aussicht aus den Bogen der Laube vertieft war, machte sich die Niederländerin wieder auf den Weg, und obwohl sie sich eine fernere Begleitung verbat, so nahm sie doch meinen Arm wieder an, sobald der Weg auf's Neue steil und unbequem wurde. Wir hatten bald wieder einen Vorsprung gewonnen, allein der zürnende Gemahl hatte Wort gehalten, er folgte zu Fuß und hatte sein Pferd dem Führer überlassen. „Warum geht mein Mann zu Fuß?" fragte sie betroffen. „Aus Sympathie," gab er verdrießlich zur Antwort. „Mit Eurem Pferde!" fügte sie schnippisch hinzu. Um eine Scene zu vermeiden, redete ich ihr freundlich zu, und gab ihr zu bedenken, daß man sehr Unrecht thue, ein Vergnügen, was nur mit großer Anstrengung gewonnen werde, sich zuletzt ohne Noth zu verderben, und wie man, zumal wenn es bergauf gehe, sich nicht mit dem Verdruß der niederen Erde belasten müsse. Noch viele gute Gründe fügte ich hinzu, um die gutmüthige Frau zu überreden, jetzt, wo der Weg eben, der Boden morastig

war, das Pferd wieder zu besteigen, und sie that es; doch muß ich vermuthen, daß der feuchte Grund der Alpe wirksamer war, als alle trocknen Gründe der Moral. Der Gemahl ging während des Aufsitzens ganz trotzig an uns vorüber, und trat absichtlich in die tiefsten Stellen des Moores, um gleichsam der Frau zu zeigen, zu welcher Desperation sie ihn gebracht habe. Sie rief ihm zu, daß er sie loben sollte, da sie nur um seinetwillen wieder aufgestiegen sei; er antwortete nicht, sondern trat nur desto tiefer in den Sumpf. — „Er will noch trotzig sein," sagte sie, „nun gut, so soll er den ganzen Weg zu Fuß machen, ich bitte, setzen Sie sich auf sein Pferd, und reiten Sie neben mir." Da ließ ich mich nicht lange bitten, es that mir wohl, meinen Arm etwas ausruhen zu können, und meine Füße im Trocknen zu wissen. Die Dame trieb ihr Pferd an, um ihren Mann einzuholen und ihm zu sagen, daß sie mich gebeten habe, sein Pferd zu besteigen, was er gewiß gern sehen werde, da er schon vorher wegen der Gefälligkeit, mit der ich mich ihrer angenommen, für mich besorgt gewesen sei. Ich war darauf gefaßt, daß sich seine Arme in ein Paar holländische Windmühlenflügel verwandeln würden, allein er versicherte mit der unterwürfigsten Haustyrannen-Stirne, daß Madam ganz zu befehlen habe. Wir waren ein gutes Stück geritten, als ich in

der Ferne einen, in der That gefährlichen Felsenhang bemerkte, den wir passiren mußten; an einigen kleineren Abhängen hatte ich die furchtsame Freundin glücklich vorüber gebracht, indem ich ihr zur Seite blieb, sie festhielt, und ihr gebot die Augen eine Zeitlang zu schließen. Bei jenem Abhange, dem wir uns näherten, ward der Weg zu schmal, als daß zwei neben einander reiten konnten; ich mußte das Schlimmste fürchten und stieg daher zuvor ab, um meine Dame desto sicherer zu geleiten. Eine Zeitlang hatte ihr Strohhut sie vor dem Scheuwerden geschützt, allein jetzt mußte sie der Gefahr offen in's Auge sehen, der frühere Schwindel befiel sie wieder. „Ah! des précipices terribles!“ schrie sie, und stürzte sich so rücksichtslos herab, daß ich, indem ich sie aufhielt, ziemlich unsanft auf mein Knie mich stützen mußte. Der Holländer beflügelte jetzt seine Schritte, vielleicht mehr, weil er mich auf den Knien, als weil er seine Frau in Gefahr sah. Die spitzen Steine und die halsbrechende Stelle überzeugten ihn bald genug, daß der Kniefall ganz unfreiwillig geschehen sein müsse; von dem Schrecken seiner Frau betroffen, die er doch nicht füglich in den Armen eines Anderen lassen konnte, nahm er sich ihrer mit unerwartet zärtlicher Besorgniß an, und ich überließ es Beiden, den Hausfrieden wieder herzustellen.

Ich eilte voraus, und schloß mich an die vordere Gesellschaft an, wo ich der unternehmenden Reiterin ausführlichen Bericht über die gehabten Abenteuer und Unfälle erstatten mußte. Das kleine Dörfchen mit der Kirche Maria zum Schnee hatten wir hinter uns, wir stiegen nach Rigi-Staffel hinauf, ohne uns umzusehen, denn die Sonne neigte sich und ich fürchtete, sie zu verlieren, wie Orpheus die Euridice, als er nach ihr zurückblickte. Auf dem letzten steilen, aber doch grünen Pfade, hatte uns das noch immer nicht wieder ausgesöhnte Ehepaar eingeholt, die Dame saß zu Pferde der Mann aber war hartnäckig zu Fuß geblieben, und wich nicht von der Seite der besorgten Gattin. Diese begann auf's Neue sich bei mir zu entschuldigen, und mir als ihren Lebensretter zu danken, denn ihre Furcht hatte die Gefahr um Vieles vergrößert; auch der Gemahl stimmte, so sauer es ihm ankam, in diese Versicherungen und Danksagungen ein, und die Frau nöthigte ihn sogar, mir für den letzten Stieg sein Roß anzubieten. Da er nochmals auf das Bestimmteste erklärte, daß er nicht wieder aufsitzen werde, nahm ich es an, und überschaute mit großem Behagen die herrliche Gegend, die jetzt im Westen, wohin sich der Weg wendete, vor und unter uns lag. Mit einiger Schadenfreude sah ich auf den wohlbeleibten Holländer zurück, der

sich abwechselnd an den Schweifen unserer Saumrosse festhielt, um sich auf diese Weise am Schlepptau zu dem ersehnten Ziele bringen zu lassen.

So war nun der Culm erstiegen, die Sonne stand noch hoch genug, um Licht und Schatten über diese ungeheure Aussicht zu verbreiten, und die staunenden Augen schritten, wie die homerischen Götter, von Bergen zu Bergen. Wie die Kinder vor dem Christbaume und dem Tisch mit dem ausgebreiteten Spielzeug staunend und schweigend stehen, und nicht wissen, wohin sie die Augen wenden sollen, so ging es uns, als wir rings um uns her, zu dieser noch nie gesehenen Welt hinauf- und herniederblickten; hätte mich ein gescheitertes Luftschiff hierher verschlagen, ich hätte eben so gut glauben können, ich befände mich auf dem Monde, oder innerhalb des Ringes des Saturn, so fremd und überraschend war mir diese Umgebung. Alle Anstrengung des Weges war vergessen, die Abplattung des Culms wurde nach allen Richtungen hin durchmessen, jeder Hügel, der noch über den andern sich erhob, erstiegen, selbst der hölzerne, etwas baufällige Altan, zu welchem eine schwankende Leiter führt, wurde besucht, bis endlich ein einsames, grünes, weiches Moosplätzchen, am östlichen Abhange, wo ich Ueberwind hatte, und es mir so bequem machen konnte, als ich nur irgend wollte, mich aufnahm. Ueber die

ſchwankenden Wipfel der nächſten Tannen ragten die fernen, ſtarren Gipfel der Gletſcher mir entgegen, jeder mit einer andern Phyſiognomie, eine unfreundliche, kalte Geſellſchaft, die mit undurchdringlicher Kette mich einſchloß. Als ich ſie indeſſen etwas näher in's Auge faßte, fand ich bald bekannte Geſichter. Den hohen Säntis, der mir den erſten Gruß aus der Schweiz zurief, als ich mich noch jenſeits Lindau befand, und der uns, ſo lange wir auf dem Bodenſee fuhren, nicht aus den Augen gelaſſen, auch auf dem Wege von Zürich nach Zug uns von Zeit zu Zeit erſchienen war, lag mit den hochgethürmten, langgeſtreckten Rücken, auf welchem ſich „der Altmann" gravitätiſch, wie der ſteinerne Gaſt, erhebt, mir gerade gegenüber. Die Vorarlberger hatten ſich einen Paß offen gehalten, durch den ſie herüberſchauten, und ich erkannte ſie am Zuſchnitt und der Farbe ihres Kleides; eben ſo die Appenzeller mit breitem Rücken, die den hohen Kuhfirſten, einen Flügelmann von 10,000 Fuß an ihre Spitze geſtellt haben. Wie es gar nicht ſo ſchwer hält, die einzelnen Sterngruppen in ihrer Zuſammenſtellung, und ſelbſt die einzelnen Sterne nach ihrer Nachbarſchaft und ihrem Geſicht, unterſcheiden zu lernen, obwohl auf den erſten Blick einer den anderen ganz gleich zu ſein ſcheint, ſo ging es mir auch mit den Alpen; bei der großen Familienähnlichkeit, die

ſie haben, lernt man bald die verſchiedenen Landsmannſchaften kennen, und ſobald uns die einzelnen Herren, mit ihren Stöcken und Hörnern, die Damen und Jungfrauen mit ihrem Kopfputz und ihren Reifröcken vorgeſtellt ſind, behält man auch dieſe genau im Gedächtniß. Schon bei dem erſten Umgang, den wir gehalten, lernte ich die Berner, Luzerner, die von Chur und Glarus, die Appenzeller, Tyroler und Vorarlberger ſo genau von einander unterſcheiden, als ob es die Bauern der verſchiedenen Cantons in ihren verſchiedenen Trachten geweſen wären, und ſo machten mir auch die Geſtalten der einzelnen Berge, deren Namen mir noch aus meinen geographiſchen Studien mit ihren gemeſſenen und ungemeſſenen Höhen im Gedächtniß waren, einen ſo lebhaften Eindruck, daß ich zum wenigſten die renommirteſten derſelben auf den erſten Blick wieder erkannte. Mit demſelben Vergnügen, mit dem ein junger Capitain zum erſten Male vor der ihm anvertrauten Compagnie auf- und abgeht, hielt ich hier Muſterung über die im Süden aufgeſtellte, in ewigen Schnee uniformirte Gletſcher-Garde. Das Finſter-Aarhorn ſtand als Flügelmann auf dem linken Flügel, die Schreckhörner und Wetterhörner, denen die Töne in der Eiszone eingefroren waren, ſtanden mir als ſtumme Spielleute gegenüber, und die ſchlanke Jungfrau gewährt dem breitſchul-

trigen, glatzköpfigen Mönch, der sich an sie herangedrängt hat, das vertraulichste tête-à-tête. Von sonstigen Bekanntschaften, die ich hier erneute, waren die interessantesten die mit dem Ochsenkopf, Pilatus, dem einsam gelegenen „Hörnli," und dem allen Winden preisgegebenen Windgellen; über das Scheerhorn und dem Dodi stieg ich zum Mutterhorn und Hausstock; der hohe Glarnisch gehörte schon zu meinen früheren Bekannten, und von den schroffen, hohen Mauern seines Winterpallastes, fand ich den Weg leicht wieder hinüber zu dem hohen Säntis, von dem ich ausgegangen war. Unterdessen hatten meine Reisegefährten sich an dem westlichen Abhange gelagert, wohin mich jetzt die sich immer tiefer senkende Sonne rief. Hier fand ich die Herren ebenfalls mit Orientirung in den Berggruppen und Aufsuchen der einzelnen Spitzen nach dem Panorama von Pfiffer von Wyher, beschäftiget, während die Frauen es vorzogen, sich mit den näher gelegenen Städten, Dörfern, Capellen, und vor Allem mit den glänzenden Spiegeln, die in den grünen Fußboden, den wir übersehen konnten, eingelegt waren, näher bekannt zu machen. Sehr deutlich konnten wir dreizehn Seen zählen, von denen unmittelbar zu unseren Füßen der Zuger See in seiner ganzen Ausbreitung sichtbar war; von dem Vierwaldstädtersee sa-

hen wir den ſchönen Theil, der ſich von Küßnacht bis zum Fuße des Kopperbergs dehnt und den Einbug nach Luzern hin; außerdem blitzte er noch an einigen Stellen auf. Nicht minder bemerkbar machen ſich der Sempacher und Lowerzer See; noch ferner flimmerten wie Silberfolie der Baldiger, Galwiler und einige noch kleinere Seen. Von fließenden Gewäſſern wurden wir nur die Rigi-Aa, die ſich in den Zuger See ergießt, und in weit ausgedehnterem Laufe die Reuß gewahr, die ſich in einem offenen Wieſenthale herabzieht, und wie eine Rieſenſchlange mit glänzenden Schuppen im Grünen zu ſonnen ſchien. — Unter den Ortſchaften und Städten ſuchten wir zuerſt diejenigen auf, die wir an dem heutigen Tage verlaſſen hatten, unſere Augen machten den Rückzug nach Art und Zug, und nach Zürich hin wies uns der hohe Albis. Luzern, Küßnacht, und Stanz konnten wir mit unbewaffnetem Auge erkennen. Sempach mußte ich mich begnügen, mit dem Fernrohr aufzuſuchen, ſo gern ich auch das Schlachtfeld, wo Arnold von Winkelried fiel, in der Nähe geſehen hätte. Unterdeſſen hatte ſich die Sonne dem Horizonte immer mehr genähert, die tiefer und näher gelegenen Bergſpitzen waren ſchon in Schatten gehüllt, während die hohen Schneefelder und Gletſcher in der Abendſonne glänzten; aus den Thälern dampften Nebel herauf. Wie

Feuerzeichen flog die letzte Flamme von Berg zu Berg, einer gab, wie in dem Spiele: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg," den glimmenden Funken rasch dem anderen, bis er zuletzt bei der Jungfrau erlöschte, worauf von einigen Engländern Wetten gemacht worden waren. Ein herrliches Nachspiel war uns noch bereitet. Wir hatten das Abendroth in immer matteren Tönen hinabdämmern gesehen, selbst die höchsten und entferntesten Alpen hatten die Beleuchtung verloren, und die stolzen Marmorgestalten standen wie dunkle Silhouetten auf dem nur um ein Weniges helleren Hintergrunde. Da überflog mit einem Mal die erblichenen Wangen der Jungfrau ein rosiger Schein, dem Mönche daneben färbte sich nur ein vorragender Zinken, wie eine Burgunder-Nase, Pilatus wurde schamroth, und auf Blümlis-Alp blühte der mattere Schimmer einer Alpenrose. Es wurde zwar viel darüber gestritten, ob dies das wirkliche Glühen der Gletscher sei, oder ob ein nachträgliches Abendroth durch irgend eine tiefere Schlucht den Weg zu jenen Bergen gefunden; ich für meinen Theil beruhigte mich damit, dies schöne Schauspiel gesehen zu haben, und nahm es auf guten Glauben für die echteste Feuervergoldung, in welcher jemals die Alphörner geglüht worden waren.

Jetzt wurde uns die tröstliche Nachricht ge-

bracht, daß die Suppe angerichtet sei, und von allen Seiten eilte die Gesellschaft in den geräumigen Saal der niedern Alpenhütte, die mir eine deutliche Vorstellung von der Arche des Noah gab, nur daß hier, anstatt der Thierbevölkerung, die Repräsentanten der Menschheit beisammen waren. Wir saßen einige funfzig Personen zu Tisch, und wäre in dieser Nacht eine zweite Sündfluth über die Welt hereingebrochen und nur der Rigi-Culm im Trocknen geblieben, so hätten wir zum wenigsten die Literatur von Europa bald wieder herstellen können. Nun hatte ich doch eine Vorstellung davon, wie es bei dem babylonischen Thurmbau zugegangen, und wer weiß, ob nicht die Sprachverwirrung hier eine größere Höhe erreicht hatte? Zu einem Pfingstfeste aber war es hier oben zu kühl, und den Vorwurf, daß wir voll süßen Weines gewesen, weil wir mit fremden Zungen sprachen, hätten wir leicht widerlegen können. Die Tischgespräche an solcher Tafel werden gewöhnlich dadurch so lebhaft, daß Viele, die mehrere Wochen lang in den Gebirgen umherwanderten, ohne von der Welt etwas zu hören, hier ihre Neugierde befriedigen wollen, um zu erfahren, was seitdem vorgegangen ist. Die Neugierigsten und Lautesten sind immer die Franzosen, doch betreffen die Erkundigungen, die sie einziehen, immer nur Paris, das Ministerium, die Deputirtenkammer, und dies-

mal gab die Ernennung des Miniſteriums Polignac vom 8. Auguſt zu den lebhafteſten Erörterungen Veranlaſſung. Die bedenklichſten Aeuſerungen wurden ohne Hehl ausgeſprochen, und wenn ich höre, daß man auf Villèle in Vergleich mit Polignac mit einer gewiſſen Art von Achtung ſchimpft, ſo braucht man nicht ſo hoch zu ſteigen, um zu wiſſen, welche Ausſicht ſich dem Bourbonengeſchlecht eröffnet. Die Engländer halten ſich am ruhigſten, von Politik hört man ſie auf dem Continent faſt nie ſprechen. Da ihr Zweck iſt, zu reiſen, ſo haben ſie ihre ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet, und ſie reden von weiter nichts, als von den Wegen, die ſie zurückgelegt, von den Beefſteaks, die ſie noch zu verzehren gedenken; der Franzos glaubt Alles zu wiſſen, der Engländer unterrichtet ſich gern. Die Italiener zeichnen ſich jetzt durch Galanterie und Aufmerkſamkeit für die Damen vor den Franzoſen aus, die Holländen finden Alles „heel lecker" und wiſſen nach ihrer beidlebigen Landesnatur als Amphibien eben ſo gut in der Küche, wie in dem Keller zu leben. Die Polen ſpielen im Auslande die unzufriedenen Patrioten, während ſie zu Haus doch ganz geduldig ſind; ſollte es ihnen indeſſen einmal Ernſt mit ihrer Unzufriedenheit werden, ſo ſcheint es mir, als ob dies Völkchen keinen Spaß verſtände, wenn man zu ihnen: „coscziusko" ſagt. Wir Deut-

ſchen zeigten uns auch diesmal als die Kosmopoliten und gelehrten Pedanten, denn während einige Studenten auf den Einzug der Russen in Constantinopel, von dem sie genaue Nachricht haben wollten, anstießen, stritten sich zwei Professoren über eine Lesart im Homer, aus welcher hervorgehe, daß die Griechen vor Troja die Beinschienen nicht mit Riemen, sondern mit Schnallen befestiget gehabt hätten.

Ein junger Maler theilte uns, als das Dessert kam, sein Skizzenbuch mit, er hatte schöne Studien nach der Natur gemacht, zugleich auch eine Sammlung von charakteristischen Portraits angelegt. Es wurde Manches über die nahe Beziehung, in welcher der Landschaftsmaler zu dem Portraitmaler steht, gesprochen, wie es z. B. dem Einen, wie dem Andern nicht um ein bloßes Copiren und Abschreiben der Natur zu thun sein müsse, sondern um charakteristische Auffassung. Ein Blatt mit einer Aussicht auf eine Alpengruppe, welche er in der Abendbeleuchtung skizzirt hatte, sprach sehr für sein Talent, und als ich im Scherz ihm als Gegenstück zu seiner Landschaft eine Aussicht auf unsere Tischgesellschaft empfahl, nahm er sein Blei schnell zur Hand, und ehe wir's uns versahen, war ein belustigendes Panorama von Caricaturen fertig. Der Form eines jeden Berges auf dem gegenüber liegenden Blatte entsprach

eine Perſon, und es hielt nicht ſchwer, für eine jede den geographiſchen Namen zu finden. Uns gegenüber ſaß unſere Holländerin, die durch einen Strauß Alpenroſen als die Blumenalp den Vordergrund und Mittelpunkt bildete. Neben ihr ſaß ihr Gemahl, der durch eine Flaſche Burgunder, die er ſich mitgebracht, ſeinem Geſicht den Purpurſchimmer des Alpenglühens angeröthet hatte. Mit unangenehmem Geräuſch hatte er ſich ſo eben den Mund geſpült, und ſtellte nun auch die Handwäſche an, weshalb er füglich für den „Pilatus“ gelten konnte. Es folgte nun eine Engländerin mit hoher weißer Haube, langem Halſe, langer Taille und platter Bruſt, ſie ragte ſo weit über die Nachbarinnen und Nachbarn hervor, daß man in ihr die „Jungfrau“ nicht verkennen konnte. Weit mehr begünſtigt hatte der Künſtler eine junge, liebenswürdige Franzöſin, eine zierliche, kleine Figur, die ſich nicht wie die Engländerin zur Schneeregion erhob, ſondern ein Blondenhäubchen mit den ſchönſten Blumen trug. Wer irgend in der Gegend Beſcheid wußte, fand hier die „Schönalp“ wieder. Ihr alter Hr. Gemahl hatte ſich hinter ihren Stuhl poſtirt, ſein Haupt war tüchtig gepudert, aber der heiße Tag hatte die Pomade zu einigen Gletſcherſtreifen aufgelöſ't. Dadurch hatten die, von dem Hinterhaupte über den Scheitel herübergezogenen, Zierſträucher ihren Halt ver-

loren und bildeten, zumal in dem Schatten an der Wand, ein paar ganz artige Hörner; hierzu nun noch das grämlich schläfrige Gesicht des alten Herrn, und so war das „Finsteraarhorn" fertig. Auch hatte er guten Grund, finster zu sein, denn auf der einen Seite waren zwei junge Officiere sehr angelegentlich beschäftiget, die junge Frau zu unterhalten; beide drehten sich ihre Seitenlocken am Ohr sehr behend zurecht, was der Maler dazu benutzte, sie durch diese Widderhörner als die beiden Wetterhörner zu charakterisiren. Einen schmachtenden, wohlgenährten Abbé zur Linken der Französin war die Maske des „Mönchs" zugetheilt worden, ohne daß es nöthig gewesen wäre, dieser Figur an ihrer Originalität Abbruch zu thun.

Die Tafel wurde aufgehoben, bevor wir unser Panorama vollendet hatten. Mit dem Abendessen selbst hatten wir alle Ursache, sehr zufrieden zu sein, denn während ich nichts weiter erwartete, als eine Schale Milch, etwas Schwarzbrod und Käse, fand ich hier ein Souper von wenigstens zwölf Schüsseln, Alles so fein und schmackhaft, wie wir es kaum in den ersten Gasthöfen der großen Städte gefunden hatten, und, was das größte Koch-Kunstwerk war, alle Nationen fanden hier für sich gesorgt.

Der Engländer fand ein gut Stück Rostbeef

und Pudding, der Franzose ein gebratenes Huhn und Weißbrod, der Italiener Macaroni, der Holländer Fische, die Polen Kraut, und die Deutschen aßen von allen Schüsseln mit gleichem Appetit; am meisten erfrischten uns die duftenden Walderdbeeren, die in großen Schüsseln als Nachtisch aufgesetzt wurden. Die Einsamkeit des Alpenlebens durfte man hier freilich nicht suchen; daß wir uns aber der italienischen Grenze näherten, wurden wir an einem Musikantenpaar inne, einem Zitherspieler und einer Tambourinschlägerin, die mit Rossinischen Opernarien die Tischgesellschaft ergötzten.

Mich verlangte noch nach einem frischen Athemzuge, und den fand ich draußen bei weitem kühler, als ich es erwartete. Am Tage hatten wir auf dem Zuger See vielleicht zwanzig Grad Hitze, und jetzt fand ich Eis. Der reichgestirnte Himmel ließ mich den Nachtfrost vergessen, die Sterne scheinen hier der Erde weit näher zu sein, wo rings am Horizonte hohe Bergspitzen die blaue Kuppel tragen.

Bei meiner Rückkehr in den Saal hatte bereits ein Jeder sein Zimmer und sein Lager gesucht, und da mir die Wirthin schon früher den Bescheid gegeben, daß alle Betten besetzt wären, so mußte ich sehr zufrieden sein, noch eine Matratze zugesteckt zu erhalten, als ich mir bereits auf der

Diele die Lehne eines umgekehrten Stuhles als Kopfkiſſen zurecht rückte. Einige andere Gefährten hatten ſich in die Strohſtälle zurückgezogen, andere brauten ſich in der Küche eine Bowle Punſch und ſangen die ganze Nacht hindurch. In dem Saale, in welchem ich unter meinem Mantel lag, ging ein Engländer mit langen Schritten wie ein Kranich auf und ab, und vergebens lauerte ich auf den Moment, wo er, der Natur jenes Vogels getreu, auf einem Beine ſtehend einſchlafen würde. Da dies nicht geſchah, nahm ich mir die Freiheit, ihn einzuladen, ſich ebenfalls zur Ruhe zu begeben. „Ich kann nicht auf der Erde liegen," gab er mir kurz zur Antwort, worauf ich eben ſo kurz erwiederte: „ſo legt Euch auf den Tiſch." Er ging noch ein paar Mal auf und ab, beſtieg dann die Tafel und ſtreckte ſich, ſo lang er war, wie der engliſche Krönungsbraten darauf aus. — Kaum hatte ich die Augen einige Minuten geſchloſſen, ſo weckte mich mein unbequemer Schlafgeſelle ſchon wieder auf, er war aus ſeinem früheren Paradeſchritt jetzt in den Geſchwindſchritt übergegangen, und ſeine klappernden Zähne ſchlugen einen unangenehmen Wirbel zu dieſem Quickmarſch. Er trug zwar eine große Pelzmütze, hatte aber ſonſt nichts, als ein leichtes Fähnchen von Frack und weiße Sommerbeinkleider an, wobei er ſich durch einige Seemannsflüche zu erwärmen ſuchte. Auch dies

Feuer ging ihm aus; er rückte nun gegen meine Schlafstelle heran, und da er mich fest eingeschlafen glaubte, hoffte er neben mir eine wärmere Temperatur zu finden. Auf solche Angriffe war ich indessen schon vorbereitet und hatte mein Lager mit den sogenannten Schweinsfedern, auch Fraise genannt, umgeben, indem ich ein halb Dutzend umgekehrter Stühle ihre vierundzwanzig Füße jedem nächtlichen Ueberfall entgegengestellt hatte. Jeder Landungsversuch des Engländers wurde abgeschlagen, überall starrten ihm die Stuhlbeine wie Scheeren entgegen, und dies nöthigte ihn, wiederum die hohe See zu suchen und sein Tableland zu ersteigen. Noch lange hörte ich ihn hämmern und wirthschaften, bis endlich trotz allen Lärmens der Schlaf sein Recht geltend machte. Nur eine kurze Ruhe war mir gegönnt, kaum graute der Tag, so ward das ganze Haus munter, Keiner wollte den Sonnenaufgang versäumen, und so sah auch ich mich genöthigt, mein Lager abzubrechen. Ein sehr kühler Morgenwind wehte mir entgegen, als ich den Fensterladen aufstieß; nach meinem Engländer sah ich mich indeß vergeblich um, und doch fand ich den Nachtriegel im Zimmer noch vorgeschoben. Ein lautes Schnarchen verrieth mir jetzt seine Anwesenheit, und ich mußte den Erfindungsgeist des Briten bewundern, der sich aus dem Tischtuch eine Hängematte gemacht, die

er an dem Gestell mit Knoten geschickt zu befesti-gen gewußt hatte. Die kühle Zugluft machte ihn munter; er hatte die Füße in seine Pelzmütze ein-geschlagen, um den Kopf eine Serviette gebunden, und versicherte mich, daß er hier das schönste See-manns-Comfort gefunden habe. Erneuter Lärm an der Thüre und den Fensterladen trieb auch ihn aus seinem Lager, und der Vereinigungspunkt wurde die Anhöhe bei dem Kreuze. Hier fand sich nun eine Gesellschaft in dem mannigfaltigsten Ne-gligé, welches mir jemals vor Sonnenaufgang vorgekommen ist, beisammen. Während einige Damen in lang nachschleppenden, schwer wattirten Schlaf-röcken sich langsam wie die Schnecken fortschoben, erschienen andere ziemlich leicht geschürzt, und die-selben Gegensätze machten sich auch im Kopfputz bemerklich; einige hatten die weißen Schlafhäub-chen noch auf, andere hatten sich in tiefe, schwarze Winterhüte gesteckt, wieder andere gaben den Mor-genlüften schon die fliegenden Locken preis. Noch rücksichtsloser erschienen die Herren; wer einen Mantel hatte, ließ ihn jetzt nicht zurück, andere, die den Berg in leichter Sommerkleidung erstiegen, hatten ihre Bettdecken um die Schultern geschla-gen, und mein Nachtgefährte präsentirte sich in sei-ner Hangematte, die ihm jetzt als Umschlagetuch diente. Der Sonnenaufgang war noch sehr fern,

doch färbte sich der Himmel im Osten schon an mehreren Punkten. Der Seemann hielt einen Compaß in der einen, ein drei Fuß langes Fernrohr in der anderen Hand, und nachdem er die Himmelsgegend genau fixirt zu haben glaubte, legte er seinen Dollond an, als wollte er damit das Schwarze in der Sonnenscheibe treffen. Bald sammelten sich noch mehr solche Schützen, und obwohl wir beinahe eine Stunde lang noch auf- und abgingen, bevor der erste Sonnenblitz den Aufgang ankündigte, hielten jene mit unverrücktem Rohr auf dem Anstand aus.

Uns Andere zwang die empfindliche Kälte, uns Bewegung zu machen, und außerdem war es belohnend, auf der westlichen Seite einen Blick in die Tiefe auf die Seen und Flüsse, und auf der südlichen auf die Hochalpen zu thun. Auch die Berge erschienen, eben so wie wir in ihrer Morgentoilette, die Jungfrau hatte einen dichten Schleier übergeworfen, der Mönch war der vollständigste Capuziner, und Pilatus trug einen lang herabwallenden Roquelaur; viele andere ständen wie eine gigantische Nibelungenschaar mit Nebelkappen da. Blickte man aber zur Tiefe, so sah man unter sich ein so chaotisches Wühlen von Wettern und Wolken, daß man einer der Geister über den Gewässern am ersten Schöpfungstage zu sein

glaubte; nur an einzelnen Stellen sah man festes Land und grünes Feld; aber Alles noch im tiefen Schlafe, trüb und schweigend.

Immer heller ward der Saum der Morgenröthe am östlichen Himmel, aber die Sonne spielte noch ein Weilchen mit der englischen Schützen-Compagnie Versteck, denn während alle mit blinzendem Auge, breitbeinig, wie im Schießgraben die gezogenen Rohre nach einer südöstlichen Bergspitze richteten, wohin die noch unter unserem Horizonte stehende Sonne einen Seitenblick warf, trat sie selbst mit der vollen Gluth des ersten Blitzes in Nordosten über den hohen Säntis hervor. Freudig, wie ein Kind in der Wiege, schlug sie das lächelnde Auge auf, doch nur allzuschnell ging dieser Traum der ersten Jugend vorüber, bald stand sie als Jungfrau, bald als festlich strahlende Braut, und endlich als die Himmelskönigin im reichen, vollen Glanze vor uns. Einen solchen Aufgang erlebte wohl der alte, heilige Sänger, als er schrieb: „Und Gott sprach: es werde Licht! da ward Licht!" Und an solcher Stelle muß man gestanden haben, um das Erhabene dieser einfachen Worte zu verstehen. Mir war dieser Sonnenaufgang noch besonders dadurch bedeutungsvoll, daß heute (d. 27. Aug.) Hegels, meines verehrten Lehrers und Freundes, Geburtstag war, ein Tag, den wir mit demsel-

den Rufe: „und es ward Licht," in der Wissenschaft begrüßen dürfen.

Die umherschwirrenden Ausrufungszeichen mit dazu gehörenden very fine! superbe! stupendo! göttlich! ließen es nicht zu ruhigen Betrachtungen kommen. Hinter mir hörte ich Jemand sagen, daß er sich tausend Augen wünsche, um Alles genießen zu können; ich sah schon mit zweien mehr, als ich ertragen konnte.

Nach und nach verlor sich die Gesellschaft von dem Hügel, doch fand man sich bald bei Thee und Kaffee wieder, und für so manches Gesicht, z. B. für meinen wohlhäbigen Holländer, ging erst hier die Verklärung des Tages auf. Für das Hinabsteigen seiner Dame mußte ich ihm heute die Sorge allein überlassen, da er und seine Gesellschaft den Weg nach Küßnacht, wir aber den nach Goldau hinabstiegen.

Fünfter Brief.

Airolo, im August.

Wir gedachten an demselben Tage, an welchem wir vom Rigi herabstiegen, noch Am Steeg zu erreichen, und hatten mithin ein gut Stück Weges vor uns. Vom Rigi herab ging es ungemein rasch, indem wir uns in einen kurzen Trab setzten, der fast noch mehr ermüdete, als das langsame Hinaufsteigen. Die Alpenstöcke waren hierbei von großem Nutzen, da es zuweilen nöthig wurde, den Lauf etwas zu hemmen. Vor uns her hüpften, wie langbeinige Springhasen, zwei Engländer. Als wir sie eingeholt, wurde bei dem nächsten Ruhepunkte ein Gespräch angeknüpft, und als ich dem Einen von den neuen Bekannten meine Verwunderung über sein geschicktes Berglaufen zu erkennen gab, erfuhr ich, daß er sich diese Geschicklichkeit in Ost-Indien erworben habe, wo er mehrere Kriege gegen die Gebirgsvölker mitgemacht hatte.

Er war ein Mann von einigen funfzig Jahren, diente über zwanzig Jahre, hatte jetzt seinen Abschied genommen und genoß eine anständige Pension. Mit mehr Offenheit, als man es sonst von Engländern gewohnt ist, schloß er sich an uns an, und da er die neue Gotthardstraße besuchen wollte, hatten wir an ihm und seinem Cameraden zwei Reisegefährten gewonnen. Schon Tages zuvor hatten wir uns einen Wagen in Aarx bestellt, der uns nach Brunnen bringen sollte, und die Engländer machten gern mit uns Partie.

Der Weg führte uns zunächst durch die Trümmer, unter denen im Jahre 1806 ein entsetzlicher Bergsturz das Dorf Goldau begrub. Unser Fuhrmann erzählte, wie von einer Gesellschaft, die damals des Weges ging, sich Einige nur um eine halbe Stunde bei ihm beim Frühstück verspäteten und so dem schrecklichen Schicksale entgingen, welches ihre Gefährten traf. Weiterhin lagen große bemoos'te Felsen, welche von einem Erdfall, der vor mehr als 200 Jahren fast an derselben Stelle Statt fand, herrühren. Der Lowerzer See ist aus seinem alten Kessel weiter nach Süden gedrängt worden, doch fängt er jetzt an, sich an einzelnen Punkten der verschütteten Gegend wieder zu sammeln. — An Schwyz fuhren wir vorüber und erreichten Brunnen noch am Vormittage. Einen schön gelegeneren Ort als Brunnen, von wo

man die westliche Ausdehnung des Vierwaldstädter See's nach Luzern und die südöstliche nach Flüelen übersehen kann, hatten wir auf unserer Reise nicht gefunden, und von Anderen, welche die ganze Schweiz kannten, wurde dieser Ort ebenfalls als derjenige gerühmt, wo man die Schweiz am vollständigsten beisammen habe. In der Nähe der See, von himmelhohen Felsenwänden und grünen Matten eingefaßt, in der Ferne Gletscher und Alpenfirnen, das Wirthshaus reinlich, die Leute gefällig, der Menschenschlag stark und schön — da vermissen wir nichts, was zu einer vollständigen Schweizer-Landschaft gehört. Noch mehr Bedeutung gewinnt diese Gegend uns durch die geschichtlichen Erinnerungen; von hier ging die Befreiung von der östreichischen Zwingherrschaft und der übermüthigen Bedrückung der Landvögte aus. In Brunnen bestiegen wir einen Kahn, der uns über den, wegen seiner Stürme übel berüchtigten Vierwaldstädter See nach Flüelen bringen sollte. Zuerst fuhren wir zu dem Grütli, einer unmittelbar am See gelegenen grünen Matte, wo am 1. Januar 1308 die Eidgenossen ihren Bund beschworen. Auf unserem Schiffe befand sich ein junger Mann, der uns von der neuen Eidgenossenschaft, welche im Jahre 1820 (wenn ich das Jahr genau behalten habe) die Studenten der deutschen Universitäten hier stiften wollten, auf

eine heitere Weise unterhielt. Er war selbst mit dabei gewesen, und obwohl er noch immer mit Wärme von jener Zeit sprach, so gestand er doch ganz ehrlich, daß ihnen Allen erst bei jener Zusammenkunft recht klar geworden sei, wie sie selbst nicht gewußt, was sie eigentlich wollten. Zuerst seien sie nach dem Grütli gefahren, um die großen Mittel zu berathen, durch welche der allgemeinen Noth des Vaterlandes abgeholfen werden könne; allein hier habe sich sogleich ein Mangel an kleinen Mitteln gezeigt, denn da der gegenwärtige Besitzer des Grütli verschiedene Batzen Eintrittsgeld gefordert, habe sich die Bundescasse in zu [redacted]ständen befunden, als daß sie solche unbillige Forderungen hätte befriedigen können, weshalb man sich [redacted]ssen, einen anderen Versammlungsort zu wähl[redacted]wo man die Verschwörung umsonst habe abmachen können. Alle seien nun in der größten Spannung gewesen, welche wichtigen Eröffnungen ihnen gemacht werden würden, mehrere Male sei man aus einander gegangen, ohne daß irgend einer das Wort zu nehmen gewagt habe, und immer habe man sich damit getröstet, daß wahrscheinlich die eigentlichen Wortführer noch nicht eingetroffen wären. Endlich, nachdem es mit der Zeche im Wirthshause immer bedenklicher geworden, habe man sich verabredet, daß nun die Verhandlungen und Eröffnungen be-

ginnen sollten. In schauerlicher Stunde wurde die hochgelegene Felsenschlucht erstiegen, heute galt es die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes; Alle waren in der größten Spannung, als Einer, zu dessen Tüchtigkeit und Beherztheit man ein allgemeines Zutrauen hatte, um das Wort bat und in einer langen Rede in Vorschlag brachte: — für die Zukunft jeden „dummen Jungen" auf sich sitzen zu lassen, damit die Abschaffung des Duells auf diese Weise herbeigeführt werde. — Hierüber wurde lange hin- und hergestritten, es kam zu sehr lebhaften Entgegnungen, und der Erfolg war, daß der ganze Congreß am anderen Morgen aus einander ging. „Ich bin," erzählte der junge Mann, „wegen dieser Zusammenkunft, welche der östreichischen Polizei nicht entgangen war, später, als ich in demagogische Untersuchungen verwickelt wurde, scharf inquirirt worden, allein ich habe noch niemals ein so aufrichtiges Bekenntniß unserer großen Verschwörungspläne abgelegt, als gegen Sie, da ich jenen Herren damals nicht die Freude gönnte, uns so auszulachen, wie Sie es jetzt thun können, wo ich selber mitlache."

So waren wir an einen zweiten denkwürdigen Punkt dieses Sees, an „Tells Platte," gekommen, wo er, wie die Sage geht, aus dem Schiffe Geslers sprang und dasselbe in die empörten Wellen des See's zurückstieß. Später hat

man hier eine Capelle erbaut, für deren Erhaltung mehr Sorge getragen werden könnte; die Wandgemälde, welche Scenen aus Tells Leben vorstellen, möchten zwar immerhin vollends abfallen, wenn nur haltbare, gute Frescobilder an ihre Stelle treten würden. Wir hatten uns in Brunnen mit Neufchateller Wein versorgt, die Capelle bot günstigen Schatten, und unser Ostindienfahrer brachte den Toast „auf das Andenken Tells" aus. Für gesellschaftliche Lieder ist vielleicht keine Nation mehr eingenommen, als die englische, kein Gastmal wird in England und Schottland beschlossen, ohne daß die Männer, sobald sich die Frauen entfernt haben, die Tischtücher abgenommen und die schweren Weine aufgetragen worden sind, ihre Kriegs- und Seemannslieder anstimmen. Unsere beiden Gefährten forderten uns daher auf, die Fahrt nicht ohne Gesang zu vollenden. Als Mitglieder verschiedener Singakademien und Liedertafeln, vordem auch zuweilen Präsides in Jena, Heidelberg, Halle, Mitglieder der Körnerschen Feldcapelle im Lützowschen Freicorps u. s. w., waren wir durch eine solche Aufforderung nicht in Verlegenheit zu setzen. Eben so bereit waren ihrerseits die Engländer, uns im Gesange abzulösen, und da wir in ihr „God save the king" und „Rule Britannia" mit eingestimmt hatten, erklärte der Ostindienfahrer, daß er in den letzten Feldzügen gegen

die Birmanen einige deutsche Cameraden gehabt habe, von denen er mehrere schöne Melodien und Gesänge gelernt, die uns gewiß bekannt sein würden. Sein Reichthum beschränkte sich auf die beiden Lieder: „Freut euch des Lebens!" und „Ach, du lieber Augustin." Obwohl er sonst kein Wort deutsch verstand, hatte er sämmtliche Verse dieser beiden Lieder genau auswendig gelernt, was in so fern gut war, als wir ihm nicht einhelfen konnten, da Keinem von uns der Text genau bekannt war. Daß aber in den Schanzen der Birmanen: „Ach, du lieber Augustin" gesungen worden war, ist ein Schicksal, was ich diesem Liede so leicht nicht zugetraut hätte.

Schneller, als wir es wünschten, war die Fahrt auf dem schönen See vorübergegangen, und wir sahen uns nun in Flüelen auf unsere Füße angewiesen, da kein Wagen zu bekommen war. Während mit einigen Trägern für unser Gepäck unterhandelt wurde, umringten uns eine Menge lustiger Knaben, die uns ihre Armbrüste anboten, um mit ihnen um die Wette nach einer aufgestellten Scheibe zu schießen. Dabei erzählen sie auf Verlangen von dem Tell und dem Landvogt, und sehen so trotzig aus, als wollte Jeder von ihnen auch ein Tell werden, obwohl sie ihre kriegerische Laufbahn nicht weiter bringen, als in den Sälen

der Tuilerien auf- und abzuspazieren *), oder auf St. Elmo in Neapel auf Wache zu ziehen.

Altorf, wohin wir zunächst kamen, ist ein heller, freundlicher Ort. Hier war es, wo Geßler den Tell zwang, den Apfel von dem Kopf seines Kindes zu schießen, und diese Scene ist durch eine Gruppe am Marktbrunnen verewigt. An der Seite eines Thurms sieht man ebenfalls mehrere Scenen aus Tells Geschichte. Hier hätten wir ein Fuhrwerk bekommen können, allein wir zogen es vor, den bequemen Weg nach Am Steeg zu Fuß zurück zu legen. Das Thal wird, sobald man den Schächenbach hinter sich hat, ziemlich eng, von beiden Seiten treten die Felsen näher zusammen, allein in der Mitte führt der Weg über grüne Matten, wo wir die Sennerinnen beschäftigt fanden, das duftende Heu zusammen zu rechen. Sie machten uns am Brünisberge auf ein Echo aufmerksam, welches uns eine Zeit lang mit seiner Geschwätzigkeit ergötzte. Da wir nun eben hinschlenderten, ohne uns zu übereilen, trafen wir in Am Steeg mit dem Abendgeläute ein und fanden bei einem derben und ehrlichen Wirth gute Aufnahme. Kaum waren wir in das Dorf getre-

*) Dieser Spaziergang ist ihnen seitdem verlegt worden.

ten, als eine Menge hübscher Kinder von allen Seiten uns umringte und Körbchen mit Krystallen, Asbest, Erzstufen und Versteinerungen anboten, so daß wir uns nur mit Mühe und Geld von diesen artigen Kobolden befreien konnten. Der Verkehr ist in diesem Punkte ziemlich lebhaft, da sich hier Alles zusammen drängt, was über den Gotthard nach Italien geht und von dort hierher kommt; wird aber erst die neue Gotthardstraße vollendet sein, so ist auf noch zahlreichere Besuche zu rechnen, weshalb auch die hiesigen Gastwirthe bereits ihren Häusern neue Flügel anheften, wozu sie den Reisenden vorläufig einige Federn ausrupfen.

Die patriarchalische Regierung und Gemeindeverfassung der Schweizer-Cantone lernten wir in unserem Wirthshause durch einen Auftritt kennen, dem wir unsere Theilnahme nicht versagen konnten. Ein junger Bursche des Orts, der sich mit einem Mädchen aus einem anderen Cantone versprochen hatte, war auf seine Anfrage bei dem Gemeinderathe abschlägig beschieden worden, denn hier reicht weder das Einverständniß der Brautleute, noch die Einwilligung der Eltern zu, um sich heirathen zu können, sondern die Gemeinde entscheidet. Unser Wirth war Aeltester und hielt dem Burschen eine ziemlich strenge Strafpredigt, wie er nicht viel Gutes von ihm gehört, und wie

er gar noch nicht der Mann dazu sei, um einem Hausstande mit Ehren vorstehen zu können. Wenn er sich ein Jahr lang recht gut aufführe, so daß keine Klage wegen Schlägereien, Trunk und andern Unfertigkeiten einlaufe, dann wolle er sehen, was sich thun lasse. Der Bursche vertheidigte sich, mußte sich aber doch zuletzt mit dem harten Bescheide begnügen. Er trank seinen Schoppen hastig aus, drückte sich den Hut tief in's Gesicht und ging rasch nach der Thüre. Die Wirthin, die mehr Mitleiden hatte, fragte ihn: „Wilhelm, wo willst Du so spät noch hin?" — „Zur Teufelsbrücke!" war seine verzweifelte Antwort, und so ging er fort. Die Frauen waren besorgt, der Wirth aber sagte ganz gelassen: „Seid nicht bange, weiter als zu dem nächsten Wirthshause kommt er nicht."

Am andern Morgen suchten wir noch die nahgelegenen Ruinen der östreichischen Burg Zwing-Uri auf, und bestiegen dann mit unseren beiden Engländern einen Wagen, der uns über Wasen nach Göschenen brachte. Hier hörte die Fahrstraße auf, wir nahmen Träger für unser Gepäck, und stiegen nun in dem schauerlichen Thale der Reuß auf sehr ungebahnten, aufgerissenen, gesprengten, mit Schutt überfülltem Wege aufwärts.

Unsere Gesellschaft hatte sich ansehnlich vermehrt, es waren fünf deutsche Studenten und eine

französische vornehme Dame in Göschenen zu uns gestoßen; die letztere machte nebst ihrem Schoßhunde ebenfalls eine Fußreise über den Gotthard. Unsere Karavane sah ziemlich bunt aus und dehnte sich sehr in die Länge, da sich das Thal immer mehr verengt, in welchem die Reuß sich ihr Bett gesucht hat, schmal und einschläfrig, aber doch nicht zum Einschlafen, denn sie stürzt sich in solchem donnernden Brausen hindurch, daß man oft nur mit Mühe das Wort seines Vorgängers oder Nachfolgers versteht. Am Pfaffensprunge ruhten wir etwas aus, und kaum trauten wir uns über die schmale Brüstung dieser, über hundert Fuß hohen Brücke in den Wassersturz, welchen die Reuß darunter bildet, hinab zu blicken. — Der neue Straßenbau wird mit derselben Kühnheit ausgeführt, wie die Straßen über den Simplon und Bernhard. Um den Fuhrweg zu gewinnen, werden Felsenwände mit Pulver gesprengt, hohe Mauern aus der Tiefe des Flusses herauf geführt, und viele Bogen und Brücken geschlagen. Je näher wir der berühmten Teufelsbrücke kamen, desto wilder und grausiger ward die Gegend; aus früheren Erdrevolutionen liegen hier die Felsstücke umher, als ob die bösen Geister damit Würfel gespielt hätten. Die Brücke selbst, ein einziger Bogen von 75 Fuß Spannung, ist ein so verwegener Bau, daß die Volkssage in alter Zeit sie mit

vollem Rechte ein Werk des Teufels genannt hat; wie es aber unser Jahrhundert dem vorigen in Allem, so thut es ihm dasselbe auch in den Teufeleien zuvor, und die neue Brücke, die wir oberhalb der alten schon ziemlich vollendet fanden, muß wegen ihrer Höhe für ein bei weitem kühneres Werk gelten. Weiter hinauf schließt sich das Thal ganz zu, eine finstere Felsenhöhle erscheint, als der einzige Fortgang, und wo man so viel von dem Bösen gehört und gesehen hat, könnte man wohl glauben, daß man hier am Eingange zu seiner unterirdischen Wohnung sich befinde. Schweigend treten wir in diesen schwarzen Schlund, aus welchem nur noch ein matter Strahl aus der Oberwelt und der ferne Donner der Wasserfälle uns folgt; es wird immer stiller und einsamer, doch zum Trost erblicken wir, noch bevor uns das Licht des Eingangs verläßt, den einfallenden Strahl einer Seitenöffnung, und wir sind nicht wenig überrascht, da wir, gefaßt, einen Blick in das finstere Thal des Tartarus zu thun, eine liebliche Aue wie ein Elysium vor uns liegen sehen. Nun eilen wir mit gutem Muthe dem Ausgange zu, erfahren, daß wir das Urner Loch passirten, und gehen an grünen Wiesen dem Dörfchen Ah der Matt zu. Wenn schon ein jedes Alpenthal uns das Gefühl der Einsamkeit giebt, so wird doch gewiß in keinem anderen das Gefühl eines inneren

und äußeren Friedens so schön angeregt, wie hier, wo wir nach einem mehrstündigen Wege an der donnernden Reuß, zu der sich von den geborstenen Seitenwänden der finsteren Felsen eine Menge Wasserfälle hinabstürzen und den Lärm und das Toben vermehren, mit einem Male uns in ein geräuschloses, geräumiges, grünes Thal versetzt sehen, durch welches die Reuß wie ein friedlicher Bach sich schlängelt.

In Hospital, welches noch ein ganz ansehnlicher Flecken ist, fanden wir ein gutes Frühstück und Maulthiere in Bereitschaft, die unser Gepäck den Gotthard hinauf und hinab nach Airolo tragen sollten. Die Gegend wurde von hier an immer rauher und unfruchtbarer, auf den Bergen vor uns lag frisch gefallener Schnee, und der Himmel umzog sich finster. Wie sehr wir nun auch unseren Engländern abriethen, den Gotthard weiter zu besteigen, da selbst bei hellem Wetter dieser Weg in so fern unbelohnend ist, als er nicht über den eigentlichen Gipfel des Berges, sondern zwischen kahlen Hügeln über sumpfigen Grund führt, so ließen sie sich dennoch nicht abhalten. Sie nahmen, als der Nebel immer stärker wurde und endlich in dichten Schneeflocken niederfiel, wachstaffetne Mäntel um und schritten rasch vor uns her. Der Weg war äußerst beschwerlich, der gefallene Schnee hatte die noch ungebahnte Straße bedeckt, und

gewöhnlich trat man da, wo man eine sichere Unterlage vermuthete, in tiefen Morast, der durch die vielen Seen, die hier sich gesammelt haben, gebildet wird. Die Engländer sahen fleißig in ihrem Guide du voyageur nach, um die Namen des Finster-See's, des Lozendro, aus dem die Reuß abfließt, und die Gletscher-Thäler, in welchem der Rhein entspringt, aufzufinden; sobald sie aber den als den höchsten bezeichneten Punkt der Straße, wo das Flußgebiet des Tessins sich von dem der Reuß scheidet, erreicht hatten, kehrten sie befriedigt zurück und bedauerten sehr, daß sie nicht so, wie wir, sich in Italien für die Mühseligkeiten der Reise entschädigen könnten.

Ganz mit Schnee bedeckt trafen wir in dem 6700 Fuß hoch über dem Meere gelegenen Hospiz ein, fanden aber nicht, wie es in mehreren Reisebüchern angegeben wird, gastfreie Aufnahme bei barmherzigen Brüdern, sondern traten in eine eingeräucherte Wirthsstube, voll finsterer, schwarzer Gesichter. Mir ward ganz unheimlich unter diesem Gesindel, „das nicht wagte, den Schnee von den Jacken zu schütteln, aus Furcht, daß die Lumpenkerls selbst in Stücke fliegen möchten;" es waren mehrentheils Straßenarbeiter, die sich vor dem Wetter hierher geflüchtet hatten. Sie murmelten unter sich ein für mich ganz unverständliches Kauderwelsch und betrachteten unsere Man-

telsäcke mit so interessanten Blicken, daß uns nur immer banger wurde. Wenn uns diese Gesellschaft auf keine erfreuliche Weise daran erinnerte, daß wir uns in dem ersehnten Welschland befänden, so fehlte es doch auch nicht an einem Zeichen von guter Vorbedeutung für unsern Eintritt in Italien. Eine unsichtbare Stimme rief mit dem süßesten Klange, der die rauhen Töne der Männer auf eine beherrschende Weise durchdrang, dreimal: „felicita!“ Wir nahmen diesen Zuruf, der, wie wir später bemerkten, einem kleinen Kinde galt, welches die Mutter nach der Küche rief, für einen Gruß, mit dem uns Italien empfange; es war das erste italienische Wort, das wir hörten, und ein glücklicheres konnte es für die Wanderer, die eine so weite Strecke vor sich hatten, nicht geben.

War das Hinaufsteigen schon beschwerlich genug, so war es das Hinabsteigen noch vielmehr. Der Boden unter dem Schnee war nicht gefroren, daher sehr schlüpfrig. Nach zweistündigem Hinabsteigen sahen wir jetzt Airolo in dem Thale liegen, doch waren auch hier die Dächer noch mit Schnee bedeckt, ach! und nicht ein einziger rauchender Schornstein, der uns eine warme Stube und dampfende Schüsseln verkündigt hätte! Unser Maulthiertreiber wies uns einen näheren Fußpfad über eine Alpe nach, die über ihr grünes Kleid

ebenfalls den Schneemantel geschlagen hatte. Weg und Steg war nicht zu suchen, auf den Füßen konnte man sich nicht halten, ohne alle zehn Schritte sich unwillkürlich nieder zu setzen; wir zogen es daher vor, lieber sitzen zu bleiben, und da bekanntlich Kaiser Heinrich IV., als er zur Kirchenbuße nach Canossa im Winter über die Alpen zog, mit seiner kaiserlichen Gemahlin sich hier nicht anders zu helfen wußte, als auf einer Rutschpartie mit untergelegten Kuhhäuten hinab zu gleiten, so faßten wir den kühnen Entschluß, mit geschickt unterlegtem Fuße uns einen künstlichen Schlitten zu bilden, den wir mit dem Alpenstock so gut zu lenken mußten, daß wir wohlbehalten im Thale ankamen. — Signor Camozzi empfing uns in seinem Gasthause zu den drei Königen auf das Zuvorkommendste, sorgte auch auf Verlangen für Feuerung, und bald saßen wir an der flackernden Flamme des Kamins, um uns zu trocknen und zu wärmen. Schon hier lernten wir aber die großen Unbequemlichkeiten dieser Heizung kennen. Um der Flamme den nöthigen Zug zu verschaffen, mußte die Thüre oder ein Fenster offen gehalten werden, wodurch wir immer einer bösen Zugluft ausgesetzt blieben; schlossen wir die Thüre, so war das Zimmer augenblicklich mit Rauch angefüllt. Wodurch sich aber, bei der im Ganzen dürftigen Einrichtung, unser Zimmer sogleich als italienisch ankündigte,

waren zwei eiserne Dreifüße, auf denen die runden Waschbecken wie Opferschalen standen, ein Geräth, in dessen Form wir die Ueberlieferung aus der classischen Zeit erkannten. — Auch von dem italienischen Volksleben erhielten wir heute noch ein charakteristisches Bild. Die Straßenarbeiter waren mit dem Tagelohn nicht mehr zufrieden, da das Brod bedeutend im Preise gestiegen war. Die geforderte Zulage war ihnen verweigert worden, und nun rottirten sie sich mit großem Lärm in der Stadt zusammen. Es war dieselbe zerlumpte Gesellschaft, wie wir sie schon in dem Hospiz kennen gelernt hatten, nur bei weitem zahlreicher. Einige von ihnen hatten wegen des Schnee- und Regenwetters die zerfetzten wachsleinwandnen Schirme aufgespannt, und unter solche Bedachung drängte sich die ganze Schar desto dichter zusammen. Zuweilen gewann einer das Wort, doch nur auf kurze Zeit; dann überschrie ihn die Menge, und dieser Lärm währte tief in die Nacht hinein. — Wir hatten alle Ursache, mit unserem Pranzo zufrieden zu seyn, Suppe und Fleisch war kräftig, und auch der Wein war trinkbarer, als wir ihn zuletzt in der Schweiz gefunden hatten. Das erste Glas aber heute am 28. August, wem hätte es anders gelten können, als unserem Dichterfürsten?

Goethe feierte heute seinen achtzigsten Geburtstag, und einen bedeutungsvolleren Tag zum

Eintritt in Italien hätten wir nicht wählen können. Schon von der Höhe des Gotthards hatten wir ihm an der Grenze von Deutschland ein Lebehoch! gerufen, und wir wiederholten es nun bei dem ersten Gläserklang auf italischem Boden.

An Goethe.

Am 28sten August 1829.

(Beim Uebergange über den St. Gotthard.)

Schon oft hab' ich an diesem Tage
Dir meinen treusten Gruß gesandt,
Doch nie mit höhrem Herzenschlage,
Hat sich mein Geist Dir zugewandt.
Wohin mit sehnsuchtsvollem Glühen
Dein Lied mich lockte süß und rein,
Zum Land, wo die Citronen blühen,
Zieht nun der Wandrer froh herein.

Da wo die Reuß im Donnergange
Hinabstürzt in die dunkle Schlucht,
Hatt' ich am steilen Felsenhange
Mir die verwegne Bahn gesucht.
Und endlich war der Berg erstiegen,
Der sich bis zu den Wolken baut
Und der mit göttlichem Vergnügen
Ringsum die weite Welt beschaut.

Sein hohes Haupt kennt keine Sorgen,
Ob er auch Silberlocken trägt,
Es hat ein ewig goldner Morgen
Den Strahl ihm um die Stirn gelegt.
Er athmet nur die rein'ren Lüfte,
Die Nebel fliehen vor ihm hin,
Gewitterſturm und Nacht der Grüfte,
Tief unter ihm vorüberziehn.

Er blickt mit treuem deutſchen Herzen
Hinüber zu dem Vaterland,
Doch blieb er auch zu heitern Scherzen
Dem ſchönen Welſchland zugewandt.
Er ſendet durch des Nordens Gauen
Den Rhein als ſeinen Boten aus,
Und durch des Südens Blüthenauen
Grüßt der Teſſin von Haus zu Haus

Ihr Boten, geht zum fernen Norden,
Und wandert zu dem Süden weit,
Sagt an das Feſt, das uns geworden,
Denn „achtzig" zählt der Dichter heut.
Ob uns am Rhein die Reben blühen,
Ob am Teſſin die Traube ſchwillt,
Dir werden unſre Herzen glühen,
Dir ſei der Becher angefüllt!

Sechster Brief.

Mailand, im August.

Am andern Morgen nach unserer Ankunft in Airolo fanden wir die Rebellen schon wieder bei guter Zeit auf dem Marktplatze beisammen, ohne daß es bei ihnen zu einem gemeinsamen Beschluß und noch weniger zu einer gemeinsamen That gekommen wär. Es war meistentheils armes Volk aus dem Canton Tessin und aus Piemont, und unser Wirth versicherte uns, daß die Forderungen dieser Leute nicht unbillig wären, da sie bei ihrer schweren Arbeit nicht einmal so viel verdienten, um nur das Brod bezahlen zu können.

Ein Ritorno meldete sich jetzt bei uns, der uns nach Bellinzona fahren wollte, und da er uns für Sgnri. Inglesi hielt, hatten wir sogleich Gelegenheit zu erfahren, wessen wir uns zu versehen hätten, wenn wir nicht jedem, der hier eine For-

derung irgend einer Art an uns zu machen hat, sogleich mit der Erklärung entgegen kämen: noi siamo Inglesi! — Der schön gebahnte Weg bergab, wo der Wagen selbst lief, betrug nur vier Posten; der Fuhrmann aber forderte für einen Platz vierzig Franken. Wir dankten für sein Anerbieten und lehnten auch die Dazwischenkunft des Wirthes ab, der uns, mit der Versicherung, daß er nur für unsern Vortheil bedacht sei, wohlmeinend rieth, ja nicht mehr als zwanzig Franken für den Platz zu zahlen. Unsere Erklärung ging dahin, daß wir bis Magadino, zwei Stunden jenseits Bellinzono gebracht sein wollten, wofür wir ihm für zwei Plätze zwanzig Franken und ein Trinkgeld versprachen, dabei aber die Bedingung machten, bis acht Uhr des Vormittags aus Airolo abzufahren und vor sechs Uhr des Abends in Magadino einzutreffen. Da er unser Gebot nicht annehmen wollte, ließen wir einen Maulthiertreiber rufen; ohnehin war uns nichts daran gelegen, durch das schöne Liviner Thal zu schnell herab gerollt zu werden. Als der Kutscher uns zur Fußreise entschlossen sah, ließ er, ohne weiter bei uns anzufragen, unsere Sachen in seinen Wagen bringen, wollte aber dennoch auf's Neue wieder mit uns unterhandeln. Mit den Maulthiertreibern, welche von uns bestellt waren, fand er sich ab und schickte sie zurück, wir stiegen jedoch

nicht eher ein, als bis er unser Gebot in Gegenwart des Wirthes angenommen, und uns das Handgeld, la gabarra, gezahlt hatte. „So hätte ich doch beinah',“ sagte er, und sprang wieder vom Bock, „das Beste vergessen! Ich kann nicht fahren, ohne vorher die Messe gehört zu haben!“ Dies war nur ein neuer Vorwand, den er suchte, um den Mittag abzuwarten, weil er dann hoffte, daß vom Gotthard herab sich noch mehr Reisegesellschaft einfinden werde. Wir erklärten ihm rund und bündig, daß wir, sobald er seinen Wagen verließ, die Zügel nehmen würden. Seine Ausflüchte waren nun zu Ende; „so mag dann,“ sagte er, „die santa madre sehen, wie sie ohne mich fertig wird, ich aber werde mit Euch per santo corpo di Baco zu allen diaboli fahren. Er fuhr nun auch, was nur der Wagen und die Pferde laufen wollten, zur Stadt hinaus und die steile Straße hinab, ohne daß wir irgend einen ruhigen Punkt zur Betrachtung des Anfangs sehr wilden Thales gewannen. Der Tessin brauf'te unter uns hin, der Weg führt bald an dem linken, bald an dem rechten Ufer entlang, und mehrere Brücken hat man zu passiren. Der Grund, weshalb der Tessin nicht die schöne grüne Farbe des Rheins und anderer deutschen Alpenflüsse hat, sondern trüb erscheint, mag in der geognostischen Beschaffenheit seines Bettes liegen, welches wir

nicht näher unterſuchen konnten. Um einigermaßen mit der Gegend bekannt zu werden, war ich in das Cabriolet auf den Kutſcherſitz zu dem Vetturino geſtiegen, und fand in ihm einen redſeligen und freundlichen Geſellen. Er erzählte mir von der großen Oper in Mailand, kannte die Namen der berühmten Sänger und Sängerinnen, und verſicherte mich, daß Roſſini keinen anderen Vetturin nähme, als ihn, wenn er gerade in Mailand wäre. Er ſang nun: „di tanti palpiti“ und mehrere Arien aus Roſſini's Opern mit angenehmer Stimme, und war verwundert, daß mir auch eine und die andere bekannt war. Auf Paganini kamen wir ebenfalls zu ſprechen, den ich in Berlin oft und immer mit neuem Entzücken gehört hatte. „Kennt Ihr dieſen Fra diabolo auch?“ fragte mein muſikaliſcher Vetturin; „o, den habe ich oft gefahren, und ich mußte ihm immer was vorſingen, wenn er ein finſtres Geſicht machte, wir haben luſtige, kleine Lieder, die liebt er ſehr.“ Er ſang auf meinen Wunſch mir einige dieſer Lieder, und ich fand Thema's darunter, welche Paganini benutzt hat; ganz beſonders war mir das Lied der Hexenmutter in ſeinem berühmten Concert: „la nozo di Benevento“ im Gedächtniß geblieben.

In Faido wurde Mittag gemacht; wir hielten uns jedoch nicht lang bei der Tafel auf,

ſondern gingen zu Fuß voraus, um an irgend einem ſchönen Punkte des Thales den Wagen zu erwarten.

Das Liviner Thal, durch welches der Teſſin zwar noch immer hier in ſo raſchem Lauf geht, daß er nicht befahren werden kann, wird nun freier und gewinnt ein ganz italieniſches Anſehen. Die Höhen ſind mit Kaſtanienwaldungen beſetzt, in den Gärten und vor den Häuſern findet man Weinlauben, und auch der Feigenbaum kommt ſchon vor. Was dieſes Thal aber vor allen anderen Thälern auszeichnet, ſind die zahlreichen Waſſerfälle, die zu beiden Seiten herabſtürzen, und zwar oft ſo hoch, daß man ihren Anfang kaum mit den Augen erreichen kann. Mehrmals täuſchten wir uns, und glaubten auf den Bergen noch einzelne Schneelagen zu ſehen, bei näherer Betrachtung durch das Fernrohr erkannten wir ſchäumende Giesbäche. Zum Ruhepunkte hatten wir eine Stelle gewählt, von der wir fünf Waſſerfälle ſahen, die zur Rechten und zur Linken von den hohen, ſchroffen Felſenwänden herabſtürzten; wir hätten ſie gern alle beſucht, mußten uns aber für diesmal darauf beſchränken, nur an den nächſten zur Linken heranzugehen und uns in ſeiner Umgebung abzukühlen. Unſer Vetturin ließ eine gute Stunde auf ſich warten, doch machten wir ihm über ſein längeres Ausbleiben keine Vorwürfe.

Bei Bellinzona verengt sich das Thal zu einem Gebirgspaß, dessen Anhöhen von drei alten, stattlichen Burgen bewacht werden. Wie drohend auch diese Felsennester in das Thal herabschauen, läßt sich dieses dadurch in seiner heiteren Freundlichkeit nicht stören, vor den Häusern werden nun die Weinlauben zahlreicher, in den Gärten sieht man lange, bedeckte Weingänge, Feigenbäume von ungewöhnlicher Größe, die Citronenbäume aber noch in Kübeln. — Der gesanglustige Vetturin glaubte uns mit einem Krug Wein aufwarten zu können, allein diese dunkle Brühe, welche sie in diesem Thale Wein zu nennen pflegen, hatte so etwas von einer Abkochung von Quassia, so daß unser Grüneberger Strumpfwein in Schlesien, von welchem man behauptet, daß er schon bei mäßigem Genuß hinreicht, die Löcher in den Strümpfen zusammen zu ziehen, für einen süßen Malaga im Vergleich mit diesem Weine gelten kann. — In Bellinzona fanden wir den Platz vor einer Kirche mit einer großen Anzahl von Elegants angefüllt, welche die Stufen auf- und abspazierten, um die Schönen der Stadt zu mustern, welche sich in ganzen Scharen zur Abendmesse — oder zum Vesper-Stelldichein einfanden. Hier wurden wir nun schon durch angenehmere Physiognomien an die Nationalität der Italiener erinnert, als im Hospiz und Airolo, denn es wa-

ren ganz allerliebste Schelmgesichter unter diesen frommen Kindern; was sie besonders gut kleidete, waren große weiße Schleier, die sie Alle ohne Ausnahme trugen, und zwar nicht auf orientalische Weise, um sich zu verstecken, sondern, um sich sehen zu lassen. Wir erhielten in Bellinzona frische Pferde, und fuhren durch schöne Weingehege am Tessin entlang nach Magadino, wo wir vor einem Gasthause vorfuhren, welches ich eher für ein fürstliches Lustschloß gehalten haben würde. Unter einem, von Weinlaub gebildeten, bedeckten Gange fuhr der Wagen zur Thüre eines Salons, daneben lag ein zierlich eingerichteter Garten mit Springbrunnen; viele Diener liefen herbei, um uns und unsere Sachen aus dem Wagen zu heben, und obschon unsere geringe Bagage nicht hohe Gäste verrieth, so wurden wir doch empfangen, als ob wir Prinzen wären, die Incognito reisen wollten. Wir traten in den Salon und die herrlichste Aussicht auf den Lago maggiore mit seinen mannigfaltigen Buchten lag in der glühenden Beleuchtung der Abendsonne vor uns. Den Moment des Entzückens ließ der Fuhrmann nicht ungenutzt vorübergehen; er wußte noch ein Paar Franken mehr zu erhalten, indem er selbst in unseren Ausruf der Bewunderung mit einstimmte, und dabei bemerkte, daß wir ihm

und seinen Pferden dies Vergnügen zu verdanken hätten.

Nach einem kurzen Spaziergange kehrten wir zu der gut angerichteten Tafel zurück, und bestellten uns für den anderen Morgen Plätze auf dem Dampfboot, welches im Sommer täglich die Fahrt über den ganzen See bis nach Sesto Calende macht, diejenigen Reisenden aber, die es wünschen, nach den Inseln Isola bella und Isola madre absetzt. Der Schiffspatron ist ein englischer Capitain, und dies reicht hin, um zu wissen, daß alle Einrichtungen auf dem Dampfboot vortrefflich sind. Die Schiffsglocke rief uns früh vor Tage am Bord, wo wir den Kaffee bereit fanden, und noch in der Dämmerung die Fahrt begannen. Anfänglich ist die Aussicht beschränkt; hat man aber die Höhe von Ascona erreicht, so übersieht man fast den ganzen See, dessen Länge funfzehn, dessen größte Breite zwischen Luino und Feriolo drittehalb Stunden beträgt. Vergebens aber blickten wir nach den seligen Inseln, wohin sich unsere Sehnsucht richtete; sie lagen versteckt in der Bucht bei Baveno, und erst als wir am freundlichen Intra vorüber waren, stiegen diese schwimmenden Gärten wie durch einen Zauberschlag aus dem Meere empor. Beide können für Mutter und Tochter gelten, obwohl

im Aeußeren nur eine entfernte Familienähnlichkeit bemerkbar ist. Die Mutter erschien in dem bescheidenen, obwohl noch immer prachtvollen Anzuge einer Matrone, während die Tochter in dem Festkleide als Braut, mit Kränzen, Bouquet und buntem, blühendem Besatz uns entgegen trat. Auf den Ruf der Glocke kam ein Nachen von der Insel herüber, und brachte uns zu dem Ufer, welches wir mit einem Jubel begrüßten, als hätte Charon uns zur elisäischen Flur geführt. An die Vergleichung mit der Unterwelt wurden wir aber sogleich auf eine andere Weise erinnert, indem wir auf dem Wege zu den berühmten Terrassen einige Cloaken passiren mußten, in denen Cerberus seinen Aufenthalt gehabt zu haben schien. Die Gesellschaft, welche sich mit uns nach der Insel hatte bringen lassen, zerstreute sich in den Gärten und Schlössern, wir aber suchten sogleich durch die Irrgänge von Blumen und Orangen von einer Terrasse zur anderen zu klimmen, bis wir die zehnte und höchste erstiegen hatten.

„Welch eine Welt! Die Alpen standen wie verbrüderte Riesen der Vorwelt, fern in der Vergangenheit verbunden beisammen, und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen — die Riesen trugen blaue Gürtel aus Wäldern, und zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge, und zwischen den Gewölben aus Re-

ben spielten die Morgenwinde mit Cascaden, wie mit wassertastenen Bändern, und an den Bändern hing der übersüllte Wasserspiegel des See's von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel, und ein Laubwerk von Kastanien faßte ihn ein. — Der erstaunte Wanderer drehte sich langsam im Kreise um, und blickte in die Höhe, in die Tiefe, in die Sonne, in die Blüthen, und auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur, und in allen Tiefen ihr Widerschein — ein schöpferisches Erdbeben schlug wie ein Herz unter der Erde und trieb Gebirge und Meere hervor. — O, als er dann neben der unendlichen Mutter Natur die kleinen wimmelnden Kinder sah, die unter der Welle und unter der Wolke flogen, und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte, und als Isola madre gegenüber ihre Gärten aufthürmte, und uns von unserem Gipfel im wagerechten, wiegenden Fluge hinüberlockte — und als sich Fasanen von der Madre Insel in die Wellen warfen, stand er wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Horst, seine Arme hob der Morgenwind wie Flügel auf, und er sehnte sich über die Terrasse, sich den Fasanen nachzustürzen, und im Strome der Natur das Herz zu kühlen."

Schon in frühester Jugend hatten die Natur-

schilderungen Jean Pauls einen unwiderstehlichen Zauber für mich gehabt, und ich kann wohl sagen, daß Buffon und Newton mir die Bedeutung der unendlichen Sternenwelt am dunklen Himmelsgewölbe so wenig, als die des zitternden Thautropfen an dem Grashalme, überhaupt das Geheimniß und die Schönheit der Natur jemals so aufgeschlossen haben, wie es Jean Paul that. Mit derselben Sehnsucht, mit welcher Mignons Lied von Goethe die Kinder nach Italien zieht, hatte schon in sehr frühen Jahren das Bild, welches Jean Paul von Isola bella gibt, mich nach diesem schönen Eiland gezogen. Nun stand ich auf der Terrasse, wohin mich oft der glückliche Traum der Phantasie entführt hatte, die Worte des Dichters waren mir gegenwärtig, und wie phantastisch ich mir auch diese Wunderwelt ausgemalt hatte, ich fand Alles wieder, ja noch bei weitem mehr, als ich geahnet, aber immer war es der Dichter, der diesen unendlichen Stoff zu einem harmonischen Ganzen zusammenfaßte, und an dessen Geist wir uns festhielten, um nicht vor Seligkeit in einer bloßen Gefühlswonne unterzugehen, sondern uns unsers Glücks bewußt zu werden.

Nur Ein wehmüthiger Gedanke trübte diesen Morgen, der nämlich, daß der Dichter, der die goldenen Pforten zu diesem Paradiese für uns

aufgeschlossen, es niemals selbst betreten hat. Wie reichlich aber hat ihn die Muse für diese Entbehrung entschädigt, indem sie ihm ein helleres und lebhafteres Bild dieser Gegend vor die Seele führte, als es Hunderte und Tausende mit sichtlichen Augen sahen, wenn sie davor standen. — Wie Beethoven sich an der innern Harmonie seiner Tondichtungen, die er, als er taub geworden, nicht hören konnte, mehr ergötzte, als die Menge, die staunend aufhorchte, so hatte gewiß Jean Paul einen gleichen Genuß am innern Anschauen der Naturscenen, von denen er Bilder schuf, ohne sie jemals gesehen zu haben.

Haben wir einen so beherrschenden Blick von der Terrasse über die uns umgebende Welt gethan, so wandelt uns nun, wenn wir herunter steigen, eine ganz eigene, unumschränkte Gesinnung an; nicht, wie ein ausgesetzter Fremdling, der hier Zuflucht fand, treten wir ein, sondern wie ein Eroberer, der von dem neu entdeckten Welttheile Besitz nehmen will. Das gefällige Entgegenkommen der Dienerschaft, die uns die Flügelthüren des Schlosses öffnet, die Gärtner, die uns zu ihren Treibhäusern und Pflanzungen führen, die Fischer, die uns den Fang in ihren Netzen und ihren Gondeln anbieten, Mädchen, die mit munteren Gesängen die herabgeschlagenen Lorbeerzweige für uns zusammen binden, dies Alles konnte nur

dazu beitragen, uns noch mehr in dem schönen Wahne zu bestärken, daß wir hier nur erwartet würden, um die Huldigung der Insulaner in Empfang zu nehmen. Wir durchforschten unsere neuen Besitzungen nach allen Richtungen, und obwohl die Insel keinen allzu großen Umfang hat, wurden wir doch durch die Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Anlagen darüber getäuscht, so daß wir gar kein Ende finden konnten.

Zum ersten Mal lustwandelten wir in dem Duft und dem Schatten eines Citronenwäldchens; die Bäume stehen hier wirklich in freier Erde, müssen jedoch im Winter gut verwahrt werden, so wie die sämmtlichen Terrassen in der strengen Jahreszeit überbaut, und sogar geheizt werden. Von dem Citronenwäldchen führte eine Pforte zu einer unterirdischen, krystallenen Grotte, die vordem zu Maskeraden und anderen Festen gedient haben mag. Hier schwirrten uns die, auf Maskenbällen so beliebten, niedlichen Chauve-souris zu Hunderten entgegen, weshalb wir uns eiligst zurückzogen. Wie in Italien die Grillen, so scheinen auch die Fledermäuse mehr Stimme als in Deutschland zu haben; auch rief uns ein Knabe zu: „Hört Ihr wohl die „pipistrelli“ singen?“ — Durch einen Baumgang von hohen Magnolien kommt man zu einem freien, grünen Platze, der mit Blumen und Pflanzen aus den Tropenlän-

dern beſetzt iſt. Als ſchönſte Zier machte ſich Fabea splendens und Tigritia pavonia geltend. Die Sonne erlaubte uns nicht hier lange zu verweilen, und wir ſuchten Kühlung in dem nahen Lorbeerhaine, deſſen ſchlanke Stämme ſtark, wie unſere größten italieniſchen Pappeln, ſich faſt zu gleicher Höhe mit den Terraſſen erheben. An dem mächtigſten von allen dieſen Bäumen findet man vernarbte Schriftzüge; hier hat Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort „Battaglia“ eingeſchnitten, woran ſich große Erinnerungen knüpfen.

Der Lorbeer auf Iſola bella.

Auf Iſola bella am wallenden See,
Da ſteht ein Lorbeer grün,
Er blickt ſo ſtolz zu des Himmels Höh
Hoch über das Ufer hin.

Was ſchauſt du doch, o, Lorbeer grün,
Hinaus mit Siegesluſt,
Und welche Narben trägſt du kühn
Und ſtolz auf deiner Bruſt?

Wohl manche That iſt hier geſcheh'n
In alt und neuer Zeit,
Was du erlebt, was du geſeh'n,
Du gibſt uns wohl Beſcheid.

„Ich ſchau hinauf, wo die Gletſcherwand
In des Abends Purpur glüht,
Und nieder, wo an des Meeres Strand
Die dunkle Granate blüht.“

„Viel Tauſende ſtiegen auf ſteiler Bahn
Herab in Waffenglanz,
Doch Einer vor Allen ſich gewann
Von mir den ſchönſten Kranz.“

„Nimm, ſprach ich, dieſen Zweig von mir,
Er ſoll Dein eigen ſein;
Da grub er zum Angedenken hier
Das Wort: Battaglia ein.“

„Drauf zog er hin zu Schlacht und Schlag,
Zu Sieg von Ort zu Ort,
Und bei Marengo am andern Tag,
Da löſet er ſein Wort.“

„Wie er es grub mit ſcharfem Stahl
In meinen Stamm hinein,
So grub er es noch viel hundert Mal
In Oeſterreichs Fahnen ein.“

„Und wie ein alter Grenadier
Mit Narben ſchwer bedeckt,
Steh' ich und halte Wache hier,
Bis die Trommel ruft und weckt.“

„Grub er die Wunden noch ſo tief
Die Zweige treiben neu,
Und wenn er heut Battaglia rief,
Wir wären gleich dabei!“

Steigt man von hier einige Stufen hinauf, so gelangt man zu einer Pflanzung von blauen und rothen Hortensien von einer so riesenhaften Größe, wie ich bis jetzt nur Eine auf der Pfaueninsel bei Potsdam gesehen hatte. Dieser Ort war besonders für die Maler einladend zum Verweilen, weil man hier auf einem Altan eine Aussicht über den See nach Isola madre und die anderen Umgebungen hatte, welche zwar nicht so weit wie auf der oberen Terrasse reichte, allein einen günstigeren Horizont darbot. Die Zeit des Pranzo rief uns in unsere Herberge; den Weg dahin nahmen wir am See entlang, wo wir noch bei einer Felsengrotte verweilten, in welcher eine schöne Pflanzung von Aloe und lang herabhängenden Cactus angelegt war, was dieser Höhle, zumal bei Mondenschein, ein ganz phantastisches Ansehen gibt. Die in bauchigen Windungen herabhangenden Cactus erscheinen wie Schlangen, die flachlichten Blätter der Aloe schießen wie Drachenzungen hervor, und die rothen Blüthen glühen wie Irrlichter hin und wieder; Molche und Eidechse haben sich hier ihre Wohnung gewählt.

Unsere Herberge fanden wir ziemlich idyllisch, ohne sonderliche Einrichtung, was uns sehr Wunder nahm, da es doch keinen reizenderen Aufenthalt geben kann, als diese Insel, auf der es so belohnend ist, die Nacht zuzubringen, da sowohl

der Untergang, als der Aufgang der Sonne von der Terasse ein herrliches Schauspiel gewährt. — Wir erhielten ein Gericht Bisstecco, eine zweite Schüssel mit gebackenen Fischen, und zum Nachtisch Weintrauben und Pfirsiche, letztere jedoch so hart und sauer, wie sie in Norddeutschland uns kein Obsthändler anbirten dürfte. Auch die Trauben waren nicht sehr süß, und so bestätigte sich mir schon hier die oft gehörte Versicherung, daß man in Italien sehr selten gutes Obst antreffe. — Auch von italienischer Ungeniertheit erhielten wir hier schon eine gute Vorstellung. Als ich mir bei dem Wirth den Schlüssel und die französische Zeitung ausbat, lachte er mich verwundernd an; „dabei ist nichts zu verschließen," sagte er, „hier ist Alles offen!" und bei näherer Erkundigung wies er mich hinunter zu einem offenen Hofraum: „qui abasso, sul quello albero!" War's möglich! auf das Schattenplätzchen unter einem Lorbeerbaume lautete die Anweisung.

Hier, unter einem Lorbeerbaum,
Fand ich den heimlich stillen Raum,
Und bei dem redlichen Geschäfte,
Bei dem man sonst auf stolzem Sessel thront,
Das, wie die Tugend, selber sich belohnt,
Ruht' ich, gestützt auf meine eignen Kräfte.
Wie freudig saß ich da in mich versunken,
Von dieser Aussicht, diesem Himmel trunken,

Und ſchirmend ſchlang, ſchon vor vollbrachter That,
Um meine Stirne ſich das grüne Lorbeerblatt.

Gegen Abend machten wir noch einen Spaziergang an den See und ſahen den Sonnenuntergang von der Terraſſe. Ungern trennten wir uns von der freien, heiteren und milden Abendluft, um uns in die Kammern des Wirthshauſes zurückzuziehen, wo wir ziemlich hart gebettet waren, denn wir ruhten — auf Lorbeeren, welche hier zu dem niedrigen Dienſte von Strohſäcken verwendet werden.

Wir hatten mit dem Gärtner verabredet, daß er uns zeitig genug die Schloßgartenthüre öffnen ſollte, damit wir den Sonnenaufgang von der Terraſſe ſehen könnten, weshalb wir uns denn auch bei dem erſten Dämmerungsſtreifen bei ihm einfanden. So ſchön aber wie auf dem Rigi war hier dies Schauſpiel nicht, zumal da auf den Bergen, hinter denen die Sonne heraufſtieg, dichte Nebel lagen, welche Phöbus mit ſeinen Pfeilen erſt ſpäter durchbrach.

Durch das Schloß hatten wir geſtern nur einen flüchtigen Gang gemacht, da uns aus den einengenden Wänden zu ſehr hinaus in das Freie verlangte. Wir ließen uns daher, da die Freunde, welche ſich zu einer Fahrt nach Iſola madre mit uns verabredet hatten, noch nicht beiſammen waren, noch einmal durch die prachtvollen Gallerien,

Säle und Zimmer führen. Ein Vorsaal im Erdgeschoß ist mit alten Rüstungen und Waffen ritterlich decorirt, im Innern fanden wir den Thronsaal besonders prachtvoll, in welchem wir das Bildniß des Königs von Sardinien von Faunen und Waldteufeln, Kariatyden, die hier als Kronwürdenträger dienen, umgeben fanden.

In dieser Bildergallerie nannte man uns viele glänzende Namen, aber für die Echtheit der Bilder möchte nicht immer gut gesagt werden können, doch sahen wir alte Copien berühmter Bilder, z. B. der Magdalena, von Correggio, einer Madonna, von Guido, u. a. m. Bei einer heiligen Familie, angeblich von Rafael, war mir wenigstens das Motiv neu, daß das Christuskind auf einem knieenden Lamme reitet. Ein paar alte Köpfe, von Leonardo da Vinci, scheinen echt und verdienten genauer gekannt zu sein, obwohl sie in seiner früheren harten und trocknen Manier gemacht sind. — Die Gallerie macht nicht den Anspruch selbstständiger Gültigkeit, sie ist nur die prachtvolle Verzierung des Speisesaals und der Nebenzimmer, welche sämmtlich vergoldete Plafonds und reiche Stühle und Sophas aus alter Zeit haben, in deren seidene Ueberzüge Kornblumen und Tulpen eingewirkt sind. — Ein Theil des Schlosses ist unausgebaut geblieben, und doch hat man gerade hier nach der Seite der nahelie-

genden Fischerinsel und nach Baveno eine reizende Aussicht. Der gegenwärtige Besitzer bringt gewöhnlich nur den Mai und Juni hier zu. — Durch den Ballsaal, der unmittelbar in den Garten führt, gelangten wir wieder in's Freie, und die Freunde riefen uns zum See hinab, wo die Gondel bereit lag, die uns nach Isola madre bringen sollte. Bei einem längeren Verweilen würde ich dieser Insel den Vorzug geben, da hier die Kunstanlagen sich denen der Natur mehr unterordnen, während auf Isola bella oft sogar Künsteleien sich geltend machen. Auch Isola madre hat ganz den südlichen Charakter, Cactus und Palmen hängen an der schroffen Felsenwand, und eine blühende Aloe mit einem wohl zwölf Fuß hohen Stengel, der hundert Blüthen wie Funkeln trug, stand gleich einem Tempelleuchter auf einer vorragenden Klippe. Die Anlagen sind mehr in der Art eines englischen Parks, die Natur ist sich ungebundener und unbeschnittener überlassen, doch entdeckt man bald, daß auch hier ein geschickter Gärtner thätig ist, der eine tropische Pflanzung angelegt hat und sie dem hiesigen Boden zu acclimatisiren wußte.

Da wir um die Mittagsstunde das Dampfboot erwarteten, mit welchem wir nach Sesto Calende abfahren wollten, durften wir nicht länger

verweilen, sondern fuhren nach einem Aufenthalt von einer Stunde nach Isola bella zurück.

Bei unserer Abfahrt von Isola madre hatten wir nun zum zweiten Male Gelegenheit, die Reisenarrheit eines Engländers zu belachen. Er hatte sich von dem Dampfboot voraus herüberfahren lassen, sprang hastig aus dem Kahn, stellte sich auf einen Stein am Ufer, rief mit Wohlbehagen: „this is a very fine island," und fuhr sogleich mit uns nach Isola bella; er war zufrieden, in sein Tagebuch schreiben zu können, daß er auf Isola madre gewesen sei. Als wir ihm darüber Vorwürfe machten, daß er die schöne Insel kaum betreten habe, sagte er uns, daß er heute schon viel gesehen und noch mehr zu sehen hoffe. Wir glaubten, er werde auf Isola bella einen längeren Aufenthalt machen wollen; allein diese Insel fertigte er noch kürzer ab, denn da wir nur anlegten, um unsere schon an das Ufer gebrachten Sachen am Bord zu nehmen und zu dem Dampfboot zu eilen, welches bereits signalisirt war, blieb er mit dem einen Fuß in dem Nachen und stellte nur den anderen auf's Land, bemerkte aber dennoch in seine Reisetafel, daß er auf Isola bella gewesen sei.

Auf dem Dampfboot fanden wir eine zahlreiche und lebhafte Gesellschaft, doch hatte die deutsche Landsmannschaft die Oberhand, und da das

Vaterland durch seine munterſten Söhne, nämlich durch Muſenſöhne, repräſentirt wurde, ſo wurde England und bisweilen ſogar Italien zum Schweigen gebracht. Unſere Landsleute waren ſämmtlich aus Norddeutſchland, und wir verabredeten uns ſogleich, in Seſto Calende einen Eilwagen zu nehmen und heute noch die fünf Poſten bis Mailand zurück zu legen. Die öſtreichiſchen Donaniers in Seſto Calende waren die gefälligſten Leute von der Welt; wir öffneten unſere Koffer, doch nahmen wir eine billige Rückſicht darauf, daß ſie zugleich ihre Hand öffneten, und ſo wurden wir ſchnell abgefertigt. Die Poſtillione fuhren gut, und wir kamen noch bei hellem Tage vor Mailand an. Am Thore hielt uns die Gemächlichkeit der Paßofficianten ein und eine halbe Stunde auf, ſo daß wir bei ſtockfinſterer Nacht in dem Poſthauſe ankamen und von hier aus noch eine tüchtige Strecke zu dem, allen Deutſchen bekannten und empfohlenen, Gaſthauſe des Herrn Reichmann zu wandern hatten. Es machte einiges Aufſehen, daß wir gegen zwanzig Mann hoch, faſt ſämmtlich noch mit Alpenſtöcken bewehrt, die wir wie Lanzen über die Schulter trugen, mit einer eben ſo großen Anzahl von Laſtträgern durch die Straßen zogen, wo die ungariſchen Schnurrbärte für gewöhnlich dergleichen Rottirungen nicht geſtatten.

Herr Reichmann aber, deſſen Hotel weit mehr

eingerichtet ist, fürstliche Personen und Lords aufzunehmen, als deutsche Studenten, kam uns auf das freundlichste entgegen, und wie sehr auch die vielbeschäftigte Hausfrau betheuerte, daß es ihr unmöglich sei, so viele Gäste so spät noch aufzunehmen, so wußte der Wirth doch noch Rath zu schaffen, und wer nicht ein Zimmer oder wenigstens eine Schlafstelle in der Rollkammer erhielt, den brachte er für diese Nacht in einem Nebenhause unter. Für's erste trug der gefällige Mann nur Sorge, daß wir sämmtlich ein gutes Abendbrod und Wein von leidlichem Gewächs erhielten. Der ganze Hausstand besteht aus Deutschen, sowohl die männliche, als weibliche Dienerschaft spricht deutsch, und schon dies ist Veranlassung, weshalb deutsche Reisende, welche der italienischen Sprache nicht mächtig sind, bei Herrn Reichmann einkehren.

Siebenter Brief.

Mailand, im August.

Der erste Gang am frühen Morgen in dem altberühmten Mailand war nach dem nahen Kaffeehause, denn in Italien ist es üblich, daß man den Kaffee nicht in dem Wirthshause, sondern in einem Kaffeehause nimmt. Wir erhielten einen vortrefflichen, fast so dick wie Chocolade mit der Sahne zugleich gekochten, Kaffee, dazu ein pane arosto, welches uns von den guten Triften und wohlgenährtem Viehstande der Lombardei die beste Meinung erweckte. Auch einige Politik wurde zum Frühstück mit eingenommen, denn die allgemeine Zeitung, und der östreichische Beobachter, nebst einigen ministeriellen Pariser Blättern lagen hier mit ihren kriegerischen Nachrichten friedlich beisammen.

Es ward nun sogleich die Wallfahrt nach dem Dome angetreten. In unsern Wegweisern und Reisebüchern fanden wir angegeben, daß ihn der deutsche Meister Heinrich von Gamodia im Jahre 1386 begonnen. Aus den urkundlichen Verträgen und Nachrichten, welche Giulini in seiner „Memoria di Milano" mittheilt, wissen wir jedoch, daß Enrico di Gamodia (Heinrich von Gmunden) erst im Jahre 1392 zu dem Bau berufen wurde, nachdem derselbe schon weit vorgerückt war. Dies ergibt sich aus einem Gutachten, welches eine Baucommission damals abgab, als Heinrich gegen den bisherigen Bau Einwendungen und Bedenklichkeiten erhob und ein hölzernes Modell zu einem neuen Bau einreichte. In jenem Gutachten erklärte, unter dem Vorsitze Meisters Giovanni von Ferrara, eine Deputation von zwölf italienischen Baumeistern, „daß der Bau gut und dauerhaft, die Thüre und der Giebel des Kreuzes gegen Norden schön, die Capellen und äußeren Strebepfeiler fest genug wären; es solle kein Saal oder Gallerie über dem Seitenschiffe gebaut werden, weil dies die Kirche verdunkele und den Bau zu sehr vertheure; die Höhe der mittleren Säulen sollte mit Fuß und Capital 24 Ellen, die der Halbsäulen darüber 12 Ellen betragen, und das Gewölbe sollte nach dem Dreieck und nicht nach dem Viereck aufgesetzt werden. „Meister

Heinrich," wird berichtet, „ging unzufrieden und beschimpft hinweg." — Aus dieser Urkunde ergibt sich, daß, als Heinrich hinzugerufen wurde, die äußeren Mauern und Pfeiler des Schiffes schon standen, und nur die Säulen und die innere Wölbung zu vollenden war. — Angefangen wurde der Bau allerdings 1386, in welchem Jahre der Fürst Giovanni Galeazzo Visconte von Mailand den Grundstein legte; doch wurde dieser Bau schon nach einigen Jahren wieder eingerissen, und nun führten Simone von Arsegnio, Marco von Frisone und ein Pariser Meister, Niccolo da Bonaventi, die sich abwechselnd den Rang streitig machten, den Bau bis zum Jahre 1391. In diesem Jahre hatte man den deutschen Meister „*Annes de Fernach* de Furimberg" (Annes, d. i. Johannes Fernach von Freiburg) herbeigerufen, der gegen den bisherigen Bau Einwendungen machte und noch andere Meister aus Deutschland kommen ließ. Dies gab Nebenbuhlerschaft und Streit mit den Italienern und die Deutschen zogen ab, doch wurde die Sacristei nach einer Zeichnung Fernachs noch im Jahre 1391 ausgeführt, nur daß man die allzureichen Verzierungen wegließ. Erst nachdem Fernach fortgegangen war, wurde der schon genannte Meister Heinrich berufen. Obwohl auch dieser den Bau bald wieder verließ, so scheint man doch das von ihm

beigebrachte Modell nicht unbenutzt gelassen zu haben. Die Construction der inneren Spitzbogen des Gewölbes nach dem gleichseitigen Dreieck, die von ihm angegeben war, erhielt den Beifall der Italiener und wurde ausgeführt. Ein dritter deutscher Meister, Ulrichus de Fissingen de Ulme (vielleicht der berühmte Baumeister des Ulmer Doms, Ensinger), den man jetzt zur Fortsetzung des Baues einlud, konnte sich eben so wenig mit den Welschen vertragen, als die früheren deutschen Baumeister, weil er eben so, wie jene, darauf bestand, die äußeren Pfeiler und wahrscheinlich auch die Façade niederzureißen. Wohl nur um den Italienern zu zeigen, wie man in Deutschland baue, führte er 1394 das große Mittelfenster aus und ging nach vier Monaten wieder fort. Jetzt wurden zwei Franzosen, Mignotto aus Paris, Giovanni Campamosia aus der Normandie und ein Niederländer, Cova, nach Mailand eingeladen. Nur Mignotto hielt bei den eifersüchtigen Italienern aus, mußte aber genugsam dafür büßen; da er einen neuen Entwurf zum Bau der Pfeiler und Gewölbe in Ausführung bringen wollte, wurde im Jahre 1401 eine große Commission von 12 italienischen Meistern niedergesetzt, welche den Mignotto absetzte und zu Schadenersatz verurtheilte. Die früheren deutschen Meister hatten die Genugthuung, daß in diesem Beschluß ihrer rühmliche

Erwähnung geschieht. Ein Befehl des Fürsten vom Jahre 1396: daß kein Bildhauer auswandern solle, scheint darauf hinzudeuten, daß Mangel an geschickten Meistern vorhanden war und daß man sich auf Inländer beschränken wollte, doch kommt 1399 wiederum ein deutscher Meister, Gualtiero aus München, vor. — Kriegerische Unruhen unterbrachen damals die Fortsetzung des Baues; zwar weihte der Papst Martin V. im Jahre 1408 den Hauptaltar und verschaffte durch Ablaß der Baucasse einen Zufluß, allein noch in den Jahren 1481 und 1482 wendet sich der Herzog Giovanni Galeazzo Maria an den Magistrat von Straßburg und ersucht denselben, ihm einen geschickten Baumeister nach Mailand zu schicken. Die Kirche war jetzt unter Dach gebracht, doch immer fehlte noch das Gewölbe des Mittelschiffes, ein Bau, welchen kein Baumeister wegen des weiten Abstandes der Säulen zu unternehmen wagte. Wahrscheinlich führte zuletzt Joh. Ant. Homodeus diesen kühnen Bau aus; wenigstens rührt von ihm die Wölbung der Kuppel her, und sein Bildniß von Erz am Chor hat ihm bei Einigen den Ruhm verschafft, daß er das Ganze vollendet habe. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde von nicht weniger als 52 Meistern am Aeußern und Innern weiter gebaut, und der verdorbene Geschmack gewann besonders bei der, von

Pellegrini Tibaldi 1570 angegebenen Façade des Haupteinganges die Oberhand über den alten edlen Styl, in welchem das Werk begonnen wurde. Ueber zwei Jahrhunderte hatte der Bau unvollendet gelegen, als Napoleon, dem man sonst nicht nachrühmen kann, daß er für die Restauration des Alten im gothischen Styl gesorgt habe, den weiteren Ausbau des Doms befahl. Sein Kaiserreich ging früher zu Ende, als der Dom fertig wurde, so thätig und rasch auch der Bau betrieben ward. Indessen ist die Façade des Haupteinganges, die Seite nach dem Pallaste des Vicekönigs und ein großer Theil des Daches vollendet; und da der Kaiser Franz ebenfalls den Bau fortsetzen läßt, so hat man jetzt den Eindruck eines vollendeten Gebäudes. Dieser Eindruck ist mächtig und überraschend. Auf dem blauen Hintergrunde des Himmels glänzen in vollem Sonnenscheine die weißen Marmorplatten, Spitzbogen, Statuen und Säulen also, daß die Augen davon geblendet werden, weshalb man der Mondbeleuchtung wohl mit Recht den Vorzug gibt. Dann verschwinden die störenden Ungleichheiten in dem Baustyl, welche besonders an den Verzierungen der Hauptfaçade auffallen, die großartigen Umrisse treten mehr hervor, und besonders verliert sich das neuwaschene Ansehen, was sich mit dem Ernst des Mittelalters, als deren Repräsentanten die gothischen Dome er-

scheinen, nicht vertragen will. Träten die Dome von Straßburg, Cöln, Rheims, Antwerpen und Canterbury in ihren rostigen Harnischen neben diesen blanken Mailänder, sie würden ihn in seinem geglätteten Kleide gar nicht für ihres Gleichen gelten lassen. Die von Tibaldi im französisch-classischen Styl gebaute neumodische Façade kann sogar bei wiederholtem Besuche einen unangenehmen Eindruck machen, denn zu ihrem geputzten und flachen Aussehen passen die gothischen Spitzbogen und Blätterverzierungen des Daches ungefähr eben so, als zu einem Kindergesichte eine Alongenperrücke. Dies sind jedoch, wie gesagt, Betrachtungen, die sich erst später aufdringen und die ich getrost niederschreibe, ohne zu fürchten, daß sie mir oder irgend einem Andern, der sie zufällig lesen sollte, den ersten großen Eindruck verderben könnten. Dafür ist außerdem noch auf andere Weise gesorgt; um nämlich Alles, was uns von Außen unbefriedigt lassen könnte, wie mit einem Zauberschlage zu vergessen, bedarf es nur eines einzigen Blickes in das Innere des Heiligthums.

Die Kirche ist in fünf Schiffe getheilt, vier freistehende Säulenreihen tragen die hochgewölbte Decke, deren spitzzulaufende Bogen sich in das Unendliche zu verjüngen scheinen. Die grauen Riesensäulen sind von einem Umfange und einer Höhe, wie ich sie noch in keinem anderen Dome sah, sie

ſtehen ſo aus dem Boden hervorgewachſen und mit den Bogen, in welche ſie ſich verlaufen, ſo in die Decke hineingetrieben da, daß das ganze Innere den Eindruck einer ungeheuern Felſenhöhle macht, die aus dem Granitkern eines Alpengebirges herausgearbeitet wurde. Man fragt dabei nicht nach den verſtändigen Verhältniſſen von Maaß und Zahl, man glaubt ſich in dem Mittelpunkte einer in ſich geſchloſſenen Unendlichkeit zu befinden, ein geheimnißvolles Halbdunkel erhöht den heiligen Schauer noch mehr, jetzt fällt ein bunter Lichtſtrahl durch das gemalte Glasfenſter, die Orgel präludirt, die irdiſche Welt mit ihren Bedürfniſſen, ihren Mängeln und ihrer Noth liegt hinter uns, und das Gemüth erhebt ſich in freier Andacht. Nun erſt verſtehen wir den Geiſt, der ſolch einen Bau erſann und ausführte. Stellte ich mir in Gedanken die ſchönen Gegenden, aus denen ich kam, die hohen Alpen und Seen, den Sonnenaufgang, die glücklichen Inſeln und was ich an all den ſchönen Stellen empfunden, mit dem zuſammen, was ich hier empfand, ſo war es mir doch, als ob alle jene Herrlichkeit der Natur gegen dieſe Schöpfung aus dem Geiſte des Menſchen zurücktrete. Wenn ich aber unſere gute Stadt Berlin oft deshalb bedauern hörte, daß ſie in öder Gegend liege, ohne ein Rieſengebirge oder einen Rigi-Culm vor den Thoren zu haben, ſo ſchien es mir doch, als entbehre

sie noch weit mehr, daß sie keinen solchen Dom habe.

Die Freunde ließen sich den Thurm aufschließen, um auf das Dach zu steigen, allein ich fühlte mich mit magnetischer Gewalt festgehalten, und meine Andacht ging nun in Nachdenken über. Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß in dieser unbestimmten Erhebung zum Unendlichen etwas von einer katholischen Anwandlung liege, ich mußte diesem Gefühl der Andacht, obwohl es mehr durch Einwirkung von Außen angeregt, als durch inneres Bedürfniß hervorgerufen worden war, eine Gewalt über mich und überhaupt eine Betrachtung zugestehen, allein eben dieses Eingehen und Anerkennen dieser Andacht führte mich nothwendig darüber hinaus, indem ich mir sagen mußte, daß wenn die Religion, Frömmigkeit, Gottseligkeit, Gebet, Andacht u. s. w. nur darin bestehe, sich auf eine Stunde oder auch auf die ganze Lebenszeit in den seligen Rausch des Zusammenseins mit dem allgemeinen Göttlichen zu versenken, dies bei aller Höhe, die wir zu ersliegen meinen, nur immer eine sehr niedere Stufe sei, allein wie Plato von denen, welche sich der Philosophie ergaben, vor Allen fordert, daß sie erstaunen sollen, so überzeugte ich mich hier, daß wer zu der Aufgabe, welche das Wesen der evangelischen Kirche ausmacht, zur Erkenntniß Gottes und der göttli-

chen Wahrheiten nicht diesen heiligen Schauer mitbringt, niemals das Licht der Erkenntniß gewinnen wird. Eben so sehr bedachte ich aber auch, daß die christliche Religion nicht bei jenem heiligen Schauer, wie er den indischen, ägyptischen und gewiß auch den nordischen Religionen eigen war, stehen geblieben ist, sondern sich zu einer Lehre, zu einem System geheimnißvoller und tiefer Wahrheiten ausgebreitet hat, zu deren Erkenntniß jene noch unterschiedslose Gottesfurcht nur den dunklen Hintergrund bildet, auf welchem und aus welchem heraus das Wort offenbar werden muß, wie die Sterne aus dem nächtlichen Himmel hervorgehen. Die katholische Kirche hat von jeher in so fern einen sehr geringen Werth auf die Lehre und das System der Religion gelegt, als sie einer zufälligen Kirchenlehre, von welcher keine Appellation an die Vernunft und vernünftiges Nachdenken Statt findet, eine höhere Gültigkeit, als der heiligen Schrift gestattet, deren Auslegung sich die evangelische Kirche zu ihrer höchsten Aufgabe gestellt hat. Die Belehrung der Gemeinde durch die Predigt, die wissenschaftliche Untersuchung der heiligen Schrift auf Universitäten tritt in der katholischen Kirche sehr zurück gegen den äußerlichen Dienst der Messe, und der fromme Schauder, der die Gemeinde bei der Erhebung des Allerheiligsten, von dem sie durch nichts weiter, als durch

eine Klingel avertirt wird, befällt, gilt für etwas Vortrefflicheres und Bedeutungsvolleres, als wenn der Protestant sich diese Gegenwart Christi zu einem Gegenstande erbaulicher Betrachtung oder gedankenvoller Untersuchung macht. Nun ward mir auch an dieser Stelle klarer, als irgend je zuvor, wie einzelne verirrte Gemüther der Versuchung nicht widerstehen können, zur katholischen Kirche überzugehen. Ich rede hier nicht von hysterischen Betschwestern, physisch und moralisch ruinirten Schwächlingen, sondern von solchen, bei denen ein wirklicher Seelenkampf vorherging, und die den großen Schritt mit Ueberlegung, Bewußtsein und Ueberzeugung thaten. So viel ich deren auch kennen gelernt habe, so gab ihnen eine unbefriedigte Sehnsucht nach Heiligung und näherer Gemeinschaft mit Gott die erste Anregung. Sie begaben sich daran, Befriedigung durch und in dem Gedanken zu suchen; sahen sie sich nun endlich auf den Punkt getrieben, wie Faust verzweiflungsvoll zu bekennen: „und sehe, daß wir nichts wissen können,“ dann flüchten sie der Vernunft und Wissenschaft, und um sich nicht, wie er, dem Teufel zu verschreiben, traten sie zur katholischen Kirche über, wo sie die gesuchte Beruhigung allerdings fanden, wenn sie nicht mehr verlangten, als in jenem allgemeinen Schauer des Heiligen zu erzittern, was jedoch, wie ich es noch heute an mir

ſelbſt erfuhr, mit einer evangeliſchen Seele ſich ebenfalls recht gut verträgt. Was mir aber als beſonders charakteriſtiſch an ſolchen Uebertretern erſchienen iſt, war, daß ich ihnen, ſobald es zu irgend einer Erörterung über Gegenſtände des Glaubens kam, ſehr beſtimmt nachweiſen konnte, wie ihr Raiſonnement nichts weniger, als das der Katholiken ſei, wobei ſie denn auch gewöhnlich zugaben, daß die Katholiken ſelbſt nicht in ihrem Glauben Beſcheid wüßten, und daß hier noch viel für die zu thun übrig gelaſſen ſei, die als neue Mitglieder in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche, die unſer aller Mutter ſei, zurückkehrten. Ich gab dann zu, daß ich dieſe Kirche allerdings für unſere Mutter, auch für Groß- und Urgroßmutter, anerkenne, daß ich aber dabei an das Wort Chriſti erinnern müſſe, daß Niemand in den Schooß ſeiner Mutter zurückkehren könne.

Alle dieſe Betrachtungen ſtörten mich durchaus nicht in meiner Freude an dem herrlichen Bau; ſelbſt das Geplärr und Geklingel der Pfaffen, das jetzt an verſchiedenen Altären begann, überhörte ich und zog mich an einen der unermeßlichen Pfeiler in der Mitte des Kreuzes zurück, wo ich auf einem Strohſtuhle ein Ruheplätzchen fand, von wo aus ich eine Durchſicht durch die Säulengänge und zugleich auch nach dem großen bunten Glasfenſter im Hintergrunde hatte. Was mich aber am

meiſten in Erſtaunen ſetzte, war der Plafond über mir, der auf eine mir unbegreifliche Weiſe in arabéskenartiger, durchbrochener Filagranarbeit von Sandſtein oder Marmor ausgeführt zu ſein ſchien. Neues Geklingel und Gewedel ließ ſich in meiner Nähe vernehmen; da klopfte man mich auf die Schulter; ein bärtiger Franziskaner ſtand hinter mir. Ich meinte, er wollte mich daran erinnern daß es ſchicklich ſei, aufzuſtehen, allein er drückte mich ſanft wieder nieder und ſagte: „tutto e puro inganno“ (es iſt Alles lauter Betrug). Ich ſah den Mönch verwundert an; er wiederholte noch einmal: „es iſt nur, um die Augen zu täuſchen, ein Spiel für die Sinne.“ Mich nahm dieſe Aufklärung des erſten Mönchs, der mir ſo unaufgefordert bedenkliche Geſtändniſſe machte, Wunder, und ich antwortete behutſam, da ich nicht wußte, wie man es hier zu Lande mit der Inquiſition halte. Der Mönch aber ließ nicht ab in ſeinen Ausfällen, und als ich ihm ſagte: es wäre mir gleichgültig und dieſe Komödie ſtöre mich gar nicht, antwortete er mir: „ein jeder Betrug ſtört, ſobald man ihn erkennt; wer aber dieſe Künſte hier nicht kennt, muß ſie für ein Werk des Teufels halten!“ — Dabei wandte er ſeine großen dunklen Augen nach oben und fuhr dann fort: „ſeht Ihr, dort, wo der Kalk abgefallen iſt, ſieht man es recht deutlich, daß dieſe Verzierungen nur

gemalt sind." Und nun ging mir erst ein Licht über das Mißverständniß auf, denn während ich glaubte, der Mönch lästere die Messe, hatte er über die durchbrochene Arbeit des Plafonds gesprochen und mich darauf aufmerksam machen wollen, daß dieselbe nicht wirklich in Stein gehauen, sondern nur darauf gemalt sei, was in der That mit so großer Kunst gemacht ist, daß ich es schwerlich von selbst entdeckt hätte.

Die Freunde kamen jetzt von dem Thurme und dem Dache zurück, wir machten einen vorübergehenden Umgang durch die Kirche, ohne uns bei der Bildsäule des geschundenen St. Bartholomäus, der sein ihm über die Ohren gezogenes Fell als Carbonaro-Mantel um die Schulter geschlagen hat, oder bei den Schätzen des Grabes des heil. Borromäus lange zu verweilen, und mir war es ganz recht, daß Einige vorschlugen, den schönen Morgen zu einem Spaziergange nach der Casa Simonetta, wo ein berühmtes Echo sei, zu benutzen.

Auf dem Wege dahin lernten wir einen Theil der Stadt kennen, und hatten Ursache, mit der östreichischen Straßenpolizei zufrieden zu sein, da wir weder von Schmutz, noch von Bettlern zu leiden hatten. Im Vorübergehen besuchten wir den von Napoleon begonnenen und von Franz I. weiter fortgesetzten Triumphbogen. Man hat die alten,

auf Napoleons Thaten bezüglichen Reliefs beibehalten und nur das einzig Störende, Napoleons Kopf, daraus entfernt. Der Kopf des Kaisers von Oestreich, der Statt desselben eingefügt worden ist, erscheint nicht immer an passender Stelle, z. B. in der Scene, wo Napoleon die dem Königreiche Italien verliehene Constitution beschwört. — An dem Triumphbogen wurde sehr lebhaft gearbeitet, es waren eben einige prächtige Marmorsäulen aus den Brüchen in der Nähe des Lago maggiore angekommen. Ein neu gearbeitetes Basrelief, den Einzug der drei verbündeten Monarchen in Paris vorstellend, ist bereits eingemauert, wobei jedoch zwei Unrichtigkeiten zu bemerken, die erste, daß Kaiser Franz bei diesem Einzuge nicht gegenwärtig war; die zweite, daß König Friedrich Wilhelm auf diesem Relief nicht mit dem Lorbeer erscheint, obwohl die beiden anderen Monarchen bekränzt sind. Allein auch ohne diesen Schmuck steht er hier als der Sieger, ohne welchen dieser Triumphbogen noch immer Napoleons Namen führen würde. Des Lorbeers von fremder, neidischer Hand kann er entbehren, da sein Volk ihm einen reichen und vollen Kranz gewunden hat.

Ein zweites Denkmal aus Napoleons Zeit, dem wir auf unserem Wege begegneten, war der große Circus, 800 Fuß lang, 400 Fuß breit, in welchem noch jetzt Wettrennen in zweirädrigen

Wagen, ganz nach antiker Weiſe gehalten werden. Dreißigtauſend Zuſchauer haben auf den amphitheatraliſch aufgebauten Raſenſitzen Platz, und in der Mitte läuft ein langes Baſſin hin, welches mit Waſſer angefüllt werden kann, um Seegefechte darauf vorzuſtellen. — Zwiſchen Gärten und Hecken führt der Weg zu der einſam gelegenen Caſa Simonetta, früher eine anmuthige Villa, jetzt ein verfallenes Schloß, in deſſen hundert Zimmern und Sälen die armen Gärtnersleute kaum ein Paar Winkel mit ſichern Decken noch für ſich herausgefunden haben. Das Echo wird dadurch gebildet, daß zwei Flügel eines Hauſes einander gegenüber ſtehen, und ſich den Schall in's Unendliche zurückgeben. Der einzelne Ausruf: Haha! wird zu einem ſo ſchallenden Gelächter, als ob eine ganze Spinnſtube luſtiger Mädchen beiſammen ſäße, der Knall der Piſtole zum Pelotonfeuer eines Bataillons; wir ergötzten uns lange Zeit daran, und ſuchten, indem wir den Standpunkt veränderten, die akuſtiſche Veranlaſſung genauer kennen zu lernen. Nur auf ein einziges Fenſter iſt das Echo beſchränkt, tritt man nur um ein Weniges zur Rechten oder Linken, ſo wird es matter und verſchwindet; die Entfernung der gegenüberſtehenden Mauer beträgt gegen vierzig Fuß. Als wir dem Wirth unſeren Beifall darüber zu erkennen gaben, ſagte er: „Wenn ich es nur

verkaufen könnte, es ist mir schon ein schönes Stück Geld dafür geboten worden, aber es läßt sich nicht einpacken." Er versicherte uns nun, daß ein Signor Inglese in allem Ernst ihm das Echo habe abkaufen wollen. Da man ihm erklärt habe, daß dies nicht möglich sei, habe er sich eine genaue Zeichnung von dem Hause machen, und ein gleiches Gebäude in England aufführen lassen, allein das Echo habe keinen Laut von sich gegeben, was wahrscheinlich am Klima, oder der englischen Sprache liegen müsse.

Wir kehrten über den großen Exercierplatz durch die Porta Tenaglia zur Stadt zurück. So ermüdet wir auch waren, konnten wir dennoch, als wir an dem Akademiegebäude vorüber kamen, der Versuchung nicht widerstehen, in die Gemäldesammlung der Brera hinaufzusteigen. Mein Bruder, der schon auf einer früheren Kunstreise längere Zeit in Mailand verweilte, kannte die Gallerie genau, und führte mich sogleich, bevor sich zu den müden Füßen auch müde Augen gesellten, zu dem Licht- und Brennpunkt der Gallerie. So durchwandelten wir, ohne uns zur Rechten und zur Linken von so vielen Schönheiten festhalten zu lassen, die geräumigen Säle, bis wir endlich in einem kleineren Zimmer vor dem berühmten Bilde Rafaels, der Vermählung der Maria mit Joseph standen. Es ist aus Rafaels

früherer Zeit, vom Jahre 1504, und bekanntlich hat er sich in der ganzen Anordnung treu an ein Bild seines Lehrers Perugino, gehalten, von dem sich in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien die Handzeichnung findet. Das Bild ist durch Longhi's vortrefflichen Kupferstich allgemein bekannt, weshalb es überflüssig wäre, eine Beschreibung davon zu geben, wie es überhaupt nichts Langweiligeres gibt, als Beschreibungen von Bildern, denen eine tiefe, poetische Conception zum Grunde liegt. Unsere Beschreibung verhält sich dann gewöhnlich zu dem Bilde, wie eine Mumie zu den frischen, rothen Wangen, und den hellen Augen, in denen Leben und Liebe glühen; Naturscenen lassen sich bei weitem bestimmter beschreiben, als Bilder, wir können Jemanden eher eine Vorstellung von dem Rheinfall und dem Ausbruch des Vesuvs geben, als von dem Ausdruck einer Rafaelschen Madonna; um ein Bild kennen zu lernen, muß man es mit eignen Augen sehen. Was uns an diesem Bilde besonders erfreut, ist der gewissenhafte Fleiß und der geniale Funke des jugendlichen Künstlers, die sich beide hier so innig durchdrungen haben, daß in diesem Morgenroth die ganze schöne Zukunft des Meisters vor uns aufgeht. Da gedachte ich jener Verse, welche der berühmte Bologneser Maler Francesco Francia an Rafael schrieb, als

dieſer ihm ſeine heilige Cäcilia nach Bologna ſchickte:

Fortunato garzon, che nei primi anni
Tant' altri passi, e che sarà poi quando
In piu provecta etade opre migliori?
Vinta sarà natura; e da tuoi inganni,
Resa eloquente dirá te lodando,
Che tu solo il pictor sei de pictori *).

Gewiß galt dieſe Anerkennung, welche dem „beglückten Knaben" von dem alten, würdigen Meiſter zu Theil wurde, ihm mehr als alles Lob und alle Ehre, die ihm ſpäter zu Theil wurden. Dagegen erkannte auch Rafael einen ſolchen Meiſter mit gebührender und beſcheidener Achtung an. Er ſchreibt ihm in einem Briefe vom 5. September 1508, daß er über das Lob, welches er ſeinen Arbeiten ertheile, immer ſchamroth werde. Er verſichert ihn, daß er alle ſeine Werke mit dem größten Vergnügen und der größten Befriedigung ſehe, „denn ich kenne keinen Andern," ſchreibt er, „welcher die Madonnen ſo ſchön, ſo andächtig, ſo

*) „Beglückter Knabe, der in frühen Tagen
Der andern viele glorreich überwunden,
Und Alle ſie dereinſt wirſt überragen.
Beſiegt ſind der Natur geheime Geiſter,
Doch rühmt ſie, ob ſie auch von Dir gebunden,
Daß Du allein der Meiſter biſt der Meiſter!"

vortrefflich malte, als Ihr*)." — Und von dieſer Verſicherung Raſaels hatten wir ſogleich in der Nähe Gelegenheit, uns auf das Vollſtändigſte zu überzeugen; denn gegenüber, an dem anderen Ende dieſes Cabinets, hängt eine Verkündigung von Francia, die zu den größten Werken dieſes Meiſters und zu dem Trefflichſten, was die Malerei jemals erſchuf, gehört. Zunächſt erinnert es in der Auffaſſung an ſeine Madonna, welche die Perle der königlichen Gallerie in München iſt. Noch auf keinem Bilde ſah ich ſo ſchön die himmliſche Freudigkeit des Engels, der den Gruß zu bringen hat: „Gegrüßet ſeiſt Du, Holdſelige, der Herr iſt mit Dir, Du Geſegnete unter den Frauen. — Der heilige Geiſt wird über Dich kommen und die Kraft des Höchſten wird Dich überſchatten, darum auch das Heilige, was von Dir geboren wird, wird Gottesſohn genannt werden." Eben ſo ſchön aber iſt die Demuth Maria's ausgedrückt, welche den Engel mit den Worten entläßt: „Siehe! ich bin des Herren Magd, mir geſchehe, wie Du geſagt haſt." — Solche Vorſtellungen, in welchem das Ueberſinnliche mit dem Sinnlichen, das Göttliche mit dem Menſch-

*) Dieſe Briefe und Gedichte findet man in dem Taſchenbuch „Urania" vom Jahre 1821 abgedruckt.

lichen auf eine geheimnißvolle Weiſe ſich berühret, ſind von dieſen alten Meiſtern mit einer Zartheit und Unſchuld behandelt worden, von der unſere Zeit keine Ahndung mehr hat.

Mehr als dieſe zwei Bilder ſah ich heute nicht; doch machten wir noch einen Durchgang durch ſämmtliche Säle, um uns von der zweckmäßigen Aufſtellung zu überzeugen. Für große Bilder gehören große Räume, um ſie in der Entfernung zu ſehen, für welche ſie der Künſtler urſprünglich berechnete; dies hat man hier ſehr gut bedacht, und außerdem noch für eine volle Beleuchtung von oben geſorgt. In den vorderen Sälen ſahen wir beim Herausgehen eine reiche Sammlung von Frescobildern, die man aus Kirchen, wo ſie ſich befanden, ausgeſägt, und hier in Rahmen gebracht hat; für heute aber konnten wir ihnen keine nähere Aufmerkſamkeit ſchenken.

An der Wirthstafel bei Herrn Reichmann fanden wir gegen zweihundert Gäſte; denn nicht nur die Deutſchen, auch die Franzoſen und Engländer finden ſich zahlreich an derſelben ein, da man hier für drei Lire (16 gGr.) reichlich und gut verſorgt wird. Einiges Aufſehen erregte eine franzöſiſche vornehme Dame, welche von zwei Livree-Bedienten empfangen wurde, die zwei Converts für ſie belegt hatten. Man war darauf gefaßt, wenigſtens einen Marſchall oder Pair von

Frankreich an ihrer Seite Platz nehmen zu sehen, indessen sprang ein zottiger Bologneser auf den Stuhl, und verzehrte die sechs Schüsseln, welche servirt wurden, mit demselben Appetit, wie wir. Da er etwas früher aufstand, als die Tafel aufgehoben ward, folgte ihm die Dame, ohne den Nachtisch abzuwarten.

Ueber Tische wurde der Operationsplan für die folgenden Tage entworfen, da wir uns jedoch von Haus aus die Beschränkung gemacht hatten, nicht Alles sehen, sondern nur Einiges kennen lernen zu wollen, so war es nöthig, von dem Vielen, was der Guida di Milano empfiehlt, eine Auswahl zu treffen. — Für jetzt aber wurde ein Wagen genommen, der uns zuerst nach dem Corso, und dann nach der Oper bringen sollte. Wir lernten auf diesem Wege den neuen und eleganten Theil der Stadt, und bald noch mehr als dies, die schöne Welt von Mailand kennen. Zuerst überließen wir uns, als wir auf der Promenade angekommen waren, ein Paar Mal dem Schneckenumzuge der Wagenreihe; dann aber fanden wir den Spaziergang zu einladend, und stiegen aus. Wir thaten es theils, um von dem hohen, mit Linden und Kastanien bepflanzten Walle, auf welchem die Promenade sich befindet, die Aussicht in die Ferne über die Stadt und die Ebene zu genießen, theils um uns an der An-

ſicht der Nähe zu erfreuen, und Heerſchau über die Damen und die Cavallerie von Mailand zu halten, die Herren kamen nicht in Betracht; da ſieht man nun, welche gleichgültige Rolle wir ſpielen! Mehr als dreihundert Wagen mit tüchtigen Mecklenburgern und Holſteinern beſpannt, viele berittene Elegants daneben, hatten ſich gegen ſieben Uhr eingefunden, doch warf der Putz der Damen, zumal die ſeidenen Hüte mit den langherabhängenden Federn, einen zu ſtarken Schlagſchatten auf die ſchönen Geſichter, die allem Vermuthen nach darunter verborgen waren. Ein allgemeiner Zug der italieniſchen Brünette war das Einzige, was ſich bemerkbar machte, und wir brachten von der erſten Recognoscirung der vielgerühmten italieniſchen Schönheiten keine erhebliche Beute nach Haus. — Man tröſtete uns damit, daß wir in dem Saale des Opernhauſes, wohin wir uns nun aufmachten, glücklicheren Erfolg haben würden.

Das weltberühmte Theater alla Scala nahm uns jetzt in ſeine weiten Räume auf; allein, durch die Eleganz der Pariſer und Berliner Theater verwöhnt, war der Eindruck des nicht glänzend erleuchteten, und was die Farben betrifft, ziemlich verſchoſſenen Saales, trotz der ſechsfachen Logenreihen nicht imponirend, zumal da das Haus ſich nicht füllte. Man gab „Saul," eine Opera ſeria in zwei Ac-

ten von Niccolo Vaccaj und ein tragiſches Ballet, „Ottaviano in Egitto" in ſechs Acten!! Wir nahmen unſere Plätze auf den geſperrten Sitzen im Parterre und hatten Zeit genug, um uns aus den Textbüchern über die Perſonen und den Inhalt der Stücke zu unterrichten. Unter den Namen der Sänger fand ich nur zwei berühmte Namen, Tamburini ein Baſſo, der den Saul, und Rubini, ein Tenore, der den David ſang. — Madame Paſta war in Mailand anweſend, hatte ſich aber mit dem Impreſario der großen Oper, Signore Barbaja, nicht vereinigen können, nur einige Male in dem kleineren Theater, della Canobiana, geſungen und war mit Roſſini nach dem Comer See abgereiſt. — Auch im Ballet waren heute die beiden berühmten Namen, Signora Brugnoli und Signore Samengo nicht zu finden, und dies wohl die Urſache, daß das Haus nicht ſehr beſetzt war. Dem Textbuch war eine vollſtändige Statiſtik des Theaterperſonals vorgedruckt, ſo daß man das ganze Orcheſter, die Machiniſten, ja ſogar die Capi sarti (Schneider-Häuptlinge), den Berrettonaro (Hauben-Stecker), den Parruchiere und, was in dem Lande der Carbonari ein gefährliches Amt ſein mag, die Capi Illuminatori namentlich aufgeführt findet. — Nach und nach fand ſich in dem Parterre und den Logen das

Publicum ein, und die Conversation wurde ziemlich laut geführt, zumal im Parterre, wo die jungen Herren und Officiere Raum genug fanden, ihre Spaziergänge fortzusetzen. Hier erschien Alles mit bedecktem Haupte, wobei jedoch zu bemerken, daß der alte Haß der schwedischen Parteien der Hüte und Mützen noch fortbesteht, jedoch hat sich die Regierung zu Gunsten der Hüte entschieden. Denn während man einem jeden gestattet, selbst während der Vorstellung, mit dem Hute auf dem Kopfe zu sitzen, wurden die deutschen Studenten bei ihrem Eintritt von der Polizei sogleich bedeutet, daß ihre Art der Kopfbedeckung nicht gestattet sei. Die Mützen erinnerten weder durch Form noch durch Farbe an etwas Jacobinisches, konnten sich auch über ihre legitimen Gesinnungen durch manchen hindurch passirten Landesvater ausweisen; allein sie wurden nicht geduldet.

Der Oper schenkte das Publicum wenig Aufmerksamkeit, von den Recitativen war man kaum im Stande, einen Ton zu hören, nur bei einer Arie Rubini's wurde durch Zischen einige Ruhe hergestellt.

Bei weitem größere Aufmerksamkeit schenkte das Publicum dem Ballet, dessen drei erste Acte zwischen den ersten und zweiten Act der Oper

eingeschoben wurden, und die drei letzten beschlossen den Abend.

Da in der Oper zu Mailand die Schauspieler und Sänger nur die Nebenrollen spielen, das Publicum aber die Hauptrolle, war unsere Aufmerksamkeit fast mehr auf dieses, als auf die Bühne gerichtet. Die Musik hatte das Eigenthümliche, daß sie nicht à la Rossini war; besonders gelungen waren einige Chöre. Die Handlung selbst war nach Metastasio eingerichtet, und konnte keine besondere Theilnahme erregen. Ganz anders erschien das Publicum, sobald das Ballet, oder vielmehr die mimische Tragödie begann. Man gab, wie ich schon erwähnte, „Octavian in Aegypten." Der Verfasser des erläuternden Textes, Signore Giov. Galzerani, führt in der Vorrede mit wichtiger Miene die Quellen an, aus welchen er geschöpft; neben Plutarch, Cicero, Plinius wird auch das Dizionario von Bayle und verschiedene andere Schriftsteller genannt, zugleich aber wird dem „pubblico eruditissimo" und „il più giusto estimatore delle teatrali produzioni" viel Schmeichelhaftes gesagt. Schon die Personen, welche uns angekündigt wurden, ließen eine höchst tragische Begebenheit erwarten. Cäsar-Octavian, Octavia, Antonio und Kleopatra hatten die Hauptrollen; und so geschah es uns auch. Octavian bringt seine Schwester

Octavia mit ſich nach Aegypten, wo ſie, mit zwei Kindern an der Hand, den ungetreuen Gemahl in den Armen der buhleriſchen Kleopatra findet. Der Zank zwiſchen den Feldherren, die Raſerei der Frauen, und am Schluß die Ermordungsſcenen wurden mit dem größten Beifall aufgenommen. Dieſe Art der Tragödie war mir ganz neu, aber ich mußte mir Gewalt anthun, um dieſes Sägen mit Händen und Füßen bis nach Mitternacht mit anzuſehen. Man muß allerdings dem italieniſchen Mimen zugeſtehen, daß er es an Lebhaftigkeit und Ausdruck dem Franzoſen bei weitem zuvorthut, allein für uns, die wir an die Darſtellung der Tragödie die höchſten Anforderungen der Kunſt machen, hatte das Ganze etwas Marionettenhaftes, was ſich beſonders dann bemerklich machte, wenn ein Gefolge von hundert Kriegern auf der Bühne hinter ihrem Feldherrn erſchien, und nun Alle mit einer ſo rapiden Präciſion, dieſelben Bewegungen der Hände, Füße und Köpfe machten, daß man hätte ſchwören können, ſie würden am Draht oder am Faden gezogen.

Achter Brief.

Mailand, im September.

Unser erster Gang am anderen Morgen war, wie man leicht errathen kann, wiederum nach dem Dome, in dessen hohen Säulengängen wir so frei athmeten, als ob wir noch auf dem Rigi gestanden hätten. Der Morgen war hell, und ich versäumte daher nicht, den Thurm und das Dach zu besteigen. Hier oben befinden wir uns in einer, von der grünen Erde abgeschiedenen Welt; die unzähligen gothischen Spitzsäulen von weißem Marmor, welche Statuen auf ihren Spitzen tragen, starren uns entgegen wie die Eiszacken eines Gletscherfeldes, das Dach ist ganz mit weißen Marmorplatten belegt; mir war es, als stände ich mitten unter Leichensteinen auf einem mit Schnee bedeckten Kirchhofe. Als ich aber vom Dache hinauf auf den Thurm stieg, und einen

Blick hinaus in das Freie über die fruchtbare Ebene der Lombardei that, rief ein sanfter West vom blauen Himmel mich in das Leben und in den Frühling zurück, ein milder Sonnenglanz belebte nun die Marmorpflanzung um mich her, und ich glaubte mitten in einem Beete voll aufgeschlossener Lilien zu stehen. Da ich dies Dach aus einem Bilde meines frühvollendeten Freundes, des Malers Zimmermann aus Berlin, welches sich im Besitz Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen befindet, kannte, suchte ich mir die Gallerie auf, wo der Künstler seinen Standpunkt genommen haben mußte, um eine so schwierige Aufgabe zu lösen.

Da ich mit meinen Freunden mich verabredet hatte, daß wir uns in der Brera treffen wollten, so war es Zeit, mich dahin aufzumachen. Wie uns eine Gesellschaft erst dann lieb wird, wenn wir einige vertraute Bekanntschaften, eine Gegend erst dann, wenn wir eine Lieblingsstelle darin zu finden wissen, so pflegt es uns auch wohl mit Bildergallerien zu gehen; man muß so vertrauten Umgang darin haben, daß die bunte Menge uns nicht verwirrt und verlegen macht. Glückt es uns nun, sogleich bei dem ersten Eintritt mit dem Edelsten und Würdigsten uns näher zu befreunden, so gewinnen wir dadurch Muth, den Kreis unserer Bekanntschaften zu erweitern.

Wir gingen die Gallerie heute nach den verſchiedenen Schulen durch, und fanden auch für die Geſchichte der Malerei mit Sinn und Auswahl geſorgt, indem man nicht etwa, um den Raum zu füllen, jeder alten Tafel, ohne Rückſicht darauf, ob der Meiſter wirklich einen Einfluß auf ſeine Zeit ausgeübt, oder unter dem Einfluſſe ſeiner Zeit gearbeitet habe, hier einen Platz eingeräumt hatte. Länger als bei dem erſten Beſuche verweilten wir heute bei den alten Frescobildern, unter denen ſich ganz beſonders die von Bernardo Luini, einem Schüler Leonardo's, und von Gaudenzio Ferrari auszeichnen. Von dem Erſteren ſahen wir eine Gruppe von einem männlichen und weiblichen Faun mit ihren Kleinen, welche dem Pan ein Opfer bringen; ein Bild, das ſchwerlich in einer Kirche ſtand. Obwohl aber Luini in einer Zeit lebte (1521), in welcher die Malerei aus der Begrenzung des kirchlichen Dienſtes herausgetreten, und das Weltliche, ja ſogar das Heidniſche in den Bereich ihrer Darſtellung aufgenommen, ſo hatte er doch ſich zugleich noch einen reinen Sinn für das Heilige bewahrt, den uns der überaus fleißige Künſtler in vielen vortrefflichen Kirchenbildern offenbart, von denen wir hier nur die Madonna mit dem heil. Antonius und der heil. Katharina, einen zitterſpielenden Engel zu ihren Füßen, nennen wollen; ein Bild,

welches im Ausdruck und in der Behandlung sich neben Rafael und Correggio stellen kann. Diese Bilder gaben Veranlassung, die Praxis der alten Frescomalerei näher zu untersuchen, doch verspar-ten wir eine weitere Erörterung dieser Studien bis auf Pisa und Florenz, wo die ursprüngliche Heimath dieser Kunst ist. Nur so viel ergab sich uns schon hier aus der genaueren Betrachtung die-ser Bilder, daß es in jener Zeit, wie in der Oel-malerei, so auch in der Frescomalerei, eine Pra-xis gegeben habe, die für unsere jetzigen Akade-mien und Malerschulen ein Geheimniß ist. Es fehlt uns nicht an tüchtigen Zeichnern, es fehlt uns nicht an poetisch- und religiös-begeisterten Gemüthern, in allen diesen können sich unsere Künstler den Alten vergleichen; allein in der Pra-xis und Ausübung der Malerei es den Alten gleich zu thun, scheint eine Hauptaufgabe für unsere jungen Künstler zu sein. Ein Beispiel, wie sehr sich in jener Zeit die größten Meister um das Handwerk der Kunst bekümmerten, gibt uns Leo-nardo da Vinci, der uns ein umfassendes Werk über die Zeichen- und Malerkunst zurückgelas-sen hat.

Die Erwähnung Leonardo's machte in uns den Wunsch rege, sogleich die Wallfahrt zu dem berühmtesten Vermächtniß des Künstlers, dem Abendmahl in dem Refectorium des Klosters,

welches zu der unvollendeten Kirche der Madonna delle Grazie gehört, anzutreten. — Durch den vortrefflichen Kupferstich Anderloni's, so wie durch die große, für Napoleon gearbeitete Copie in Mosaik, welche wir im vergangenen Jahre in Wien gesehen, wo dieselbe zur Zeit noch eine sehr unpassende Stelle auf dem Fußboden eines Vorzimmers der Ambraser-Sammlung im kleinen Belvedere erhalten hat, kannten wir diese Composition so genau, daß wir uns die verloschenen Gestalten nach und nach mit dem ursprünglichen Farbenglanze beleben konnten; die Gesichtszüge traten uns mit aller Kraft des Ausdrucks entgegen, so daß wir bei weitem mehr fanden, als wir nach dem, was wir davon gelesen und gehört, vermuthen durften. Als wir aber näher hinzutraten, und auf die zu Gunsten der Maler, die hier studiren wollen, gemachte Balustrade stiegen, sahen wir zu unserem großen Leidwesen, mit welcher unverantwortlichen Barbarei man noch in dem achtzehnten und sogar in dem neunzehnten Jahrhunderte mit diesem edelsten Kleinode der Kunst umgegangen ist. Zuerst hat ein bequemer Prior des Klosters, um seine Wohlbeleibtheit auf näherem Wege in den Speisesaal zu bringen, eine Thür in die Mauer brechen lassen, wodurch die Füße des Heilands weggeschlagen wurden. Während der Revolutionskriege diente der Saal ab-

wechselnd als Heumagazin, Pferdestall, Lazareth und Gefängniß; die rohen Kriegsknechte verspotteten den Heiland und die Apostel mit gleicher Rohheit, wie zur Zeit des Pilatus, und warfen nach den Köpfen mit Steinen. Noch mehr wurde später die Wand durch Feuchtigkeit zerstört, und selbst, als man anfing, auf Befehl des Vicekönigs, Eugen Napoleon, für die Wiederherstellung, oder zum wenigsten für die Erhaltung des noch Vorhandenen zu sorgen, geschah noch Manches, was nur das Bild noch mehr beschädigte. Zeichner und Kupferstecher wurden bei ihrer Arbeit dadurch sehr unterstützt, daß sich in der Ambrosiana in Mailand, in der Gallerie Fesch in Rom und noch in einigen Privatsammlungen alte Copien dieses Bildes befinden, welche Fanelli und Rafael Morghen benutzt haben. In demselben Saale befindet sich an der entgegengesetzten Wand eine Kreuzigung von Joh. Donatus Montorfanus vom Jahr 1495, mithin mehrere Jahre früher gemalt, als Leonardo's Bild, dem es jedoch sehr nachsteht, und dieses Bild hat alle jene Unfälle fast ganz unbeschädigt überstanden.

Aus dem Refectorium ließen wir uns in die Kirche der Madonna delle Grazie selbst führen, die an schönen Gemälden eine der reichsten in Mailand ist. Wir fanden darin einige schöne Fresken von Gaudenzio Ferrari, die Geißelung

und Kreuzigung Christi darstellend, eine Madonna von Luini, und in einer heiteren Capelle eine zweite, die als wunderthätiges Bild verehrt, und dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird. Wie es längst schon zum Sprichwort geworden ist, daß wunderthätige Bilder gewöhnlich die schlechtesten Gemälde sind, so machte dies Bild ebenfalls keine Ausnahme, denn, obwohl es durch Lampendunst und manchen saftigen Kuß frommer Lippen, gegen die es jetzt durch ein Glas verwahrt ist, in früherer Zeit viel gelitten haben mag, so erkennt man doch sehr gut, daß es nicht von der Hand des großen Meisters sein kann. Auch ist es nicht, wie gewöhnlich versichert wird, ein nachgedunkeltes Oelbild, sondern von Haus aus braun, a guazzo gemalt. Eine ganze Rüstkammer von Krücken, Stöcken und Bandagen derer, welche hier geheilt wurden, ist dabei aufgehängt, doch war das Holz der meisten schon ziemlich wurmstichig geworden.

Von hier besuchten wir die Kirche St. Vittorio. Im Vergleich zu dem Dome und zu gothischen Kirchen überhaupt, finden wir keine einzige Kirche in Mailand, deren Aeußeres oder Inneres sich besonders geltend machte; sie sind fast sämmtlich in demselben italienisch-antiken Styl, ein Gemisch der heidnischen Kuppel mit dem christlichen Kreuz, und die mehrsten sind durch später daran gehängte Bogengänge und Vorhallen so ver-

baut, daß man Mühe hat, die Grundform herauszufinden. In dieser Kirche (St. Vittorio) fanden wir die Kuppel auf eine so heitere Weise ausgemalt, daß wir, zumal für evangelische Kirchen, für welche sich das lange Schiff der gothischen Bauart wegen der Predigt nicht eignet, keine passendere Form wüßten. In der Wölbung sieht man musizirende und lobsingende Engel in vielen Kreisen, die sich bis zum Schluß der Kuppel verjüngen. Der Künstler Moncalvi hat die Tiefe der Kuppel zu Vorder- und Hintergrund benutzt, so daß in den unteren Kreisen die Figuren in Lebensgröße sind, dann immer kleiner werden, bis sie zuletzt sich in lieblichen, geflügelten Engelköpfchen verlieren; man glaubt einen Blick in den offenen Himmel zu thun. Besonders erfindungsreich war der Künstler in Benutzung des Motivs der musizirenden Engel, welches wir hier in einer Mannigfaltigkeit und mit einer Zierlichkeit angewendet sehen, die an den Reichthum der antiken Darstellungen des Amors und der Amoretten erinnert.

Unser Wegweiser führte uns jetzt nach San Ambrosio, vor welcher einzeln und verlassen eine verwitterte Marmorsäule steht, die der Rest des Kaiserpallastes aus altrömischer Zeit sein soll. Sie galt für ein so ehrwürdiges Wahrzeichen der Stadt, daß in früherer Zeit der Podesta von Mai-

land am ersten Tage seines Amtes ihr seine Reverenz durch einen Besuch bezeigen mußte. Es hält schwer, sich in dem Bau dieser Kirche zurecht zu finden, zumal von außen, wo eine Vorhalle im länglichen Viereck mit fünf Eingängen später angebaut wurde, die sich noch bemerkbarer macht, als die Hauptfaçade mit drei Eingängen, über denen drei Fensterbrüstungen in einem spitzen Giebel zulaufen. Zwei viereckige Thürme stehen vereinzelt außerhalb des Vorhofes, und man findet nirgends einen Standpunkt, von wo man einen Zusammenhang in diese Masse bringen könnte. — Das Schiff im Innern wird von zwei Säulenreihen gebildet, an welche der Chor sich in einer achteckigen Kuppel anschließt. Diese Kirche wurde von Mailands Schutzpatrone, dem heil. Ambrosius, dessen Lobgesang sich noch immer erhalten hat, im Jahre 397 erbaut, und gehört zu den ältesten Bauwerken christlicher Zeit. Hier war es, wo der strenge Bischof Ambrosius dem Kaiser Theodosius den Eintritt verwehrt haben soll, und ihn zu achtmonatlichem Bann verurtheilte, weil er die Stadt Thessalonich im Jahre 390 der Wuth seiner Soldaten preis gegeben, um den Tod eines, von den Bürgern erschlagenen, Präfecten zu rächen. Die rohen Krieger hatten die Stadt geplündert, und 7000 Bürger verloren dabei ihr Leben. Für solche Unthat mußte der Kai-

ser den strengen Arm der Kirche fühlen, und obwohl er durch seine Verfolgung der Ketzer und der Heiden sich von dem rechtgläubigen Klerus den Namen des Großen erworben, mußte er dennoch eine solche Demüthigung erfahren.

Auch in späterer Zeit blieb diese Kirche mit der profanen Geschichte in Verbindung, da sich hier viele deutsche Könige und Kaiser des heil. römischen Reichs, von Otto I. bis Heinrich VII. die eiserne Krone aufsetzten. Friedrich I., der gefürchtete Barbarossa, empfing in dieser Kirche, die er zu verschonen befahl, als er 1162 die wortbrüchige Stadt schleifen ließ, den Oelzweig des Friedens.

Eines der ältesten Denkmäler christlicher Malerkunst, welches Mailand besitzt, ist das Mosaik, womit die Nische des Chorgewölbes dieser Kirche verziert ist, muthmaßlich aus dem siebenten oder achten Jahrhundert, und in jedem Falle mit Ausnahme des später eingelegten Christuskopfes von byzantinischen Künstlern. Als Hauptfigur thront Christus in der Mitte mit dem Evangelium in der Linken, die Rechte belehrend aufgehoben. Neben ihm stehen die Erzengel Gabriel und Michael, welche dienend Krone und Kleid halten; unter diesen die beiden Heiligen Protasius und Gervasius. Vor anderen Mosivgemälden aus der älteren Zeit zeichnet sich dieses dadurch aus, daß in die beiden

Winkel zur Seite kleine hiſtoriſche Compoſitionen eingefügt worden ſind. Sie ſtellen die wunderbare Begebenheit vor, wie der heil. Ambroſius in Mailand während der Meſſe einſchläft, was freilich kein ſo großes Wunder wäre, wenn er nicht zu derſelben Zeit nach Tours entrückt würde, und daſelbſt der Todtenfeier des heil. Martin beiwohnte. — Der Hauptaltar, welchen der Erzbiſchof Angilbert im Jahre 835 errichtete, iſt mit künſtlichen Bildwerken von getriebener Silberarbeit von einem deutſchen oder longobardiſchen Meiſter Wolfrin. Vier Porphyrſäulen tragen das, ebenfalls mit Figuren reich verzierte, Dach über dem Altare, der überhaupt mit Schnitzwerk, Perlen und Edelſteinen reich verziert iſt.

Für die Geſchichte der älteſten Bildnerei iſt auch die Kanzel merkwürdig; die zwar durch den Einſturz der Kuppel 1196 beſchädigt, aber einer Inſchrift zufolge, bereits 1201 durch Guilelmus de Pomo wieder hergeſtellt wurde. — Als eine ganz beſondere Rarität wurde uns auf einer Porphyrſäule die eherne Schlange gezeigt, welche Moſes und Aaron einſt in der Wüſte aufgerichtet; der Erzbiſchof Arnolfo brachte ſie 1001 aus Conſtantinopel mit hierher; ſie mag wohl ihre Haut ſo oft gewechſelt haben, daß ſie Moſes ſchwerlich wieder erkennen würde.

Der Vorſchlag, uns jetzt nach der Biblio-

theka Ambrosiana zu begeben, wurde zwar mit Beifall aufgenommen, allein mit noch mehr Beifall der, zuvor etwas Ambrosia und Nektar in einer Restauration zu uns zu nehmen, um so die Kluft zwischen der Kirche und Wissenschaft auszufüllen. — Verschiedene Läden mit ihren hochaufgethürmten Schinken, Zungen und anderem Räucherwerke, Guirlanden von Würsten in saffrangelbem Gedärm, Göttinger Ausrufungszeichen, zu denen Parmegiano-Käse ein schön gerundetes Punktum formirten, lockten uns an, allein nirgends war die nöthige Einrichtung zur Bewirthung verhanden, und umsonst drangen wir in unseren Cicerone uns zu einem „Italiener" zu führen, wie man sie in allen größeren deutschen Städten findet. Mehrere Restaurationen, die er uns rühmte, fanden wir so unsauber, daß wir auf der Stelle wieder umkehrten, bis wir endlich in der osteria del popolo, wohin wir durch enge und schmutzige Straßen gelangten, eine Anstalt fanden, wie wir sie uns nur immer wünschen konnten. Der Raum war beschränkt, aber der Wirth, dem es nicht an Zuspruch zu fehlen schien, hatte ihn gut zu benutzen gewußt. In dem kleinen, rings von hohen Mauern umschlossenen Hofe, in welchen die schmutzigen Dachnasen der Nachbarhäuser herüber ragen, stand ein gedeckter Tisch; der bedenklichste Winkel aber war durch die breite-

ren Blätter eines Feigenbaums bedeckt. Aus dem Hof, der so eng war, daß wir nur einzeln durchgehen konnten, kamen wir in die Küche, wo der ziemlich große Herd und die vielen daran beschäftigten Köche uns die gute Meinung erweckten, daß man hier viele Gäste erwarte. Als wir nach der Carta fragten, recitirte uns der Wirth mit der größten Geläufigkeit nicht nur seinen ganzen Küchenzettel her, sondern er demonstrirte uns seine Anatomie sogleich am Cadaver, zeigte uns in dem zerspaltenen Kalbskopf das frische Gehirn, dem aufgehängten Schwein riß er das Herz aus dem Leibe und die Leber dazu; das zum bifstecco bestimmte Fleisch wurde uns dicht unter die Nase gehalten, um den frischen Geruch zu prüfen, und eben so mit den ausgeschlachteten Hühnern und Fischen verfahren. Wir trafen eine geschmackvolle Auswahl, und begaben uns in ein oberes Cabinet, wo wir bald zu unserer Zufriedenheit bedient wurden.

Geistig und leiblich gestärkt traten wir nach einem Stündchen den Weg zur Ambrosiana an. Da man uns an dem eisernen Gitter des Vorhofs eine gute Weile klingeln ließ, benutzte ich diese Zeit, um in dem Bilderladen eines gegenüberwohnenden Antiquars mich umzusehen, in welchem sich für Kunstfreunde, und wohl auch für öffentliche Sammlungen so manches gute Bild

finden würde. — Endlich wurde geöffnet, wir traten ein, allein eine neue Bedenklichkeit entstand, da wir die Wahl hatten, entweder die gelehrte Neugier an Bücherbänden und Manuscripten auf dem rechten Flügel, oder die Kunstliebe in der Gallerie des linken Flügels zu befriedigen. Die Mehrzahl entschied sich für das letzte, und so führte uns der gefällige und gut unterrichtete Custode zunächst in die Gemäldesammlung. — Eine gewissenhafte Berichterstattung über den Besuch von Bildergallerien muß man nicht von mir verlangen, ich bin nicht im Stande mit dem Katalog in der Hand von Nummer zu Nummer zu laufen, um dann, wie jener Engländer auszurechnen, daß er an einem Tage viertausend Gemälde gesehen habe. In der Brera hatte ich es doch bei dem ersten Besuche bis zum zweiten Bilde gebracht, hier wurden wir gleich von dem ersten so festgehalten, daß uns nach keinem andern verlangte; es war der Carton von Rafaels eigner Hand, zu seiner Schule von Athen. Handzeichnungen und Cartons großer Meister, mit deren Werken wir uns sonst schon bekannt genug gemacht haben, fesseln uns oft noch mehr als die vollendeten und ausgeführten Bilder. Der Grund hiervon ist wohl vornehmlich darin zu suchen, daß wir in der Zeichnung, in dem flüchtigen Umrisse, dem Genius des Künstlers, seiner Person, seiner

Hand uns näher fühlen, in die Werkstatt seiner geistigen Schöpfungen und Gedanken einen freieren Blick thun können, als bei dem fertigen Werke, welches gerade dadurch sich als fertig geltend macht, daß der Künstler es ganz aus sich hinausgestellt hat, ganz davon zurückgetreten ist. So sehr nun auch diese Selbstständigkeit des Kunstwerkes, welche sonst wohl als die Objectivität desselben gerühmt wird, anzuerkennen ist, so bleibt es doch immer ein natürlicher Wunsch, auch die nähere und persönliche Bekanntschaft mit großen und verehrten Meistern zu machen, und dies erreichen wir am ersten, wenn wir ihre Studien und Handzeichnungen sehen, welche sie so blos für sich hinwarfen, selbst Unvollkommenheiten und Nachlässigkeiten machen uns solche Arbeiten nur desto werther. Gewiß ahnete der jugendlich rasche Künstler, als er diesen Carton mit Kreide, Kohle und Tusche, oder was ihm sonst eben zunächst zur Hand war, entwarf und aufzeichnete, nicht, daß nach dreihundert Jahren diese Zeichnung als eine kostbare Reliquie und als ein schöner Siegespreis von dem ersten Consul Frankreichs nach Paris entführt werden würde, von wo er nach dem Frieden an seine frühere Stelle zurückgekehrt ist. Die Künstler der großen Kunstperiode bedurften nur flüchtiger Angaben in dem Carton; sie führten den Pinsel sicher genug, und verstanden mit dem Pinsel zu

zeichnen und zu modelliren; es wäre ihnen nicht eingefallen, ihre Cartons so auszuführen, um sie als vollendete Kunstwerke auf die Kunstausstellungen zu geben. Auch banden sich die Alten keineswegs getreu an ihren Carton; machte sich bei der Ausführung eine unvorhergesehene Forderung, ein neuer Gedanke geltend, so wurde die Gruppe anders gestellt, Figuren hinzugefügt oder fortgelassen. So suchten wir auf diesem Carton vergebens nach Rafaels eigenem Bildniß, welches, wie wir aus dem Kupferstiche wußten, sich auf dem, in den Stanzen des Vaticans ausgeführten, Wandgemälde befindet. — Wir fanden uns um so mehr aufgefordert, diesen Carton genau zu betrachten, und die einzelnen Köpfe zum besonderen Studium zu machen, da wir wußten, daß das ausgeführte Bild sehr gelitten habe. — Die Bekanntschaft mit den anderen Schätzen der Sammlung und mit der Bibliothek verschoben wir bis auf einen zweiten Besuch, und kehrten nach unserem Wirthshause zurück.

Nach Tisch wurde wiederum die Spazierfahrt nach dem Corso gemacht; diesmal aber bei dem giardino publico angehalten, und die schönen Anlagen und verlassenen Vergnügungsanstalten desselben in Augenschein genommen. — Ein großes Nonnenkloster ist zu einem Ballsaal umgewandelt worden, und wir hörten, daß zur Zeit Napoleons

hier große Volksfeste gefeiert wurden. Für die Fahrt auf dem Corso, oder vielmehr auf dem mit Bäumen bepflanzten Walle blieb nicht viel Zeit übrig, da wir heute in das Marionettentheater gingen, welches zeitiger, als die große Oper anfängt. — Zettel wurden nicht ausgegeben, wir erfuhren daher nicht, wie das Stück hieß, welches man gab, doch erklärte mir ein gefälliger Nachbar unaufgefordert die erheblichsten Späße, welche vornehmlich darauf hinausliefen, daß die komische Person des Stücks, ein tölpischer Piemonteser, den die Mailänder, wie die Engländer den Irländer, die Berliner den Meißner die Rolle des dummen Dorfteufels spielen lassen, sich in verschiedenen Liebesabenteuern ungeschickt benimmt, und gehörig geprellt wird. Auf das Lustspiel folgte ein Ballet, in welchem die Figuren das non plus ultra leisteten, was wir nur von unseren Ballettänzern verlangen. Sie hoben bei dem Adagio die Schuhspitzen unter einem Winkel von 145 Grad, während es die berühmte Brognoli höchstens nur zu einem Winkel von 130 Grad brachte, und der primo ballerino drehte sich bei der Pirouette in einem Zuge zehnmal rechts und zehnmal links herum, während Samengo es nur zehnmal nach der einen Seite hin zu leisten im Stande war. Während ich aber in dem Opernhause bei den Seiltänzersprüngen der Tänzer entzückt ausrufen

hörte: „Es ist nicht möglich! man sollte glauben die Gelenke wären ihm eingeschraubt! es übersteigt alle Begriffe!" So hörte ich hier, bei den Puppen ausrufen: „Wie natürlich! ganz als ob sie lebten! als ob es wirkliche Ballettänzer wären!" So wird man von der Natur zur Kunst, von der Kunst zur Natur zurückgewiesen, denn die Extreme berühren sich.

Neunter Brief.

Mailand, im September.

Am dritten Morgen besuchten wir zuerst zwei Privatgallerien. In der Casa Calderara fanden wir eine sehr bedeutende Sammlung schöner Handzeichnungen, worunter zwei von Leonardo und eine von Rafael, die wir für echt anerkennen mußten. Unter den Bildern zeichnen sich zwei Kinderköpfe von Crespi, und ein Johannes der Täufer von dem älteren Palma aus. Als das vorzüglichste Bild aber in dieser Sammlung erschien uns ein kreuztragender Christus, angeblich von Sebastian del Piombo. Der General Pino brachte dies Bild aus Spanien mit, wo sich ein Kloster damit von der Plünderung loskaufte. Dies gibt Veranlassung, zu vermuthen, daß es nicht aus der venezianischen Schule, sondern von einem spanischen Meister herrührt. Die Sammlung stand

zu verkaufen, und die Preise, die man uns angab, schienen für eine erste Forderung nicht übertrieben. Für eine jede der Handzeichnungen (Cartons) von Leonardo und Rafael verlangte man einhundert Stück Louisd'or; für den Sebastian del Piombo zwei tausend Stück.

Die zweite Sammlung, welche wir heute besuchten, war die in dem Palazzo Litta. Der Pallast selbst gilt für einen der schönsten und prachtvollsten Mailands. In der Weise altrömischer Prachtgebäude ist der geräumige Hof von einem bedeckten Säulengange im Viereck umschlossen, eine glänzende Marmortreppe führt in die oberen Zimmer und Säle. Wir hatten bereits in der Gallerie der Akademie (Brera) den Bernardino Luini als einen der ersten Freskomaler kennen gelernt, hier fanden wir wiederum Frescobilder von ihm, die sich in Rücksicht des Colorits neben die Oelbilder so manches berühmten Meisters stellen können. Sechs Wandgemälde, die aus einer Klosterkirche (in Saronno) hierher gebracht wurden, sind in dem ersten Saale des rechten Flügels eingemauert. Sie haben nur die Größe gewöhnlicher Altarbilder und sind zum Theil schon von Luini mit einem gemalten Rahmen versehen *).

*) Noch immer fehlt es uns an einem ausführlichen Werke über die Technik der alten Malerei; eine

Besonders schön fanden wir die Anbetung der Hirten und den Besuch der drei Magier. Schon hier erhielten wir einen Beweis von der Gefälligkeit der vornehmen Italiener in Betreff ihrer Gallerien, denn als die Künstler den Kammerdiener, der uns führte, fragten: ob es der Herzog wohl gestatten werde, hier zu zeichnen? wurde ihm versichert, daß sie in den Stunden, in welchen der Saal nicht zur Mittagstafel benutzt werde, ungestört hier arbeiten könnten; eine Erlaubniß, von welcher fleißig Gebrauch gemacht wurde. Als das kostbarste Bild der Gallerie wird ein vom Apoll geschundener Marsias, von Correggio, gezeigt. Der Gegenstand gehört nicht zu den gefälligen, und man erkennt in der Wahl solcher Gegenstände, wie die Kunst bereits aus ihren Kreisen getreten ist. — Ein Curiosum aus der deutschen Schule hat sich in diese Gallerie verirrt, eine große Tafel, auf welcher eine Menge von Scenen aus dem trojanischen Kriege nach Homer und Virgil dargestellt sind. Man hat dem Bilde hier den Namen Lucas von Leyden gegeben, obwohl sich die Jahreszahl 1540, die Buchstaben M. W. H. 5 in den vier Winkeln, und unter der Jahreszahl

---

jede Schule bediente sich eigener Vortheile. Luini malte nicht auf nassen Kalk, sondern wahrscheinlich auf ein Stucco von Gips.

in einer Linie die Buchstaben O. W. M. O. N. befinden. Mir scheint das Bild der oberdeutschen Schule (Martin Schön oder vielleicht einem Nürnberger) anzugehören, wie dies auch die, zur Erläuterung der einzelnen Scenen hinzugefügten Worte beweisen, die keinesweges zur Zeit Lucas von Leyden in Holland geschrieben werden konnten, z. B.: „Als Venus Pariſſen haim firet und in (ihn) köſtlich klait" (kleidet).

Ganz in der Nähe des Pallaſtes Litta ſteht eine berühmte alte Kirche des heil. Mauritius, gewöhnlich „il Monaſtero grande" genannt. Es war, wie die mailändiſchen Geſchichtsforſcher verſichern, urſprünglich ein Tempel Jupiters; vom Kaiſer Otto I. hat das Kloſter Privilegien aufzuweiſen, weshalb der Barbaroſſa es verſchonte. — Die größere Kirche ſcheint ein neuerer Anbau zu ſein, von welcher der ältere Bau, die „chiesa interna," durch eine Mauer abgeſondert iſt. Der Hauptaltar in der vorderen Kirche iſt mit einer Reihe von Darſtellungen aus dem Leben heiliger Märtyrer von Luini in gefälliger architektoniſcher Anordnung verziert. Ueber dem Altar in der Mitte ſchwebt Maria verklärt gen Himmel, die Hände gefaltet, von Engeln umgeben, zu beiden Seiten ſind die Vorſtellungen in einzelne Felder ſymmetriſch vertheilt. Auch dieſe Bilder, die man ge-

wöhnlich für Frescobilder auf Kalk ausgibt, sind auf Gipsstuck gemalt. In der inneren Kirche, die einem aufgehobenen Benedictinerkloster gehörte, sind die Gemälde wenig geschont worden, über die besten hatte man eine Orgel gebaut. In dem Hofe fanden wir zwei Säulen, die noch aus der Römerzeit herrühren könnten. Vier andere Porphyrsäulen, welche hier standen, sind schon in sehr früher Zeit nach St. Ambrosio gebracht worden.

Wir sehnten uns nach einem frischen Athemzuge im Freien und, wenn es die Gelegenheit gäb, nach einem frischen Zuge in einer Osteria. Aus dem Corso di Porta Vercellina, wo das Monastero maggiore ist, führt ein naher Seitenweg zu den Anlagen, welche mit der Caserne, dem Exercierplatze und der Arena in Verbindung stehen, und in der Nähe fanden wir auch eine Osteria, in welcher man nicht nur sauern Wein, sondern auch saures Bier (birra) bekommen konnte. An einigen anderen Stellen hatten wir in Mailand ein recht gutes Bier angetroffen; die Mailänder selbst scheinen diesem nordischen Getränk Geschmack abgewonnen zu haben, denn wir fanden z. B. in der Nähe des Opernhauses große Bierstuben mit zahlreichen Gästen. Von dem Altan der Osteria übersahen wir den ungeheuern Raum, der sehr an

das Marsfeld in Paris erinnert. Unseren Rückweg nahmen wir über das Forum, ebenfalls eine neue Anlage durch die Fiori chiari zu der Contrada di Brera, und hier gab es denn wieder einen erwünschten Ruhepunkt vor Rafael und Francia. In der Gallerie machten wir heute mit alten Venezianern nähere Bekanntschaft, an welchen die Gallerie besonders reich ist; doch überzeugte uns ein Bild Carlo Crivelli's, der sich selbst darauf Venet. eques laureatus nennt, mit der Jahreszahl 1412, daß die Kunst in Venedig in dieser Zeit noch weit hinter den Fortschritten, welche sie in Toskana gemacht hatte, zurückgeblieben war. Denn obschon man der Madonna und dem Kinde eine charaktervolle Auffassung nicht absprechen kann, und die Malerei a tempera eine gute Praxis verräth, so erscheint doch die Vermischung des Reliefs mit der Malerei auf diesem Bilde barbarisch. Die Verzierung der goldstoffenen Gewänder, die Perlen, Edelsteine, die Schlüssel des heil. Petrus u. dgl. sind mit Gips aufgesetzt oder in Holz ausgeschnitzt, was durchaus als eine Unbehülflichkeit der Malerei erscheint, da diese auf solche handgreifliche und faßliche Wahrheit Verzicht leistet. Wenn daher ein sonst wohlunterrichteter Kunstkenner bei Erwähnung dieses Bildes sagt: „dies sind wahrhafte Kirchenbilder, religiös in Sinn und Ausführung, wenn auch etwas hart

und ſcharf," ſo läuft eine ſolche Aeußerung nur wieder darauf hinaus, daß die wunderthätigen Bilder die ſchlechteſten Gemälde ſein können.

Um mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Kunſt und dem, was die Akademie fordert, uns bekannt zu machen, ließen wir uns in den Saal führen, in welchem die ſeit 1812 gekrönten Preisaufgaben aufgeſtellt ſind. — Wie unrein ſind die Italiener ſich ſelbſt geworden! Unter mehr als funfzig Bildern, welche den Lorbeer gewannen, auch nicht ein einziges, in welchem nur eine entfernte Erinnerung an den Ernſt, die Tiefe und Großheit der alten, großen Zeit wahrzunehmen geweſen wäre! Nichts als die Theatergarderobe der franzöſiſchen Tragödie, wozu aus der alten römiſchen Zeit die Skelette geborgt waren! Aber die neumodiſchen Lumpen reichen nicht hin, die vom Fleiſch entblößten Knochen zu bedecken. Es ſollen die alten Helden ſein, aber Kraft, Leben und Wahrheit kann nicht durch Grimaſſe erſetzt werden. Die Gegenſtände wären mehrentheils aus der Mythologie und der alten Geſchichte gewählt; im Gedächtniß blieben mir: Laokoon, Cyrus, Pyrrhus, Aeneas und Venus, Hektors Abſchied, Attilius Regulus, Hippolyt u. ſ. w. In neuerer Zeit waren einige Aufgaben aus den romantiſchen Dichtern hinzugekommen, beſonders hatten Dante und Taſſo reichen Stoff geliefert, und die neueſten Arbeiten waren in tech-

niſcher Hinſicht nicht ohne Verdienſt, darunter zwei Bilder von Durelli und Felice ausgezeichnet.

Um nicht zu lang an der Wirthstafel aufgehalten zu werden, zogen wir heute vor, uns wieder in die Oſteria del Popolo zu begeben, wo wir mit gleicher Behendigkeit, wie früher, bedient wurden.

Am Abend durften wir die große Oper nicht verſäumen, denn heute traten in „Bianca und Fernando von Bellini" ſämmtliche große Talente auf. Der Text oder, wie der Italiener ſeiner ſagt, die Poeſie iſt von Domenico Girardino nicht nur in muſikaliſcher, ſondern auch in dramatiſcher Rückſicht gut gearbeitet, ſo daß die Handlung, obwohl ernſt, zuweilen ſogar tragiſch, dennoch bis zum Schluß intereſſirt. — Fernando, Erbe von Agrigent, iſt über See in den Krieg gezogen und bleibt mehrere Jahre entfernt, ohne daß ſeine Gattin Nachricht von ihm erhält. Ein anderer Fürſt, Filippo, der nach dem Beſitz von Bianca und dem Reiche ſtrebt, läßt ein Gerücht ausſtreuen, daß Fernando todt ſei. Bianca erweiſ't ſich ihm geneigt, und um früher zur Herrſchaft zu gelangen, werfen ſie den alten Vater in einen Kerker und geben ihn für todt aus. In dieſer Zeit kehrt Fernando zurück, zuerſt als fremder Ritter, ohne ſich zu erkennen zu geben. Von der betroffenen Gattin erkannt, gibt es zuerſt heftige

Erklärungen, dann erfolgt Reue und Versöhnung, der Vater wird befreit und der böse Hausfreund bestraft. — Sig. Enrichetta Meric-Lalande gab die Bianca, Rubini den Fernando, Tamburini den Filippo; auch die minder bedeutenden Rollen waren gut besetzt, so daß das Ensemble nichts zu wünschen übrig ließ. Das Theater war heute ziemlich gefüllt, allein das Publicum eben so unruhig, als das erste Mal; die Recitative gingen fast ganz verloren, denn da der Sänger weiß, daß Niemand darauf hört, so darf man nicht erwarten, daß er sie mit besonderem Fleiß und Ausdruck singt, und eben so hat es auch der Componist sich leicht gemacht, und das Recitativ, in welchem vordem der Tonsetzer sowohl, als der Sänger ihre Meisterschaft bewähren mußten, ist jetzt ein bloßes parlando, zu welchem der Brummbaß einige unwillige Risse schnurrt. Heute aber wurden wenigstens die Arien Rubini's von dem Publicum berücksichtigt, die Lalande mit Applaus empfangen und von einigen Freunden für momentane Ruhe gesorgt. Rubini's Tenor, der mir schon das erste Mal wie ein noch nie gehörtes Register der Orgel erschien, klang heute noch in reinerer und stärkerer Fülle; es war, als ob mir Meereswellen an die Brust schlügen. Bei der größten Stärke der Stimme ist dennoch keine Anstrengung sichtbar, und er hat sie so in der Ge-

wall, daß er ſich zugleich auch mit den zarteſten Tönen in ſpielender Geläufigkeit vernehmen läßt. Die Stimme der Lalande erinnert an die ſchöne Zeit der Catalani, wobei ſie ihre edle Geſtalt und ſchöne Haltung unterſtützt. Auch den Vorzug und muſikaliſchen Klang der italieniſchen Sprache vor jeder anderen lernten wir heute zum erſten Male recht verſtehen. Am wenigſten aber würden deutſche Textbücher mit dem Wohllaut der italieniſchen Verſe den Vergleich aushalten, und bei aller Achtung für unſere Mutterſprache überzeugten wir uns dennoch, daß es unmöglich wäre, in der Uebertragung nur einen entfernten Anklang wiederzugeben. Als Bianca von dem Volke bei dem erſten Auftreten jubelnd begrüßt wird und dieſen Jubel theilt, wird ſie mit einem Mal nachdenklich und ſingt:

Ma . . . oh Dio! perchè fra il giubilo
Trema il mio cor, perchè?
Non è, non è tormento
Il palpito che io sento.
È Forza del diletto
Che già m' inonda il cor . . .
In estasi d'amor!

Unſere Sprache hat kein Wort für dieſe „Ekſtaſe der Liebe," wir fühlen wohl dieſe „Verzückung," aber dieſer Ton iſt zu rauh für ſolche Seligkeit. Signora Lalande ſang dieſe letzten Worte mit einem

Zauber der Hingebung, daß man dabei an Correggio's berühmtes Bild der Jo erinnert werden könnte. Ihren höchsten Triumph aber feierte die Sängerin in der Schlußscene. Sie hat ihren Gatten versöhnt und eilt mit ihm hinab in den Kerker, um den Vater zu befreien. Der Nebenbuhler Filippo, der jetzt alle seine Hoffnungen vereitelt sieht, droht, einen Knaben Bianca's, der in seiner Gewalt ist, zu ermorden. Vergebens läßt er die geängstigte Mutter für ihr Kind flehen, schon zuckt er den Mordstahl, als Fernando ihm in den Arm fällt, ihn entwaffnet und der Mutter den Sohn zurückgibt. Dankend sinkt Bianca auf die Knice und drückt den geretteten Liebling an ihr Herz, aus dem jetzt die Freude in dem frohesten Jubel, wie ein reiner Quell, zum Himmel steigt. Man glaubt, die Brust zerspringt ihr vor Wonne, wenn sie singt:

Alla gioja ed al placer
Non resiste il cor in sen;
All idea di tanto ben
Va smarrito il mio pensier!

Die Musik zu diesen Worten ist so einfach, daß sie uns treu im Gedächtniß bleiben, und für die ganze Reise, ja für das ganze Leben der Klang sein wird, welcher, wie es auch kommen mag, nur einmal wieder angeschlagen werden darf, um uns in die glücklichste Stimmung zu versetzen.

Eine wegen ihrer witzigen Einfälle berühmte Berliner Matrone hatte in einem Concerte geäußert: sie würde sich königlich amüsiren, „wenn man die sappermentsche Musik nicht wäre!" Einen ähnlichen Ausruf hörten wir diesen Morgen im Kaffeehause, wo ein junger Franzose voll Verzweiflung ausrief: „gewiß, es wäre ein herrliches Vergnügen, das Reisen, wenn es nur dabei nicht so viel zu sehen gäbe!" — Wird man freilich von einem Museum zum andern, von einer Kirche, von einem Theater zum anderen gehetzt, ohne sich jemals einen ruhigen Athemzug zu gönnen, so kann die Freude zur Pein werden, denn man muß dem Geiste nicht die Natur eines Straußenmagens zutrauen, den man ohne weitere Wahl mit den disparatesten Gegenständen vollstopfen kann. Ein Zwischentag der Erholung ist daher sehr anzuempfehlen, und in Mailand bietet sich die schönste Gelegenheit dazu durch Ausflüge nach den nahgelegenen Seen dar, deren Besuch auch wir nicht unterlassen hatten. Selbst dann, wenn bei der Eile, welche das weite Ziel und die beschränkte Zeit gebietet, der Aufenthalt an berühmten Orten nur zur Durchreise wird, ist es doch sehr gut, den Gedanken der Eile ganz zu entfernen und im Gegentheil sich die angenehme Täuschung zu machen, daß man zum ruhigsten Genuß des Ueberflusses, der sich uns darbietet, die schönste Muße habe.

Dies Gefühl sich zu verschaffen, gibt es kein besseres Mittel, als öfteres Wiederkehren zu den Stellen und längeres Verweilen bei den Gegenständen, die uns so werth geworden sind, daß wir genug gesehen zu haben glauben, wenn wir auch sonst nichts weiter sähen. — Für mich war vor allen andern der Dom ein solcher heimischer Aufenthalt, wo ich manches Stündchen verfaß, während die Freunde noch mehr Kirchen und Gärten und Gallerien aufsuchten. Da ich gewöhnlich einen Theil der Frühmesse oder der Vesper abwarte, so habe ich Gelegenheit, nähere Beobachtungen so mancher Scenen, die hier gespielt werden, zu machen. Des Sonntags fand sich zur großen Vormittagsmesse ein zahlreiches und zum Theil vornehmes Publicum ein; da der innere Raum der Kirche durchaus frei von Bänken ist, so sehen die Armen und Frommen sich genöthigt, auf den harten Marmor zu knien, die Reicheren lassen sich Strohstühle geben, die sie abwechselnd zum Sitzen und Knien verwenden. Auffallend war es mir, unter so vielen Frauenköpfen nicht ein einziges Madonnengesicht zu finden, was doch sonst in den katholischen Kirchen nicht schwer hält, hier sahen sie selbst unter den schwarzen Schleiern, die sie gewöhnlich in der Kirche tragen, wie Weltkinder aus, und von der ganzen Versammlung hätte ein Maler zur Staffage eines Bildes von dem Dome nur zwei Pil-

ger brauchen können, die graue Mäntel von Linnen, große Hüte mit Muscheln besetzt trugen, und barfuß an den Stufen des Altars knieten. Als die Predigt begann, entfernte sich, wie es in katholischen Kirchen üblich ist, der größere Theil der Anwesenden; denn da man zufrieden ist, die Vergebung der Sünden ohne die Erkenntniß derselben zu erhalten, so glaubt man mit der Messe zur Genüge gethan zu haben. Da mir nun aber sehr daran lag, einen italienischen Prediger zu hören, rückte ich mit meinem Stuhle näher zur Kanzel heran, auf der bereits der Priester auf- und abging, wozu sie geräumig genug eingerichtet war. Nach Hermurmelung eines kurzen Gebetes kündigte der Prediger an, daß er uns einen gedemüthigten und bußfertigen König vorführen werde, an dem wir uns ein Beispiel nehmen sollten. Dieser König war nun kein anderer, als der „Davide penitente, maëstoso, ma mesto," dessen „Bußpsalm im hohen Chor" uns eben nicht sehr melodisch vorgetragen wurde. Denn obwohl sich nur ein sehr kleiner Kreis unter der Kanzel gesammelt hatte, schrie dennoch der Prediger sein hundert Mal wiederholtes „Davide penitente" mit so gellender und doch weinerlicher Stimme, als ob der ganze Dom voll andächtiger Zuhörer säße. Wenn er dann in die leeren Säulenreihen hineinschrie: „hört mich, die ihr euch über die Menge erhebt, die ihr

hochmüthig auf uns herabschaut, ihr mit erhabenem Haupte, mit bekränzter Stirn, mit reicher Krone! hört die Worte des Davide penitente!“ Dann kam es mir vor, als ob er in phantastischer Verwirrung die Säulen mit den prächtigen Capitälern für eine Versammlung von Riesenkönigen ansähe, denen er Buße predigen wollte. — Zu der Vesper am Abend fanden sich gewöhnlich nur Bettler und Verliebte ein, und während die ersteren ihren Fischzug im mittleren Hauptschiffe zu machen suchten, verloren die andern sich in die dunkleren Räume der Seitenschiffe.

Vor dem Dome ist beständig ein großer Lärm von Marktschreiern aller Art, hier wurden die Heiligen und Rosenkränze ausgeschrien, wie bei uns die Bücklinge und Radieser. Die Fruchthändler nannten jedes Stück ihrer Körbe beim Namen und fügten den Preis hinzu, wobei Einer den Andern im Schreien überbot. Stand man still, so war man sogleich von den Zudringlichen umringt, und während man sich oberhalb mit den Händen Luft machte, hielten die Stiefelputzer die Füße fest, und Einer bedeutete mich sogar, daß wenn es schon anständig sei, „col anima polita“ aus dem Dom zu gehen, es noch weit anständiger sei, mit polirten Schuhen hineinzutreten; das erstere, sagte er, besorgen in der prächtigen Stadt Milano mehr als tausend Glatzköpfe, und Einer

macht die Arbeit so gut als der Andere, aber für das zweite Geschäft gibt es nur einen einzigen Maestro, und der bin ich, Euer Excellenz unterthänigster Diener.

So lästig in Italien auch dergleichen Zudringlichkeiten sind, so bezahlt man sie doch gern, denn die Bettelei wird mit solcher Industrie getrieben, daß man wirklich sein Geld nicht umsonst ausgibt, da die Bettler immer etwas dafür leisten, wenn es auch nur in einer Pantomime oder in irgend einer kleinen Gefälligkeit besteht, immer weiß der italienische Lumpen sich die stolze Befriedigung zu geben, daß er für die kleinste Gabe etwas gethan hat.

Schon hatte man es uns zum Vorwurfe gemacht, daß wir mehrere Tage in Mailand waren, ohne die zwei berühmtesten Wahrzeichen der Stadt, die korinthischen Säulen eines alten Herculestempels, woran St. Lorenzo angebaut worden, und den Kasten in St. Eustorgio, in welchem unsere Landsleute, die Köpfe der heiligen drei Könige zu Cöln, vordem geruht haben, zu besuchen. Es war dies ein Spaziergang für einen Nachmittag. Die sechzehn korinthischen Säulen haben ein ziemlich verwittertes Ansehen und sind für Herculessäulen fast zu bescheiden. Die daran gebaute Lorenzokirche hat ein Achteck zum Grundriß und soll auf den Fundamenten altrömischer Bäder erbaut sein. Eine

Capelle und Grabmal der Tochter des Theodosius, Galla Placidia, und ihres Gemahls, Ataulf, sind für Baukunst und Sculptur der ältesten christlichen Kunst interessante Denkmäler.

In St. Eustorgio besuchten wir die ehemalige Behausung der heil. drei Könige, die durch die Aufschrift **Sepulchrum trium Majorum** bezeichnet ist. Als der Rothbart die heiligen drei Königsköpfe hatte entführen lassen, halfen die Mailänder sich damit, daß sie dieselben jährlich einmal in Person zurückkehren ließen. Am Sonntage Epiphanias ritten durch die Porta Ticinese die heil. drei Könige mit ihrem Gefolge ein bis zu den Säulen des Hercules, wo unter prächtigem Baldachin König Herodes auf dem Throne saß. Nachdem sie hier sich Bescheid geholt, kehrten sie nach St. Eustorgio zurück, wo die Mutter Maria, mit dem Kindlein in der Krippe, St. Joseph nebst Ochslein und Eselein besucht und beschenkt wurden. Die heil. drei Könige fielen hierauf in einen tiefen Schlaf, in welchem ihnen im Traume offenbart wurde, daß sie einen andern Weg einschlagen sollten, als wohin ihnen Herodes die Pässe visirt, weshalb sie nun ihren Zug durch die Porta Romana nahmen.

Ein Grabmal des Stefano Visconte vom Jahre 1327 gereicht dieser Kirche zu besonderer Zierde.

Da wir hier der Porta Ticineſe nahe waren, ſchlenderten wir zum Thor hinaus; die Italiener nennen es zwar ein „grandiosissimo monumento," welches zum Einzuge des Kaiſers Franz nach ſeiner Rückkehr von Pavia zum erſten Male geöffnet wurde, allein es hält keinen Vergleich mit dem Arco del Sempione aus. Wir ſtiegen rechts den Wall hinauf, um auf angenehmem Spaziergange eine freie Ausſicht über die Stadt zu gewinnen, wo wir in der Ferne eine Menge Zuſchauer gelagert ſahen, ohne daß wir bemerken konnten, was es dort für ein Schauſpiel gebe. Als wir näher hinzutraten, bemerkten wir zu nicht geringer Verwunderung einen vollſtändig eingerichteten Turnplatz, auf welchem gegen 400 Knaben ihre Uebungen machten. Wir erfuhren, daß es das Collegio Militare di S. Lucca ſei, eine Militärſchule für Söhne der Officiere, welche hier auf Koſten des Staats und des Kaiſers erzogen werden. Um dieſe Anſtalt näher kennen zu lernen, ſuchten wir den Eingang in der nächſten Straße und ließen uns dem k. k. Oberſten vorſtellen, welcher die Uebungen auf dem Platze ſelbſt leitete und uns ſehr freundlich aufnahm. Um uns zugleich zu überzeugen, daß ſeine italieniſch-öſtreichiſche Jugend wohl im Stande ſei, ſich mit der franzöſiſchen zu meſſen, ließ er von einigen der gewandteſten uns die ganze Schule nach dem, von

ihm aus der deutſchen, ſpaniſchen (Amoros) und franzöſiſchen Gymnaſtik gebildeten, Syſtem durchmachen, und wir konnten der Behendigkeit, Kraft und Ausdauer, mit welcher die Knaben die Uebungen machten, unſere vollkommene Anerkennung nicht verſagen.

Von öffentlichen Gebäuden, die wir noch in Mailand ſahen, war das „ospedale grande“ das merkwürdigſte. Die Façade iſt zwar nur von gebrannten Steinen, aber die gothiſchen Verzierungen ſind ſo mannigfaltig und ſchön, als es kaum möglich ſein würde, ſie in Marmor oder Sandſtein auszuführen. Franz Sforza, der vierte Herzog von Mailand, und ſeine Gemahlin, Bianca Maria Visconte, ließen den Grund dazu 1456 legen, und man ſieht es der feinen Ausführung der Verzierungen an, daß der Baumeiſter, Averulino, zugleich auch Bildhauer und Bildgießer war.

Ein Bettler von ſehr ſchauerlichem Geſichte ſprach uns beim Eintritt unter dem Thore um eine Gabe an, es war ein zähneklappender Todtenkopf, der nach milden Gaben ſchnappte und dem jeder Eintretende gern ein Stück Geld zuwarf, damit er ihn nur ſonſt mit ſeinem Beſuche verſchonen möchte. Die Höfe ſind geräumig und zum Theil ebenfalls noch anſtändig verziert. Im Innern fanden wir die Krankenſäle reinlich und

die Luft frisch; um die besonderen Einrichtungen uns näher zu bekümmern, hatten wir keine Veranlaßung und überließen dies unseren mediciniſchen Freunden.

Aus älterer Zeit und deshalb nicht in ſo gefälligem Style iſt der Broletto (brolio, Brühl), ein Kaufhaus, wo ſich das Archiv befindet. Der Podeſta Oldradus erbaute es, wie die Inſchrift unter ſeinem Bildniß zu Pferde beſagt, im Jahre 1233, und den Reichsadler, der droben eingemauert wie in einem Felſenneſte horſtet, haben die Stürme der Jahrhunderte, die an ihn vorüberwehten, nicht von hier verſchlagen.

So war die Woche, die wir auf die Durchreiſe durch Mailand verwendeten, durch das viele Schöne, womit wir jede Stunde ausfüllten, uns zum Monat geworden; denn das iſt eben der große Vortheil der Zeit auf Reiſen, daß ſie nicht langweilt und doch ſo unendlich lang zu weilen ſcheint. Unſern Abſchied feierten wir am Nachmittag im Dom und am Abend in der Oper, wo wiederum Bianca und Fernando gegeben wurde.

„Alla gioja ed al piacer!“ war der Jubelruf, welchen das ſchöne Mailand uns als das froheſte Geleit mit auf den Weg gab!

Zehnter Brief.

Genua, im September.

Vor Tages Anbruch fuhren wir Montag den siebenten September aus Mailand durch die Porta Ticinese dem alten Pavia zu. Unser Wirth, Hr. Reichmann, gab uns selbst das Geleit, drückte uns „gleichsam mit mütterlicher Zärtlichkeit an sein väterliches Herz," und obschon wir nur selten an seiner Mittagstafel Theil genommen, und unsere Rechnung unbedeutend war, so wurden wir dennoch von ihm freundlich und herzlich entlassen.

Wir hatten zwar heute nur einen Weg von 6¼ Post bis nach Voghera vor uns; allein da wir uns einige Stunden in der Karthause vor Pavia und in dieser Stadt selbst etwas zu verweilen gedachten, war es dennoch nothwendig, früh aufzubrechen. Mit dem Vetturino war ein schriftlicher Contract gemacht worden, eine Förmlichkeit, die von vielen Reisenden als überflüssig betrachtet wird,

was jedoch nur dann der Fall ist, wenn man mit einem gut empfohlenen Fuhrmann reist. Der Weg von Mailand nach Genua beträgt vierundzwanzig deutsche Meilen oder sechsundneunzig italienische Miglien. Der Vetturin versprach, uns in zwei und einem halben Tage dahin zu bringen, erhielt für den Platz zwanzig Franken und hatte dafür uns mit einem vollständigen pranzo von vier Schüsseln und einem anständigen Nachtquartier zu versorgen. Da der gewöhnliche Satz der Vetturini in Italien für den Tag zwei Scudi oder zehn bis zwölf Franken (drei Thaler Pr. Courant) beträgt, so hatten wir alle Ursache mit dem unseren zufrieden zu sein.

Unsere Gesellschaft bestand aus vier Personen; schon in Mailand hatte sich ein Landsmann an uns angeschlossen, ein Berliner Maurergesell, der seine architektonischen Studien in Italien weiter verfolgte. Da wir in Berlin einen Maurermeister haben, welcher Director einer Akademie des Gesanges, Professor und Doctor der Philosophie ist, auch außerdem Zelter heißt, so hatte es für uns nichts Befremdliches, daß ein Berliner Maurergesell so viel Bildung und Kenntnisse und — Geld besitzt, um sich mit Vortheil auf so weite Wanderschaft zu begeben. Unser vierter Gesellschafter blieb uns, so lange die Morgendämmerung währte, eine mystische Person. Er saß schlafend

in der Ecke des Wagens, tief in einen Mantel von schottischer Nationalfarbe gehüllt, die Reisemütze über die Ohren gezogen. Als wir aber mit ziemlich lebhaftem Gruß die aufgehende Sonne begrüßten, und das Mailändische „alla gioja ed al piacer!“ anstimmten, ermunterte er sich, that einige kurze Fragen in französischer Sprache, und ließ uns fast keinen Zweifel, daß er ein Franzos sei. Wir fuhren am Canal entlang, welcher zur Binnenschifffahrt angelegt ist, und zur Bewässerung der Reisfelder dient, die eben jetzt im vollsten Grün mit schweren Halmen schwankten, und ganz im Wasser standen. Die Einfassung der Felder bilden Hecken und Alleen von Maulbeerbäumen, weil hier die Zucht des Seidenwurms stark betrieben wird. Als wir der Certosa uns näherten, fragten wir den neuen Gefährten, ob er nicht Willens sei, mit uns diese merkwürdige Kirche zu besuchen, was er mit einem kurzen — „pas doute!“ — bejahte, und sich für seine Reise vollständig vorbereitet und unterrichtet erwies, als er uns aus schriftlichen Notizen eine Uebersicht von dem, was wir an Kunstwerken in dieser Kirche finden würden, mittheilte. Das Gespräch lenkte sich, als wir uns Pavia näherten, auf die berühmte Schlacht, welche hier geliefert wurde; auch hiervon sprach der Unbekannte, als ob er selbst mit dabei gewesen wäre, und so waren wir

schon jetzt zufrieden genug mit dem Gefährten, den uns der Zufall zugeführt hatte. Wir ließen an der Landstraße halten, und gingen zu Fuß nach der Kirche, die mit ihrem Vorhofe und den Seitengebäuden in der Ferne wie ein kaiserliches Schloß prangt.

Ein prächtigeres Gebäude, als diese Kirche mag in der ganzen Welt nicht gefunden werden. Dies war unsere Ueberzeugung, als wir vor der, mit Bildwerken aller Art reich geschmückten Fazade, deren Portale und Bogen, so wie die ganze Bekleidung vom schönsten weißen Marmor ist, landen, aber noch mehr staunten wir, als wir im Innern, außer dem Reichthume an Marmor und Wandgemälden, auch noch eine Menge Altäre mit kostbaren bunten Steinen, Jaspis, Lapis Lazuli, Achaten, die hier zu dem bekannten Florentiner Mosaik (pietre dure) verbunden sind, ausgelegt sahen. Giovanni Galeazzo Visconte, der erste Herzog von Mailand, derselbe, welchen wir schon als Gründer des Doms von Mailand zu rühmen hatten, legte (1398) den Grundstein zu dieser Kirche, die er der Brüderschaft der Karthäuser übergab, und in der er für sich selbst die stille Karthause, in welcher er nach den Mühen des Lebens ausruhen wollte, bestellte. Unermeßliche Summen müssen die Visconti auf den Ausbau dieser Kirche verwendet haben, und fast scheint

es, daß sie mit mehr Vorliebe für diesen Bau sorgten, bei dem sie ganz freie Hand hatten, als für den Dom von Mailand, bei welchem die Geistlichkeit und die Bürgerschaft sich auf vielfache Weise einmischten. Der erste Meister des Doms zu Como, Giacomo, wird zugleich als der Meister, welcher den Plan zu der Kirche der Certosa entwarf, genannt. Die Hauptfaçade wurde beinahe um ein Jahrhundert später (1473) nach der Zeichnung des Baumeisters Ambrogio Fossano angefangen.

Mehr noch als der Baumeister thaten die Bildhauer für die Verschönerung des Einganges, welcher fast ganz mit Reliefs bekleidet ist. Achtzehn Bildhauer werden namhaft gemacht, welche dabei beschäftiget waren. Die Reliefs unter dem Hauptportale stellen theils die Legung des Grundsteins, theils Handlungen, durch welche der Karthäuserorden sich berühmt gemacht hat, vor. Von der schönsten griechischen Form sind Candelaber, welche zu beiden Seiten der Fenster, von Engeln gehalten, angebracht wurden. Eine auffallende Verzierung sind sechzig Medaillons mit Köpfen, die in einer Reihe unterhalb der Fenster sich befinden. Nicht etwa die Apostel und Heiligen nahmen hier allein Platz, sondern daneben allerhand berühmte Heiden verschiedener Nationen z. B. Attila, Cicero, Virgil u. s. w. — Die Grund-

form der Kirche ist das lateinische Kreuz mit drei Schiffen, die von zwei Säulenreihen gebildet werden, eine hochgewölbte Kuppel erhebt sich über dem Kreuze. Die ganze Decke ist mit dem kostbarsten Ultramarin gemalt, und dieser glänzend blaue Himmel mit goldenen Sternen besäet; die Summe, welche dieser Ultramarin kostet, würde hinreichen, um eine Kirche zu bauen, welcher keine von den sämmtlichen Kirchen Berlins gleich käm, und dennoch verschwindet die Pracht der Decke wieder gegen den Reichthum des Hauptaltars und der vierzehn Seitenaltäre. Die Länge des Hauptschiffes beträgt 235 Fuß, die größte Breite 165 Fuß. Alle Künste, welche nur jemals zum Dienst und Schmuck der Religion thätig waren, sind hier gemeinsam verwendet worden. Hier findet man große Mosaik-, Fresco-, Oel-, Tempera-Bilder, Statuen und Reliefs von Marmor, und eines der vortrefflichsten Schnitzwerke in Elfenbein, die jemals gemacht wurden. Das vorzüglichste Gemälde dürfte wohl eine Altartafel in der Capelle des heil. Michael von Pietro Perugino sein, Madonna kniet vor dem Christuskinde, welches ein Engel hält, auf einem Kissen, drei andere Engel schweben darüber.

Gegenüber in der Capelle des heil. Anselmus wurden wir mit einem Meister bekannt, welcher näher gekannt zu werden verdiente, als es gewöhn-

lich der Fall ist; Gangiacomo Fara auch Macrino d'Alba genannt. Seine Zeichnung ist zwar noch etwas hart, allein sein Colorit ist warm und kräftig. Er hat sein Bild, eine Madonna mit dem heil. Hugo und den vier Evangelisten, ebenfalls wie Peter Perugino in sechs Tafeln abgetheilt und auf Holz gemalt. Eine Verkündigung von Luini in einer gewöhnlich verschlossenen Sacristia, oder Capelle, übertraf an Zartheit Alles, was wir von diesem Meister in Mailand gesehen hatten. — Gern hätten wir länger verweilt; allein selbst von diesem flüchtigen Gruße nahmen wir die lebhaftesten Erinnerungen mit, so daß die vollständigen Zeichnungen in einem, so eben in Mailand erscheinenden, Prachtwerke genügen, um uns in die prächtige Certosa di Pavia zurückzuführen.

Unsere Kunstbetrachtungen wurden auf der weiteren Fahrt über die schöne Ebene durch kriegerische Unterhaltungen unterbrochen. Die Schlacht, in welcher Kaiser Carl V. im Jahr 1525 hier den König Franz I. von Frankreich gefangen nahm, gab Veranlassung über die Schicksale zu sprechen, die Italien in ältester und neuester Zeit als der Tummelplatz, auf welchem fremde Heere, Spanier, Franzosen und Deutsche um den Besitz dieses schönen Landes gestritten, erfahren hat. — Unser junger Franzos — denn dafür mußten wir ihn immer noch halten, da er sich nur der fran-

zösischen Sprache bediente — nahm sehr lebhaft die Partei des ritterlichen Franz I., wogegen die Anderen es mit dem deutschen Kaiser hielten.

Die fruchtbare, vom Ticino durchströmte Ebene breitet sich in unabsehbare Ferne aus, die Thürme, Kuppeln und Palläste von Pavia lagen vor uns, und Himmel und Erde ließen es uns empfinden, daß wir durch Italiens gesegnete Fluren zogen. „Wie kann man," fragte ich, den Streit der Anderen unterbrechend, „sich hier auf die Seite des deutschen Kaisers, oder auf die des Königs von Frankreich stellen, hier gehöre ich Italien an, wie es mir angehört, und so lange ich auf diesem Boden stehe, werde ich gegen jeden Angriff der Fremden es vertheidigen. Schlimm genug, daß die Italiener dem eignen Vaterlande von jeher so untreu waren, obwohl einzelne Gemüther oft und eindringlich genug — aber immer umsonst den Fürsten und Völkern Italiens warnend und strafend zugerufen. — Haben die Mediceer wohl auf Macchiavelli gehört, oder auf Petrarca, als dieser an sie den Aufruf richtete:

Voi, cui Fortuna ha posto in mano il freno
Delle belle contrade,
Di che nulla pietà par che vi stringa;
Che fan qui tante pellegrine spade?
Perchè 'l verde terreno
Del barbarico sangue si dipinga?

Vano error vi lusinga:
Poco vedete e parvi veder molto:
Che 'n cor venale Amor cercate, o fede.
Qual più gente possiede,
Colui è più da' suoi nemici avvolto.
O diluvio raccolto
Di che deserti strani,
Per inondare i nostri dolci campi!
Se dalle proprie mani.
Questo n' avvien, or chi sia che ne scampi *)?

Kaum hatte ich die ersten Zeilen dieser Strophe in ganz gelassenem Tone recitirt, als der junge Unbekannte mit affectvoller Declamation

---

*) Ihr, die ihr in der Herrscherhand den Zügel
Der schönen Länder haltet,
Von denen euer Herz sich abgewendet,
Was hat die fremden Schwerter hier entfaltet?
Was hat die grünen Hügel
Mit der Barbaren Blute rings geschändet?
Von eitlem Wahn geblendet
Seht wenig ihr und meinet viel zu sehen,
In feilem Herzen suchend Treu und Ehre.
Je mehr der Söldnerspeere,
Je leichter wird's dem Feind, euch zu bestehen,
O Fluth, die fremde Höhen
Und Wüstenei'n uns senden,
Um unsre holden Fluren zu verheeren!
Wenn von den eignen Händen
Uns solches kommt, wer soll uns Heil gewähren?

einſtimmte, und zwar in ſo wohlklingender Aus-ſprache, daß ich es ihm gern überließ, die Stanze allein zu Ende zu führen. Allein damit begnügte er ſich nicht; „Sie haben," ſagte er ſehr ernſt, „die Ader meines Herzens getroffen, und ſo laſſen Sie dieſelbe nun auch ſtrömen. Er begann nun jene berühmte Canzone Petrarca's in dem gefühl-vollſten Tone, ſo daß er das Elegiſche faſt zum Tragiſchen erhob. Er legte die Reiſemütze ab, fuhr mit der Hand durch ſeine dunklen Locken, ſchlug den Mantel zurück und rief, die Arme nach dem ſchönen Lande, wo der Ticino dem Po zu-eilt, zugewendet:

Italia mia! benchè 'l parlar sia indarno
Alle piaghe mortali,
Che nel bel corpo tuo si spesse veggio,
Piacemi almeu che i miei sospir sen quali.
Spera 'l Ticino, e l' Arno
E 'l Po, dove doglioso e grave or seggio*).

Nachdem er die nächſte Strophe recitirt, hielt er etwas bedenklich inne und fragte: ob wir Te-

*) Zwar, mein Italien, bleiben, was wir ſagen,
Die Todeswunden offen,
So ich an deinem ſchönen Leib erſehe,
Doch will, wie der Teſſin, der Arno hoffen,
Der Po es wünſcht, zum mindeſtens ich klagen
Bei dem ich ſchmerzensvoll und jammernd flehe.

deschi seien? Mit der Terminologie der Italiener bekannt, die unter den Deutschen nur Oestreicher verstehen, verneinten wir dies, und nannten Preußen als unser Vaterland. Sein Gesicht gewann nun einen freieren Ausdruck, und rückwärts gegen Norden und die Alpen deutend, fuhr er fort:

Ben provvide Natura al nostro stato
Quando dell' Alpi schermo
Pose fra noi e la Tedesca rabbia:
Ma 'l desir cieco, e'ncontra 'l suo ben fermo
S' è poi tanto ingegnato
Ch' al corpo sano ha procurato scabbia *).

„Nur Einen," fuhr er fort, „von allen fremden Eroberern kenne ich, der es wußte, was Italien frommte, und dies war Napoleon. Er hat uns zwar in das Feuer getrieben, allein es war gut, daß wir zum Schmelzen gebracht wurden, und die Unterschiede sich auflösten. Was aber hat das arme Italien Euern alten Bluchero gethan, daß er es so sehr haßte?" Wir fragten verwundert, wie er hier unsern großen Feldmar-

*) Wohl zeigte die Natur sich uns gewogen,
Ließ schirmend sich erheben
Die Alpen zwischen uns und deutscher Wuth,
Uns aber täuschte eitel blindes Streben,
Der starke Leib, umzogen
Von Schwären, litt an dem verdorbnen Blut.

ſchall einmiſchen könne, der vielleicht in dem ganzen Kriege, der ihn berühmt gemacht, an Italien mit keiner Sylbe gedacht habe, allein unſer junger Gefährte behauptete, daß man in Italien ſehr wohl wiſſe, daß der alte Blücher gemeinſchaftliche Sache mit Pius VII. gemacht, und nur, um den Papſt wieder einzuſetzen, ſei jener Krieg geführt worden. Wir mußten uns wundern, einen jungen Mann, von deſſen Bildung wir die beſte Meinung haben durften; in ſolchem Irrthume befangen zu ſehen. Vergebens führten wir an, daß dem Feldmarſchall Blücher, als einem reſpectabeln Ketzer, gar nichts an dem Papſt gelegen habe, vergebens, daß der König von Preußen in ſeiner Stadt Wittenberg dem Doctor Martin Luther zu Ehren ein prachtvolles Denkmal errichtet habe; — unſer junger Freund ließ es ſich nicht ausreden, daß Blücher das ganze Unglück über Italien gebracht, und die Preußen den Papſt wieder eingeſetzt hätten. — „Ihr hattet aber," wurde ihm entgegnet, „noch immer Euren König Murat, er rief Euch zu den Waffen, und wollte ſich zum König von Italien machen, warum ließt Ihr ihn ohne Unterſtützung?" — „Was glaubt Ihr?" fuhr der junge Mann auf, „mit dieſen Neapolitanern, mit dieſen Polichinellen, dieſen Lazzaroni ſollte jemals ein Römer gemeinſchaftliche Sachen machen?" „Und dann," wurde weiter bemerkt, „warum hat

das andere Italien still geschwiegen, als der Prinz von Carignan sich an die Spitze der Piemonteser stellte?" — „Die Piemonteser?" fragte unser Gesellschafter mit etwas stolzem Lächeln, „sollen wir etwa die Piemonteser für Italiener gelten lassen, diese Bauern, diese Trinker, die nichts von italienischer Gentilezza wissen; es wäre viel verlangt, wenn Venedig mit Genua Freundschaft schließen sollte, sie haben sich seit alten Zeiten den Rücken zugekehrt, weil sie beide die Augen auf das Meer richteten, und so wird es auch bleiben!" — Da mußte ich zur Vertheidigung meines alten Blücher's wiederum den Petrarca citiren und dem jungen Patrioten zurufen:

Vostra mercè, cui tanto si commise,
Vostre voglie divise
Guastan del mondo la più bella parte
Qual colpa, qual giudizio, o qual destino,
Fostidire il vicino
Póvero, e le fortune afflitte e sparte
Persegnire, e'n disparte
Cercár gente, e gradire
Che sparga 'l sangue, e venda l' alma a prezzò?
Io parlo per ver dire
Non per odio d' altrui, nè pèr disprezzo *).

*) Seht da den Lohn, der eurer That entsprossen!
Was uneins ihr beschlossen,
Es muß der Erde schönstes Land verderben.

Diesmal ſtimmte der junge Freund nicht in die Declamation mit ein, allein kaum daß ich die Stanze geſchloſſen, rief er mit einem Pathos, als ob ſchon die ganze Jugend Italiens mit den Waffen in der Hand um ihn verſammelt wäre:

Virtù contra furore
Prenderá l' arme; e fia 'l combatter corto
Che l' antico valore
Negl' Italici cor non è ancor morto *)!

„Sollen wir," fügte er in einem luſtigen Tone, welcher ſehr mit dem tragiſchen Pathos, in welchem er eben declamirt hatte, contraſtirte, „ſollen wir uns hier nicht eine gute Schüſſel Maccaroni al burro mit dem beſten Parmigiano machen laſſen, denn kommen wir erſt nach dem far-

---

Ha, welche Schmach! o Schande, kaum zu faſſen!
Armen Nachbar zu haſſen!
Auf ſeiner kleinen Habe letzten Scherben
Zu lauern! dann zu werben
Um fremder Gunſt und Neigung,
Die Blut und Seele leicht um Lohn verdingen.
Ich ſprach die Wahrheit und aus Ueberzeugung,
Nicht weil Verachtung oder Haß mich zwingen.

*) Und gegen Wuth wird Tugend
Sich rüſten, um den Sieg wird raſch geworben,
Denn in Italiens Jugend
Iſt ja der alte Muth noch nicht erſtorben.

dinischen Gebiet, dann dürfen wir nicht mehr darauf rechnen, daß die Betrüger uns gute Butter und Parmesankäse geben. Vielleicht finden wir auch noch eine Schüssel „Kraut,". o, wie beneid' ich Euer Deutschland um das stupende Kraut! was sind Broccoli und Carciofoli gegen Kraut." — „Was aber für Kraut meinen Sie?" fragten wir neugierig; „es wachsen der Kräuter viele bei uns." — „Für mich," sagte der Italiener, „gibt es nur ein Kraut, jenes famose Saukraut." Erst später ersahen wir aus den Speisezetteln der ersten italienischen Wirthshäuser, daß das deutsche Sauerkraut die italienische Sprache um ein Wort und die Küche um ein Gericht bereichert hat; für uns freilich nicht die Lockspeise, die uns nach Italien gezogen hatte.

„Non ce Kraut!" war die ziemlich' barsche Frage, mit welcher unser Begleiter in Pavia in die Wirthsstube trat. Die Frage wurde verneint, er ließ sich alle Gerichte nennen, die man zum Mittagessen bekommen konnte, tadelte Alles und bestellte zuletzt **Maccaroni al burro**, unterließ auch nicht, genau zu beschreiben, wie er das Gericht bereitet wissen wollte. — „Scht!" sagte er zu uns, als wir weiter durch die Stadt gingen, um die Merkwürdigkeiten derselben aufzusuchen, „so muß man mit diesen Betrügern, diesen Straßenräubern von italienischen Wirthen sprechen, wenn

man gut bedient sein will, und Ihr werdet noch Manches von mir lernen!" — Pavia hat das Ansehen einer verlassenen Residenz, die zur Provinzialstadt zurückgesetzt worden ist, ohne daß Handel und Gewerbe ihr besonderes Leben, oder Wohlstand verleihen. Wären die zweitausend Studenten, welche angeblich die Universität hier besuchen, deutsche Studenten, dann würde man doch noch einige Rapiere und Renommir-Eisen auf den Straßen, Flaschen und Gläser in den Kellern, und ein Gaudeamus! oder „der Bursch von echtem Schrot und Korn" vernehmen; allein hier schleichen sie wie Duckmäuser einzeln durch die Straßen, ohne irgend ein Zeichen ihres Daseins von sich zu geben; hierin mögen die von ihrem Stifter, Kaiser Carl IV. (1361) verliehenen Statuten mangelhaft sein.

Die zur Universität gehörigen Gebäude sind prachtvoll und geräumig, so daß sie eher einem fürstlichen Pallast gleicht. Sie liegt in der Hauptstraße, Strada nuova, welche die ganze Stadt durchschneidet, und reinlich und anständig aussieht. Sobald wir sie aber verließen, um seitwärts nach den Kirchen und anderen alten Bauwerken zu gehen, hatten wir Noth, uns durch die überirdischen Cloaken durchzuarbeiten. Die Kirchen sind meist in demselben Style, wie die älteren Mailänder, ein Gemisch lombardischer (vorgothischer) und rö-

mischer Baukunst, weshalb sie ein etwas barbarisches Ansehen haben.

Die Basilica*) St. Michele liegt von der einen Seite so versteckt, daß wir, obschon wir ihre achteckige Kuppel vor uns sahen, dennoch verschiedene Treppen umsonst erstiegen, von denen wir vermutheten, daß sie zur Kirche führen würden. Endlich gelang es uns, die Hauptfaçade mit ihren drei, mit Bildwerken reich verzierten, Thüren zu finden. Die Bogenfenster über den Eingängen, und die kleinen, mit Rundbogen verbundenen, Säulen am Giebel scheinen mauriſcher Herkunft. Im Innern hat die Kirche drei Schiffe, und was wir bis jetzt in katholischen Kirchen noch nicht gefunden hatten, die beiden Seitenschiffe sind mit den Säulen des Mittelschiffes durch eine Gallerie, welche Logen zu beiden Seiten bildet, verbunden. Geschichtlich interessant ist diese Kirche in so fern, als in ihr seit Lothar II. mehrere römische Könige gekrönt wurden. Der Gang nach dem Dom blieb

*) Basilica hieß in Rom und den anderen Städten Italiens das Haus, in welchem öffentliche Berathungen gepflogen wurden. Seitdem Constantin dergleichen Gebäude in christliche Kirchen verwandelte, behielt man auch da, wo man neue Kirchen im Styl jener Gebäude erbaute, den Namen Basilica bei.

ſehr unbelohnt; aus alter Zeit fanden wir traurige Ueberreſte, und aus der ſpäteren noch bei weitem traurigere Anfänge; auch bemerkten wir, daß während an einem Altar Meſſe geleſen wurde, zugleich die Nachbarſchaft die Kirche als Kinderſtube, Waſch- und Spinnhaus benutzte, und ſich die Kühlung in derſelben zu Nutze machte.

Unſer neuer Geſellſchafter war ſchon längſt unwillig, daß wir uns hier ſo angelegentlich um das Innere und Aeußere dieſer verfallenen Kirchen bekümmerten, und da unſer Architekt ſich ſogar einen Grundriß aufzeichnete, nannte er ihn einen „amateur furieusement,“ und betheuerte uns wiederholentlich, daß wir dergleichen roba antica und alten Plunder, der nicht halb ſo viel Werth, als eine Schüſſel Maccaroni ſei, noch zum Ueberdruß zu ſehen bekommen würden. Diesmal hielt es nicht ſchwer, uns zum Rückweg zu bewegen, auf welchem wir noch ein Paar von den alten Thürmen in der Nähe ſahen, welche zu den Burgen gehörten, in denen einzelne Familien innerhalb der Stadt hinter Wall und Mauer ſaßen, und einander befehdeten. Dieſe Thürme ſind von Backſteinen und haben ein unförmliches Anſehen; nur wenige ſtehen noch, weshalb auch Pavia nicht mehr, wie vordem, die Stadt der hundert Thürme genannt werden kann.

Wir waren mit unſerem frugalen Mittageſſen,

welches nur für ein Frühstück gelten sollte, zeitig genug fertig, um etwas vorauszugehen. Hier kann sogleich für die, welche die Oekonomie der Reise interessirt, bemerkt werden, daß der Vetturin nur für ein pranzo oder eine cena sorgt, welche, je nachdem man früher oder zeitiger in das Quartier kommt, um 7 oder 9 Uhr des Abends eingenommen wird, und zwar so hinreichend ist, daß man nicht nöthig hat, vorher ein vollständiges Mittagsbrod zu machen. Der Vetturin theilt seine Zeit gewöhnlich so ein, daß er um 4 Uhr des Morgens ausfährt; nun geht es sechs, auch sieben Stunden in einem Zuge, ohne daß die Pferde nur eine Minute Ruhe haben, oder getränkt werden. Dann wird zwei Stunden gefüttert, und hernach wiederum sechs Stunden in einem Zuge gefahren; eine ähnliche Ausdauer der Pferde, wie in Italien, wo, sobald man die Lombardei verläßt, keine Tagereise ohne bedeutende Bergstraßen gemacht werden kann, ist mir weder in Deutschland, noch in Frankreich vorgekommen.

Die vielgerühmte Brücke über den Ticino befriedigte die Erwartungen nicht, die wir von ihr hatten. — Obwohl sie von Stein ist, hat man sie doch mit einem hölzernen Ueberbau, womit man sonst nur Holzbrücken zu schützen pflegt, versehen. Ein wohlgenährter Priester, der, an einen Brückenpfeiler gelehnt, sich sonnte, redete uns in

lateinischer Sprache an', und erbot sich auf die höflichste und gutmüthigste Weise, uns nach dem neuen Palazza di Governo, und nach den nahegelegenen Spaziergängen am anderen Ufer zu begleiten. Wir bedauerten, von seiner Güte keinen Gebrauch machen zu können, da wir unseren Wagen hier erwarteten, ließen uns jedoch die Orte, wohin er uns zu führen gedachte, so wie andere Ortschaften und Punkte, die wir von der Brücke sahen, namhaft machen. — Unser Vetturin trabte jetzt heran, wir nahmen von dem Geistlichen Abschied, und fuhren dem Po und der sardinischen Grenze entgegen.

Von den sardinischen Zöllnern hatten gedruckte und mündliche Berichte uns keine vortheilhafte Meinung gegeben, indessen trat ein höflicher Sergeant mit drei Facchini (Lastträgern) heran, ließ unser Gepäck herabnehmen, fragte, ob wir Bücher bei uns hätten, und begnügte sich damit, daß wir ihm ein Paar Wörterbücher zeigten; unsere Koffer öffneten wir, ohne daß er sich in tiefere Forschungen eingelassen hätte. Desto angelegentlicher unterhielt er sich mit dem Vetturin, von dem er ein, wie es uns schien, gutes Douceur annahm, damit er sein Gepäck ununtersucht ließ. Unsere Sachen waren wieder aufgepackt, wir hatten unsere Passirscheine und gaben den Lastträgern ein Trinkgeld für ihre Belästigung. Kaum aber

hatte sich der Sergeant entfernt, so sprachen uns diese unverschämten drei Gesellen in ganz barschem Tone um ein höheres Trinkgeld an. Als ihnen dies verweigert wurde, drohten sie, uns nicht weiter zu lassen; und riefen noch andres Gesindel herzu. Sie sprangen auf den Wägen, rissen die Lederbedeckung herunter, und machten Anstalt, die Koffer aufzubrechen, und eine neue, strengere Durchsuchung zu halten. Der Vetturin, der am meisten Ursache haben mochte, einer weiteren Untersuchung überhoben zu sein, winkte uns zu, uns mit den Leuten in Güte abzufinden, und wir griffen schon in die Taschen, als unser Begleiter, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen, mir die Hand zurückschob, und nun mit der geläufigsten Zunge den Zollbedienten zurief: „Seht Euch wohl vor, was Ihr thut! nehmt die Koffer herab, worüber wir schon die Passirscheine haben; wenn Ihr Straßenräuber seid, so können wir es nicht wehren, seid Ihr aber königliche Officianten, und ist in Genua ein Governo, so soll Euch der Transport unserer Sachen theuer genug zu stehen kommen. Und jetzt, Vetturin, fahr zu, und wenn alle diese vermaledeiten Birbanten, die auf den Rädern stehen, Hals und Beine brechen, so geschieht ihnen, wie sie verdienen!" — Wie das Wetter sprangen jetzt die Facchini herab, der Kutscher trieb die Pferde rasch an, und jene be-

gnügten sich, uns einige ausgewählte Flüche nachzuschreien.

„Wir werden es," sagte unser Freund, „immer auf diese Weise halten. Bei der Ankunft am Zollamte überlaß ich das Abfertigen der ersten Zudringlichkeit Euch, denn wenn ich mich sogleich als Italiener zu erkennen gäbe, so würden wir immer großen Aufenthalt haben. Gegen ihre Landsleute sind die Zollbeamten am allerunhöflichsten, weil sie wissen, wir verstehen uns nicht auf ihre hohlen Hände. Anders, als mit Geld, ist nun einmal nicht durchzukommen, aber wenigstens dafür werde ich sorgen, daß sich dieselben Blutegel nicht drei- und viermal uns anhängen."

Den Po lernten wir, obschon er sich in ein sehr bescheidenes Bett zurückgezogen hatte, dennoch als einen reißenden Strom kennen. An beiden Ufern fanden wir von den öfteren Ueberschwemmungen fürchterliche Spuren; besonders zerrissen war das Land am rechten Ufer, und eine Stunde weit mit Kies und Sand bedeckt. Nur Schiffbrücken duldet dieses Gewässer, man hat es aufgegeben, in seiner Nähe Straßen zu bauen. Mit doppeltem Vorspann vermochte unser Vetturin kaum den leeren Wagen durch den aufgeschwemmten Sand durchzubringen.

In Voghera trafen wir etwas spät ein, ein Tambour, wie es schien, die ganze Besatzung

der Stadt, machte mit einer großen Trommel, auf welche er ganz unbarmherzig losschlug, einen gewaltigen Lärm, und die junge Bevölkerung der Stadt folgte ihm nach. Wir schlossen uns an, und hätten gewiß Gelegenheit gehabt, die interessantesten Bekanntschaften in dem kleinen Orte zu machen, hätten wir es nicht vorgezogen, uns nach unserer Wirthstafel umzusehen. Hier fanden wir nun alles Rühmliche, was uns über die italienischen Vetturini gesagt worden war, vollkommen bestätigt. Die Tafel war reichlich besetzt, selbst ausgesuchte Gerichte, als z. B. sehr fette Wachteln mit Trüffeln wurden servirt, und der Wein konnte ohne Vermischung mit Wasser getrunken werden.

Unser junger Freund aber hatte bei Tisch ein sehr fremdes und vornehmes Wesen gegen uns angenommen, sprach wenig und nur Französisch, und da wir ihn ersuchten, zu unserer eignen Uebung mit unserem Italienisch vorlieb zu nehmen, und in seiner Muttersprache mit uns zu reden, that er es, jedoch auf sehr gemessene Weise, indem er nicht mehr das zutraulichere Voi (ihr und euch) brauchte, sondern uns vornehm mit ella und lei anredete.

Als er am folgenden Morgen fortfuhr, uns auf diese Weise zu begegnen, bat ich mir Aufklärung hierüber aus, und gab ihm unser Befremden über

seine Verstimmung zu erkennen. „Im Gegentheil," sagte er, „habe ich um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie bis jetzt mit zu wenig égards behandelt habe, und ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie mich selbst darauf aufmerksam gemacht haben." Da ich ihn versicherte, daß ich weder von dem Einen, noch von dem Anderen etwas wisse, erklärte er mir, daß er sehr wohl verstanden habe, weshalb ich ihn gestern Abend über den Gebrauch von Ella und Voi bei Anreden befragt hätte. Nur zu wohl hätte er es gefühlt, daß er sich eine zu große Freiheit genommen habe, uns sogleich mit „Ihr" anzureden, da dies eine Vertraulichkeit voraussetze, die, wie er sehr bedauere, zwischen uns nicht Statt fände. Dies führte nun zu einer weiteren Erörterung, bei welcher ich ihm auseinander setzte, daß er es nicht mit feinen Franzosen, sondern mit ehrlichen Deutschen zu thun habe, und daß er uns, nicht nur wegen des vornehmen Tons, mit seinem Ella, sondern noch mehr dadurch in Verlegenheit setzen würde, daß uns der Gebrauch dieses Wortes nicht so geläufig, wie das zutraulichere Ihr sei; meine Frage in Beziehung auf den Gebrauch jener Wörter sei nur grammaticalischer und nicht conventioneller Art gewesen, und der Raum im Wagen sei zu eng, um einander hier den Hof zu machen. Diese Erklärung beruhigte unsern Freund vollständig, ja,

dieſer kleine Mißverſtand war ſogar die nächſte Veranlaſſung, daß wir uns gegenſeitig einander deſto näher traten. Erwähnen aber wollte ich den Vorfall deshalb, weil man in der That wohl thut, gegen den Italiener in der Geſellſchaft anfänglich die feinere und vornehme Anrede zu gebrauchen, und im Fall man damit nicht genau Beſcheid wiſſen ſollte, ihn um die Gefälligkeit erſuchen muß, ſich mit uns per Ihr zu unterhalten.'

Der kleine Zwiſt war bald vergeſſen, wir gaben uns gegenſeitig über den Zweck unſerer Reiſe und über unſere ſonſtigen Verhältniſſe Auskunft, und erfuhren nun, daß unſer junger Freund ein Ferrareſer ſei, der in Bologna die Rechte ſtudirt hatte und bereits zum Doctor juris promovirt war. Italien hatte er nach mehreren Richtungen durchreiſ't, kannte Rom und Neapel genau, war mit der Geſchichte und Literatur ſeines Landes, inſonderheit mit der Poeſie vollſtändig bekannt. Deſto fremder war ihm das Ausland, und zumal unſer liebes Deutſchland, von dem er weniger wußte, als wir von Otahaiti. Die Namen Schiller, Goethe und Klopſtock erinnerte er ſich gehört zu haben, doch waren die Idyllen Geßners das einzige, was von deutſcher Literatur in italieniſcher Ueberſetzung an ihn gelangt war; auch Werthers Leiden hatte er einmal in Händen gehabt, jedoch ohne zu wiſſen, wer der Verfaſſer ſei, obſchon er

den berühmten Sprachkenner Mesofante zum Lehrer gehabt. Um so mehr verwunderte er sich über unsere Bekanntschaft mit der italienischen Literatur, und wollte es gar nicht glauben, daß wir Dichter hätten, deren Werke funfzig bis sechzig Bände betrügen, die wir genau kannten, da es ihm dann unmöglich schien, sich auch noch mit ausländischer Literatur und mit den alten Sprachen zu beschäftigen. — Er hatte die nicht geringe Meinung von der italienischen Literatur, daß es damit eine gleiche Bewandtniß, wie mit dem Lande selbst habe. Aus der ganzen Welt zögen die Fremden nach Italien, als nach dem Garten Europa's, und so wäre auch die italienische Literatur der einzige Blüthenhain der Dichtkunst.

Daß unser Signor Luigi, denn so werden wir ihn von jetzt an nennen, in diesem Garten gut zu Hause war, hatten wir noch oft Gelegenheit, während der Reise zu bemerken. Es gab im befreiten Jerusalem und in der Divina Comödia keine Stanze oder Terzine, die er, wenn wir die ersten Worte sagten, nicht sogleich fortgesetzt hätte; wie denn überhaupt die Italiener ihren Dante und Tasso vollständig auswendig wissen.

Wie sehr kamen wir dagegen in Verlegenheit, als Sgr. Luigi uns, da er von dem Wohlklange der Ottaverime im Vergleich zu dem strengen Versmaß des Hexameters die Rede war, uns

um einige dergleichen aus unſerem ſogenannten National-Epos, der Meſſiade von Klopſtock, hat. Wir brachten davon nicht mehr, als den einzigen Vers zuſammen:

„Wie wenn ſterbend im Kampf ein Gottesläugner ſich wälzet.“

Ich beruhigte den erſtaunten Freund und mein Gewiſſen damit, daß ich, bei aller Ehrfurcht für Klopſtocks Verdienſte um die deutſche Sprache, den Meſſias doch nie für ein National-Epos der Deutſchen halten konnte. Aus dem Nibelungenliede und aus „Hermann und Dorothea“ gelang es eher, einige Strophen im Zuſammenhange unſerem Begleiter mitzutheilen. Untrieht aber zu beweiſen, daß unſere Dichter Italien kennen gelernt haben, wurde verſucht, Mignons Lied in einer italieniſchen Ueberſetzung wieder zu geben, und unſer poetiſcher Freund geſtand uns, daß er kein Sonett und keine Canzone in ſeiner Sprache kenne, welche in ſo wenigen Strophen ein ſo lebendiges und umfaſſendes Bild von dem ſchönen Italien gebe. Er ordnete ſich die Zeilen nach dem deutſchen Versmaß, und ſelbſt das ſehnſuchtsvolle: „dahin! dahin!“ was wir weder in franzöſiſcher, noch in engliſcher Ueberſetzung gut wiedergegeben gefunden haben, drückte das italieniſche: „Cola! Cola!“ mit entſprechend ſehnſüchtigem Klange aus.

Im Fortgange des Geſpräches und Weges erfuhren wir nun auch, daß unſer Sgr. Luigi ſich ſelbſt in der Poeſie verſucht hatte, und eine Canzone auf den Tod des Lords Byron, welche die Akademie zu Ferrara gekrönt hatte, erweckte für ſein Talent die beſte Meinung. Dies Gedicht ward zu näherer Befreundung Veranlaſſung, denn da wir ihm ebenfalls ein Gedicht auf den Tod jenes Sängers mittheilen konnten, ſo fanden ſich bald eine Menge Berührungspunkte, und der Muſe, die uns in heiterer Begegnung zuſammengeführt, wurde bei dem erſten Weinkranze eine frohe Libation gebracht.

So wußten wir auch, wenn der Himmel nicht ganz heiter blieb, uns dennoch guten Muth und frohe Laune zu erhalten und, was auf Reiſen beſonders wohlthätig iſt, uns den Weg und die Zeit angenehm zu verkürzen. Dafür ſorgte unſer junger Freund auf die heiterſte Weiſe, da er nun wohl inne ward, mit welcher Theilnahme wir Alles, was Italien betraf, anhörten. Daß ihn aber die Poeſie nicht blos als begeiſterte Stimmung eigen war, ſondern daß er ſeinem Gefühl einen Inhalt, und dieſem die angemeſſene Form auf der Stelle zu geben wußte, bewies er uns heute und an manchem der folgenden Tage durch viele gelungene Improviſationen in Sonetten, Terzinen und andern Versmaßen.

Nannten wir ihm eine Aufgabe, ſo pflegte er ſich eine kleine Skizze zu machen, um uns das Gedicht wiederholen zu können; wenn ihm aber irgend eine Veranlaſſung zum Dichten zu ſehr überraſchte, bat er uns auch wohl, daß wir ihm die Reime geben ſollten, mit denen wir ihn aus Petrarca oder Dante verſorgten. Er rief uns dann ſein „datemi rime!“ mit einer Heftigkeit zu, als ob es bei ihm brenne, und bevor nicht ſein Gedicht zu Tage gefördert war, kam er nicht zur Ruhe.

In Novi trafen wir des Vormittags bei guter Zeit ein, allein der Vetturin kündigte uns an, daß ihm ein Pferd krank geworden ſei, weshalb er ſich genöthigt ſehen werde, hier zu bleiben. Hier war es nun gut, ihn an den ſchriftlichen Contract und an ſeine Verbindlichkeiten zu erinnern, und er verſprach ſogleich, uns auf eine oder die andere Weiſe weiter zu befördern. Wir benutzten den Aufenthalt, um den nahgelegenen Hügel mit der alten Burgruine zu erſteigen, von wo wir uns über die Stellungen der Franzoſen unter Joubert und Moreau, der Ruſſen unter Suwarow, der Oeſtreicher unter Kray und Melas, während der berühmten Schlacht von Novi am 15ten Auguſt 1799, in welcher Joubert fiel und Moreau geſchlagen wurde, zu unterrichten ſuchten.

Während der Schlacht von Marengo hatte ebenfalls Novi einen nicht unerheblichen Stützpunkt abgegeben; schon wurde in Vorschlag gebracht, ob man nicht dem Fuhrmann heute einen Rasttag gönnen und jenes welthistorische Schlachtfeld besuchen wollte, allein der Gesammtbeschluß fiel dahin aus, daß, da die Schlachtfelder außer dem Plane einer Kunstreise lägen, man sich mit dem begnügen wolle, was man von hier aus gesehen.

Die Kastanien, die wir von den Bäumen schlugen, fanden wir schon mit süßen Kernen gefüllt, obwohl die Frucht noch nicht reif war; aber kein wildes Röslein auf der Heide kann sich so scharf zur Wehre stellen und an den verwegenen Händen blutiger rächen, als es die zahmen Kastanien thun, die schwerer zu fassen sind, als ein zusammengerollter Igel.

Erst nach fünf Uhr des Nachmittags verließen wir Novi und fuhren den düsteren Apenninenwaldungen zu. Wir konnten das bestimmte Nachtquartier nicht erreichen und mußten, obschon wir bis zehn Uhr gefahren waren, dennoch in einer unheimlichen Waldherberge zubringen. Schwerlich würde man für uns hier so spät noch irgend etwas besorgt haben, allein für den Vetturin thut sich überall Küche und Keller auf, einige Hühner wurden aus ihrem Schlummer gestört, Wild und Fische herbeigeschafft, und nach Verlauf einer Stunde

fanden wir die Tafel so gut angerichtet, als ob wir seit zwei Tagen erwartet worden wären.

Am dritten Tage hatten wir rauhe Gebirgsgegenden zu passiren, wir glaubten uns schon wieder in der Region des Hospizes auf dem Gotthard versetzt, als wir zwischen Voltaggio und Campo Merona den höchsten Punkt dieses Zuges der Apenninen, in der Nähe des berühmten Passes der Bochetta, vom dichten Nebel umhüllt, erreichten.

Desto überraschender lag beim Herabfahren das Meer, der Golf und zuletzt die prächtige Stadt Genua, dieses von Häusern, Palläſten und Kirchen aufgethürmte und an dem Berge im Halbkreis hinaufgebaute Amphitheater, dessen Fuß von dem Meere bespült wird, dessen bekränztes Haupt in die Wolken reicht, in schönster Sonnenbeleuchtung vor uns.

Eilfter Brief.

Genua, im September.

Kaum würde eine Reiſe von einem Planeten zu dem anderen den Reiſenden ſo mannigfaltige Erſcheinungen darbieten, als die Reiſe von einer italieniſchen Stadt zu der anderen. Welch eine Welt voll neuer Schönheit und neuer Verwirrung thut ſich in Genua vor uns auf! Mailand blieb hier nicht mehr ein ausreichender Maßſtab zum Meſſen und zum Vergleichen.

Bei der Wahl des Gaſthofes überließen wir uns der Führung unſeres jungen Italieners, der uns durch mancherlei Anfechtungen glücklich in das Hôtel alla Jamaica brachte. In ſolcher Stadt iſt in der That der ankommende Fremde übel daran, und ohne unſeren Sgr. Luigi würden wir, obſchon durch manche Erfahrung belehrt, uns durch

dieſen Wirrwarr nicht durchparlamentirt und durchgeſchlagen haben.

Anſtatt uns nach dem verlangten Hôtel zu bringen, fuhr der Vetturin, dem ſchon einige bekannte Laſtträger entgegen kamen, nach einem anderen Wirthshauſe. Als nun andere Träger, die unſeren Wagen begleiteten, hörten, wohin wir verlangten, ſuchten dieſe ſich ſogleich unſeres Gepäcks zu verſichern und zwangen den Kutſcher, zu halten. Wie ſehr wir nun auch in ihn drangen, uns nach Jamaica zu bringen, ſo hörten wir doch von glaubhaften Leuten, welche herzutraten, daß zu dieſem, wie zu mehreren an der Hafenſeite gelegenen Gaſthöfen, keine fahrbare Straße führe. Hierdurch waren wir genöthigt, mitten auf einer lebhaften, aber engen Straße, von einem Pöbel, der ſich um unſere Effecten ſchlug, umringt, den Wagen aus- und abpacken zu laſſen, ohne zu wiſſen, wo die fünf bis ſechs Träger damit hinliefen. Indeſſen gelangten wir unter dem immerwährenden Ruf: „alla Jamaica!“ durch eine Menge kleiner Gäßchen, die von ſechs und ſieben Stock hohen Häuſern gebildet wurden, ſo eng, daß man nicht einen Regenſchirm darin hätte aufſpannen können, endlich zu unſerer Herberge, aus der uns einige Cammerieri entgegen gekommen waren. Sgr. Luigi ging als Quartiermacher voraus und wurde bald mit dem Wirth um die Hälfte des geforder-

teu Preises für drei anständige Zimmer in dem einige sechzig Stufen hochgelegenen ersten Stockwerke und den Mittagstisch einig.

Jetzt meldeten sich nun unsere Träger, und jeder forderte für seine Last, obwohl einige nur ein Hutfutteral getragen, ungefähr einen Gulden. Da wir dies verweigerten, erklärten sie uns, daß sie dazu vom Governo berechtigt wären. Wir verlangten ihre Taxe zu sehen, womit sie bald bei Hand waren, und in der That war in derselben für jede Last — was sich jedoch auf die Waarenballen, die von dem Hafen in die obere Stadt gebracht werden, bezog — ein Trägerlohn von zwei bis drei Franken polizeilich festgesetzt. Die Facchini belagerten und bestürmten unsere Thüre, bis es endlich unserm Pforten-Dolmetscher und Dragomann, Sgr. Luigi, gelang, sich und uns mit ihnen abzufinden. So hatten wir, obschon wir zu Land einliefen, heftigere Stürme, als Mancher, der zu Schiff ankommt, zu bestehen, bevor wir zu dem ruhigen Bewußtsein gelangten, uns in Sicherheit vor weiteren Anfechtungen zu befinfinden, worüber uns ein Blick aus unserem Fenster auf den Hafen vollständige Gewißheit gab. — Während die Andren ihre kleinen Einrichtungen besorgten, trieb mich die Neugier herunter auf die Straße, um mich doch einigermaßen zu orientiren. Einer der Reisegefährten folgte, und wir

stiegen nun, um aus der Engniß und Bedrängniß der finsteren Häuserreihen, deren Giebel einander fast berühren, heraus zu kommen und von der Höhe eine freie Aussicht zu gewinnen, ohne weiter einen Wegweiser zu befragen, bergauf, in der Hoffnung, irgend einen freien Platz zu erreichen. Immer steiler wurden die Straßen, so daß man es für nöthig gefunden hat, für die Maulthiere besondere Fußsteige mit gerippten Steinen zu legen, und da mit Recht diese unentbehrlichen Großbürdenträger hier den Vortritt haben, mußten wir in den engen Straßen, um einem Esel aus dem Wege zu gehen, seitwärts in ein Haus treten.

Wir stiegen und stiegen, ohne irgend einen erwünschten Punkt zu finden, und sahen vor uns, nachdem wir bereits die ziemlich hochgelegene Citadelle passirt hatten, noch immer in aufsteigender Linie die flachen Dächer sich wie Terrassen erheben. So waren wir wohl eine halbe Stunde gestiegen und verzweifelten schon an dem Gelingen unseres ersten Spazierganges, als wir von der Citadelle links einen Balcon mit grüner Rebenlaube sahen, der uns ganz geeignet schien, eine schöne Aussicht zu eröffnen. Besonderes Vertrauen erweckte eine Signora, welche mit einem Buche in der Hand unter dem Laubdache saß. Wir faßten uns ein Herz, nahmen unser bestes Italienisch zu-

sammen und fragten höflich an, ob es nicht erlaubt sei, von dem Söller des Hauses einen Blick über die Stadt zu thun.

Das junge Mädchen verließ, ohne uns irgend einen Bescheid zu geben, ihren Platz und verschwand; schon wollten wir weiter steigen, als eine ältere Dame am Fenster erschien und von uns nochmals hören wollte, was wir wünschten. Wir wiederholten die Bitte; nun wurde oben noch ein kleiner Familienrath gehalten, dann öffnete sich die Hausthüre durch einen Zug von oben und wir wurden von einem jungen Manne, dem Sohne des Hauses, durch die wohleingerichteten Wohnzimmer hindurch auf das Dach geführt, wo sich die Weinlaube befand. Wir entschuldigten uns bei den Damen mit allen höflichen, ella's, die wir nur aufbringen konnten, und besonders damit, daß dies unser erster Ausgang in Genua sei und wir zu großes Verlangen gehabt hätten, die Wunder dieses glücklichen Landes mit einem Blick von einer schönen Stelle zu übersehen. Jetzt wurden wir überaus freundlich aufgenommen; Mutter, Schwester und Bruder, zu denen sich bald auch noch die Dienerschaft des Hauses gesellte, beeiferten sich, uns die Kirchen und Paläste in der Nähe und Ferne, die Villen in der Nachbarschaft, die Küsten, die Hafendämme, den Leuchtthurm, kurz Alles, was nur zu sehen war, zu zeigen und zu

nennen. „Guilelmo," sagte dann die Mutter zu dem Sohne, „Du mußt die Herren Fremden auch noch auf das Belvedere führen, damit sie eine noch weitere Aussicht gewinnen."

Auf einer, ganz frei, ohne Geländer am Hause auswärts angebrachten schmalen steinernen Treppe stiegen wir auf das höchste Dach des Hauses und genossen von hier eine noch freiere Aussicht. Bei unserer Rückkehr auf den ersten Altan fanden wir einen Teller mit Trauben, und wurden gebeten, zu verweilen, bis der Vater zurückkehre, der es sonst sehr bedauern würde, die Herren Fremden versäumt zu haben. Wir ergötzten uns noch eine Zeitlang an der herrlichen Aussicht, empfahlen uns dann mit nochmals wiederholter Entschuldigung, und erhielten die Versicherung, daß wir jedes Mal willkommen sein würden.

In der Jamaica warteten die Freunde unser bei Tafel, und nur die Erzählung von wunderbaren Abenteuern, die wir bestanden hätten, konnten uns bei unserem Sgr. Luigi entschuldigen, der uns jedoch warnte, dergleichen in Zukunft nicht ohne ihn zu bestehen, da die Genueser die verrufenste Nation durch ganz Italien seit ältester Zeit wären. Schon Dante habe in gerechtem Unwillen über sie ausgerufen:

„Ahi Genovesi, uomini diversi

D' ogni costume e pien d' ogni magagna,
Perche non siete voi del mondo spersi*)!"

Wir nahmen dagegen, mit Berufung auf unſere ſo eben gemachten Erfahrungen, die Genueſer und Genueſerinnen in Schutz und geſtanden der angeführten Stelle keine Anwendung für heut zu Tage zu.

Die Tafel fanden wir ganz zu unſerer Zufriedenheit, allein Sgr. Luigi warnte ſehr, ja kein Zeichen unſeres Beifalls laut werden zu laſſen, da wir dann mit Sicherheit darauf rechnen könnten, am anderen Tage deſto ſchlechter bedient zu werden. Als uns daher der Wirth mit ſehr zuverſichtlicher Miene fragte, wie wir mit ſeiner Tafel zufrieden wären, tadelte unſer Freund Alles Stück für Stück und verſicherte, daß wenn er morgen Mittag nicht Kraut und Fiſche auf der Tafel finde, ſo würden wir das Haus verlaſſen. Der Wirth verſprach alles Mögliche zu thun, um uns gut zu verſorgen, und ſchickte ſogleich noch einige Teller mit Deſſert zur Beſänftigung des unwilligen Landsmanns.

Am Abend machten wir einen Spaziergang nach dem Hafen, wo man auf einer hohen Mauer,

*) Ihr Genueſer, jeder Sitte Feind,
Mit jedem Frevel, jeder Schuld belaſtet,
Warum ſeid ihr nicht von der Welt vertilgt.

die als Kay neben den Häusern am Felsenufer aufgebaut ist, einen herrlichen Spaziergang hat. Die See ging ziemlich hoch, auf dem Leuchtthurme war bereits die Laterne angezündet, als wir einen fernen Donner in regelmäßigen Schlägen, welche das Echo an den Felsen verdoppelte, vernahmen. Ich zweifelte nicht daran, daß einige fremde Kriegsschiffe einliefen, welche sich mit den Wachtschiffen des Hafens nach herkömmlicher Weise becomplimentirten. Schon hatte ich 25 Schüsse gezählt, und wir zogen daraus den Schluß, daß die einlaufende Flotte mehrere Linienschiffe bei sich haben müsse, als ein so heftiger Schlag geschah, daß der Boden unter uns bebte und ich glauben mußte, daß eine ganze Pulverkammer in die Luft gegangen sei. In demselben Augenblicke aber erhielten wir die volle Ladung dieses Schusses auf das Haupt, wodurch wir in nicht geringem Schrecken aus einander gesprengt wurden. Diese Ladung bestand in nichts anderem, als in der Entladung einer Welle, welche uns in einer Höhe von mindestens 40 bis 50 Fuß erreichte. Nun wurden wir auch inne, daß jenes muthmaßliche Salutiren der Vierundzwanzigpfünder von der Brandung herrührte, die mit einer Macht gegen die Felsen donnerte, als ob die Wellen sich mit Gewalt einen Weg in die Stadt öffnen wollten. So fest diese nun auch auf ihrem Granitlager ruht, so hat man doch an einigen

Stellen ſich genöthigt geſehen, Wellenbrecher vorzubauen, wie man bei uns die Brücken gegen die Eisſchollen durch Eisbrecher zu ſchützen pflegt. Dieſe Wellenbrecher ſind hölzerne Kaſten von den ſtärkſten Bohlen, mit Steinen ausgefüllt und mehrentheils auch wieder mit ſtarkem Schiffholz zugedeckt, die in langen Reihen neben einander ſtehen. Obwohl dieſe gegen funfzehn bis zwanzig Fuß vom Ufer entfernt in das Meer gelegt ſind, ſchlagen dennoch die Wellen oft noch mit voller Gewalt über ſie hinweg gegen die Felſen, und das aufſpritzende Waſſer erreicht dann nicht nur den Spaziergang, der deshalb wenig beſucht wird, ſondern oft auch noch die Fenſter des erſten, ja ſogar die des zweiten Stockwerks der zunächſt liegenden Häuſer, welche ſich gewiß mehr als 100 Fuß hoch über dem Meere befinden.

Die erſte Nacht in Genua wurde ſehr unruhig zugebracht. Wir hatten unvorſichtiger Weiſe des Abends die Fenſter in dem Schlafzimmer offen gelaſſen, und das Licht hatte viele Meerſchnacken (zanzare) herbeigelockt. Sie ſind zwar nicht größer, als die gewöhnlichen Mücken, allein ihr Stich iſt giftig zu nennen, ſo brennend iſt er und ſo groß ſind die Beulen, die davon entſtehen. Ein ſehr einfaches Mittel dagegen ſind Bettvorhänge von einem eigens dazu gewebten Mückengarn (zanzariere), welche bei Tag und bei Nacht ge-

schlossen bleiben. Eine andere Bettvorrichtung gleicht ganz der unserer Fliegenspinden, worin man im Sommer Eßwaaren gegen das Geschmeiß schützt; nur an einer Seite wird das Bett geöffnet, und man steigt wie in einen Käfig hinein; wir rathen wohlmeinend einem jeden Reisenden, in den Seestädten für gute Bettgardinen Sorge zu tragen.

Unsern Kaffee nahmen wir am anderen Morgen in einem Kaffeehause an der piazza annunciata, wo wir wiederum mit einer guten Anzahl deutscher Landsleute zusammentrafen, so daß wir unsern heutigen Gang durch die Stadt zehn Mann hoch antraten.

Der Morgen war schön und deshalb wurde der Vorschlag gebilligt, zuerst einige Gärten zu besuchen. Wir gingen durch die prächtige, wegen ihrer Marmorpaläste berühmte, Straße Balbi zuerst nach der Villa di Negro. Der Garten steigt in Terrassen empor, doch ohne daß in den Absätzen und Stufen eine gesuchte Gleichmäßigkeit beobachtet wäre; mehrere Vorsprünge des Abhanges, auf welchem die Villa liegt, sind zu Anlagen benutzt, wo man unter dem dichtesten Laubdach der Reben eine herrliche Aussicht genießt. Wie schwer wird es uns, eine solche Stelle zu verlassen; wie glücklich, wer hier seine Heimath fand! Und dennoch schienen einige Anlagen und Inschriften darauf hinzudeuten, daß der frühere, oder vielleicht

auch ein gegenwärtiger Besitzer sich von dieser vor ihm ausgebreiteten Herrlichkeit zurückgestoßen fühlte und sich in dunkle Laubgänge und Grotten zurückzog, um hier seiner trüben Schwermuth nachzuhängen. Ein schwerer Verlust mußte den Unglücklichen getroffen haben, darauf deuteten mehrere, aus Petrarca entlehnte, Inschriften an einer Felswand hin, welche über dichten Lorbeer und Cypressen sich erhob. Unter anderem las ich hier:

Non la connobbe il mondo mentre l'ebbe
Connobbe 'l io ch' a pianger qui rimasi*)!

Für uns, die wir an so einzigen Stellen nur als flüchtige Gäste vorüberziehen und aus diesem Blüthenhimmel des heiteren Südens wieder nach unserem kalten und trüben Norden zurückwandern müssen, ist es doch einiger Trost, wenn wir hier und da ein Zeichen finden, welches daran erinnert, daß das wahrhafte und dauernde Glück an diesen Himmel und an diesen Boden nicht fester geknüpft ist, als an den unsrigen.

In dem Garten waren die Büsten berühmter Männer aufgestellt; Andrea Doria schaute über die Stadt und das Meer hinab, wo er einst als Herrscher gebot, und Washington sah von hier

---

*) Nicht kannte sie die Welt, die sie besaß,
Ich kannte sie und blieb hier, um zu weinen.

so frei in die Welt hinaus, als ob sein Freistaat ihm hier zu Füßen läge.

Wir stiegen wieder herab, besuchten den öffentlichen Spaziergang Aqua Sola, und von hier den Garten Pallavicino, der zwar etwas tiefer liegt, als die Villa di Negro, von dem man aber ebenfalls, wie auf jedem nur etwas erhabenen Punkte, eine weite und wundervolle Aussicht genießt. Die schöne Gegend nahm uns zu sehr in Anspruch, als daß wir der Gemäldesammlung des Pallastes große Aufmerksamkeit hätten schenken können, und so ging es uns bei unseren Studien in Mailand und Genua, wie es uns in dem ersten akademischen Jahre zu Heidelberg und Jena zu gehen pflegt, wohin wir mit den besten Vorsätzen, des Tages zum wenigsten fünf Collegia zu hören, kommen, bald aber von den grünen Hügeln, den alten Burgen, den Bierkrügen und den Weinkränzen uns mehr, als von dem Katheder angezogen fühlen, und außerdem uns in die Menge und Mannigfaltigkeit der neuen Weisheit und des neuen Lebens so wenig zu finden wissen, daß wir erst im zweiten Jahre einen ersprießlichen Cursus anzufangen im Stande sind.

Hat man sich in Genua in das Anschauen der Naturschönheiten versenkt, oder ist vielmehr von ihnen von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg auf das Meer hinaus, zu den Orangengär-

ten hinabgelockt und entführt worden, dann ist der Sinn zu aufgeregt, um innerhalb der düsteren Mauern der Kirchen und Klöster von verblichenen und verfallenen Heiligenbildern sich festhalten zu lassen; nur ein Dom von Mailand würde aus der schönen Zerstreuung uns wieder zu uns selbst zurückführen können. In den Kirchen von Genua aber, so prächtig sie auch mit Marmor und anderem bunten Gestein ausgelegt, oder auch mit seidenen und sammtnen Teppichen behangen sind, war unseres Bleibens nie sehr lange, ja, wir traten nur dann hinein, wenn uns eben der Weg zu irgend einer schönen Villa, einem Garten, oder sonstigem Spaziergange vorbeiführte.

Belohnt wurde aber dennoch unsere flüchtige Einkehr mehr, als wir es erwarten durften. So fanden wir heute in St. Stephano ein schönes Altargemälde, eine Steinigung des heil. Stephanus, von Giulio Romano, an dessen reinlichem Ansehen und neuem Rahmen wir sogleich erkannten, daß es die große Bilderwanderung nach dem Musée Napoléon mitgemacht und von Paris gereinigt zurückgekehrt war.

Paßgeschäfte, die besonders in Genua nicht zu den Annehmlichkeiten der Reise gehören, riefen uns in die Signoria, auch Palazzo ducale genannt. Da dies Gebäude nach einem Brande

1777 faſt ganz erneut wurde, ſo iſt nichts mehr von alterthümlicher Würde darin, und neuerdings hat man an die Stelle, wo ſonſt die Bildſäulen der um die Republik verdienten Männer ſtanden, allerhand allegoriſche Figuren geſtellt, deren Köpfe und Arme von Gips, deren Gewänder aber von geſteiftem, weißem Kattun ſind. Nur die achtzig großen Säulen von ſpaniſchem, buntem Marmor, welche dem Saal zur größten Zier gereichen, ſcheinen noch Stützen aus der Zeit der Republik zu ſein.

So ſehr nun auch die Polizeiſtuben-Witterung uns nach einem freien Athemzuge verlangen machte, ſo ließ uns unſer domestico di piazza doch nicht vor St. Lorenzo vorbei, da wir hier das sacro Catino, einen Schatz, der mehr werth ſei, als halb Genua, ſehen mußten. Wir waren ſchon durch unſern gedruckten Wegweiſer auf den heiligen Graal, der hier verwahrt werde, aufmerkſam gemacht worden, und obſchon wir keine irrenden Ritter von Artus Tafelrunde waren, ſo hatten wir doch als Beiſitzer der Berliner Liedertafel, auf deren Feſtpocal des heiligen Graals ausdrücklich gedacht wird, Veranlaſſung genug, uns um ein ſo bedeutungsvolles Gefäß zu bekümmern. — Die Geſchichte dieſer heiligen Schale von grünem Glasfluß, den man Jahrhunderte hindurch für orientaliſchen Smaragd hielt, iſt intereſſanter, als das

Gefäß selbst *). Die Königin von Saba, so erzählt die Sage, brachte dies Gefäß dem Könige Salomo zum Geschenk, als sie, dessen Weisheit zu bewundern, nach Jerusalem kam. Die Könige von Juda verwahrten das Gefäß in ihrem Schatze, und nur einmal im Jahre kam es auf die königliche Tafel, um das Osterlamm darin anzurichten, von dem freilich nur für einige Coſtolette Raum vorhanden gewesen sein würde. Als das jüdische Königreich ein Ende nahm, hatte Nicodemus sich

---

*) Das Hauptwerk darüber ist: Fra Gaetano: Il catino di Smeraldo orientale, gemma consecrata da N. S. Jesu Christo nell' ultima cena degli Azimi e custodita con regligiosa pieta dalla Serenissima Repubblica di Genova, come glorioso trofeo riportato nella conquista di Terra Santa l'anno M. CI. Si Mostra la sua antichita, preziosita, e santita autenticata dagli autori come dalle pubbliche scritture dell' Archivio, opera istoricho-morale arrichita di cognizioni e dottrine profittevoli agli studiosi, e grati agli amatori dell antichita. Genova 1727. 4.

Auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich Fol. 111 und 112, Nr. 9701, eine handschriftliche Chronik über Ludwig XII., von Jean d'Autun, worin die Geschichte des sacro catino, von ihm le saint Graal genannt, ebenfalls erzählt wird.

das kostbare Gefäß zuzueignen gewußt, und da, nach einer andern Sage, Christus die letzte Feier des Osterlamms in seinem Hause hielt, wurde sich hierbei ebenfalls dieser Schale bedient. Nach der Kreuzigung Christi, floh Nicodemus, um sich der Verfolgung der Pharisäer zu entziehen, nach Cäsarea. Hier fanden die Kreuzfahrer, als sie 1107 die Stadt stürmten, bei anderen Schätzen auch den heiligen Graal. Die ungeheure Beute wurde in drei Theile getheilt; viel Gold und Silber lag auf dem einen, Perlen und Edelsteine auf einem zweiten Haufen, der dritte Theil bestand aus nichts weiter, als aus dem berühmten Gefäß. Man ließ den Genuesern, welche vor allen anderen Kreuzfahrern sich rühmlich gehalten und die ersten auf dem Wall der Festung waren, die Vorhand, und sie wählten das heilige Gefäß, welches unter großer Feierlichkeit in der Kathedrale von St. Lorenzo, wo man in der Mauer der Sacristei eine Nische für dasselbe mit eiserner Thür und vielen Schlössern einrichtete, aufgestellt wurde. Die Schlüssel dazu waren besonderen Schlüsselverwahrern (Clavigeri) anvertraut, ein Amt, wozu nur die angesehensten Männer der Republik gewählt werden durften. Nur einmal im Jahre wurde der sacro catino öffentlich gezeigt, er stand auf einer Erhöhung des Altars, ein Prälat hielt ihn an einer Schnur, die Clavigeri standen als Ehren-

wache um ihn; es war bei einer Strafe von 100 bis 1000 Ducaten, ja, unter erschwerenden Umständen, sogar bei Todesstrafe verboten, ihn mit den Händen, mit Gold, Silber, Gestein, Corallen, oder irgend einem anderen Stoffe zu berühren. Wie hoch man ihn im Werthe hielt, ergibt sich daraus, daß bei einer Belagerung der Stadt durch die Ghibellinen, im Jahre 1319, der sacro catino an den Cardinal Herzog von Fiesko für 9300 Pfd. (1200 Mark löthigen Goldes) versetzt wurde; eilf Jahre später zahlte die Stadt diese Summe zurück und löſ'te das Pfand wieder ein. Wohlfeileren Kaufes erwarb das Musée Napoleon diesen Schatz, allein hier sank es gewaltig im Preise, indem man ihm nicht nur seine heilige Geschichte, sondern auch seinen Werth als Edelstein absprach. Die Akademie der Wissenschaften in Paris ermittelte, daß weder dem König Salomo, noch den Aposteln ein Lamm in dieser Schale habe können serviert werden, da der Raum viel zu beschränkt sei; was aber den orientalischen Smaragd betreffe, so lasse sich an verschiedenen Bläschen genau erkennen, daß es nichts anderes als ein Glasfluß von orientalischer, griechischer, ägyptischer oder römischer Herkunft sei *). Ob dies

---

*) Schon früher hatte Kayſſler in seinen Reisen,

Gefäß daſſelbe ſei, welches als der heilige Graal von den Rittern der Tafelrunde geſucht wurde, iſt ebenfalls in Zweifel gezogen worden, da der heil. Graal nicht als Schüſſel beim Oſterlamm, ſondern als das Gefäß, in welchem Joſeph von Arimathia das Blut des Heilands am Kreuze geſammelt, bezeichnet wird.

Ein zweites Heiligthum dieſer Kirche iſt ein

S. 321, Barthélemy in ſeinem „Voyage en Italie," S. 18, den angeblichen Smaragd in Zweifel gezogen. Als die Erklärung der Commiſſion des Inſtituts in Paris dieſe Zweifel beſtätigte, erſchien von dem berühmten Archäologen Hrn. Millin eine „Notice sur le sacro catino" in dem Magazin encyclopédique (Januar 1807, auch im Moniteur abgedruckt). Hr. Millin erklärte dieſe Vaſe für orientaliſchen Glasfluß. Dies veranlaßte den Turiner Archäologen Boſſi zu einer größeren Abhandlung: „Observations sur le Vase que l'on conservait à Gènes sous le nom de sacro catino et sur le Note publiée sur ce Vase par M. Millin, avec des recherches et des dissertations sur l'Emeraude des anciens, sur l'art de la Verrerie chez Egyptiens, les Grecs et les Romains, sur les Vases Murrhins et sur d'autres objets d'art et d'antiquités." Turin 1807. 4. Hr. Boſſi erklärt die Vaſe für römiſche Arbeit aus der erſten Zeit der chriſtlichen Aera.

ſilbernes Kreuz, welches urſprünglich in Epheſus verwahrt, dann nach Chios und von hier durch die Familie Zaccaria nach Genua gebracht wurde, wo man es immer den 17ten Januar, zum Andenken der Ankunft der Kornſchiffe, welche der großen Hungersnoth 1591 ein Ende machten, in Proceſſion umhertrug. Eine griechiſche Inſchrift ſagt, daß Barda dies Kreuz (es wird θεῖον ὅπλον, eine heilige Waffe genannt) gemacht, und da es durch die Zeit gelitten, von Iſaak, Biſchof von Epheſus, wieder hergeſtellt worden ſei.

Unſer Cicerone, welcher mit Vergnügen die Theilnahme ſah, welche die Geſellſchaft, die er führte, ſo merkwürdigen und ſeltenen Heiligthümern zeigte, ſagte uns: „die Herren werden noch viel Wunderbares und Außerordentliches in dieſer berühmten Stadt von Genua ſehen, die größte Trophäe aber bleibt doch immer das Heiligthum, welches die Brüder Auguſtiner den Händen der Ungläubigen entriſſen haben." — „Sind," fragte Einer aus der Geſellſchaft, „die Brüder Auguſtiner auch in den Kreuzzügen mit zu Felde geweſen? haben ſie vielleicht einen Paſcha von drei Roßſchweifen" — „Ihr habt es getroffen, Signore," fiel der Cicerone dem Freunde in die Rede, „Ihr ſeid ein wohlunterrichteter Herr, Ihr kennt die Geſchichte dieſer berühmten Stadt. Ein Roßſchweif iſt es zwar nicht, was die Brüder Auguſtiner ver-

wahren, allein es ist doch immer ein Schweif, und zwar der Schweif eines Esels, und von welchem Esel meint Ihr wohl? Von dem ersten Esel der ganzen Christenheit, von dem Esel, auf welchem unser Herr — hierbei machte er sich drei Kreuze auf Stirn und Brust — als Triumphator in Jerusalem einzog. Das ist ein Eselsschwanz! Ich habe einmal von einem heiligen Bruder Augustiner predigen hören, daß er an diesem Schweife die ganze Christenheit, wenn sie nur anfassen und daran sich festhalten möchte, in das neue Jerusalem ziehen wollte! O! das hätte eine göttliche Komödie gegeben, dieser heilige Pater Augustiner mit dem Eselsschweife und die ganze Christenheit daran! wie er wohl gezogen haben würde! Nun bin ich lange nicht in jener Kirche gewesen, und weiß nicht, ob wir dies Heiligthum noch finden werden, denn diese Spitzbuben, diese Franzosen haben uns die schönsten Kunstwerke gestohlen und nur die Hälfte hat uns der alte Blücher wiedergeschickt, denn dieser alte Husar oder Kosak — ich weiß es nicht, wird wohl auch gut zugegriffen haben." — Wir beruhigten den Mann darüber, daß der alte Blücher den Genuesern gewiß keinen so heiligen Eselsschwanz vorenthalten haben würde, und da Mehrere der Gesellschaft riefen: „nach den Augustinern!" so wurde die Wallfahrt dahin angetreten.

Mir aber sollte das Glück nicht zu Theil werden, diesem Heiligthume meine Referenz bezeigen zu können, denn als wir auf dem Wege dahin in eine andere Kirche im Vorübergehen eingetreten waren, wo ich etwas zu lange vor einem alten Bilde, mein Freund Luigi bei einer jungen Beterin verweilte, entschwanden uns in den Winkelstraßen unsere Freunde mit dem Cicerone aus dem Gesicht, und zwar vor sichtlichen Augen. Noch hatten wir die queue, welche die Gesellschaft in den engen Gassen bildete, sich um die Ecke schlängeln gesehen, allein dort kreuzten sich fünf Straßen, in jeder drängten sich Menschen, wir fragten nach St. Augustin, nach den vorübergegangenen Fremden, da gaben doppelzüngige Schicksalsschwestern am Kreuzwege uns zweideutige Antworten, und der heil. Augustin schien absichtlich uns dies Irrsal zu bereiten, weil unser Glaube nicht an den ihm geweihten Eselsschweif hatte anfassen wollen.

Nach manchem Kreuz- und Querwege hörten wir, daß wir uns in der Nähe der Brücke von Carignano befänden; in unseren Notizen war diese Brücke als ein Wunderwerk, einzig in seiner Art, bezeichnet, und wir eilten, sie zu erreichen. Eine etwas steile Straße führte uns auf einen freien, geräumigen Platz auf dem Hügel Sarzane. Auf dem gegenüber liegenden Hügel Carignano

erhebt sich die Kirche St. Sebastiano mit zwei Glockenthürmen und vier kleineren Kuppeln, welche die mittlere hohe Kuppel umgeben. Eine berühmte Brücke verbindet die beiden Hügel mit einander; sie wurde von dem Sohne der Erbauerin der Kirche St. Sebastiano, einer Frau von Sauli, zu größerer Bequemlichkeit über die darunter liegende Straße hinüber geführt. Erst wenn man über die Seitenmauer der Brücke hinabsieht, bemerkt man die unermeßliche Höhe der Bogen, unter denen Häuser von sieben Stock stehen, ohne die Wölbung zu erreichen. Dennoch macht die Brücke, die nur drei Bogen hat, nicht den Eindruck eines großartigen und schönen Baues, zumal da man sie nur als einen Standpunkt besucht, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf das Meer und an Sommerabenden die erquickende Seeluft genießt

Die Gallerie der Kuppel der vor uns liegenden Kirche versprach uns eine noch schönere Aussicht, und wir versäumten nicht, sie zu ersteigen. Von diesem Thurme eröffnete sich mir ein Panorama, wie ich es hier noch nirgend gefunden hatte. Die Geschichte einer italienischen Republik, die um die Herrschaft der Meere den Kampf wagen durfte, lag in diesem, den andrängenden Wellen abgewonnenen Hafen, welchen eben jetzt ein Wald von Masten erfüllte, in diesen Burgen, Schlössern

und Palläſten, die, ſo weit das Auge reichte, über und neben einander an dem Bergeshange hinaufſtiegen, vor mir.

Wie der Naturforſcher aus den Verſteinerungen von Pflanzen und Thieren, die einer vorgeſchichtlichen Zeit angehörten, uns die Anſchauung von einer untergegangenen Urwelt zu geben weiß, ſo findet der Geſchichtforſcher hier eine Verſteinerung der genueſiſchen Republik vor ſich liegen, aus welcher ihm der abgeſchiedene Geiſt und das frühere Leben derſelben in aller Kraft und Größe der vergangenen thatenreichen Jahrhunderte entgegentritt. Auf ſolch einer Stelle ſtand jener große genueſiſche Seefahrer als Knabe, als in ihm die Ahnung von einer neuen Welt jenſeits der Meere, und der Muth, ſie aufzuſuchen, erwachte; aus dieſem Hafen unternahm Chriſtoforo Colombo ſeine erſten Ausflüge. — Ausſichten von Thürmen und hohen Bergen ſind gewöhnlich nicht zu einem Ruhepunkte geeignet; das Auge, welches aus wolkenhoher Vogelperſpective hinabſchaut, wird zu flüchtig und unſtät von einer Stelle zur anderen geführt, zumal wenn man, wie hier, auf einer Gallerie gemächlich umhergeht, und während der Fuß an der Wand des Thurmes wie an der Welle eines Rades langſam den kleinen Kreis beſchreibt, das Auge eine Peripherie von ungeheuerem Umfange durchfliegt. Als ich aber den Umgang einige

Mal gehalten und aus dem ersten Rausche zur Besinnung mich sammeln konnte, wurde sich nun, mit dem Plane in der Hand, nach allen Himmelsgegenden hin orientirt, und bald fanden wir es hier so heimisch und traulich, als ob wir gar nicht so weit von der Welt entfernt wären. Auch bleibt man hier mit den Umgebungen in einem nachbarlichen Verhältnisse, da sich gegen Norden ganz in der Nähe Gärten und Villen auf den höher gelegenen Bergen noch über den Thurm erheben, die unter uns gelegene Stadt aber mit ihren zehn und eilf Stock hohen Häusern sich ziemlich nah an uns heran und herauf drängt. Nur nach dem Meere hinaus öffnet sich die Aussicht in die Weite, doch wird auch hier durch die beiden Hafendämme und weiter hinaus durch die vorspringenden Spitzen der Küsten der Blick auf eine gemessene Ferne begrenzt. — Wir schieden von dieser Thurmzinne mit dem festen Vorsatze, uns am anderen Tage bei früher Zeit wieder einzufinden.

Die Mittagstafel ging wieder ohne Kraut und Fische und deshalb unter gleichem Schelten unseres italienischen Freundes, wie gestern, vorüber. Der Cameriere entschuldigte sich damit, daß keine Fische auf dem Markte zu finden gewesen seien. Da wir es nicht glauben wollten, daß in einer Hafenstadt, die einen so weiten Golf umfasse, Fische eine Seltenheit sein sollten, rief uns der lu-

ſtige Diener zu: „die Herren ſcheinen Genua nur wenig zu kennen, ſonſt würden ſie wohl ſchon das bekannte Sprichwort von unſerer Stadt gehört haben: monte senza legno, mare senza pesce e donne senza vergogna*)!“

„Und,“ fiel Sgr. Luigi ihm in die Rede, „gente senza fede**), und deshalb kann ich nicht glauben, daß Euer Meer keine Fiſche haben ſollte***).“

Nach Tiſch wurde noch ein Spaziergang an den Hafen gemacht; es war ein ſchöner, mondheller Abend, und in einem neuen Zauber der Beleuchtung lagen die Berge, das Meer und die Stadt rings umher. An ſolchen Stellen wird man erſt inne, wohin der Mondenſchein eigentlich gehört, und mir war es, als rief er mir zu: „Hier iſt meine Heimath, denn bei Euch verlohnt es ſich kaum der Mühe, herab zu blicken und Eure Steppen und Eure verſandeten Städte zu beſcheinen.“ Dagegen verſicherte ich ihn, daß er in keinem

---

*) Ein Berg ohne Holz, ein Meer ohne Fiſche, und Frauen ohne Zucht.

**) Ein Volk ohne Treu und Glauben.

***) Dennoch hat jenes Sprichwort guten Grund; während in Neapel die ganze arme Bevölkerung vom Fiſchfang lebt, ſieht man hier nur ſelten einen Fiſcher ſein Netz oder ſeine Angel auswerfen.

Lande treuere Vasallen habe, als in Deutschland
wo es kein Mädchenauge gäb, das nicht mit ihm
geliebäugelt, keinen Dichter, der ihn nicht mit ei
gen Seufzern, keinen Componisten, der ihn nich
mit Noten versehen; auch erinnerte ich ihn daran
daß sich unser nordisches Vaterland der ganz be
sonderen Gunst erfreue, daß er dort fast nie an
ders als von seinem Hofe umgeben erscheine. —
„In Italien," gab er mir zur Antwort, „pflege
die Fürsten ohne Hof zu reisen, und deshalb i
hier unser Gesicht um desto heiterer." — Kaum
hätte ich den italienischen Mondenschein für so au
geklärt gehalten.

Der Cameriere hatte diesmal die nöthig
Aufsicht auf das Licht, die Fenster und die Bet
vorhänge gehabt, und so blieben wir diese Nac
von dem Besuche der Zanzaren verschont.

Zwölfter Brief.

Genua, im September.

Mein erster Gang am frühesten Morgen war heute wieder nach der Brücke Carignano und auf den Thurm von St. Sebastian, wohin sich unsere Künstler mit ihren Portefeuilles ebenfalls aufmachten. Die Aufgabe: von dem Mittelpunkte eines solchen Rundgemäldes ein Bild in einen abgeschlossenen Rahmen zu fassen, scheint für den Dichter nicht so schwierig zu sein, wie für den Maler, denn während der Dichter an die Stelle der Berge und Meereswellen seine Empfindungen setzt, sich mit Ausruf und Gedanken, oft wohl auch nur mit Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen zu helfen weiß, soll der Maler uns die Natur so wieder geben, daß wir Zug für Zug sie wieder erkennen. Aus dem unendlich reichen Bilderkreise dieser Landschaft ein einzelnes Bild heraus zu schneiden, ist

eine Aufgabe von schwerer Entscheidung; wir kommen uns dabei wie die Kugel im Roulettspiel vor, welche im taumelnden Umherkreisen sich nicht sogleich entschließen kann, in eines der hundert Fächer, die zur Aufnahme für sie bereit sind, einzulaufen. So nahm auch der Zeichner mehrfachen Anlauf an vielen schönen Stellen, bevor es zum Einlauf kam, den er zuletzt, von dem Leuchtthurme, der sonst nur des Nachts das Zeichen gibt, geführt, nach der Seite hin nahm, wo er den schönsten Theil der Stadt, den Hafen, die Aussicht auf das Meer und die westliche Küste des Golfs in sein Bild aufnehmen konnte. Mein Plätzchen hatte ich auf der entgegengesetzten Seite gefunden, doch war ich nicht so fest an diesen Ausschnitt des Kreises gebunden, sondern zog auch so manches, was über meinem Horizonte lag, noch in mein Bild hinein.

Auf St. Sebastiano in Genua.

Ich stand auf hohen Zinnen
Und schaute rings umher,
Und dann mit ernstem Sinnen
Hinunter zu dem Meer.

Des Himmels heitre Helle
Lockt zu dem tiefen Grund;
Doch trotzig ſchlägt die Welle
Den alten Felſen wund.

Der Fels blickt ruhig nieder,
Wo ſich die Wege bricht,
Er ſtreckt die Knochenglieder
Und regt und rührt ſich nicht.

Und auf dem Felſengrunde
Erhebt ſich eine Stadt,
Die auf dem Erdenrunde
Nicht ihres Gleichen hat.

Auf hohem Marmorthrone
Strahlt ſie in vollem Glanz,
Die ſtolze Mauerkrone
Trägt ſie gleich einem Kranz.

Sie hält in ihrer Rechten
Der Fackel hohen Brand,
Und führt in Sturmesnächten
Den Schiffer an das Land.

Am grünen Bergeshange
Die Prachtpaläſte ſtehn,
Aus dunklem Laubengange
Orangendüfte wehn.

Die braunen Maſten ragen
Dort in der ſichern Bucht,
Die vollen Segel jagen
Hinaus in froher Flucht.

Was ſucht ihr in der Ferne?
Was fahrt ihr weit hinaus?
Wählt unter dieſem Sterne
Euch doch ein gaſtlich Haus.

Wollt ihr die Welt begrüßen? —
Hierher, wo ich ſie ſah!
Es lag zu meinen Füßen
Das ſtolze Genua.

Wir tauſchten unſere Bilder gegenſeitig aus und ſuchten die übrige Geſellſchaft in dem verabredeten Kaffeehauſe auf, um eine neue Wallfahrt durch Palläſte, Kirchen und Gärten anzutreten. — Von dem glänzenden Zuſtande, in welchem die Republik ſich bei ihrem Untergange befand, kann man ſich in dem Pallaſte des letzten Dogen, Jeronimo Durazzo, überzeugen; ſo prächtig haben freilich die Bürgermeiſter und Senatoren unſerer freien Hanſeſtädte niemals gewohnt, ſolche Marmorſtufen führten nie zu ihren beſcheidenen Wohnungen, ſolche Prunkgemächer und Bildergallerien waren in Hamburg und Bremen nie zu finden, ſolche Terraſſen mit Orangenpflanzungen, Springbrunnen und Statuen fehlen in Frankfurt und Lübeck, und dennoch möchte ich darauf wetten, daß Genua gern die ganze Straße Balbi darum gäbe, wenn es die Verfaſſung unſerer Hanſeſtädte dafür eintauſchen könnte.

Die Ausſicht von dem hochgelegenen Garten

Lommelino war fast dieselbe, die wir am ersten Nachmittage von der Terrasse einer gefälligen Genueserin gesehen hatten.

Von italienischen Straßenscenen erlebten wir heute ein hier nicht ungewöhnliches, aber für uns ganz neues Schauspiel. Auf der Piazza ameroſa begegneten wir einer glänzenden Equipage, die Pferde wären mit goldenem, oder wenigstens vergoldetem Geschirr belegt, und mit Troddeln, Franzen und Federbüschen geschmückt, als sollt' es zur Schlittenfahrt, oder zum Turnier gehen. Dem Gespann entsprechend war die Dienerschaft; zwei Stallmeister führten die wilden Pferde, der Kutscher, wie ein Marschall von Frankreich costümiert, hielt die rothsammtnen Zügel, zwei Heiducken mit großen Bärten und Stöcken mit silbernen Knöpfen standen hinten darauf. Drinnen saß ein sehr fein gekleideter Mann, ein guter Vierziger, von angenehmer Bildung, mit gesticktem seidenen Kleid, zwei große Uhrketten, Stahldegen, gepudert und frisirt, einen Fächer in der linken Hand sanft bewegend, den Klapphut unter dem Arme. Der Wagen war zurückgeschlagen, und eine Menge silberner und goldener Krüge, Schalen, Becken, Dosen, Büchsen umgaben den stattlichen Herrn, der mitten auf dem Platze halten, dann eine Weile den Kopf nachdenklich auf dem, vom Knie unterstützten, Arme ruhen ließ, bis die zuströmende

Menge immer näher heran drängte. Als nun das ſchmutzige Lumpenpack mit weit aufgeriſſenem Munde — auch Ellenbogen, Knie und Zehen nahmen den neugierigſten Antheil — etwas zur Ruhe gekommen war, erhob ſich Don Magnifico, verneigte ſich freundlich und leutſelig nach allen Seiten, und hob dann an: „Das Nachdenken, Ihr edelſten Bürger dieſer berühmten Stadt von Genua, welche mit Recht in der ganzen Welt die ſtolze, die prächtige, die glänzende genannt wird, das Nachdenken iſt der ſchönſte Vorzug, welcher den Menſchen von dem Thier unterſcheidet, deshalb muß der Menſch nichts ohne Nachdenken thun, durch Nachdenken iſt der Stein der Weiſen, durch Nachdenken die Quadratur des Cirkels gefunden worden, ja, durch was Anderes, als durch Nachdenken, hat Euer berühmter Landsmann und Mitbürger Colombo eine neue Welt entdeckt? Und was ſteht noch zu erwarten, wenn Ihr mit gleichem Eifer, wie Ihr es bisher gethan habt, nachdenkt! Gewiß führt Euch nicht bloße Neugier und Zufall, ſondern das Nachdenken hierher, vielleicht auch eine Fügung des Himmels, oder der Wille unſerer gebenedeiten Signora" — hierbei verneigte er ſich tief, und die Verſammlung zog die Mützen — „ohne deren Beiſtand das tiefſte Nachdenken nichts helfen würde. Ich ſelbſt, der ich mehr als zwanzig Jahre Tag und Nacht

über das Wohl der Menschen nachgedacht habe, verdanke meine geringen Kenntnisse, die freilich ein Anderer, der nicht so bescheiden wäre, als ich, eine stupende Wissenschaft nennen würde, nur dem Beistande unserer gesegneten Mutter Gottes!" (wiederum allgemeine Kreuzigung und Verbeugung.) „Da ich nun sehe, daß Ihr nicht allein nachdenkend, sondern auch devot seid, so ist es meine Schuldigkeit, und mein Vergnügen, für Euer körperliches Wohlbefinden mit aller Liebe, die nur ein Vater für seine Kinder haben kann, zu sorgen. Wer also an irgend einem Uebel, einer Beschwerde, einer Krankheit, einem Schaden, oder irgend einem Gebrechen, sei es am Kopfe, oder an den Füßen, an dem Herz oder am Magen, an den Augen oder den Ohren, an den Zähnen, an der Lunge oder Leber, oder an irgend einem Theile leidet, der nehme nur wenige Tropfen von diesem unvergleichlichen Arcanum, und er ist für immer von seinem Uebel befreit." Sogleich drängten sich Männer und Frauen an den Wagen heran, und klagten dem Signor Ciarletano ihre verschiedenen Leiden, der nun seine Apotheke mit allerhand Fläschchen, und daneben eine Chatoulle, in deren verschiedenen Fächern Gold-, Silber- und Kupfermünzen lagen, aufschloß, und mit einer Zierlichkeit und Freundlichkeit, als ob er fürstliche Personen zu behandeln hätte, den Kranken die Mittel

eingab, einrieb, auflegte, und ſich dann auf einem ſilbernen Teller die Bezahlung, die nur in einem ſehr geringen Satze von fünf bis zehn Soldi (nach unſerm Gelde 2 bis 4 gGr.) beſtand, ausbat. — Er packte, als ſich kein Kranker mehr meldete, in größter Eile zuſammen, und fuhr ſo raſch weiter, als ob er noch eine große Reiſe zu machen hätte, oder anderwärts ſchon mit Sehnſucht erwartet würde.

Wir gingen durch einige unfahrbare ſchmale Gaſſen nach unſerem Gaſthofe zurück, und hielten uns auf dem Wege dahin in der Goldſchmiedeſtraße etwas auf; denn zierlichere Filagrain-Arbeiten, als hier, dürften ſo leicht nirgend anderwärts gefunden werden, und es hielt immer ſchwer, vor den feingeſponnenen Kettchen, Herzchen, Kreuzchen, Ohrgehängen und Nadeln vorüberzugehen, ohne etwas zu kaufen.

Unſer Signore Ciarletano war aber nicht ſo weit gefahren, als wir nach ſeiner Eile es anfänglich vermutheten. Schon auf dem nächſten Platze begegneten wir ſeinem Wagen wieder, der von einer neuen Volksſchaar umgeben war. — Die Rede war mit wenigen Abweichungen dieſelbe, und wir hatten auch an den folgenden Tagen Gelegenheit, ſie noch öfter zu hören, bemerkten aber auch, wie der Credit des Wundermannes nicht ſehr lange vorhielt, denn zuletzt meldeten ſich keine Kranken

mehr, und es hörte überhaupt Niemand mehr auf ihn.

Im Theater wurde heute „Maria Stuart" von Schiller gegeben, und dies durften wir nicht versäumen.

Die Dogen hatten nicht für ein großes und prachtvolles Theater gesorgt, eben so wenig Napoleon, welcher Genua nicht mit gleicher Auszeichnung, wie Mailand behandelte. Erst dem jetzt regierenden Könige, welcher immer einen Theil des Jahres in Genua zubringt, verdankt die Stadt ein neues, mit allem Glanze ausgestattetes Schauspielhaus. Schon öfters hatte uns am Tage unser Weg über den Platz geführt, der für dasselbe erweitert und geebnet worden ist. Die Façade mit einem Säulengange ist hinsichtlich der reichen Marmorbekleidung prächtig zu nennen, allein sie hat ein gedrücktes und confuses Ansehen. Desto mehr überraschen die schönen Verhältnisse und die geschmackvolle Anordnung im Innern. Zuerst empfängt uns eine geräumige Vorhalle, aus welcher man auf mehreren Treppen zu den Eingängen gelangt. Die Geländer dieser Treppen sind mit den Büsten dramatischer Dichter verziert, wo sich Metastasio's Perrücke neben Euripides ziemlich breit macht; noch eher vertragen sich Gozzi und Plautus, allein Alfieri und Menandros, sehen sich an, als ob sie nicht viel von einander wüßten. Die

Dichterköpfe sind übrigens hier in sehr verkleinertem Verhältnisse angebracht, und dienen nur dazu, dem Publicum beim Hinaufsteigen einen Anhalt zu verschaffen; eine Ehre, welche den Theaterpoeten nicht überall widerfährt. — Das Parterre hat eine amphitheatralische Erhöhung und sechs Logenreihen erheben sich über einander; Vergoldung und bunte Farben sind bei der Ausmalung nicht gespart.

Das Theater fanden wir zahlreich besucht, das Publicum aufmerksamer und theilnehmender, als bei der Oper in Mailand. — Daß es aber Schillers Trauerspiel war, was hier gegeben wurde, würde ich schwerlich errathen haben, wenn ich es nicht auf dem Zettel gelesen hätte; so unbarmherzig war man mit dem deutschen Dichter umgegangen, um ihn dem italienischen Publicum vorsetzen zu können. Nur die Zankscene im dritten Acte war ziemlich unverändert gelassen, und diese war es auch, in welcher die beiden Schauspielerinnen, welche Maria und Elisabeth vorstellten, sich den größten Beifall erwarben. An der Art und Weise der Darstellung, und der Aufnahme einer einzigen solchen Scene hatten wir einen Unterschied zwischen Deutschland und Italien, wie ihn die Alpen nicht unübersteiglicher bilden können. Die beiden Personagen, welche hier von dem Publicum, und nicht etwa blos von dem

der Gallerie, durch den heftigſten Applaus unaufhörlich unterbrochen, und nach beendigter Scene unter ſtürmiſchem Beifall noch einmal vorgerufen wurden, würden auf einem Berliner Theater nicht nur ausgepocht, ſondern auch als wahnſinnig nach dem Irrenhauſe gebracht worden ſein. Schon in früheren Scenen hatte Maria, der Schiller einen faſt allzuweichen Charakter verliehen, ſich wild und unbändig gezeigt, hier nun wurde ſie völlig zur Furie, und Eliſabeth ſtand ihr nicht nach. Wie zwei Kampfhähne ſtürzten ſie auf einander los, kratzten mit den Füßen hinten aus, um die Schleppenſchwänze bald zur Rechten, bald zur Linken zu ſchleudern, fletſchten die Zähne, ſchlugen mit den Händen wie mit Tigerklauen und Krallen um ſich her, ſtampften dann wieder mit vorgeſtrecktem Fuße, die Spitze einwärts gebogen, gegen einander, und brüllten dabei ſo außer allen Grenzen desjenigen Anſtandes, welchen ſonſt noch Pariſer Fiſchweiber zu beobachten pflegen, daß mir im eigentlichſten Sinne Hören und Sehen verging. Und dieſe Leiſtung galt als das non plus ultra tragiſcher Kunſt.

Mein Ferrareſer Freund war ebenfalls daran entzückt, und da ich durch ihn in die Loge des Conſuls von Toskana eingeführt wurde, hatte ich auch noch Gelegenheit, von einigen Damen günſtige Urtheile über die Darſtellung zu hören. Man

forderte mich auf, mit in dies Lob einzustimmen, allein ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es für mich nichts Schrecklicheres gäb, als ein betrunkenes Frauenzimmer, und dafür müßte ich diejenigen halten, welche zwei Königinnen so vorstellten, und ich könnte nicht glauben, daß dies il costume delle donne itäliane sei. — „Scusate Signor;“ entgegnete mir sogleich eine der Damen, „es sind auch nicht italienische Königinnen, sondern englische, und diese denken wir uns ein wenig barbarisch und romantisch.“ Als ich dann weiter fragte: ob Semiramis, Alceste, Antigone, Phädra mit gleich wilder Leidenschaft dargestellt würden, erhielt ich zur Antwort, daß dies classische Königinnen wären, und diese dürften nicht so wild erscheinen. „Aber die classischen Stücke,“ fügte eine andere Dame hinzu, „sind so langweilig, ich gehöre ganz den Romantikern an.“ So fand ich den Streit, der schon seit einigen Jahren in Paris geführt wird, in Italien wieder, und, wie es schien, war Schiller auch hier die Veranlassung dazu — wenigstens in der dramatischen Poesie.

Am folgenden Morgen rief mich ein lebhaftes Gezänk an das Fenster, schon glaubte ich die beiden Königinnen wieder zu hören, allein diesmal waren es nur zwei Gemüsehändlerinnen. Ihr Streit betraf einen Korb mit Kohl, welchen ein Bauer zum Verkauf gebracht, den beide in An-

ſpruch nahmen. Was den Anſtand in der Bewegung und den Geberden betraf, ſo thaten es dieſe Hökerfrauen den Schauſpielerinnen bei weitem zuvor, denn ſo lebhaft und heftig ihr Streit auch war, ſo ungewählt die Worte auch ſein mochten, die ſie einander zuſchrien, ſo blieb doch die Haltung des Körpers und vor Allem die Bewegung der Arme und Hände, welche ſie gewöhnlich beide nach vorn bis zur Höhe des Kopfes erhoben, wie wir es an griechiſchen und römiſchen Statuen betender Prieſterinnen ſehen, für Bildhauer und Schauſpieler ein belehrendes Studium. Verglichen wir damit ähnliche Scenen, die wir auf dem Kohlmarkte zu Sachſenhauſen bei Frankfurt am Main, oder den Fiſchmärkten zu Berlin geſehen, ſo fanden wir hier wiederum einen auffallenden nationellen Unterſchied, mußten uns jedoch bei den Straßenſchauſpielen dieſer Art für die Italienerinnen erklären. Denn von den deutſchen Darſtellerinnen auf offenem Markte hatten wir keine anderen Bewegungen, als das Einſtämmen der Hände in die Seiten, und höchſtens Drohungen mit einer Fauſt — nie mit beiden offenen Händen zugleich geſehen; hier aber ſtanden begeiſterte Mänaden vor uns in Stellungen, wie ſie Lady Hamilton und die berühmte Händel-Schütz nicht ſchöner machen konnten.

Durch Vermittelung unſeres italieniſchen Freun-

des machten wir heute eine sehr interessante Spazierfahrt durch den Hafen hinaus auf die Rhede, wo wir eine sardinische Fregatte, die hier vor Anker lag, besuchten. Ein sardinischer Seeofficier holte uns in einem von zwölf Matrosen wohlgerunderten Boot ab, und so erreichten wir durch die, in geordneter Reihe vor Anker liegenden, Kauffahrer bald unser Ziel. Der Capitain, der von unserem Besuche unterrichtet war, empfing uns sehr zuvorkommend, führte uns durch alle Räume des Schiffes, wo wir Genauigkeit, Ordnung und Reinlichkeit nicht genug bewundern konnten. Ueber die Einrichtungen der Bussole, über Ladung und Abfeuerung der Kanonen, über Steuer- und Ankerwesen erhielten wir genaue Auskunft, und besonders wurden uns die Einrichtungen der Küche mit ihren Dampf-, Koch- und Bratöfen höchlich gerühmt. Zuletzt wurden zu unserer Belustigung, und um uns die Gewandheit der Schiffsjugend zu zeigen, zwei Knaben auf die Mastkörbe beordert, und bald hingen die behenden Burschen oben unter der schwankenden Wimpelstange. Auf dem Rückwege kreuzten wir noch etwas auf offener See, um den schönen Anblick, den die Stadt von hier aus gewährt, zu genießen, fuhren dann zu den Arbeiten, die eben an dem alten Molo gemacht wurden, heran, ein Bau, der am meisten geeignet ist, uns zu zeigen, welche Macht der Mensch

der Wuth der Elemente entgegen zu ſtellen weiß. An der Quarantaine-Anſtalt eilten wir mit großem Behagen vorüber und waren froh, hier nicht die langweiligen drei Wochen aushalten zu müſſen. Wir fuhren in dem Hafen wieder durch die aufgeſchaarten Reihen von Schiffen hindurch, die man wohl mit einem Tannenwalde vergleichen kann, allein in der Nähe machen ſie den Eindruck, als ob der Raupenfraß die grünen Blätter und die Rinde verwüſtet hätte; mehrere Galeeren mit angeſchmiedeten oder angeſchloſſenen Sträflingen, die zu ihrem wüſten Geſange den Tact mit den Ketten ſchlugen, die knarrenden Maſten und die donnernden Wellen waren eben nicht geeignet, uns ein freundliches Bild von dieſem innern Theile des Hafens zu geben. Da unſer heutiger Tag dem Seeleben gewidmet war, ſo wurde auch noch die Dogana, die Bank von St. Giorgio und das Arſenal beſucht. In der Bank, einem Gebäude aus dem dreizehnten Jahrhundert, fanden wir einen unſerer alten Landsleute in großer Verlegenheit. Wir ſahen nämlich hier den Adler des heil. römiſchen Reichs unter den Klauen des Genueſer Greifs, der ihn zugleich mit der Wölfin von Piſa zu Boden drückt, und darunter die Verſe:

Grivus ut hos angit,
Sic Genua hostes frangit *).

*) Wie der Greif dieſe würgt,
So zerdrückt Genua ſeine Feinde.

Dieſe Marmorgruppe ſoll ſich auf einen Sieg der Genueſer über den mit den Piſanern verbundenen Kaiſer Friedrich II. beziehen. — Im Arſenal zeigte man uns als die größte Seltenheit einen antiken Schiffsſchnabel, welcher im Jahre 1597 bei der Ausräumung des Hafens gefunden wurde. Es iſt aber nicht ſowohl ein Schnabel, als vielmehr ein Schiffsrüſſel, denn die Gelehrten ſtreiten, ob es einen Schweine-, Elephanten- oder Wallroßrüſſel vorſtellen ſoll, und noch immer iſt es unentſchieden geblieben, welcher carthaginienſiſche Feldherr ein ſolches Zeichen im Schilde geführt. Früher wurden hier erbeutete Türkenwaffen und die Bruſtharniſche von 32 Genueſerinnen gezeigt, welche ſich einſt einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen anſchließen wollten.

Nun war uns noch eine Gegend der Stadt übrig, die wir nicht unbeſucht laſſen durften, die nämlich vor dem Thomas-Thore, wo ſich der Pallaſt des berühmten Andrea Doria, und weiterhin der Leuchtthurm befindet. Auf dem Wege dahin hatten wir noch einige andere Palläſte, Kirchen und Plätze zu überſtehen, ſo daß wir uns auf dem Altan des ſchön gelegenen Palazzo Doria, von wo man über die, mit einem Springbrunnen verzierte, Terraſſe unmittelbar auf das Meer ſieht, mit einer zufriedenen Gemächlichkeit niederließen, wie es dem kühnen Seehelden, (der

schon als Privatmann eine Flotte von 22 Galeeren auf dem Meere hielt, so daß Kaiser, Könige und Republiken um seine Gunst sich bewarben) vielleicht niemals vergönnt war. Anfänglich auf der Seite Franz I. von Frankreich, hatte Genua von ihm viel zu leiden, später aber siegte seine Liebe zum Vaterlande über die glänzenden Versprechungen des Königs, er weihte seine Dienste der Stadt, schloß sich der Partei des Kaisers Carl V. an und vertrieb die Franzosen aus Genua. Die dankbaren Bürger ehrten ihn mit dem Titel des Vaters und Befreiers, erwählten ihn zum Dogen und erbauten ihm diesen Pallast. Viele Kämpfe hatte er zu bestehen, bevor er im ruhigen Alter das Meer, die Flotte, den Hafen und die ihm gegenüber liegende Stadt als gefürchteter und geliebter Herrscher im Frieden beschauen konnte. Uns aber ward es hier am Ort auf's Neue einleuchtend, wie sehr die schönste Gegend durch geschichtliche Erinnerungen an Bedeutung und Interesse gewinnt. Mögen auch auf landschaftlichen Gemälden historische und mythologische Scenen als störend und ungehörig erscheinen, und zieht man es vor, hier nur einiges weidende Vieh als Staffage zu sehen, so bildet doch, wenn man in die wirkliche Gegend selbst tritt, der geschichtliche Boden und die Begebenheit den Vor- und Hintergrund, bei welchem man am längsten verweilt.

Die alten Burgen, die duftenden Gärten, das unendliche Meer umtönen und umrauschen uns wie eine gewaltige Symphonie, die geschichtlichen Erinnerungen aber geben den Text zu dieser Musik, so daß die Gegend gleichsam durch sie erst zum Worte kommt.

Wir gingen den Garten hinab, wo in einem Bassin Neptun, von Tritonen und Nymphen umgeben, mit dem Dreizack in der Hand in gebieterischer Stellung steht. Es ist der alte Doge selbst, der hier als der herrschende Gott der Meere dargestellt ist. Hier war es, wo er einst den Kaiser Carl V. nach einer Galeere zu dem prächtigsten Banquet, welches jemals auf dem Meere gegeben wurde, führte. Nur von Gold und Silber wurde gespeis't, und damit kein Anderer die Schüsseln, Teller und Gefäße, deren sich der Kaiser bedient, jemals wieder gebrauchen möge, befahl der Doge, sie vor den Augen des erstaunten Gastes in das Meer zu werfen. — Wir erstaunten ebenfalls über diese ungewöhnliche Verschwendung und das Wegwerfen des Goldes, was dem italienischen Charakter von jeher fremd war, bis wir weiter hörten, daß der Doge neben dem Schiffe unter dem Wasser habe Netze ausspannen lassen, in welchem die kostbaren Geräthe als Goldfische aufgefangen und nach aufgehobener Tafel wohlerhalten hervorgezogen wurden.

Von der Pracht, mit welcher Andrea Doria (oder richtiger d'Oria*) ſich umgab, ſind in den Vorhallen und Prunkſälen des Pallaſtes noch immer Spuren genug vorhanden, allein das ſchönſte Andenken, was hier die Kunſt ihm weihte, die Wand- und Deckengemälde von Perino del Vaga, welchen Doria gaſtfreie Aufnahme gewährte und durch ihn der Genueſer Kunſt eine beſtimmte Richtung und einen Florentiner Meiſter gab, der in Raphaels Geiſt arbeitete, gehen einem unvermeidlichen Untergange entgegen; es ſind meiſt Darſtellungen aus der älteren römiſchen Geſchichte, doch ſind auch Portraits aus der Familie d'Oria mit angebracht, auf welche ſich auch die Inſchrift bezieht:

„Magni viri, maximi duces optime fecere pro patria.“

Jenſeits der Straße erhebt ſich, terraſſenförmig an dem Berge hinaufgebaut, der Garten, welcher zu dieſem Pallaſte gehört; ich wurde unwillkührlich an die Terraſſen von Sansſouci erinnert, und wie man dieſe nie betreten kann, ohne ſich dabei den großen König zu vergegenwärtigen, wie er, die Hände mit dem Krückſtock auf dem Rücken, ſein

*) de Auria. In der lateiniſchen Aufſchrift des Hauſes: S. C. Andreae de Auria. Patriae Liberatori, munus publicum.

Windspiel neben sich, die Stufen langsam hinaufsteigt, zuweilen still steht, mehr um sich auszuruhen, als um die ihm wohlbekannte Gegend zu überschauen, so schritt jetzt vor mir das Bild des siebzigjährigen Dogen her, der sich gewiß oft da oben ein Ruheplätzchen suchte, um auf das Treiben der Wellen und der Welt niederzublicken.

„Gewiß," sagte ich zu unserm Führer, „es war doch ein großer Mann, Euer Doria, und auch wir pflegen diesen Heiligen noch oft zu citiren, wo wir dann gewöhnlich: Donner und Doria! ausrufen."

„Er ist unser gran Federico!" war die für mich überraschende Antwort des Führers, von dem ich glauben mußte, daß er mit mir in einem magnetischen Rapporte stehe, da er mir den Namen nannte, den ich eben stillschweigend ausgesprochen. Nach einem längeren Aufenthalte in Italien würde mich dies nicht mehr befremdet haben, denn für die Italiener gibt es für das gewöhnliche Citat außer dem Federico grande keinen großen Mann; er ist der Mann des Volks, in Lust- und Schauspielen, in Opern und Balletten sind ihm Hauptrollen zugetheilt, und in allen Grammatiken kommen einige Anekdoten aus seinem Leben vor. Hier aber sollten wir auf derselben Stelle noch einmal an ihn und sein Sanssouci erinnert werden. Auf der Anhöhe fanden wir in einer Nische eine

Statue d'Orias als Jupiter, dem man, ſtatt des Adlers, einen tüchtigen Jagdhund zu Füßen geſtellt hat, ſo daß Doge und Dogge hier ſo nah, wie im Converſationslexikon beiſammen ſtehen. Eine Inſchrift ſagte uns, daß dies das Bildniß des großen Roldano, des Hundes des Fürſten d'Oria, iſt, der wegen großer Treue und Wohlwollens dieſes Andenkens würdig befunden worden und, weil er im Leben ſo getreulich gedient, auch im Tode des königlichen Schutzes für werth geachtet worden ſei. Er lebte 11 Jahre 10 Monate, ſtarb im September 1615 am 8ten Tage, in der 8ten Stunde *).

Als ich unſerem Führer erzählte, daß der gran Federico ebenfalls ein großer Freund von Hunden geweſen ſei, und in Sansſouci verſchiedene Denkſteine mit ihren Namen lägen, fragte er ſogleich: ob die Tisbe auch da läg, welche unter jener Brücke

*) Qui giace il gran Roldano, cane del Principe Gio. Andrea d'Oria, il quale per la molta sua fede et benevolentia fu meritevole di questa memoria et perche servi in vita si grandamente ad ambedue le leggi, fu anco giudicato in morte doversi collocare il suo cenere appresso del sommo Giove, come veramente degno della reale custodia.

Visse XI anni et X Mesi, morse in Settembre del 1615 gior. 8. ora 8 della notte.

den König den nachsetzenden Panduren nicht verrathen habe? was ich denn mit Angabe näherer Umstände ihm bestätigen konnte.

Während die anderen Freunde sich nach einem zweiten Pallast Doria führen ließen, und die Künstler mit Zeichnen beschäftigt waren, lockte mich der Wunsch nach einer weiteren Aussicht von dieser Seite auf einem steilen Seitenpfade hinauf nach einer Kirche, die, wenn ich nicht irre, St. Francesco in castelletto genannt wird. Der Weg zum Tempel der Tugend könnte nicht beschwerlicher angelegt werden, als dieser schmale Steig, ohne irgend einen schattigen Baum, mit glatten Steinen belegt, die unter den Sohlen brennen, ohne Anhalt für die Hand, ohne Stufen und ohne irgend ein Ruheplätzchen. Hier findest du, so durfte ich mit Sicherheit annehmen, entweder keine Seele in der Kirche, oder doch gewiß nur die ausgewähltesten Tugendspiegel, und ich freute mich schon auf die schönen Madonnengesichter, die ich hier sehen würde. Nachdem ich mich unter den Platanen, welche den Friedhof der Kirche umgeben, etwas abgekühlt, und schon hier von einem Altan einen Blick, der mich für alles Mühsal belohnte, über die Stadt und das Meer gethan, trat ich jetzt in das Innere und fand, was man in den Theatern ein ausgewähltes Publicum zu nennen pflegt, hier beisammen, mehrentheils junge Leute, welche die

Beschwerden des steilen Weges nicht gescheut hatten. Bald aber ward ich inne, daß es just nicht der Tempel der Tugend sei, zu welchem die mühselige Wallfahrt unternommen wurde. Zwar knieten die andächtigsten, schönen Kinder an den Pfeilern und Betstühlen, allein mir, als einem stillen Beobachter, der nicht nöthig hatte, auf das Geklingel des Meßners und das Credo des Paters zu hören, entging es nicht, wie so manches schwarze Auge aus dem Schleier hervor nach dem Eingange sah, ob der Erwartete noch nicht eintrete. Auch fanden sich nach und nach mehrere junge Herren ein, deren ganzer Titel der Frömmigkeit darin bestand, daß man sie für sehr devote Anbeter halten mußte.

Ueberall, wo es den Schein gilt, sind doch die Frauen — ich spreche von den Italienerinnen — viel besser daran, als die Männer. Wie leicht wird es nicht selbst der Durchtriebensten, den Schein der Frömmigkeit, ja der Heiligkeit zu gewinnen, sie nimmt den Schleier über den Kopf, das schwarze Gebetbuch und das weiße Schnupftuch in die eine, den Fächer in die andere Hand, schlägt die Augen nieder und die büßende Magdalena und heiligste Madonna ist fertig. Wie übel sind dagegen die Signori Cavalieri daran; alles Besprengen aus dem Weihbecken, alles Kreuzigen, Knien und Segnen kann einem jungen Stutzer kein fremmes

Gesicht verschaffen, und fänden wir es einmal, so würden wir sehr geneigt sein, es für Dummheit oder für Heuchelei zu halten. Darauf aber legten es die jungen Genueser, die ich hier sah, gar nicht an; während sie beim Eintreten mit der einen Hand nach dem Weihwasser langten, mehr um mit den befeuchteten Fingern sich die Locken zurecht zu legen, als die Stirn zu segnen, nahmen sie mit der anderen die Lorgnette vor das Auge und musterten die frommen Schäflein. Beinahe wäre ich hier in allerhand abenteuerliche Händel verwickelt worden. Eine reichgekleidete junge Dame, die mit ihrer Kammerfrau, Mutter oder Duenna auf dem harten Fußboden kniete, hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; so andächtig sie schien, so war mir doch die Unruhe nicht entgangen, mit welcher sie zuweilen seitwärts über ihr Buch hinweg sah. Als nun bei dem **Dominus vobiscum** die Gemeinde sich erhob, fiel aus ihrem Gebetbuche ein Heiligenbild heraus, und ich war sehr behend, dasselbe aufzunehmen. Indem ich aber nach dem Bildchen fasse, langt hinter dem Pfeiler ein gestiefelter Fuß hervor, um den Heiligen an sich zu ziehen, den ich bereits in Sicherheit gebracht hatte. Ich machte eine Bewegung, der Dame den verlorenen Schutzpatron wieder zuzustellen, allein ihr verlegener Blick schien dies zu verbitten. Noch war ich unschlüssig, was ich thun sollte, als ich mich

leiſe am Rocke gezupft fühlte und, wie ich bald merkte, von einer Hand, welche zu jenem Fuß hinter dem Pfeiler gehörte. Ein Signor Amoroſo, der, wie ſich's nicht verkennen ließ, Hand und Fuß hatte, und dem ein ſtarker Backenbart à la Don Miguel ein ganz unternehmendes Geſicht gab, blickte mir halb freundlich, halb ernſthaft zu. Nun merkte ich bald, wohin der Heilige ſeine Wallfahrt antreten ſollte, auf welcher ich ihn denn weiter nicht aufhalten wollte. Ich legte das Bild in meinen Hut, hielt dieſen auf den Rücken und fühlte bald, wie die unſichtbare Hand ihn heraus holte. Die Meſſe war jetzt zu Ende, die Kirche wurde leer, ich blieb jedoch zurück, um mir Bilder und Denkmäler zeigen zu laſſen. Jetzt trat nun auch Hand und Fuß hinter dem Pfeiler vor und ſagte zu mir: „Bis jetzt glaubte ich, die Herren Engländer — denn dafür gilt ein Jeder, der einen Hut mit breiter Krempe trägt — wären nur Meiſter zur See, jetzt bin ich überzeugt, daß ſie auch zu Lande gut zu ſteuern wiſſen; ich bin ihnen für ihre Intervention ſehr verbunden.“ — Ich erklärte, daß er ſich nur an den Heiligen, oder die Heilige zu wenden habe, in deren Dienſt ich als ein ſchwaches Werkzeug geſtanden. Der Genueſer bedauerte, daß er mir nicht auf der Stelle eine Gegengefälligkeit erweiſen könne, tauſchte ſeine Adreſſe gegen die meine aus und verſicherte mich,

wie sehr er wünsche, mir auf irgend eine Weise dienstbar zu sein. So eilte er seiner Signora nach; ich aber ersuchte den Sacristan, mich auf den Glockenthurm zu führen, von wo ich mir eine der schönsten Aussichten versprechen durfte.

„Ihr werdet doch," sagte mein Führer, „nicht da hinaufsteigen wollen, wo nur Eulen und Raubvögel nisten, und wo man sehr leicht den Hals brechen kann, wenn man keine Flügel hat?"

Nur auf vieles Zureden entschloß er sich, die baufälligen Treppen, welche zu der Glockenstube führten, vorauf zu steigen. Weiter hinauf war nur auf einer schwankenden Leiter zu gelangen, und diese letzte Station mußte ich allein antreten. Obwohl ich unter dem offenen Dache, welches die Nachlässigkeit der Kirchenvorsteher ganz dem Wetter preis gegeben, wie auf einem Aste geschaukelt wurde, verweilte ich dennoch einige Zeit droben mit Vergnügen und Behagen.

Zur Rechten hatte ich die westliche Küste (riviera di ponente), unter mir den Leuchtthurm, den Palazzo d'Oria mit seinen Gärten, davor den Hafen, zu welchem heute ein günstiger Wind viele Schiffe trieb. Die Stadt mit den engen Straßen schien ein Steinbruch mit tiefen Einschnitten, ein offenes Labyrinth, dessen Irrgänge man selbst, wenn man darüber schwebte, nicht verfolgen konnte. Höher hinauf an dem Berge, wo die Gärten an-

fangen und die Häuser wie Villen zerstreut liegen, wird die Aussicht freundlicher, und so setzt sie sich dann auch gegen Osten an der riviera di levante fort. Schon so manche Stelle, die ich besucht hatte, fand ich heraus; mir gegenüber hob sich bei der Brücke Carignano der mir wohlbekannte Thurm von St. Sebastiano hervor, und erinnerte mich daran, daß ich dort zwar kein Panorama von so großem Umfange, aber mehr Bequemlichkeit als hier gefunden hatte, wodurch mir ein längeres Verweilen verwehrt ward.

In einer Vorhalle der Kirche fand ich viele, dem schützenden Heiligen für Rettung aus den Gefahren des Meeres geweihte Tafeln; doch waren sie nur handwerksmäßige Arbeit. In der Kirche selbst dagegen hängen Bilder der Genueser Schule, von denen zwei sogar die Kunstreise nach Paris mitgemacht hatten.

Auf dem Nachhausewege hielt ich mich noch hier und da an den öffentlichen Plätzen auf, um verschiedenen Spielen, die mir neu waren, zuzusehen. Aeltere Leute fand ich in Genua weniger auf das Spiel erpicht, als ich es nach dem, was ich von der Spielwuth der Italiener gelesen hatte, erwartete; erst in Rom und Neapel sollte ich diese kennen lernen. Hier fand ich mehrentheils nur die Knaben beim Spiel; sie schlugen sich den kleinen Ball (auch den größeren luftgefüllten palone)

mit einer Art Tambourin zu, nur daß der Reifen, an welchem das Trommelfell befestigt ist, stärker und kleiner (etwa von der Größe eines Tellers) als die gewöhnlichen Tambourins ist.

Mein Weg führte mich vor dem Hause vorbei, in welchem der Fürst Staatskanzler von Hardenberg seine Augen schloß; schon gleich bei meiner Ankunft hatte ich eine Wallfahrt nach dieser Stätte gelobt und konnte sie jetzt ungestört ausführen. Er war würdig, in der Stadt des Andrea d'Oria zu sterben, und auch unter seinem Denkmale wird einst der Titel „liberator patriae" nicht fehlen.

Endlich ward unser Freund an der heutigen Mittagstafel mit einem Gericht in Oel gebackener Fische zufrieden gestellt, allein das oft verlangte Kraut war nicht herbei zu schaffen gewesen. — Da wir die Carignano-Brücke noch nicht von unten gesehen hatten, wurde beschlossen, unsern nachmittägigen Spaziergang so einzurichten, daß wir dahin gelangten. Von unten nimmt sich dieser Bau bei weitem riesenhafter, als von oben aus, denn hier hat man an den, unter den Bogen stehenden, sechs- und siebenstöckigen Häusern einen Maßstab für die ungeheuere Höhe, die, wenn man von oben herab sieht, sich immer perspectivisch verkürzt. Einige Häuser einer Nebenstraße streben jedoch noch über die Höhe der Brücke hinaus, an

einem derſelben zählten wir zehn, an einem anderen ſogar eilf Stockwerke. Anſtatt daß man glauben ſollte, die Hitze nöthige die Einwohner, Zuflucht in dem unterſten Erdgeſchoß und im erſten Stockwerk zu ſuchen, ſo ſcheint dennoch die ungeſunde Luft der engen Straßen ſie zu veranlaſſen, ſich in die höheren Etagen zu flüchten. In vielen Häuſern ſind die unteren Räume nicht bewohnt, oft nicht einmal ausgebaut, wie es z. B. in unſerem Wirthshauſe der Fall war, wo wir in dem erſten, eingerichteten Stockwerk wohnten und dennoch, wie bereits erwähnt wurde, einige ſechzig Stufen hoch ſteigen mußten. Die Handwerker haben zwar mehrentheils ihre Werkſtätten in unteren Räumen, allein ihr eigentliches Zuhauſe haben die niederen Volksclaſſen auf der Straße vor den Häuſern, wo ſie arbeiten, kochen, Tafel halten, ſpielen, bei Tage ſchlafen, und gewiß bringen ſie nur wenige Stunden der Nacht oben zu.

Wir waren der Kirche Sebaſtiano zu nah, als daß wir der Luſt, einen ſchönen Sonnenuntergang von dem Thurme zu ſehen, hätten widerſtehen können, obwohl ein zudringlicher Meßnerjunge jedes Mal zu dieſem Panorama ein Eintrittsgeld von zwei Lire von einem Jeden erhob.

Da wir heute Vollmond zu erwarten hatten, wurde noch ein Spaziergang nach dem Meere unternommen. Wir waren dem Ufer ſo nah, daß

wir uns recht gut allein dahin finden zu können hofften, und im lebhaften Gespräche war es nicht einmal einem von uns eingefallen, zu fragen, auf welchem Wege wir zunächst zum Ufer gelangen könnten. Jetzt aber sahen wir uns mit einem Male von hohen Gartenmauern umgeben, Niemand begegnete uns, mehrere Wege, die wir verfolgt hatten, führten zu verschlossenen Gartenpforten, der Rückweg war uns ebenfalls verloren gegangen, und am besorgtesten ward unser Freund Luigi, der uns von allerhand Mordgeschichten und von Seelenverkäufern, die hier auf uns lauern könnten, unterhielt. Da wir indessen von Zeit zu Zeit den Wellenschlag an das Ufer donnern hörten, folgten wir diesem Rufe, und nach stundenlangem Umherirren öffnete sich uns endlich ein Weg seitwärts, der hinab zum Meere führte. Der Vollmond stieg eben herauf, und durch die enge Gasse, welche die hohen Gartenmauern bildeten, erblickten wir auf dem wallenden Spiegel die zitternde Säule, wie eine Riesenschlange mit glänzenden Schuppen, und froher als die zehntausend Griechen bei der Heimkehr, riefen wir dem Meere unseren lautesten Gruß entgegen. Für den langen, finstern Umweg wurden wir nun durch den herrlichen Gang am hohen Felsenufer entschädigt. Es hielt oft schwer, von solchen Punkten sich zu trennen, wo wir in der Ferne eine weite Strecke der

Bucht übersehen konnten, an welcher in langen Reihen die einzelnen Wellen, wie die abgeschiedenen Geister der alten Flußgötter, in weißen, triefenden Gewändern aus der Fluth auftauchten, an den schroffen Wänden und vorspringenden Felsen hinauf stürmten und donnernd zerschellten.

Unser Weg schloß sich heute eben so, wie er begonnen hatte, denn als wir von dem Kay seitwärts in die Stadt gingen, um zu unserer Wohnung zu gelangen, verirrten wir uns in die engen Gassen der Ankerschmiede, in welchen wir, wie in dem bedeckten Gange einer Festung, nicht zur Rechten, noch zur Linken ausweichen konnten, und außerdem noch eine Art Fegefeuer bestehen mußten, indem von beiden Seiten glühende Funken von den Amboßen auf uns wie Sprühteufel losgelassen wurden. Wir konnten dessen ungeachtet diesen Arbeitern, die wir schon öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt, das Zeugniß nicht versagen, daß sie uns von allen Handwerkern die fleißigsten zu sein scheinen, da wir sie am heißen Mittage, früh vor Tage und spät in der Nacht bei Hammer und Amboß gefunden haben.

Der nächste Tag wurde mit einer zweiten Fahrt auf das Meer und mit allerhand Vorbereitungen zur Abreise zugebracht, unter denen das Visiren der Pässe und der Abschluß mit einem neuen Vetturin die unangenehmsten waren. In

Genua erhält der Fremde den ersten Vorschmack von der vielberüchtigten Paß-Beutelschneiderei der Consuln und Botschafter der kleinen italienischen Staaten und des heiligen Vaters. Zuerst mußte in Genua zum Vortheil Sr. sardinischen Majestät an drei verschiedenen Stellen der Paß visirt werden, auch wurden wir zu den Consuln von Toskana, Lucca und Rom geschickt; denn diese Herren stecken alle unter einer Decke, und damit ihnen der Thaler, der ihnen für ihre Unterschrift gereicht werden muß, nicht entgeht, schickt einer dem anderen den Paß zu, und die Polizei fertigt ihn nicht eher aus, als bis die fremden Mächte befriedigt sind. Uebergibt man den Paß einem Lohnbedienten zur Besorgung, so ist man bei einiger Vorsicht zwar sicher, daß er nicht mehr verlangt, als er den Consuln zahlen muß, allein der Bediente macht sich ein Vergnügen daraus, alle Büreau's aufzusuchen, und man muß dann öfter die Siegel von Fürsten bezahlen, deren Grenzen man nie betritt. Gewöhnlich fordert nun auch noch der Lohnbediente für seine Bemühung, die ihn zwei Tage beschäftigt, eine ansehnliche Summe, so daß man in einer italienischen Stadt, die östreichisch-lombardischen ausgenommen, selten davon kommt, ohne fünf bis acht Thaler für das Visiren des Passes auszugeben. — Dennoch thut man wohl, dem Wirth, oder dem Cameriere die Be-

sorgung zu übertragen, da man, wenn man selbst danach geht, einen Tag mit solchen ärgerlichen Geschäften zubringt, den man weit besser verwenden kann. Dieser Paßprellerei sind übrigens die Italiener eben sowohl, als die Ausländer unterworfen, wovon ich heute noch ein Beispiel an meinem Freund Luigi erlebte. Obwohl er als Ferrareser und päpstlicher Unterthan seinen Paß von dem Cardinal-Delegaten zu Ferrara hatte ausstellen lassen, und in diesem Passe ausdrücklich gesagt war, daß er für die Hin- und Herreise in den Staaten seiner Heiligkeit gültig sei, wurde er dennoch genöthigt, ihn dem päpstlichen Consul zur Unterschrift zu bringen, welcher dafür acht oder zehn Lire verlangte. Alle Remonstrationen hatten nichts geholfen, und mein Freund bat mich, ihn auf das Consulat zu begleiten, damit ich wenigstens sehen möchte, wie diese päpstlichen Blaustrümpfe sich für ihre Unverschämtheit müssen behandeln lassen. Hätte auf einem preußischen oder französischen Paßbüreau sich ein Reisender unterstanden, einen solchen ungebührlichen Lärm zu verführen, wie mein Ferrareser, so würden wahrscheinlich andere Mittel ergriffen worden sein, ihn zum Schweigen zu bringen, als hier, wo die Secretaire ein gleiches Geschrei wie der Paßinhaber erhoben, sonst aber die größten Beleidigungen und zuletzt freilich auch das Geld ruhig einsteckten.

Mit den Vetturinen waren wir ebenfalls übel daran. Da keine Eilwagen von Genua nach Pisa gehen, haben die Lohnkutscher keine Concurrenz zu fürchten und machen daher unverschämte Forderungen. So wurden uns anfänglich für den Platz vier Napoleonsd'or abgefordert, obwohl der Weg recht gut in drei Tagen zurückgelegt werden kann, da er nicht mehr als funfzehn Posten beträgt. Bald waren wir sämmtlichen Vetturinen auf der Piazza dell Annunciata bekannt, und diese halten unter einander so fest zusammen, daß sie den Fremden zwingen, zu zahlen, was sie fordern, wobei sie außerdem noch allerhand betrügliche Vorspiegelungen brauchen, um den, der sich mit ihnen einläßt, zu übervortheilen — kurz, hier theilten wir Dante's Zorn auf die Genueser.

Die Ankunft des Dampfbootes, welches nach Livorno und Neapel geht, stimmte endlich die Forderungen des Landfuhrwesens etwas herab, und wir erhielten einen viersitzigen Wagen, in welchem wir den Platz nach Pisa mit 35 Franken bezahlten, und verließen Genua den 14ten September.

Dreizehnter Brief.

Pisa, im September.

Die Straße am Meere von Genua nach Pisa wird als eine der schönsten Straßen der Welt gerühmt, und obwohl sie über mehrere sehr rauhe und unwirthbare Rücken der Apenninen führt, hat sie dennoch so einzige Punkte, daß demjenigen, der sie nicht besuchte, einige der schönsten Bilder der italienischen Landschaft verloren gehen. Der erste glänzende Punkt auf unserer heutigen Fahrt war Nervi, ein Flecken am Meer, wohin von Genua aus häufig Lustfahrten gemacht werden. Viele reiche Genueser haben hier Landhäuser, wo sie den Sommer zubringen, und in den Gärten sahen wir so schwer mit Früchten belastete Orangen- und Citronen-Pflanzungen, wie sie uns bis jetzt noch nicht im Freien vorgekommen waren. Den letzten

herrlichen Anblick des Golfs und der Stadt hatten wir dreizehn Miglien von Genua auf der steilen Bergstraße vor Necco. Die Abhänge der Berge sind mit Oliven, Kastanien und Pinien bedeckt, und aus den grünen Wein- und Orangengärten hebt sich hier und da eine dunkle Cypresse hervor. Eine Burg mit Thürmen und Zinnen liegt wie das Schloß eines Seekönigs unten auf Meere, von starren Felsen und schäumenden Wellen umgeben. — Bei Chiavari kommt man unmittelbar an das Meer hinab; das Städtchen hat eine heitere Lage, reinliche Straßen, und freundliche Gesichter schauten uns neugierig an, da wir in unserem etwas abenteuerlichen Reisecostüm zu Fuß einzogen. „Für was haltet Ihr uns?" fragte unser Freund eine hübsche Frau, die vor der Thüre saß, ihr Kind auf dem Schooß hatte und spann. „Wenn Ihr," antwortete sie ganz schnippisch, „nicht Euer vier wäret, so könntet ihr Euch schon für die drei heiligen Magier aus dem Morgenlande ausgeben." — „Da vero!" sagte Luigi, „die sind wir eben, denn dieser vierte ist ja Euer St. Giuseppe, und wir kommen, Euch unsere reverenza zu bezeugen." — „Da seid Ihr sehr am unrechten Orte," entgegnete die schalkhafte Frau, „geht nur die Straße weiter, und wo Ihr einen Ochsen und einen Esel angebunden findet, da kehrt ein, da ist Eure Herberge." — Wir dankten für gütige Zurechtweisung

und setzten unsern Weg weiter fort, der an dem Ufer des Meeres entlang führte. In so naher Freundschaft, wie hier, hatten wir das Land und das Meer noch nirgend beisammen gefunden. Zwar war dem furchtbaren Elemente noch ein ziemlich breiter Spielraum gegeben, allein keine Mauer, kein Damm, kein Deich und kein hohes Ufer wehrte den Wellen den Zutritt zu den nur leicht umzäunten Weingärten, Oliven- und Orangenpflanzungen; die dichten Rohrwaldungen zur Linken der Straße ließen vermuthen, daß hier das Meer zuweilen die gegenwärtige Grenze überschritten habe. In langen Geschwadern kamen die Wellen herangezogen und gähnten so weit auf, als ob sie das ganze Land und uns dazu verschlingen wollten; allein auch dem Vater Ocean ist seine Grenze gesetzt, worüber wir denn den Alten, der uns oft so unsanft auf seinem Rücken schaukelt, gehörig neckten. Hier mußte er es sich gefallen lassen, daß wir ihn, wenn er am wüthensten auf uns anstürmte, furchtlos erwarteten und beim Barte zupften; denn nach dem letzten Sturze verliefen sich die hochaufschlagenden Wellen sogleich in dem Sande, der dabei so fest blieb, daß wir sicher darauf hingehen konnten. Unser Nachtquartier nahmen wir heute in Sestri di Levante, ebenfalls unmittelbar am Meere in dem wohleingerichteten Gasthofe Europa. Der Mondenschein

lockte uns noch spät wieder hinaus, und die schönen Hügel, die zur Linken sich erheben, ließen uns bedauern, daß wir schon früh vor Tage aufbrechen mußten. — Zuerst hatten wir heute einen rauhen Berg zu ersteigen. Die Weingelände und Oliven, selbst die Kastanien verschwanden, die Berge sind hier öde und unbebauet, und wie hoch wir gestiegen waren, konnten wir an der weiten Aussicht ermessen, indem wir an dem leuchtenden Saume des Meerhorizontes sehr deutlich die mit Schnee bedeckten Berge von Corsica erblickten.

Wir trafen, in der dritten Stunde Nachmittags in la Spezzia ein, und waren sehr mit dem Vorschlage unseres Vetturins zufrieden, hier Nachtquartier zu machen, wofür ihm zu den ausbedungenen drei Tagen der Reise ein vierter Vormittag noch zugegeben wurde. Schon von der Höhe herab sahen wir in den reizendsten Umgebungen, die keine Phantasie sich schöner zu wünschen und zu träumen vermöchte, die Stadt in der Ebene unter uns liegen. — Das Meer bildet hier eine tief in das Land hineintretende, zu einem sicheren Hafen geeignete, geräumige Bucht, die zu beiden Seiten von hohen, grünen Bergesufern begrenzt wird; an der Spitze des westlichen Ufers liegt ein von Napoleon erbautes Fort, und die Quarantaine-Anstalt, welche letztere wegen ihrer freien, gesunden und schönen Lage der von Genua

bei weitem vorgezogen wird, weshalb, wie wir später erfuhren, unser Landsmann, der Generallieutenant von Rüssling, der eben als Friedensvermittler von Constantinopel zurückkehrte, hier seine Zeit aushielt. Die Straße bergab führte durch Olivenpflanzungen und Weinberge, an welche sich in der Tiefe wiederum Orangengärten mit Rebenlauben und Feigenbäumen anschlossen. Wir traten in einem wohleingerichteten Gasthofe ab, ließen den Vetturin für ein gutes Abendbrod sorgen und nahmen sofort unseren Weg hinaus nach dem Hafen, wo auf einem grünen Rasenplatze, von schattigen Alleen umgeben, Zurüstungen zu einem Jahrmarkte gemacht wurden. Wir bestiegen ein Boot und ließen uns gegen die See hin zu einer Süßwasserquelle fahren, welche in einem wallenden Sprudel hier aus dem Meeresgrunde hervorbricht und die salzige Fluth auf einen ziemlich weiten Umkreis zurückdrängt. Ich erinnerte mich, in Montholon's Memoiren von einem französischen Officier gelesen zu haben, der mit großer Wagniß es unternommen hatte, Napoleon zu der Zeit, als er sich in Elba befand, genaue Nachrichten über den Zustand Frankreichs, über die Unternehmungen der Bourbons, über die Stimmung des Volks und über die geheimen Beschlüsse des Wiener Congresses zu bringen. Dieser Officier hatte von la Spezzia aus in einem

kleinen Boot seine Ueberfahrt nach Elba gemacht, und der Zufall wollte es, daß wir heute von demselben Schiffer und in demselben Boote gefahren wurden. Dieser erzählte uns umständlich, wie eines Nachmittags ein wohlgekleideter junger Mann ihn zu einer Lustfahrt nach der süßen Quelle gemiethet, von hier nach der Quarantaine und hernach in das offene Meer gefahren zu werden verlangt habe. Als sie außerhalb des Hafens angekommen, habe er ihm und seinen beiden Gehülfen ein gutes Fährgeld versprochen, wenn sie ihn nach der Insel Elba fahren wollten. „Alle Einwendungen," erzählte der alte Schiffer, „daß das Boot zu klein sei, die See zu hoch gehe, halfen uns nichts, und so machten wir nicht lange Umstände, fuhren die Nacht hindurch, von einem frischen Winde begünstigt, bei Malora und Gorgona vorüber und brachten unsern Signor Francese glücklich nach Porto Ferrajo. Wir hatten uns von ihm außer dem versprochenen Fährgelde als buona mano (Trinkgeld) ausgebeten, daß er uns Gelegenheit schaffe, den Kaiser sehen zu können; er versprach es und hielt Wort. Am anderen Morgen sahen wir den Kaiser am Hafen mit unserem Capitain, oder was er sonst war, auf- und abgehen, er rief uns heran und der „kleine Corporal" mit seinem dreieckigen Hütchen that einige Fragen an uns und kündigte uns an, daß wir in seinem Dienste wären und den Hafen nicht ohne

ſeine Erlaubniß verlaſſen dürften." — Der Schiffer war bei der Einſchiffung der alten Garde und der Abfahrt Napoleons Augenzeuge geweſen, und wurde nicht müde, uns von Allem, was er damals geſehen und erlebt hatte, umſtändlichen Bericht zu geben. — So kreuzten wir eine Stunde lang in dem ſchönen Golf umher und fuhren dann mit aufgeſpanntem Segel im hellen Mondenſcheine zum Ufer zurück. Unſer Improviſatore gab uns und den Schiffern während der Fahrt noch eine angenehme Unterhaltung, indem er, dem Fort Napoleon gegenüber, von wo aus man Corſica liegen ſieht, ſich auf die Steuerbank an die Segelſtange ſtellte, den Schiffern die Ruder niederlegen hieß und uns ankündigte, er werde eine Scene l' ombra del Imperatore improviſiren. Er begrüßte zuerſt die ſchönen Umgebungen, die Oliven- und Orangenpflanzungen, die ſpielenden Wellen des Meeres, die kühlenden Lüfte, den blauen Himmel. „Ihr freut Euch," ſang er, „dieſer ſchönen Gaben, Ihr genießt ſie, aber ich kann nicht bei ihnen verweilen, denn unwillkürlich fühl' ich mein Auge nach jenem Berge, nach jenem Felſen hingezogen, die einſt der Kaiſer mit gigantiſcher Gewalt auf einander thürmte, als wollt' er von hier aus den Himmel ſtürmen. Nun kehrt er oft in einſamer Nacht hierher zurück in langem, weißem Gewande und ſtellt ſich auf die Zinne des Thur-

mes. Seht Ihr die jagenden Wolken, die dort an dem Monde vorübertreiben, es iſt die Geiſterſchaar, die vor ihm herwandert; — jetzt zertheilen ſie ſich, ſie zerfließen wie Nebel, dort oben aber wird es hell und ich erkenne den Schatten des Kaiſers. Wohin richtet ſich Dein Blick? Was breiteſt Du die Arme ſo verlangend aus? Still, und hört ſeinen klagenden Geſang: Nach Dir, geliebtes Jugendland, wo ich als Kind gelächelt und geweint, wo der Knabe ſpielte und träumte und eine Hand voll bunter Muſcheln ſein größter Reichthum war, nach deinen ſchneebedeckten Bergen, du meerumgürtetes Eiland, ſtolzes Corſica, welches durch mich einen Namen gewann, der noch dauern wird, wenn alle deine Felſen in das Meer verſunken ſind, breitet voll Sehnſucht der ungetreue Flüchtling die Arme aus. Mich aber rief mein Schickſal hinaus in die Welt, denn wer an dem Ufer des Meeres geboren iſt; dem ſind die Thore geöffnet nach allen Ländern der Erde, und wer den Nachen betritt, den führen des Aeolus geflügelte Schaaren mit geſchäftiger Eile nach allen vier Winden hinaus in die Fremde; aber zur Heimath wehren ſie unfreundlich den Weg. Auch mich trieben ſie einſt mit ſchwellendem Segel hinaus in die Weite, hinaus in das Leben, in jene bewegte Welt, in welcher noch wildere Stürme toben, als auf der aufgeregten See. Ich aber zwang

die tobenden Winde zu gefälligem Dienſt und zwang die aufgeregten Völker zur Unterwerfung, und der Knabe von Corſica, der da drüben ſpielte und träumte, deſſen Reichthum eine Hand voll glänzender Muſcheln war, ward der Eroberer der Welt. — Fragt in Süden nach mir, und die Pyramiden Aegyptens werden von mir erzählen, im Weſten — die Säulen des Hercules vernahmen meine Stimme; im Norden habe ich des großen Friedrichs Grab begrüßt, und im Oſten die Burg der Zaare erſtiegen. — Aber nicht euch gönnt' ich den Ruhm, ihr dienſtbaren Boten des windbeherrſchenden Gottes, mein Schiff zu treiben hierhin und dorthin nach eurem Gefallen, ich ſtand an dem Steuer und beſtimmte den Lauf, ſo war ich mein eigener Gott. Oft, wenn ich nach blutiger Schlacht auf meinem Feldlager die Nächte durchwachte, führte die Erinnerung mich zu dir, geliebtes Jugendland, zurück, und ſo tauch' ich auch jetzt noch aus dem traurigen Schattenreiche wieder auf, um von der hohen Zinne dieſer Burg, die ich erbaute, hinüber zu ſchauen zu dir, du Land meiner Kindheit, wohin mir die Rückkehr verſagt iſt." Nach kurzer Pauſe fuhr der Sänger fort: „Er ſchweigt, er breitet noch einmal verlangend ſeine Arme aus; jetzt nimmt er den grünen Lorbeer von ſeinem Haupte, zerpflückt die ſchön gefügten Blätter und der Sturm treibt ſie über Meer und Land, die

Engel der Unſterblichkeit ergreifen ſie und zeichnen die Thaten des großen Mannes darauf mit goldenem Griffel, und ein jedes Blatt aus dem Kranze wird ein Blatt in der Weltgeſchichte. Seht Ihr dort die Geſtalt des Geiſtes, wie ſie rieſengroß aufwächſt, wie ſie bis zum Himmel ſich erhebt und das Haupt zu den Sternen aufſtrebt? Noch einmal ſchwingt der alte Titan den zuckenden Blitzſtrahl, er leuchtet nur, er zündet nicht mehr, kein zürnender Donner begleitet ihn. Da zerfließt in Duft und Nebel die graue Geſtalt; aber der Kranz, den die flammenden Sterne ihm um das Haupt legten, glänzt unvergänglich an dem ewigen Himmel!"

Sehr geſchickt hatte der Improviſatore am Schluß ſeines Gedichtes das Aufſteigen einer hohen Wolkenſäule und ein fernes Wetterleuchten benutzt, um unſere Phantaſie auf eine auffallende Naturerſcheinung zu richten und zugleich ſeinem Vortrage Lebendigkeit und Wahrheit zu geben. Beſonders waren die Fiſcher von der Erſcheinung betroffen; ſie nickten einander [illegible] und murmelten ſo etwas von Geiſterbeſchwörer und Hexenmeiſter, und der Eine von ihnen machte, indem er that, als ob er ſich die Stirn abtrocknete, das Zeichen des Kreuzes, um für den ſchlimmſten Fall geſichert zu ſein. Es war ſchon volle Dämmerung, als wir in das Gaſthaus zurückkehrten.

Schriebe ich unſere Reiſe in Hexametern, ſo

würde ich mich so mancher Reminiscenzen aus Homer nicht erwehren können, zumal würde jener von dem alten Sänger so oft wiederholte Vers:

„Und so setzten wir uns zum lecker bereiteten Mahle"

an mehr als einer Stelle wiederkehren; denn auf einer italienischen Reise nimmt die Tafel und die Bereicherung unserer Kenntnisse an ihr uns vielfach in Anspruch; auch la Spezzia behielten wir in dieser Beziehung in gutem Andenken.

Da es auf lebhaften Straßen ein großer Vortheil ist, der erste in dem Nachtquartier zu sein, weil man dann nach Gefallen sich die besten Zimmer auswählen kann, so waren wir gerne bereit, nach dem Wunsche unseres Vetturin uns immer früh vor Tage zur Abfahrt bereit zu halten. Wir saßen deshalb heute schon um drei Uhr in dem Wagen, um, wenn auch Pisa nicht zu erreichen, diesem Ziele doch so nah als möglich zu kommen. Der Austritt aus der sardinischen Grenze wurde uns leichter gemacht, als der Eintritt; wir gingen durch die Grenzfestung Sarzana zu Fuß, ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, der Wagen fuhr um die Stadt herum. Als das letzte Wahrzeichen des piemontesischen Gebietes hatte sich ein Kerl an uns angeschlossen, dem ich nicht hätte mögen allein begegnen. Er trug nichts auf dem Leibe als ein Wamms und Beinkleider vom gröbsten braunen Tuche, ein Gewebe von Ziegenwolle

mit Roßhaar, wozu seine gelbbraune Spitzbubenphysiognomie vortrefflich stimmte. Seine Kopfbedeckung bestand in einem Filz, welcher die glorreiche Trümmer eines französischen Soldatenhutes war, ein Nachlaß der sogenannten Löffelgarde Ney's. In dem Gurt trug er ein Instrument, welches für eine Streitaxt gelten konnte, da es vorn zum Beile geschärft, hinten zum Hammer abgerundet war, was er jedoch für sein Handwerksgeräth als Winzer erklärte. Als unser Sgr. Luigi in dem schottischen Pläd mit großen Schritten vor uns her einen Feldweg einschlug, welchen der braune Barfüßer, der immer in kurzem Trabe neben her lief, als näher zur Stadt führend, empfohlen hatte, glaubten wir eine Scene aus Walter Scotts Quintin Durward vor uns zu sehen. — So sehr uns auch die leuchtenden Marmorbrüche von Carrara anlockten, so hatten wir doch keinen Tag zu diesem gewiß höchst belohnenden Umwege übrig; wir fuhren geraden Weges auf die Hauptstadt Massa los. Schon in Lavenza findet man die Thür- und Fensterpfeiler geringer Häuser vom schönsten carrarischen Marmor; selbst zu Trögen für die unsauberen Thiere wird hier dieser köstliche Stein verwendet. Hatten wir aber in Berlin oft Gelegenheit gehabt, die Weichheit und Zartheit dieses Materials an den Statuen von Schadow, Rauch, Tieck und noch ganz neuerlich an den

zierlichsten Köpfchen der Sontag, von Wichmann, zu bewundern, so fanden wir heute Veranlassung, die Härte dieses Steins zur Genüge zu prüfen, indem man ihn hier wohl zur Ausstattung des Olymps, aber nicht zum Chausseebau zu verwenden versteht. Die unebene Straße zwang uns, den Wagen wieder zu verlassen und durch eine, mit Früchten reich behangene, Olivenpflanzung einen Seitenweg zur Stadt einzuschlagen. Die Einwohner von Massa würden weder in Verlegenheit, noch in große Unkosten kommen, wenn sie in dieser Jahreszeit ihrem Fürsten bei seinem Einzuge einen festlichen Empfang bereiten wollten; uns schien es wenigstens, als ob wir heute, da wo die Straße in der Ebene hinlief, durch Festons und Ehrenbogen zögen, die zu der größten Landesfeier nicht schöner hätten angeordnet werden können. Längs der Straße waren von einem Ulmbaume zu dem anderen Reben gezogen, wo zwischen dem dichten Weinlaub die vollen Trauben verlockend schimmerten. Oft waren die Bäume noch feldeinwärts in mehrfachen Reihen so neben einander gepflanzt, daß sich die Gewinde über das Kreuz durchschnitten und außerdem noch fortlaufende Festons zu beiden Seiten bildeten. Ueberall zeigte sich geschmackvolle Anordnung, ja, die Sorgfalt, die man dem Feld- und Weinbau zugewendet, schien auf die Sitten und auf die Bildung übergegangen

zu ſein; wir merkten an vielen günſtigen Zeichen, daß wir uns dem Boden, wo toskaniſche Cultur herrſcht, näherten. Während die piemonteſiſchen Winzer die über Dornhecken und hohe Mauern überhängenden Trauben mit Kalk und Schmutz bewerfen, um dem Vorübergehenden allen Appetit daran zu verleiden, boten uns auf dieſem Gebiete hübſche Winzerinnen, die mit leichtem Anſtande die vollen Körbe auf dem Kopfe trugen, unaufgefordert an, ihnen doch von ihrer Laſt etwas abzunehmen. Noch auffallender war der Unterſchied in der Sprache. Weder in dem Mailändiſchen, noch in dem Piemonteſiſchen hatten wir von der Unterhaltung der Leute niederen Standes etwas verſtehen können, und es hielt ſelbſt unſerem Ferrareſer ſchwer, ſich ihnen verſtändlich zu machen; der braunjackige piemonteſiſche Fra Diabolo ſprach ein Rothwälſch, von dem wir nur einzelne Brocken für italieniſch annehmen konnten. Vor Maſſa begegneten uns zwei muntere barfüßige Knaben, wir redeten ſie an und ſie antworteten in ſo reiner Mundart, mit ſo wohllautendem Organ, daß wir dieſe Sprache nirgend gebildeter und angenehmer gehört hatten. Damit verbanden ſie einen gewiſſen Anſtand, den wir bei ſolcher armſeligen Kleidung ſonſt nicht zu finden gewohnt ſind, und über mehrere Gegenſtände, z. B. über die Arbeiten in Carrara, über die Bereitung des Oels

und andere Gegenstände, die das Land zunächst betrafen, wußten sie die vollständigste Auskunft zu geben. Selbst an Witz fehlte es diesen Burschen nicht, denn als wir auf die Soldaten ihres Herzogthums zu sprechen kamen, lachten sie laut auf, und der Eine sagte: „Vor unserer großen Armee habt ja Respect; wir haben fünf Thore, aber nur vier Mann, das eine Thor aber wird nie besetzt, das halten sie zum Davonlaufen offen.“ So kamen wir zur Stadt, und unsere kleinen Führer boten sich sogleich als Ciceroni an, um uns alle ihre Herrlichkeiten zu zeigen. Während man uns in dem Gasthofe ein Frühstück bereitete, durchwanderten wir die Straßen der Stadt, besuchten die Kathedrale und das herzogliche Schloß, wo wir in der That die fünf Mann beisammen fanden, die zu unserer Ueberraschung Veranlassung nahmen, auf das deutsche Commando-Wort: „Raus!“ unter Gewehr zu treten, und da sie eben Ablösung hielten, bemerkten wir, daß, obwohl den Physiognomien nach unverkennbar Italiener, sie dennoch deutsches Commando hatten, während wir — wie man aus Müllers Verdeutschwörterbuch der Kriegssprache sehen kann — gerade in dieser Beziehung auf den Reichthum unserer Sprache nicht stolz sein dürfen. Vor dem herzoglichen Pallaste fanden wir eine schöne Anlage von Orangen und Citronen. Mit besonderem In-

tereſſe betrachteten unſere Künſtler den ſchlanken Wuchs der hochſtämmigen, unbeſchnittenen Bäume, als ein ehrlicher Bürgersmann zu ihnen herantrat und ihnen in dem beſten Italieniſch über Namen, Eigenſchaft, Nutzen u. ſ. w. derſelben Auskunft gab, und wie umſtändlich er auch verſichert wurde, daß wir bei uns dieſe Bäume ebenfalls kannten, ſie aber den Winter über in geheizte Zimmer ſtellen müßten, wollte er es dennoch noch nicht glauben, und begann ſeine Erläuterungen immer wieder von Neuem. Noch mehrere Züge gutmüthiger, unaufgeforderter Gefälligkeit begegneten uns hier, wie ſie uns unter dem gemeinen Volke der Landſtriche Italiens, die wir bis jetzt kennen gelernt hatten, noch nicht vorgekommen waren. — Das auf hohem Berge gelegene verfallene Caſtell zu erſteigen, verſpürten wir in der Mittagshitze keine Luſt; auch haben verfallene Gebäude moderner Zeit nie den Reiz für unſere romantiſche Neugier, als die Trümmer alter Burgen und Tempel.

So reizend und feſtlich die Einfaſſung der Landſtraße auch in dem Herzogthume Lucca blieb, in welches wir, ohne an der Grenze unbequem aufgehalten zu werden, einfuhren, ſo beſſerten ſich doch die Wege nicht, weshalb wir ziemlich ſpät das Nachtquartier erreichten. Es war eine einzeln ſtehende Herberge jenſeits Pietra ſanta, deren Inneres freilich in großem Widerſpruche mit der ſie

umgebenden Natur stand, und wenn wir uns heute auf einige Zeit im Scherze dem glücklichen Wahne überlassen durften, daß der fürstliche Schmuck der Straßen zu unserem Empfange angeordnet worden sei, so wurden wir in dieser traurigen Höhle sehr bald inne, daß man eben nicht zum Besten von unserer Ankunft unterrichtet war. Wie wir es aber schon einmal auf dem Wege von Mailand nach Genua erfahren hatten, so erfuhren wir es auch diesmal, daß für den Vetturin und seine Gäste immer Rath geschafft wird. Im Hühnerstall entstand Lärmen, auf dem Herde loderte die Flamme, im Keller wurden die Krüge gefüllt, und nach einer Stunde saßen wir schon bei dem leckerbereiteten Mahle.

Vierzehnter Brief.

Wir waren am vierten Tage nur drei Stunden von Pisa entfernt, wo wir bei so guter Zeit eintrafen, daß wir den ganzen Tag vor uns hatten. Eine weite Ebene breitete sich vor der Stadt aus, und wir sahen den schrägen Wunderthurm, der uns aus den Bilderbüchern unserer Jugend in gutem Andenken geblieben war, neben dem Dome und dem Baptisterium schon aus weiter Entfernung. Die Forderungen des Wirthes für Zimmer und Essen fanden wir ungleich theurer, als in Genua, was uns um so mehr wunderte, da Pisa ein verlassener, wenig besuchter Ort ist; allein die Seltenheit der Fremden schien den Gastwirth zu den tre **donzelle**, dem (außer dem al Husaro) einzigen zu empfehlenden Gasthof, zu veranlassen, seine Rechnungen zu verdoppeln. Wir überließen es unserem italienischen Freunde, den Handel über

Dach und Fach abzuschließen, und gingen einstweilen an dem Kai des Arno auf und ab, der vor unserem Gasthofe zwischen festgemauerter Ufereinfassung dem nahen Meere zuströmt. Dieser Theil der Stadt, der noch dazu der belebteste sein soll, kam uns, nach dem Lärm, an den wir in Genua gewöhnt waren, ziemlich todt vor, und erinnerte uns an Potsdam, wo man ebenfalls große Plätze und, an einem Canale der Havel, wohlgebaute Häuser und Schlösser, die der Stadt das Ansehen der Residenz geben, aber keinen lebhaften Verkehr, keine volkreichen Straßen findet. Bei alledem sollten wir in dem einsamen Pisa inne werden, was italienische Straßenlebendigkeit vermag. Früh vor Tage wurden wir zuerst durch einzelnes Rufen, welches bald zu einem allgemeinen Tumult anschwoll, geweckt, und entdeckten nun zur großen Betrübniß derjenigen Reisegefährten, die gern länger geschlafen hätten, daß sich unter unseren Fenstern der eben nicht geräumige Marktplatz für den Gemüsehandel zwischen vier hohe Häuserreihen eingeengt befand. Da jeder Verkäufer und jede Verkäuferin in ununterbrochenem Geschrei ihre Waaren ausriefen, waren die Käufer gleicher Weise zu einer sehr vernehmlichen Anfrage gezwungen; außerdem fehlte es nicht an Veranlassung zu allerhand Gezänk, so daß es auf dem Trödelmarkte des Blocksberges nicht mehr Lärm hätte geben können.

Indessen fanden wir schon an dem ersten Tage hier einen Aufenthalt voll heiliger, heiterer Ruhe; zwar für diejenigen ursprünglich bestimmt, welche der Ruhe nicht mehr bedürfen, zugleich aber einladend für einen Jeden, und wenn er mit noch so viel tausend Banden an das Leben und Treiben der Welt geknüpft wäre. Unser erster Gang war nach dem Campo santo, dem Kirchhofe des Doms. — Wenn in den rings umschlossenen Alpenthälern, oder auf den hochgelegenen Schneefeldern und Gletschern, das Gefühl einer trostlosen, wehmüthigen Einsamkeit sich unser bemächtigt, oder das Erstaunen über die Riesenformen der Natur uns zu Boden drückt, so gewinnen wir dagegen auf dem, am nördlichen Winkel der Stadt einsam gelegenen Domplatze von Pisa das Gefühl einer heiteren Einsamkeit, und die riesenhaften Bauwerke, die uns umgeben, sind weit mehr geeignet, uns zu erheben, als uns durch Erstaunen niederzuschlagen. Der Dom allein schon wäre hinreichend, uns die ganze übrige Stadt vergessen zu machen, wir mögen nun ihm [illegible] Seite stehen und den Blick über die, dreifach [illegible] über einander erhebenden, Arcaden zu der Kuppel hinauf klimmen lassen, oder vor der Façade des Haupteinganges verweilen und die drei ehrnen, mit Gußfiguren bedeckten Thüren, die großen Musivbilder darüber und die pyramidalisch über ein-

ander aufsteigenden Säulenreihen mit den sie verbindenden Bogen bewundern. Wir haben hier weder ein gothisches, noch ein byzantinisch-maurisches, oder griechisch-römisches Bauwerk, sondern den, aus dem Geiste des italienischen Mittelalters eigenthümlich hervorgegangenen, Dom vor uns. Neben diesem ungeheuren Bauwerke erhebt sich dem Haupteingange gegenüber das Baptisterium, dem Umfange nach beinahe so groß, als das Pantheon in Rom; auf der entgegengesetzten Seite der berühmte schiefe Thurm, der, trotz seiner vereinzelten Stellung und Schrägheit, seine curiose Selbstständigkeit zu behaupten weiß. Geht man nun zwischen dem Haupteingange des Doms und des Baptisteriums hindurch, so stehen uns die Arcaden des Kirchhofes gegenüber, durch dessen Portal wir jetzt eintraten. Ein länglich viereckiger Rasenplatz, der mit Rosen, Myrten und Farrenkraut wild bewachsen ist, wird von allen vier Seiten von bedeckten Gängen umschlossen, deren Wände mit Frescobildern aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert bedeckt sind, welche ihr Licht durch Arcaden von schlanken Säulen und gothischen Bogen erhalten, die nach dem inneren Kirchhofe sich öffnen. Ein Gang durch diese schönen Räume belehrte uns bald, daß hier der Ort gefunden sei, wo der langgehegte Wunsch, die Schöpfer der christlichen Malerkunst, die alten Florentiner Mei-

ſter in ihrer Werkſtatt kennen zu lernen, Befriedigung finden werde.

Die nächſten Umgebungen von Piſa haben, wenn man nicht bis zu dem vier Miglien entlegenen Meere, oder zu den eben ſo weit entfernten Bädern am Fuße des Berges San Giuliano gehen will, nichts, was beſonders feſſelt, um ſo ungeſtörter konnten wir das Campo ſanto zu unſerem Lieblingsaufenthalte, Spaziergange und Studium wählen. Wir hatten in Genua und auf dem ſchönen Wege von dort hierher uns in dem Anſchauen, in dem Genuß und der Luſt der ſchönen Natur faſt bis zum Rauſche voll getrunken, um ſo erwünſchter war es nun, hier einmal ausſchließend der Kunſt leben zu können.

Anderen Beluſtigungen in Piſa nachzugehen, fehlte es ſowohl an Zeit, als an Gelegenheit. Wir hörten von einem Tagestheater und ließen uns dahin führen, allein es war nicht im beſten Stande und wurde gegenwärtig nicht benutzt, doch beſtiegen wir die Scene, die wir zwar ohne beſondere Tiefe, aber dafür mit allen nöthigen Vorrichtungen zu Verſenkungen und Himmelfahrten verſehen fanden. Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen, und bei der leidenſchaftlichen Liebe des Italieners zum Theater bedarf es der großen Anſtalten von künſtlicher Beleuchtung und gemalten Wänden nicht, um die nöthige Täuſchung hervor zu

rufen; das Stück und das Spiel sind die Haupt-interessen, und ein gut improvisirter Witz des Buffo macht alle Mängel der Bühne vergessen. Daß aber dies Theater nicht blos eine Belustigung der niederen Classen sei, erkannten wir an einigen erhöhten Tribunen, und eine ganz besonders decorirte Loge wurde uns von unserem Führer als die des Erzbischofs bezeichnet, von dessen Weltleben uns noch Manches zu Gesicht kam. Denn außerdem, daß er einen fürstlich eingerichteten Pallast bewohnt, einen großen Marstall unterhält, und es an dem, was nur sonst zum Leben der Großen gehört, nicht fehlen läßt, begegneten wir auch einem höchst zierlichen Tilbury, in welchem eine jugendliche, reich geputzte Dame neben einem Jockei die Zügel geschickt zu führen wußte und die unser Führer ganz schalkhaft die „carissima serva della Sua Eminenza" nannte. Wenn sich aber das Oberhaupt etwas zu Gute thut, wissen die Knechte sich auch zu pflegen, und so hörten wir so manchen lustigen Streich der Mönche zu Pisa; und daß sie sich eben nicht genierten, sahen wir an einem bärtigen, wohlgewachsenen Capuziner, der regelmäßig gegen Abend vor dem Hause seiner Schönen auf einem Esel Fensterparade machte und, je nachdem die Zeichen günstig oder ungünstig waren, den Esel anband und eintrat, oder des Weges weiter galopirte.

Zum ersten Male sahen wir in Pisa das Pallonespiel als Volksbelustigung und öffentliches Schauspiel. Dies Spiel wird hier wie eine Fechtkunst geübt und als eine Ehrensache angesehen, worauf der Ruhm einer Stadt beruht, weshalb mehrere Städte in Toskana eigene Gesellschaften haben, die als zunftmäßige Spielgenossen zusammen halten. Die Palloneschläger von Lucca hatten jetzt, wie wir erfuhren, den größten Ruf; die Pisaner waren die einzigen, die ihnen denselben streitig machten. Eine Ausforderung war an die von Lucca gesendet worden, diese hatten sie angenommen, und heute sollte das Kampfspiel, welches mehrere Tage währte, beginnen. Ein wohlgelegener und gut eingerichteter Spielplatz darf in keiner Stadt, welche nur irgend auf Bildung Anspruch macht, fehlen, und so fanden wir auch in Pisa einen solchen Platz an schicklicher Stelle. Um gegen den Wind geschützt zu sein, welcher die mit Luft gefüllten Lederbälle leicht seitwärts führt, hat man den Platz in einen Garten verlegt, an dessen einer Seite sich eine funfzig bis sechzig Fuß hohe Kirchen- oder Klostermauer hinzieht, von der anderen Seite schützen Bäume; der Spielplatz ist gegen dreißig Schritte breit, gegen einhundert lang, mit amphitheatralisch aufgebauten Bänken umgeben, und die Plätze waren zu verschiedenen Preisen zu haben. Wir fanden das Spiel schon im

vollen Gange, doch waren nur die Sitzreihen zu den niederen Preisen besetzt, so daß das vornehme Publicum nur wenig Antheil an der Fehde zu nehmen schien. Die Spieler waren, wie bei dem deutschen Schlagball, in zwei Partheien getheilt, welche unwechselnd den Ausschlag hatten. Das Ausschlagen ist von besonderer Wichtigkeit, und es wird dazu der tüchtigste Schläger ausgewählt. Er steht auf einem schrägliegenden, schwankenden Bret, und während er auf einem Fuße von diesem herunter hüpft, wirft ihm ein Anderer von seiner Partei, der zehn Schritte von ihm am Boden kauert, den Pallone entgegen. Zu diesem Ausschenken, wie wir es in der deutschen Spielsprache nennen würden, gehört ebenfalls große Geschicklichkeit, denn der Ball darf nicht zu hoch, nicht zu tief, nicht zu kurz und nicht zu weit geworfen werden, sondern muß dem Schläger gerade dann in den Wurf kommen, wenn er mit dem letzten Schwunge von dem Bret auf den Boden springt. In der Faust halten sie ein Stück Blei oder hartes Holz, mit Riemen umwickelt, nach Art der alten Faustkämpfer, und die Kunst besteht im Treffen: welche Partei zuerst zwölf Schläge zählt, hat die Partie gewonnen; es war eine bestimmte Anzahl von Partien festgesetzt, welche an jedem Abende gespielt wurden. Das Costüm der Schläger bestand in nichts anderem, als in einem leichten

Anzuge von weißem Mouſſelin mit Bändern, welche die verſchiedene Landsmannſchaft bezeichneten. Den Spielern ward ſo heiß von ihrer Anſtrengung, daß ſie trieften, und ein Bildhauer hätte an ihnen vortreffliche Studien des naſſen Gewandes machen können. Eine jede Partei zählte ſechs Theilnehmer, und es waren einige ausgezeichnete Schönheiten unter dieſen Männern; die meiſten trugen den Bart und das Haar kraus, und das Publicum unterließ es nicht, bei gelungenen Schlägen durch Händeklatſchen und Bravo-Rufen ſeinen Beifall zu erkennen zu geben.

Für unſeren jungen Italiener, der ſich nicht genug über unſere Vorliebe für die alten Frescomalereien, welche für ihn nur eine roba antica waren, verwundern konnte, gab es in Piſa nur eine Stelle, die er als des Aufſuchens werth hielt, dies war der Hungerthurm, in welchem der Erzbiſchof Ruggieri im Jahre 1289 den Grafen Ugolino della Gherardesca wegen angeblichen Hochverraths mit zwei Söhnen und zwei Enkeln des qualvollſten Hungertodes ſterben ließ. — Hr. Laſinio, deſſen Verdienſte um die Erhaltung alter Kunſtwerke, und deſſen großer Gefälligkeit gegen uns in dem Berichte über unſere Studien dankbare Erwähnung geſchehen wird, gewährte gern den Wunſch unſeres Freundes, führte uns nach der Piazza de' Cavalieri und zeigte uns hier den Pal-

laſt, zu welchem früher der Thurm der ſieben Straßen (la torre delle sette vie, auch de' Gualandi genannt) gehörte, in welchem Graf Ugolino mit den Seinen ſterben mußte. Wie ſich in der neueren Geſchichte keine Begebenheit findet, die man dieſer an Schauder und Schreckniß vergleichen könnte, ſo hat auch die Poeſie niemals ein grauenvolleres Bild des Entſetzens und des Jammers uns vor die Vorſtellung zu bringen vermocht, als es Dante in dem zweiunddreißigſten Geſange der Hölle thut, wo er dieſe Scene ſchildert. Kaum war uns im abendämmerlichen Zwielicht die Stelle des Hungerthurmes näher bezeichnet, als unſer Improviſatore ſogleich mit übergeworfenem Carbonaro zwei Schritte vorwärts trat, mich am Arm mit ſich fortzog, ſtarr zur Erde blickte, als ob er bis in die Tiefen der Hölle ſäh', und begann:

Noi eravam partiti già da ello,
Ch' io vidi due ghiacciati in una buca,
Si che l' un capo all' altro era capello.

Und ſo fuhr er fort, jene berühmten Verſe uns vorzutragen und durch Sprache und Declamation dem Höllengemälde Dante's eine noch glühendere Farbe zu leihen. Allein auch der deutſche Dante — und wir können ihn, ſeit wir die gelungene Ueberſetzung von Streckfuß beſitzen, wohl den unſern nennen — machte hier ſein Recht geltend, denn als der Italiäner, auf die nächſten

Strophen sinnend, sich die Stirne rieb, fuhr einer unserer Freunde fort *):

---

*) Graf Ugolino della Gherardesca, aus einem alten und mächtigen pisanischen Geschlechte, zeichnete sich zuerst im Jahre 1256 in einem Kriege gegen Genua aus. Er eroberte für den Freistaat Pisa Sardinien und erhielt zur Belohnung große Ländereien auf dieser Insel. Aber nach neun Jahren wurde er, da Pisa den Ghibellinen anhing, als ein Anhänger der Guelfen verbannt, erzwang jedoch, von den florentinischen Guelfen unterstützt, die Wiedereinsetzung in seine Rechte. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwischen den unversöhnlichen Feinden, den Republiken Pisa und Genua, aus, und Ugolino ward zum Befehlshaber einer Flotte von hundert Galeeren ernannt, welche die Pisaner, stolz auf früheres Glück, zur Vernichtung des Feindes ausschickten. Aber das Schicksal wollte Pisa mit einem Schlage von seiner Höhe herabstürzen. Uberto Doria errang mit hundert und dreißig Galeeren den vollständigsten Sieg bei der Insel Meloria. Ein großer Theil der pisanischen Flotte ward im Meere versenkt. Achtundzwanzig Galeeren und neuntausend Gefangene wurden nach Genua gebracht. Man sagte: „Wer Pisa sehen will, mag nach Genua reisen.“

Ugolino kehrte mit drei Galeeren zurück, um selbst die Unglücksbotschaft zu überbringen. Unter der allgemeinen Bestürzung und Trostlosigkeit blieb sein Muth aufrecht. Er versammelte den großen Rath und ermunterte ihn zur Entschlossenheit und muthigem Wi-

„Als ich erwacht' im ersten Morgenroth,
Da jammerten im Schlafe noch die Meinen,
Die bei mir waren, und verlangten Brod.

---

berstande, und — der geschlagene Feldherr wurde zum Podesta erwählt, ein Beweis, daß sein Ruf damals keinen Verdacht von Verrath gegen ihn aufkommen ließ.

Die Genueser, ihren Sieg verfolgend, verbanden sich, um Pisa gänzlich zu vernichten, mit Lucca und Florenz, deren Schaaren in's Pisanische Gebiet einfielen, und mehrere Burgen eroberten. Mit Recht drang Ugolino darauf, daß man mit diesen Staaten Frieden schließen müsse, um alle Kräfte auf den Krieg zu Meere verwenden zu können, da Pisa nur dem Meere seine frühere Größe verdankte, und nur durch das Meer sie wieder erlangen konnte. Aber Florenz, wo die Guelfen herrschten, konnte sich nicht mit Pisa versöhnen, so lange hier die Ghibellinische Partei die Oberhand behielt. Daher bewirkte Ugolino den Uebergang seiner Vaterstadt zu den Guelfen. Hierdurch und durch die Abtretung der schon verlorenen, wenig bedeutenden Schlösser erkaufte Pisa von Florenz den Frieden.

Die Friedensstiftung scheint das Vertrauen seiner Mitbürger zu ihm nur befestiget zu haben, denn nach Ablauf des Jahres, für welches er zum Podesta gewählt worden war, wurde er auf zehn Jahre in dieser Würde bestätigt.

Der Krieg gegen Genua wurde indessen mit aller dem gebeugten Pisa übrig gebliebenen Kraft fortgesetzt, und der Friede auf die erniedrigendsten Bedin-

Theilst du nicht meinen Schmerz, so theilst du keinen,
Und denkst du, was mein Herz mir kund gethan,
Und weinest nicht, wann pflegst du dann zu weinen!

---

gungen, die Genua vorschrieb, verworfen. Selbst als einige Jahre nachher die Genueser zu billigeren Bedingungen geneigt schienen, hintertrieb Ugolino die weitern Verhandlungen, indem er durch Pisanische Freibeuter neue Feindseligkeiten verüben ließ. Hierdurch stellte er sich dem Verdachte bloß, daß er von der Rückkehr der Gefangenen von Genua eine Störung in der fast unumschränkten Macht fürchte, die er erlangt hatte, und daß die Erhaltung dieser Macht ihm mehr werth sei, als das Wohl des Vaterlandes.

Dieser Verdacht ließ Alles, was er vorher gethan, in einem anderen Lichte erscheinen. Was ihm als Unglück verziehen, als Wohlthat gedankt worden war, zeigte sich nun als Verrath, und um so heftiger entglühten der Haß und der Neid, da seine Macht ihn zu Unmaaß und Uebermuth verleitete. Einen Grafen, Anselm von Capraja, soll er aus Furcht vor seiner Popularität haben ermorden lassen. Einer seiner Neffen und ein Neffe des Erzbischofs Ruggieri Ubaldini machten ihm hierüber Vorwürfe. In heftiger Wuth aufbrausend, verwundete er jenen, und ermordete diesen.

Erzbischof Ruggieri, obgleich Haupt der Ghibellinen, war dennoch scheinbar mit Ugolino verbunden gewesen. Auch die Ermordung seines Neffen schien das Einverständniß nicht zu stören. Aber im Stillen

Schon wachten sie, die Stunde kam heran,
Wo man uns sonst die Speise bracht', und jeden
Weht ob des Traumes Unglücksahndung an.

---

verschwor er sich mit andern Ghibellinen, den Lanfranchi, Gualandi und Sismondi, den mächtigen Beherrscher von Pisa zu verderben. Der Verlust jener Seeschlacht, die Verleitung der Stadt zur Partei der Guelfen, und die Abtretung der Schlösser an Florenz wurden dem Volke als Beweise des Verraths gegen sein Vaterland aufgestellt. Die Hindernisse, die er fortwährend dem Frieden mit Genua entgegenstellte, brachten die im Stillen unterhaltene Gährung zum Ausbruche. Die Sturmglocken ertönten. Mit dem Geschrei: Tod dem Tyrannen! tobten die Verschworenen durch die Straßen. Das Volk stand auf, und erstürmte, nach vergeblicher, tapferer Gegenwehr, Ugolino's Burg. Er selbst suchte sich nach Lucca zu retten. Aber mit zweien Söhnen, Uguccione und Brigate und zweien Enkeln, Anselmuccio und Gabbo, wurde er unterwegs eingeholt, und in den Thurm der sieben Straßen geworfen. Neun Monate lang sahen die unglücklichen Gefangenen hier ihrer Befreiung entgegen. Endlich, im Jahre 1289, schloß sich für immer die Thür ihres Kerkers; die Schlüssel wurden in den Arno versenkt. Die ausbleibende Speise verrieth den Unglücklichen, welch' ein Schicksal ihnen bestimmt sei. Ihr lautes Geschrei um Erbarmen erweckte ihnen keinen Retter. Selbst das Flehen Ugolino's um einen Beichtiger blieb unerhört, und Ruggieri's Rache war erst vollständig befriedigt, als er glauben durfte, daß sein

Verriegeln hört' ich unter mir den öden,
Graunvollen Thurm — und in's Geſicht ſah ich
Den Kindern allen ohn' ein Wort zu reden.

Ich weinte nicht, ſo ſtarrt' ich innerlich,
Sie weinten, und Anſelm, mein Kleiner, fragte:
Du blickſt ſo, Vater! ach! was haſt Du, ſprich?

Doch weint' ich nicht, und dieſen Tag lang ſagte
Ich nichts, und nichts die Nacht, bis abermal
Das Morgenlicht der Welt in Oſten tagte.

Als in mein jammervoll Verließ ſein Strahl
Ein wenig fiel, da ſchien es mir, ich fände
Auf vier Geſichtern meins und meine Qual;

Da biß ich mich vor Schmerz in beide Hände
Und jene, wähnend, daß ich es aus Gier
Nach Speiſe thät, erheben ſich behände

Und ſchrie'n: iß uns! denn leiden minder wir!
Wie wir von dir die arme Hüll erhalten,
O ſo entkleid' uns, Vater, auch von ihr.

Da ſucht' ich ihrethalb mich ſtill zu halten;
Stumm blieben wir den Tag, den andern noch.
Und du, o Erde! konnteſt dich nicht ſpalten.

Feind ohne Sacrament zur Hölle gefahren ſei. — Das Gefängniß wurde nach dieſer ſchauderhaften Begebenheit der Hungerthurm genannt.

Als wir den vierten Tag erreicht, da kroch
Mein Gaddo zu mir hin mit leisem Fleh'n:
Was hilfst Du nicht? Mein Vater, hilf mir doch!

Dort starb er, und so hab' ich sie gesehen,
Wie Du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
Jetzt den, jetzt den hinsinken und vergehen.

Schon blind tappt ich dahin, wo jeder lag,
Rief sie drei Tage, seit ihr Blick gebrochen,
Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag."

Wir standen wie festgewurzelt in den Boden, so sehr hatten uns die Verse erschüttert. Unser Improvisatore aber, welcher sich ein Gewissen daraus machte, uns in eine so ernste Stimmung versetzt zu sehen, war nun auch wiederum bemüht, uns zu erheitern. Er lenkte das Gespräch und unsern Weg nun seitwärts vom Hungerthurme nach dem Abendessen hin, und so gelangten wir zu unserer Trattoria del Ussaro am Arno, wo wir uns gewöhnlich am Abend zusammen fanden.

Außer dem Campo santo wurde vornehmlich der Capitelsaal von St. Francesco, in welchem wir die trefflichsten Wandmalereien von einem uns ganz unbekannten Florentiner Meister, Namens Niccolo Petri, fanden, fleißig von uns besucht, und da uns Herr Lasinio die Schlüssel

des Saales überließ, und für Leitern, Tische und Stühle sorgte, gewannen wir hier eine Folge der werthvollsten Durchzeichnungen. Von anderen Kirchen interessirten am meisten St. Catarina und St. Maria della Spina. In die erstere wurden wir durch ein ganz rasendes Pfaffengeplärr verlockt, obwohl dergleichen Musik sonst nichts Anziehendes hat. Vor dem Hauptaltare saßen an funfzig wohlgenährte Prälaten in Schwarz und Violett, einer sogar mit einem Anflug von Cardinal-Purpur. Von den Jüngeren stand einer vor einem Pult, las aus einem lateinischen Missale, und die Anderen stimmten öfter im Chorus ein. Neugierig aber, wie diese Herren sind, war die Aufmerksamkeit mehrerer bald auf uns gerichtet, und als man sah, wie wir die Altarbilder und Inschriften musterten, winkte mir Einer zu, und bezeichnete mir verschiedene Bilder, die ich nicht übersehen möchte. Unter diesen Bildern war mir das interessanteste eine alte, aber wohlerhaltene Tafel in Leimfarbe (tempera) auf Gips- und Goldgrund gemalt von Francesco Traini, den vorzüglichsten Schüler des berühmten Andrea Arcagno (Orgagna) in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Mehr noch, als die Malerei, zog mich die Composition an. In der Mitte des Bildes sitzt der würdige Kirchenvater St. Thomas von Aquino mit einem aufgeschlagenen Buche, in

welchem man die Worte lieſ't: Veritatem meditabitur et guttur meum et labia mea detestabuntur impium. Zu ſeinen Füßen liegen von ihm beſiegt: Arrius, Sabellius und der Araber Averroes, ſeinen Sieg aber ſcheint er vornehmlich den beiden Philoſophen, Platon und Ariſtoteles, zu verdanken, aus deren Schriften goldene Strahlen in ſein Ohr dringen. Durch andere Strahlen ſind dieſe heidniſchen Weltweiſen mit dem heiligen Geiſte verbunden, den Chriſtus, inmitten der vier Evangeliſten in dem oberen Felde des Bildes, über ſeinen Schützling ausgießt.

Die Kleriſei hatte unterdeſſen ihre Litanei geendiget, und der gefällige Frater trat zu uns heran, um uns die Inſchriften des Bildes, die wir bereits abgeſchrieben, nochmals vorzuleſen. Ich konnte mich nicht enthalten, mir Auskunft über die Bücher zu erbitten, welche Platon und Ariſtoteles aufgeſchlagen hatten, und der geiſtliche Knabe wußte mir zu ſagen, daß Platon den Timäus und Ariſtoteles die Ethik in den Händen halte. „Wahrſcheinlich," fragte ich, „ſind dies Bücher, aus denen Ihr ſo eben geleſen und geſungen habt, um Euch auch ſo tapfer gegen die Ketzer vertheidigen zu können, wie St. Thomas?" Da ſah ſich mein junger Theolog vorſichtig um und ſagte: „Niemals, niemals! Wir dürfen keine profanen Schriften leſen, und kürzlich iſt Einer übel ange-

kommen, bei welchem man etwas von Rousseau oder einem anderen Philosophen gefunden hat." Wir machten noch einen Umgang durch die Kirche mit unserem geistlichen Begleiter, unterhielten uns aber mehr mit ihm, als mit den Bildern und Inschriften, die er uns alle mit gleicher Wichtigkeit empfahl.

So oft wir einen Spaziergang längs dem Arno machten, versäumten wir nie, unsern Weg vor einer kleinen gothischen Capelle, Maria della Spina genannt, vorbei zu nehmen, die für das zierlichste Modell gelten kann, welches jemals von einem gothischen Dome gemacht wurde. So klein indessen das Gebäude ist, so unterscheidet man dennoch zwei Abtheilungen desselben, von denen die ältere um das Jahr 1230, die zweite um hundert Jahre später vollendet wurde. In alten Urkunden wird sie Oratorium, auch Oraculum St. Mariae de Ponte novo genannt, erst im Jahre 1433, als dem Kirchlein ein Dorn (spina) aus der Krone des Heilandes verehrt wurde, welchen in den Zeiten der Kreuzzüge ein Pisaner, Paolo Tronci, mitgebracht hatte, erhielt sie den Namen „Maria vom Dorne." Da die Capelle nur klein ist, so konnte auf die Verzierungen, die alle von weißem, cararischem Marmor sind, der größte Fleiß von den besten Meistern jener Zeit (z. B. von Giovanni Pisano) verwendet werden,

und schwerlich dürfte man an irgend einem andern gothischen Gebäude so zierliche Figürchen finden, als an diesem Oratorium. Im Innern zog besonders eine Madonne mit dem Kinde, Marmorstatue von Nino von Pisa, der zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts blühte, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Bildhauer hat hier ein, vielleicht mehr noch für die Malerei sich eignendes Motiv mit Glück angewendet. Die Mutter zeigt dem Kinde eine Rose, welches mit kindlicher Ungeduld danach verlangt, ohne die Dornen zu fürchten, die dazwischen verborgen sind.

Daß wir in St. Sisto einen alten, bemoos'ten Leichenstein mit einer Aufschrift fanden, worauf wir lasen, daß hier der fromme und menschenfreundliche Bonaparte in Gott ruhe, überzeugte uns, daß es mehr als einen Bonaparte in der Welt gegeben, und daß sie auch von verschiedener Natur gewesen sein mögen.

Für die deutsche Geschichte von Interesse war es, daß wir in St. Niccola die Grabschrift des Herzogs Johann von Schwaben (Johannes parricida), der seinen Oheim, den Kaiser Albrecht I. ermordete, fanden, auf welcher der Mörder als „unbescholten von Gemüth und in den Tugenden geprüft" gerühmt wird. Da bekanntlich in der deutschen Geschichte noch immer über den Ort, an welchem Johann starb, Zweifel erhoben werden,

ſo dürfte dieſe Inſchrift von einer entſcheidenden Gültigkeit ſein*).

Um uns eine Ueberſicht der fruchtbaren Umgegend von Piſa zu verſchaffen, erſtiegen wir den ſchiefen Thurm, deſſen Schrägheit auch in der inneren Schneckenwindung, in welcher man hinaufſteigt, ſo empfindlich wird, daß einem ſchwindelt. Bei den letzten Stockwerken hat der Meiſter ſich des Vortheils bedient, die Abweichung von der ſenkrechten Linie wiederum zu mäßigen, und dieſe faſt ganz herzuſtellen. Auf der oberen Galerie genoſſen wir der freieſten Ausſicht über die Stadt, zu den Bergen und zu dem Meere, von dem eine linde Abendluft uns entgegenwehte. Als wir aber gegen den Thurmwart dieſe milde Luft rühmten, nannte er ſie einen diabolo mordente (beißenden Teufel), und zeigte uns, wie aus dem eiſernen Geländer nach der Seeſeite hin, einzelne

*) Mille trecentis [x pi deca?] cum tribus annis defecit juvenis Ducis Austri vita Johannis. Idus decembris obiit hic Pisis tumulatus. Integer animo virtutibus quoque probatus Stirpis regalis fuit ex utroque parente. Pater Salamanca Patribus Burgen. Ser. Ferd. Regis Ungariae et Archid. Austr. ad Cle. VII. P. M. Orator hoc epitaphiu. situ et pulvere obliteratum instaurare fecit. 1528.

Stücke, so groß, als man etwa den Mund aufmachen kann, herausgefressen waren. Eben so sehr war die Marmorbekleidung beschädigt, und wir lernten hier den Feind, der die Fresken im Campo sante zerstörte, in seiner ganzen Gewalt kennen.

Funfzehnter Brief.

Florenz, im September.

Der Weg von Piſa nach Florenz in ſchöner Ebene zwiſchen Oelpflanzungen und Weingärten beträgt nur ſechs Poſten, und wird als Spazierfahrt in acht bis zehn Stunden zurück gelegt. Wir machten ihn mit untergelegten Pferden, indem die Piſaner Vetturine in La Scala, auf der Hälfte des Weges, die Reiſenden einem dortigen Fuhrmann zu übergeben pflegen, ſo daß der Aufenthalt des Fütterns erſpart wird, und die friſchen Pferde uns mit friſchem Muthe nach Florenz bringen.

Wenn bei dem Namen „Rom" uns die geharniſchte Weltgeſchichte ihr Meduſenſchild entgegen hält, daß wir vom gedankenvollen Ernſt, wie verſteinert zurücktreten, ſo klingt dagegen der Name

„Florenz" uns wie die ſüßeſte Muſik, es weht uns wie Orangenduft entgegen, denn die Muſe ſelbſt iſt es, die uns hier mit ihren ſchönſten Kränzen winkt. Schlägt uns nun ſchon bei dem Namen das Herz hoch, um wie viel höher ſchlägt es nicht, wenn wir die Kuppeln der Stadt ſich erheben ſehen, unter deren Bedachung die ewigen Werke der Kunſt der großen Meiſter fortblühen, die Schlöſſer und Palläſte der Mediceer, dahinter die Hügel, auf denen Dante einſam wandelte, in der Ebene der Arno, dem Petrarca ſeine Liebe und ſeine Leiden klagte. Unſer Ferrareſer begrüßte die Stadt mit einer Improviſation, in welcher er ähnliche Gedanken ausſprach, und wir ſtimmten gern in das Gelübde mit ein, daß noch an dieſem Abende die Gläſer mit feurigem Aleatico gefüllt werden, und auf das Wohl della bella Firenze klingen ſollten.

Unſer italiſcher Freund führte uns nicht in das berühmte Schneiderfiſche Hotel d'Angleterre, wohin unſere Adreſſe lautete, denn er hatte mit vollkommenſtem Grunde die größte Scheu vor Wirthshäuſern, die für engliſche Gäſte und für engliſche Beutel eingerichtet ſind. Wir ſind in eine beſcheidenere Locanda, la Fontana genannt, eingezogen, die für uns ſehr günſtig gelegen iſt, da ſie ſich unmittelbar hinter den Uffizien, (den Bilder- und Antiken-Gallerien) befindet, dem

Arno nah, so daß man sogleich den freiesten Spaziergang hat. Kaum waren wir ein wenig eingerichtet, so traten wir unsere Wanderung durch die Stadt an, und die nächste enge Seitenstraße führte uns auf den berühmten großherzoglichen Platz, piazza granducale.

Das deutsche Mittelalter erscheint, wo wir seinen Denkmälern in unserem Vaterlande begegnen, nur als eine zerbrochene Vergangenheit; es liegt in Trümmern umher, und der Geist vom Thurme klagt, daß ihm das Rittermark aus den Knochen geschwunden ist. In Florenz aber, und zumal auf diesem Platze finden wir uns von Denkmälern des Mittelalters, wie von einer lebendigen Gegenwart umgeben. Wenn aber der Palazzo Vecchio mit seinen stolzen Zinnen, felsenfesten Mauern und der hohen Warte uns an den kriegerischen Sinn der Herzöge und an die Kämpfe, welche sie zu bestehen hatten, erinnerte, so riefen uns zugleich die ehrnen und marmornen Statuen, mit denen der Platz, die Stufen des Pallastes und die hoch gewölbte Halle Arcagno's geschmückt sind, den friedlichen Geist der kunstliebenden Mediceer in's Gedächtniß. Was aber diesen Denkmälern ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist, daß ein jedes derselben seine eigne Geschichte, oder, wie man es dem Geiste des Mittelalters angemessen nennen könnte, seine eigenen Abenteuer

hat. Wir riefen uns bei dem Perseus des Benvenuto Cellini, dem Hercules des Bandinelli, bei dem David des Michel Angelo, der Reiterstatue Cosimo I. und dem Raub der Sabinerin des Giovanni da Bologna so manche Scene aus dem Leben dieser Männer zurück, wobei wir immer darauf zurückkamen, daß es zur Einführung in diesen Theil der Florentiner Geschichte keinen besseren Gefährten gebe, als den unbändigen, dennoch aber tüchtigen und genialen Benvenuto, aus dessen eigenhändigem Leben wir am genauesten erfahren, wie es zu seiner Zeit hier zugegangen. Und so findet sich hier für das Andenken an die bewegten Zeiten des Freistaats, an die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, an die Helden und großen Staatsmänner, wie an die Künstler, Dichter und ausgezeichneten Frauen in Geschichtebüchern, Chroniken, Novellen und Gedichten auf eine so befriedigende Weise gesorgt, wie an keinem anderen Orte. Nur dann, wenn wir Florenz aus Machiavelli, Dante, Boccaccio, Petrarca, Sacchetti, Vasari und den anderen Genossen der Blüthenzeit kennen lernten, wird bei jedem Schritt, den wir hier thun, der Geist jener Männer und jener Tage uns umwehen, und nur dann werden wir uns des Glückes bewußt, daß wir in dem schönen Florenz lustwandeln.

Schon dämmerte der Abend, und wir saßen

noch immer auf den Stufen der hochgewölbten Halle des Arcagno, oder, wie sie gewöhnlich genannt wird: loggia dei lanzi (weil vordem die Lanzenknechte daneben ihre Wache hatten), als unser Freund, der Florenz schon von einem früheren Aufenthalt kannte, in Vorschlag brachte, den Domplatz noch zu besuchen. Er führte uns nun geraden Weges durch enge Straßen zu dem zweiten schönen Platze, den Florenz hat, und dem sich, außer dem Domplatze in Pisa, kein anderer irgend einer Stadt vergleichen kann. Hier, wie in Pisa, stehen ebenfalls ein Dom, ein Baptisterium und ein Glockenthurm als drei große selbstständige Gebäude beisammen; nur das Campo santo fehlt hier, allein die Thüren Ghiberti's an dem Baptisterium geben Stoff genug, um Studien für die Kunstgeschichte daran zu machen, eine Aufgabe, deren Bedeutung wir heute schon in der Abenddämmerung erkannten, und über die wir den Aufgang des Morgenroths mit Ungeduld erwarteten.

Um einige Landsleute aufzusuchen, waren wir nach dem schon genannten Hotel d'Angleterre gegangen; wir fanden sie nicht und man bedeutete uns, daß sich der ganze Hausstand nach der Kirche San Spirito begeben habe, um einer feierlichen Seelenmesse für den unlängst verstorbenen Hausherrn, den berühmten Schneiderff beizuwoh-

nen, der, nachdem er sein Hotel durch hinzugekaufte Häuser glänzend und prachtvoll erweitert, sich jetzt mit jenem engen, dunklen Kämmerlein, in welches wir zuletzt Alle einkehren, behelfen mußte.

Bei solchen Seelenmessen soll vornehmlich an die Gluth des Fegefeuers, in welcher die Seelen schmachten müssen, erinnert werden; je reicher die Abgeschiedenen waren, desto größere Flammen erwarten sie, und so hatten die Erben diesmal für eine Gluth gesorgt, daß kein Fürst glänzender könnte gefegefeuert werden. Die große hochgewölbte Kirche war mit Wachskerzen von unten bis oben erleuchtet, alle Wände, Altäre, Capellen und Nischen schimmerten, daß man geblendet wurde, sämmtliche Reliquienschreine waren geöffnet, alle goldpapiernen Heiligen, Engel und Wachspuppen, so wie die denselben verehrten silbernen Herzen und anderes Angebinde war ausgelegt und ausgehängt, und nicht weniger als zehntausend Pfund Kerzen waren zur Erleuchtung verwendet worden. Es war Sonntag, das Volk drängte sich sehr zu, und mir war sehr wohl, als ich Kerzendampf und Volksdunst, Geplärr und Geklingel wieder hinter mir hatte, und von dem freien Platze aus den brillanten Christmarkt — denn nicht anders nahm sich die Kirche aus — von fern betrachten konnte.

Da wir in unſerem Hotel garni nur die Wohnung bedungen hatten, nahmen wir den Caffee, Mittag- und Abendtiſch nach unſerem Gefallen auswärts, fanden uns indeſſen bald am beſten für Caffee und Mittag in der „Stella," für den Abend in der „Luna" bedient, beide in der Straße, welche von dem Platze des Großherzogs nach dem Domplatze führt, ſo daß wir uns weder unſerem Sterne, noch unſerem Monde zuwenden konnten, ohne dieſe ſchönen Plätze zu berühren.

Da mein Bruder Florenz bereits von ſeinem früheren Beſuche genau kannte, und wir außerdem an dem Geſchichtsmaler Herrn Bäſe aus Braunſchweig einen, mit den alten Florentiner Meiſtern durch mehrjährigen Umgang vertrauten, Führer erhielten, ſo ward ſehr bald ein feſter Plan entworfen, nach welchem man die Kunſtwallfahrten von Haus zu Haus, von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar vornehmen wollte. Zuerſt wurde ein allgemeiner Umzug oder giro verabredet, um die Stellen kennen zu lernen, wo ein längeres Verweilen in Beziehung auf die beabſichtigten Studien zu machen ſei.

Unſer erſter Gang war nach der Kirche St. Croce, dem Pantheon von Florenz, in welchem ſich die Denkmäler der berühmteſten Männer älterer und neuerer Zeit befinden. Von außen verräth die unbekleidete rohe Mauer der Hauptfaçade

durchaus nicht, daß wir in dem Innern so großen Reichthum erwarten dürfen. Tritt man herein, so bemerkt man sogleich zu beiden Seiten der Nebenschiffe, die langen Reihen der hier aufgestellten Denkmäler. An diesen Gräbern erfährt man, welche Geister hier umzugehen pflegten, und hier ist es verstattet, die ewig Lebenden bei den Todten zu suchen. Von den Denkmälern macht sich vor allen anderen das dem großen Dante, eben jetzt erst errichtete, geltend, und zwar nicht blos wegen der kolossalen Größe und des Glanzes des Marmors, sondern wegen der angemessenen Ausführung. Auf seinem Grabstein, wie auf einem Throne sitzt der gekrönte Dichter, das Haupt sinnend gesenkt; zu seiner Seite zwei edle, hohe Gestalten, die Poesie und Italien vorstellend. „Onorato altissimo poeta," Worte des Dichters, deren Anwendung auf sich selbst ihm wohl nie in den Sinn kam, stehen mit goldener Schrift darüber. Die Arbeit ist von dem noch lebenden, schon bejahrten Ricci und nähert sich wieder dem einfachen, großartigen Styl, frei von der Manier, die an Canova's Werken so allgemein bewundert wird. Dem Geiste der Florentiner gereicht es zur Ehre, daß sie ein solches Werk als ein Volksdenkmal betrachten, und durch gemeinsame freiwillige Beiträge nach dreimal vergeblich gemachtem Anlaufe endlich zu Stande gebracht, was sie auf

dem Sockel zu bemerken nicht unterlaſſen haben, auf welchem man die Worte lieſ't: **Danti Alighierio Thusci honorarium tumultum, a majoribus ter frustra decretum A. M. D. CCCXXIX feliciter excitarunt.** Dies Denkmal hat ſeine Stelle zwiſchen Michel Angelo's und Alfieri's erhalten, welche beide durch daſſelbe in Schatten geſtellt werden, obſchon das erſtere durch die drei Figuren der Baukunſt, Bildhauerei und Malerei bedeutend erſcheint, das letztere, von der Hand Canova's, ſich ebenfalls bemerklich macht. Hier ſind aber nicht die Monumente, ſondern die Namen der Männer, denen ſie angehören, das vorherrſchend Bedeutungsvolle. Lang verfolgte und im Leben vielfach gekränkte, ſelbſt nach dem Tode noch verletzte, Männer haben hier ihre Ruheſtätte und eine Tafel ihres Ruhms gefunden. Hier ſehen wir das Denkmal Galileo's mit ſeinem Bildniſſe, im Jahre 1737 ihm errichtet, und Machiavelli's Denkmal mit der würdigen Inſchrift: **Tanto nomini nullum par elogium.** (So großen Namen erreicht kein Lob.) Bei den vielen, für die ältere Kunſtgeſchichte höchſt wichtigen Wandmalereien von Giotto, deſſen Zeitgenoſſen und Schülern hielten wir uns nur ſo lang auf, um uns die Capelle aufzuzeichnen, in welcher wir ſpäterhin unſere Studien zu machen gedachten.

Da man nirgends in der bewohnten und

unbewohnten Welt reisen kann, ohne Berlinern, und was noch mehr sagen will, Berlinerinnen zu begegnen, so hatten wir auch hier das Glück, mit einer uns befreundeten Familie aus Berlin zusammen zu treffen, deren Einladung zu einem Besuche des Hauses, in welchem Michel Angelo wohnte, wir mehr der angenehmen Gesellschaft, als des Hauses halber annahmen, von dem Kephalides, den wir freilich schon auf mancher Flüchtigkeit in seiner Reise ertappt hatten, uns erzählt, daß ihm nichts zur Erinnerung an den großen Künstler darin vorgekommen sei *). Wir fanden jedoch zu unserer größten Freude Kephalides Bericht diesmal völlig ungegründet. Das Haus gehört noch gegenwärtig der wohlhabenen Familie Buonarotti, die dasselbe in dem besten Stande erhält, und Fremden sehr gefällig in die, einst von ihrem großen Ahnherrn bewohnten, Zimmer den Zutritt gestattet. Ein kleiner Saal ist mit

---

*) „Wir hatten gehört," schreibt Kephalides Bd. II. S. 249, „das Haus des großen Buonarotti sei zu einer Gemäldesammlung eingerichtet; wir fanden in demselben blos eine ehrliche Florentinische Familie, die darin kochte, briet, und ähnliche bürgerliche und häusliche Geschäfte verrichtete, ohne dieses dreigestaltigen Künstlers besonders zu gedenken."

Oelbildern, Scenen aus Michel Angelo's Leben, dem Meister zu Ehren von dankbaren Schülern gemalt, verziert; ein weiter zurückgelegenes Zimmer hat man mit allen Einrichtungen gelassen, wie es Michel Angelo verließ. Es scheint dies sein Malerstudium gewesen zu sein; Bilder und Handzeichnungen von ihm sind an der Wand befestiget, Tische und Stühle, deren er sich bediente, stehen unverändert, und in den Wandschränken sahen wir seinen Malerapparat, Naturalien und Abgüsse, die wohl in eine sorgfältigere Ordnung gebracht zu werden verdienten, wo es dann freilich nicht, so wie jetzt, vergönnt sein dürfte, sich kleine Andenken aus diesen Sammlungen auszubitten.

Gegen Mittag hatten wir mit anderen Freunden verabredet, uns in dem Pallaste der Uffizien und zwar in der weltberühmten Tribuna einzufinden. Von dem großherzoglichen Platze tritt man unmittelbar unter die, mit Galanterie-Waarenbuden besetzten Arcaden, aus denen man auf breiten, aber dennoch beschwerlichen Stufen in das zweite Stockwerk hinauf zur Bilder- und Antiken-Gallerie steigt. Ein antiker Eber, welcher uns oben als classischer Thürhüter angrunzt, flößt bei dem Eintritt in den Kunsttempel die nöthige Scheu ein; doch kann dieser grimmige Wald-Cerberus nicht für das Sinnbild der fried-

lichen und gefälligen Custoden, Aufseher und Aufwärter gelten, die den Ankömmling, ohne hohle Hände zu machen, in ihre elysäischen Felder einführen. Hier aber ist nicht blos die löbliche Einrichtung getroffen, daß den Aufsehern verboten ist, Geld zu fordern, oder anzunehmen, sondern ein Anschlag in französischer und deutscher Sprache an dem Eingange verbietet ausdrücklich den Fremden, den Custoden, oder Aufsehern Geld für die geleistete Gefälligkeit zu geben. Um uns nicht vorher zu ermüden, oder zu zerstreuen, gingen wir durch die Vorsäle hindurch, ohne hier von Büsten und Bildern uns aufhalten zu lassen, bis wir am Eingange in die Tribune unsern Freund fanden. Auf so engem Raume, wie in diesem kleinen, achteckigen Salen, dessen Fußboden mit Marmor, dessen Decke mit Perlmutter belegt, dessen Wände mit rother Seide bekleidet sind, dürften schwerlich an irgend einem anderen Orte der Welt gleich werthvolle Kunstwerke beisammen gefunden werden; die griechische Sculptur und italienische Malerei haben ihre schönsten Blüthen hierher gesandt, Heidenthum und Christenthum scheinen hier in ihren Kunstwerken um den Preis zu ringen, und, in der That, sie machen uns, wenn wir uns nicht sonst schon entschieden hätten, die Entscheidung schwer. Mögen wir uns aber auch stellen, wie wir wollen, immer ist es die meerentstiegene Göt-

tin, die berühmte Mediceiſche Venus, die zuerſt die Huldigung des Eintretenden in Anſpruch nimmt. In ihr begrüßten wir eine uns wohlbekannte Geſtalt, denn wir ſahen ſie 1814 in Paris in dem, nach ihr genannten, Saale des Pariſer Muſeums, und waren 1815 dort zu ihrer Bedeckung gegenwärtig, als ſie auf hölzernen Schlitten flott gemacht, von ihrem Marmorthrone ſtieg, und nach Florenz zurückſegelte. In ihrer nächſten Umgebung ſahen wir hier den zarten Apoline, den jugendlichen Faun, die beiden Ringer und den Schleifer, der dem Apoll das Meſſer wetzt, um dem thörichten Nebenbuhler das Fell damit über die Ohren zu ziehen; denn dieſe Erklärung ſcheint in jedem Falle zuläſſiger, als die einer Wienerin, welche in dieſer Statue den Shylock aus Shakſpeare's „Kaufmann von Venedig" zu finden glaubte! Haben wir uns nun an dem Anblick dieſer vollendeten Formen göttlicher Schönheit und Ruhe erfreut, ſo wenden wir uns nun auch dem Scheine göttlicher Liebe und göttlichen Lebens zu, wie ſie Rafaels beglückte Hand in zwei Bildern der Madonna mit dem Kinde uns hier entgegenführt. Auch von Michel Angelo, Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci, Tizian, Correggio, Julio Romano hängen Meiſterwerke hier, ja ſelbſt die Niederländer, Rubens, Van Dyk und Johann von Leyden hat man in dies Heiligthum

aufgenommen, allein eben in einem solchen Kreise des Vortrefflichen, was die neuere Kunst vermochte, zeigt sich die Ueberlegenheit des unerreichbaren Sanzio. Gewiß, trät er nicht vor, es würden am wenigsten Tizians lüsterne, und, in völliger Mißkennung der Bedeutung, aus gemeiner Wirklichkeit aufgegriffenen Venus-Weibsbilder gegen die unbefangene Anadyomene des griechischen Künstlers, die aus der Begeisterung so rein, wie aus den Wellen des Meeres hervorging, den Sieg zu Gunsten der Neuern entscheiden. Hätte eine jede dieser Statuen ihren eigenen Tempel, ein jedes dieser Bilder sein eigenes Zimmer, seinen eignen Altar, dann würde man mit Ruhe sich des schönen Genusses erfreuen können, während man jetzt davon berauscht wird. Um uns etwas zu erholen, traten wir in ein Nebenzimmer, allein, wo wär hier eine Stelle, auf der die Augen gleichgültig verweilen könnten! In diesem zweiten Saale, welcher nach dem zweideutigen Geschöpfe griechischer Phantasie, der Saal des Hermaphroditen genannt wird, fanden wir ebenfalls wieder die herrlichsten antiken Statuen, Büsten, Reliefs und Bilder der vortrefflichsten Meister; nur Kunstwerke vom ersten Range sind in diese Säle aufgenommen worden. — Tritt man auf die Corridore hinaus, so ist es nicht anders; in zwei Gängen von 430 Fuß Länge, 12 Fuß

Breite, 20 Fuß Höhe, die durch einen dritten kleineren verbunden ſind, iſt die, den Fenſtern gegenüberſtehende Wand mit Bildern, die jedoch mehr einen kunſtgeſchichtlichen Werth haben, behangen, und der innere Raum mit Antiken beſetzt. Aus dieſen Corridoren führen Thüren in die einzelnen, verſchloſſenen Zimmer und Säle, durch welche täglich unter Führung eines Cuſtoden ein Umgang gehalten wird. Wir ſchloſſen uns an eine Geſellſchaft an, welche ſich der beſonderen Gunſt eines der Directoren erfreute, und machten ſo im gewöhnlichen Durchflug die flüchtige Bekanntſchaft mit den Bronzen, Urnen, Münzen, geſchnittenen Steinen u. ſ. w. Auch verſchiedene Säle mit Bildern werden unter Verſchluß gehalten; namentlich ein Saal mit Bildniſſen der berühmteſten Maler von ihrer eignen Hand, unter denen die Bildniſſe Rafaels, Leonardo's und Michel Angelo's die berühmteſten ſind. Erſt in dem Saale der Niobe gelangten wir wieder zu einem ruhigen Plätzchen, und das zerſtreute Gemüth ſammelte ſich wieder vor dem Bilde dieſer Mater dolorosa der griechiſchen Kunſt, in deren Arme ſich das geängſtete Kind, wie ein Küchlein, das vom Habicht verfolgt wird, flüchtet. Die Aufſtellung der Gruppe iſt trotz der vielen gelehrten Unterſuchungen, die darüber angeſtellt wurden, noch immer in alter Unordnung geblieben, ſo daß

man einen Totaleindruck, wie ihn die, im halben Kreise gut geordnete, Gruppe in den Sälen der Berliner Akademie macht, hier nicht gewinnt. Bei dem Rückwege hielten wir uns noch etwas in dem Saale der altdeutschen Schule auf, und freuten uns, hier manchem ausgewanderten Landsmanne zu begegnen. Hier war es aber nicht blos das Kunst-, sondern auch das Glaubensinteresse, welches in Anspruch genommen wurde, denn nicht wenig waren wir überrascht, unsern guten Martin Luther, Melanchthon und die Reformatoren aus dem kursächsischen Fürstenhause von Lucas Kranachs treuer Hand zu finden, der nach seiner löblichen Weise, damit man auch erfahre, wer diese Männer seien, und welches Verdienst sie sich um Staat und Kirche erworben, in beigeschriebenen Versen die nöthigen Erläuterungen hinzugefügt hat. So fand ich unter Kurfürst Friedrichs von Sachsen Bildniß folgende Reime:

„Friederich bin ich billig genannt,
Schönen Frieden ich erhielt im Land,
Durch große Vernunft, Geduld und Glück,
Wider manch erzböse Tück.
Das Land ich zierte mit Gebäu
Und stift eine hohe Schul' auf's neu,
Zu Wittenbergk im Sachsenland,
In der Welt die ward bekannt,
Denn aus derselb kam Gottes Wort
Und thät groß Ding an jedem Ort,

Das bebſtliche Reich ſtürzt es nieder
Und bracht den rechten Glauben widder
Zum Kaiſer ward erkoren ich
Deß mein Alter beſchweret ſich,
Dafür ich Kaiſer Karl erwelt,
Von dem mir nicht ward Gunſt noch Geld."

Da wir unſern Aufenthalt in Florenz nicht allzuſehr beſchränken wollen, theilen wir uns den Tag immer ſo ein, daß wir die eine Hälfte, mit unſeren Studien beſchäftiget in den Kirchen und Sammlungen, die andere zu Erholung und Vergnügen im Freien zubringen. So machten wir heute Nachmittag einen ſchönen Spaziergang nach dem unmittelbar auf einem Hügel vor der Stadt gelegenen Kloſterhofe St. Miniato da Monte, wo wir jedoch jenen Prior nicht mehr fanden, deſſen Keller und Tafel Sacchetti in ſeinen Novellen ſo ſehr rühmt. Ein wohlgenährter Dominicaner ſeufzte vor uns den Berg hinauf; wir hatten ihn bald eingeholt, und hörten von ihm, daß St. Miniato auch zu den Heiligthümern gehöre, welche die Maladetta Filoſofia della rivoluzione den frommen Vätern entriſſen habe. Sein Geſpräch ergötzte uns eine Zeit lang, da er aber alle fünf Schritte ſtehen blieb, und während der oft wiederholten Ermahnung, die Wunder Gottes zu betrachten, friſchen Athem ſchöpfte, wurde uns ſeine Geſellſchaft beſchwerlich; er bog ſpäter vom Wege

links ab, und wir verfolgten unser Ziel allein. Das beschauliche Leben der Mönche in Italien, welches wir so oft rühmen hören, war, wie ich mich an vielen Stellen, und so auch diesmal, überzeugte, weit mehr nach außen, als nach innen gerichtet, denn eine wohlgelegenere Stelle, um die Stadt und die schöne Ebene zu beschauen, hätten die Gründer des Klosters nicht auswählen können. In der Kirche war es insonderheit eine von Spinello von Arezzo ausgemalte Capelle, welche wir aufzusuchen hatten, und von der wir in unseren Studien ein Mehreres melden werden.

Am Abend besuchten wir das Theater del Cocomero, auf welches wir schon am Tage durch den Komödienzettel aufmerksam gemacht worden waren. Die auf Tafeln geleimten Komödienzettel werden hier, wie in anderen Städten die Laternen, an Leinen befestigt, welche quer über die Straße von einem Hause zum anderen gezogen sind; die Theater-Directoren sorgen dafür, daß dergleichen Tafeln den Vorüberfahrenden in eigentlichster Bedeutung des Wortes in die Augen fallen. Das Stück, welches wir sehen sollten, war nichts geringeres als: „Der junge Werther," Komödie in fünf Acten. Ich erwartete jenes heitre Lustspiel zu finden, welches ich in Paris mit Vergnügen gesehen hatte, fand aber zu meinem geringen Ergötzen ein sehr langweilendes, mo-

ralisches Familienschauspiel, von dem Schlage, wie sie Iffland und Kotzebue für das deutsche Theater geliefert haben, und ich glaube versichern zu können, daß die schwersten Leiden, welche der junge Werther jemals erduldet, diejenigen sind, welche ihm die italienische Bühne zubereitet hat. Das Stück beginnt damit, daß Werther das Haus seines Freundes Albert, dessen Gattin, Lotte, er heftig liebt, verläßt, alle Bedienten und Kammermädchen reden ihm zu, zu bleiben — vergebens, er nimmt seinen Mantelsack und geht. In der zweiten Scene tritt ein alter Abbé, Hofmeister in Werthers Hause, auf, welcher mit der größten Zudringlichkeit Lotten eine Liebeserklärung macht, und, da er von ihr schnöde zurückgewiesen wird, an ihr bittre Rache zu nehmen schwört. Noch während Lotte mit diesem alten Sünder sich herumzankt, meldet das Kammermädchen Werthers heimliche Abreise, Lotte geräth außer sich, sie schickt das Mädchen ihm nach, und Werther läßt sich willig finden. Er kehrt zurück und bittet Lotten fußfällig um Verzeihung. Diesen Moment benutzt der Hofmeister, um Albert, den Gemahl Lottens, in das Zimmer zu führen, und redet ihm ein, daß Werther mit seiner Frau heimlich eine Flucht verabredet hätte. Albert geräth in die höchste Wuth, er verbietet dem Freunde das Haus, und der Hofmeister erhält Auftrag, Lotten unter seiner Auf-

ſicht nach einem entfernten Landgute zu bringen. Werther beſchließt nun, Lottens Unſchuld dadurch zu beweiſen, daß er ſich erſchießen will, und, da das Piſtol verſagen könnte, hat er ſich durch ſeinen Bedienten eine Flaſche vergifteten Wein auf den Tiſch ſtellen laſſen. Schon ruft er das verhängnißvolle Wort: „Lotte! Lotte! ſie ſind geladen!“ als ihm noch zur rechten Zeit einfällt, daß mit dem Piſtolenſchuß Lottens Unſchuld nicht gerettet werde. Er ruft ſich alſo den alten Verleumder, ſetzt ihm die Piſtole auf die Bruſt, und zwingt ihn, einen Brief zu ſchreiben, worin er ſeine Lügen eingeſteht. Werther hat noch etwas in dem Nebenzimmer zu beſorgen, und der alte Abbé läßt ſich unterdeſſen den vergifteten Wein vortrefflich ſchmecken. Jetzt kommt Werther zurück, noch immer entſchloſſen zu ſterben, ſchenkt er ſich ebenfalls ein Glas ein, und erklärt nun dem Abbé ſein Vorhaben. Kaum hört dieſer, daß der Wein vergiftet ſei, ſo geräth er in die heftigſten Krämpfe und bricht in das jämmerlichſte Geſchrei aus. Das ganze Haus läuft zuſammen, man hört mit Entſetzen, was vorgegangen, allein Werthers Bediente tritt vor, und erklärt, daß ſein Herr ihm zwar geheißen, den Wein zu vergiften, daß er jedoch dies hübſch habe bleiben laſſen. Das Stück ſchließt, nachdem der Verleumder fortgeſchickt worden iſt, mit einer allgemeinen Verſöh-

nung. Es wurde in diesem Lustspiele so viel geweint, als vor Zeiten in „Menschenhaß und Reue" in Deutschland, und das sonst so unruhige italienische Publicum war höchst andächtig, und nur der Ruf: „bella sentenza!" unterbrach zuweilen die allgemeine Stille. Von den Schauspielern zeichnete sich der alte Vestris, den ich bereits in andern Stücken gesehen hatte, als Hofmeister vorzüglich aus; er und Signore Marchionetti waren die einzigen wirklich ausgezeichneten Schauspieler dieser Truppe, und damit ist das Publicum zufrieden. Einige andere Personen fanden wir so hölzern, wie sie kaum auf einer deutschen Provinzialbühne geduldet werden würden, wobei ich jedoch bemerken muß, daß diese Truppe hier nicht einheimisch war, sondern nach Turin zu Haus gehörte, wo die italienische Natur etwas derber, als in Florenz zu sein pflegt. Die Aussprache der Schauspieler war jedoch — wo es nicht ausdrücklich zur Rolle gehörte, durchaus frei von allem Provinziellen, zumal von dem unangenehm geschärften Hauch der Florentiner, welche kein ch oder c aussprechen, ohne dasselbe in ein ganz erzwungen klingendes h, welches die italienische Sprache fast gar nicht kennt, umzuwandeln, so daß sie z. B. anstatt: „che cósa vuole?" sagen „he hosa vuole?" Der geborne Florentiner, selbst von feinster Bildung, legt diesen Uebelklang

nicht ab; in Pisa bemerkten wir ihn nicht, in Siena ist der Hauch etwas milder.

Von einigen späteren Theaterbesuchen in Florenz will ich sogleich hier bemerken, daß die zweite Vorstellung, die ich im Cocomero besuchte, nicht ergötzlicher war, als die erste, denn das Stück war von gleichem Schlage, als der junge Werther. Es hieß: „Landermann und der Graf Salm," wiederum als Komödie angekündigt und dennoch nichts weiter als ein moralisches Familienschauspiel, auf welches Schillers berühmtes Wort: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch," seine volle Anwendung fand. — Noch weniger befriedigten mich einige kleinere, aus dem Französischen übertragene Lustspiele, zumal wenn in diesen der alte Vestris fehlte.

Nun gedachten wir uns durch die Oper schadlos zu halten, denn wenn wir auch nicht unser Mailändisches „alla gioja ed al pincer!" wieder zu finden hoffen durften, so hatten wir doch von dem berühmten Theater La Pergola so viel außerhalb gehört, daß ich erwarten durfte, noch ein Mehreres innerhalb zu vernehmen. Es war „la Cenerentola," von Rossini, angekündigt, und unsere gefällige Landsmännin hatte uns in ihre Loge eingeladen, wo wir auf seidenem Sopha, hinter halb aufgezogenen seidenen Gardinen, wie in dem zierlichsten Boudoir saßen. Das Haus ist geräumig,

doch nicht allzu groß, gut erleuchtet und geschmackvoll decorirt. Desto armseliger war es mit der Oper bestellt; wie sehr trat diese Vorstellung hinter jene zurück, die wir auf dem Königstädtischen Theater in Berlin zur Zeit der Sontag und des vortrefflichen Don Magnifico Spitzeder gesehen hatten! Waren aber schon die einzelnen Rollen ganz verwahrlos't, so waren die Chöre gar nicht anzuhören. Da ich mich tief in die Loge zurückgesetzt hatte, um desto ungestörter mich unterhalten zu können, glaubte ich bei dem Eintreten des zweiten Chors im ersten Acte, daß irgend ein Aufstand im Parterre ausgebrochen sei, welcher einen so unanständigen Lärm verursachte, und konnte mich lange nicht überzeugen, daß man hier solches Geschrei für Chorgesang ausgebe. Das Ballet war, im Vergleich zur Oper, die bei weitem bessere Leistung, allein das höchste, was geleistet wurde, war nicht ausdruckvoller schöner Tanz, in welchem die Bewegung irgend einem Gefühle Sprache verliehen hätte, es war die übertriebendste Seiltänzerei. Unsere Gesellschaft wartete das Ende nicht ab, und so verließen auch wir das Opernhaus um Mitternacht mit dem sicheren Versprechen, es — wenigstens der Musik und des Tanzes halber — nicht wieder zu besuchen. Den Heimweg richteten wir gern so ein, daß wir über den Domplatz gingen, denn selbst wenn kein Mondenschein war, saßen

wir gern den drei neben einander stehenden Riesengebäuden gegenüber. Unser Ruheplätzchen war dann in solcher Mitternachtstunde jene berühmte steinerne Bank, il sasso di Dante genannt, an einem Eckhause eingemauert. Zwar hat ein Patrizier, der dem Chor der Kirche gegenüber wohnt, eine Marmortafel vor seiner Thüre mit der Inschrift: „il sasso di Dante" bezeichnen lassen, da man sich aber auf plattem Boden nicht niedersetzen kann, so gilt bei dem Volke jene Bank ohne Inschrift für den eigentlichen Sitz des Dichters.

Ein Paar Regentage nöthigten uns in die Bibliotheken hinein, die man ungern besucht, wenn man nicht einen längeren Aufenthalt zu bestimmten Studien darin machen kann; da wir indessen zuweilen auch in der Tribuna untertreten konnten, so ward hier die Venus victrix Siegerin über den Jupiter pluvius. Das Regenwetter gab außerdem noch Veranlassung, Bekanntschaft mit einem Gewerbzweig der Stadt zu machen, dem wir bei hellem Himmel unsere Aufmerksamkeit nicht in gleichem Grade geschenkt haben würden — mit der Fabrication der Regenschirme. In allen Reisebeschreibungen wird zwar von dem ewigblauen italienischen Himmel so viel erzählt, daß der Italiener selbst gar nicht mehr an Regenwetter glaubt, weshalb er auch keinen Regenschirm, sondern nur einen Sonnenschirm, ombrello, der jedoch den

vollständigen Umfang eines Regendaches hat, trägt. Eine ganze Straße fanden wir mit Werkstätten angefüllt, in welchen Schirme zu dem Preise von 1 bis 10 Thlr. gearbeitet wurden; doch sind auch Niederlagen von alten Schirmen vorhanden, wo der Arme für ein Billiges sich unter Dach bringen kann. Das Gestell der geringeren Sorte wird ganz aus Holz gemacht, der Ueberzug ist ein eigens zubereitetes Wachstuch, welche dem wollenen Zeuge, das so schwer wieder trocknet, sehr vorzuziehen ist. Die Hitze sowohl, als die Armuth, nöthigen die Leute geringen Standes, sehr leicht bekleidet zu gehen, und das Naßwerden wird als Veranlassung zum Fieber gern vermieden, weshalb auch der Aermste sich mit einem Regenschirm zu versehen sucht. Außerdem lebt in den italienischen Städten ein großer Theil der Bevölkerung, wenigstens am Tage, mehr auf den Straßen, als in den Häusern, und so findet man, sobald nur einige Tropfen fallen, sogleich die bunten, wandernden Dächer aufgespannt. Unser italienischer Professor in Berlin hatte das Mitnehmen eines Regenschirms nach Italien für durchaus überflüssig erklärt, allein an Ort und Stelle überzeugten wir uns, daß auch hier zu Lande Sonnenschein und Regen wechselt, und versahen uns mit einem seidenen Schirm von der besten Fabrik.

Sechzehnter Brief.

Florenz, im September.

Es ist doch schön, seinen Geburtstag in Florenz zu feiern! Der 24ste September begann mit dem heitersten Sonnenblick vom blauen Himmel, der uns sogleich aus der engen Zelle heraus lockte, für's erste jedoch nicht weiter, als in das beliebte und belobte Kaffeehaus zum Stern; denn bevor uns dieser Morgenstern nicht aufgegangen, konnten wir den Tag nicht als begonnen betrachten. Von hier aus mußte ich mich nun der Führung meiner Freunde überlassen, die mir ein zweites Frühstück in dem Paradiese zugesagt hatten. Man muß sich in die Gesellschaft von munteren, die Kunst und das Leben mit gleicher Heiterkeit ergreifenden, Künstlern und Kunstfreunden versetzen können, um auf solche scherzhafte Mystificationen, die mit der Einweihung in das wahre Mysterium enden, mit

empfänglichem Sinne einzugehen. Ich wurde in eine Kirche geführt, deren Namen man mir nicht nannte, die frischesten Blumen, Myrten, Oleander und Orangerie waren in reichlichster Fülle von dem Haupteingange zum Hochaltare gestreut, und kaum durfte ich glauben, daß dieser Blumenteppich, welcher zur Begrüßung irgend eines Heiligen ausgebreitet sein mochte, einem Weltkinde, wie unser einem, gelten könne, dagegen sah ich nun wohl, daß es Ernst wurde, als zwei weißgekleidete Knaben in Chorhemden, denen nur die Flügel fehlten, um sie gewiß für Engel zu halten, das neugeborene Kind zutraulich bei den Händen faßten und mir freundlich ankündigten, daß die Leiter zum Paradiese schon zurecht gestellt sei, mir auch bereitwillig ihre Dienste zur Begleitung in die Hölle anboten. Vom Hochaltare wurde seitwärts nach einer Capelle eingelenkt, zu welchem eine Anzahl Stufen hinauf führten. Eine Gitterthür that sich auf und ich wurde nun zu der Himmelsleiter mit dem Bedeuten geführt, nicht eher aufzusehen, als bis ich eine Anzahl Sprossen erstiegen hätte. Schon sah ich unter mir die verklärten Gestalten in feierlichem Zuge, als ich die Augen aufschlug und mich mitten in dem Kreise der Heiligen befand, denen zugleich der für Himmel und Erde gültige Empfehlungsbrief der Schönheit verliehen war. Nachdem ich lange genug in den schönen Regionen ver-

weilt, stieg ich wiederum herab und erfuhr nun, daß ich mich in St. Maria novella und zwar in Arcagno's Paradiese befand. Dieser Meister hatte in dem Campo santo zu Pisa mir über Kraft und Gestalt der alten Frescomaler den ersten Aufschluß gegeben, und sein Werk versetzte mich hier in neues Erstaunen, selbst da, wo nur noch Trümmer übrig sind. Die gegenüber von einem Bruder Arcagno's (?) gemalte Hölle konnte, da die Rückkehr freistand, uns nur auf kurze Zeit aus dem Paradiese entfernen. Nun wußt' ich aber auch, daß für Florenz der liebste Aufenthalt gefunden sei, und noch manche schöne Stunde werden wir in dieser Kirche, welche bekanntlich Michel Angelo seine Braut nannte, zubringen. Auch von ihren anderen Reichthümern lernten wir heute noch mehreres kennen; wir verweilten vor Cimabue's Madonna, die einst im Triumphe in die Kirche getragen wurde, dann vor Ghirlandajo's Leben Maria's, in welchem er berühmte Florentiner Schönheiten seiner Zeit der Nachwelt überliefert hat. In der Capelle degli Spagnuoli wurde unter vielen Gestalten in Simon Martini's Bilde Laura mit dem flammenden Herzen herausgefunden, in der Sagristia einige Reliquienkästchen mit den köstlichsten Bildern Fiesole's aufgesucht, und zuletzt in der Apotheke des Klosters, obwohl uns die frommen Brüder ihre Pomaden und Parfümerien weit

angelegentlicher empfahlen, das von Spinello Aretino ausgemalte Gewölbe zu sehen verlangt; am Schluß der Kunstwanderung jedoch ein stärkendes Magenwasser von den, in solchen Künsten wohlerfahrenen, geistlichen Herren nicht verschmäht.

Um nun nach mehrstündigem Verweilen in der Vergangenheit uns wiederum der heiteren Gegenwart bewußt zu werden, wendeten wir uns nach den Sälen der Akademie der Künste, in welchen die lebenden Künstler eine Ausstellung ihrer neuesten Werke veranlaßt hatten. Der Zeitpunkt, diese neueren und neuesten Arbeiten zu sehen, war freilich nicht zu Gunsten der lebenden Künstler gewählt, denn gegen die Würde, Hoheit und Derbheit der alten Meister kam uns, was wir hier sahen, fad und verblasen vor. Indessen fehlte es dennoch auch hier nicht an angenehmen Erinnerungen an die frühere Zeit; denn unter der zahlreichen Gesellschaft, welche hier sich in buntem Gedränge hin und her bewegte, fanden wir manch bekanntes Gesicht, wenn auch nicht aus Arcagno's Paradiese, doch aus Ghirlandajo's Bildern, und wir freuten uns, zu bemerken, wie treu sich nach so viel Jahrhunderten die Natur ihre schönen Formen zu erhalten wußte, die mehr in einem klugen, sogar witzigen Gesicht, feinem Wuchs und zierlicher Haltung, als in großer Fülle und Rundung bestehen; ein gleiches Festhalten am ursprünglich schönen Ty-

pus konnten wir der neueren Kunst nicht nachrühmen. — Bei den ausgestellten Gemälden hatte man eine sorgfältige Auswahl getroffen, und wir fanden, was uns bei Ausstellungen in Berlin, Dresden und München wohl vorgekommen, wenigstens keine offenbaren Stümpereien. Fast sämmtliche Bilder der Akademiker zeichneten sich durch correcte Zeichnung und reinliches Colorit aus, in keinem war zu verkennen, daß wirklich angeborenes Talent vorhanden sei. Was wir aber gänzlich vermißten, war der tiefere Inhalt und Ernst der Kunstwerke, nirgend war Styl, ja nicht einmal eine eigenthümliche Manier vorhanden; den hiesigen Akademikern gelten noch immer die Caracci als die höchsten und unerreichbarsten Vorbilder.

In einem der Säle der Akademie, in welchen die Ausstellung war, befindet sich die, für die Geschichte der Malerei höchst wichtige Sammlung von Gemälden, wo man in ununterbrochener Reihe den Fortgang dieser Kunst von den byzantinischen Anfängen bis zur Vollendung von Rafaels Zeit aufgestellt findet. Zwar hatten Giov. Angelico da Fiesole, Pietro von Perugia und andere ehrenwerthe Meister das Feld räumen und für die Zeit der Ausstellung den jüngeren Nachfolgern, die sich hier sehen ließen, Platz machen müssen; die Bilder von Cimabue, Giotto, Arcagno und Masaccio hatte man indeß ruhig

hängen laſſen, im Vertrauen, daß dieſe verwitterten Trecentiſten den glänzenden Modernen keinen Abbruch thun würden. Auch ging die Florentiner Geſellſchaft an den alten Bildern vorüber, ohne ſie nur eines Blickes zu würdigen. Um ſo mehr fielen uns zwei Fremde auf, die ſich mit großer Theilnahme jenen alten Tafeln zugewendet hatten und, mit dem Katalog in der Hand, Stück für Stück durchgingen. Obwohl ihre Kleider den Pariſer Zuſchnitt nicht verläugneten, ſo waren mir dennoch die Fremden für Franzoſen zu ernſt und zu ſchweigſam, für Engländer aber, wofür ich den einen, wegen ſeiner gedrungenen Geſtalt, zu nehmen geneigt war, ſchienen ſie mir im Kunſtſaal zu ſtät zu ſein; ich ſchwankte zwiſchen Holland und Nordamerika, und da ich gern über eins der alten Bilder näheren Aufſchluß wünſchte, bat ich mir von einem der Gentlemen den Katalog in zierlichem Franzöſiſch aus. Der Herr war ſehr gefällig, gab mir ſein Buch und machte mich zugleich auf ein Bild noch beſonders aufmerkſam. Da ich, ſo gut er auch das Franzöſiſche ſprach, dennoch bald bemerkte, daß er kein Franzos ſei, zog ich das engliſche Sprachregiſter; wir radebrechten nun etwas in dieſer Sprache, in welcher ich ihn jedoch ſo wenig zu Haus fand, daß mir kein Zweifel übrig blieb, daß er ein Italiener, vielleicht Lombarde oder Piemonteſer ſei. Allein das Ita-

lieniſche wollte noch weniger verfangen, und wie man in einer Sprache, die man ſelbſt noch nicht geläufig ſpricht, am ungeſchickteſten ſich im Geſpräch mit dem benimmt, der nicht mehr davon verſteht, als wir, ſo ging es mir diesmal, und faſt mit einiger Verlegenheit gab ich dem Unbekannten ſein Verzeichniß zurück. Als ich im Zurückgeben mir den Titel des Büchleins noch anſah, um zu erfahren, wo es zu haben ſei, fand ich den Namen E. Arndt darauf geſchrieben. Nun fragte ich ſogleich auf gut deutſch: ob dies der Name des Verfaſſers der Geſchwiſter von Rimini ſei? dies wurde bejaht, wir erinnerten uns flüchtiger Begegnungen in Berlin und freuten uns dieſer unerwarteten Erkennung. Der zweite Gentleman trat nun auch heran und wurde mir als Graf Dyhrn aus Schleſien vorgeſtellt, der Dichter Conradins von Schwaben, mit dem ich ebenfalls ſchon in den angenehmſten literariſchen Berührungen geſtanden hatte. So war die heiterſte und für mich erwünſchteſte Mittagsgeſellſchaft beiſammen, und wenn wir uns in vieler Hinſicht der vorgeſchrittenen Cultur des Bodens zu erfreuen hatten, ſo war der trinkbare, ſich nun ſchon in mehrere feinere Sorten unterſcheidende Wein nicht einer der geringſten Vorzüge, welchen wir Florenz vor Genua und Mailand zugeſtehen mußten.

Für den Nachmittag hatten wir einen Spa-

ziergang nach dem Garten, welchen Dante oft besuchte, verabredet. Dieser Garten liegt am Wege nach Fiesole, ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt, auf dem heitersten Hügel, der ganz mit Weingärten und Olivenpflanzungen bedeckt ist. Der Weingarten ist jetzt Privatbesitz, doch wird dem Fremden der Zutritt gestattet, und von dem Balcon des Gartenhauses genossen wir die herrlichste Aussicht über die Stadt mit ihren Kirchen, Thürmen, Palläſten und Brücken, und über die von dem Arno durchströmte, unabsehbare Ebene, in welcher Villen, Dörfer, Städte so dicht beisammen liegen, daß man eine einzige Stadt zu sehen glaubt. Von dieser Stelle mag Meister Ludwig die Gegend überschaut haben, als er die Verse niederschrieb, in denen er ausruft: „Wenn diese zerstreuten Palläſte in den Ring einer einzigen Mauer gefaßt wären, dann würden dir, Florenz, nicht zwei Rome gleichkommen *)."

Zum Andenken Dante's, welcher von hier aus so manchen Florentiner in die Hölle schickte,

---

*) A veder pien di tante ville i colli
Par che il terreu ve le germogli, come
Vermene germogliar suole e rompolli
Se dentro a un mur sotto un medesmo nome
Fusser raccolti i tuoi palagi sparsi,
Non ti sarian pareggiar due Rome!

hat der gegenwärtige Beſitzer folgende Inſchrift an dem Gartenhauſe angebracht:

„Dante Alighierio, nondum ex patria extorri, suburbana haec rura cum Musis peragranti, Monumentum posuit Adrianus Pinsantius A. 1822 *).“ Unter ſchattigen Oelbäumen gelagert, von Orangenblüthen umduftet, die ſchwellenden Trauben zur Seite, überſchauten wir die herrliche Landſchaft; das laute Geſpräch ſchweigt, ein Jeder führt ſeine Gedanken durch die Gegend, und das Sprichwort, welches man ſonſt wohl am langweilenden Theetiſch zu hören pflegt: daß ein Engel vorüberfliege, wenn Alle ſchweigen, fand hier Anwendung und Glauben. Die Freunde hatten mich mit meiner Schreibtafel beſchäftigt geſehen, ſie vermutheten ſo etwas von einer Selbſtgratulation, und ich theilte willig mit, was ich eben aufgeſchrieben hatte:

Am 24ſten September bei Florenz auf Dante's Garten.

Bin ich doch wie neugeboren
Heut' an dieſem frohen Tag,

*) Dem aus dem Vaterlande noch nicht vertriebenen Dante Alighieri, welcher dieſe vorſtädtiſche Flur mit den Muſen durchwanderte, hat dies Denkmal geſetzt Adrian Pinſanti i. J. 1822.

Wo ich mir ein Thal erkohren,
Das nie ſchöner vor mir lag.
Von der Abendſonne Gluthen
Röthet ſich der Hügel Kranz,
Und des Arno gelbe Fluthen
Spielen hin im leichten Tanz.

Wie aus grünen Meereswogen
Taucht die ſchöne Stadt hervor,
Kuppel, Thürme, Pforten, Bogen,
Heben ſchimmernd ſich empor.
In der Lüfte leiſen Wellen
Zittert der Olivenhain,
Und die dunklen Trauben ſchwellen
Zu dem Fenſter voll herein.

Aber hier an dieſer Stelle
Saß der Sänger ſtill und ſann,
Dem ſich einſt die Nacht der Hölle
Und der Himmel aufgethan.
Aus der Ferne ſeinem Rufe
Folgt' ich oft durch Nacht und Grau'n,
Dann von Stufe ging's zu Stufe
In des Paradieſes Au'n.

Und in unſ'rem kanten Kreiſe
Ward es ſtill mit einem Mal,
Und wir hörten lind und leiſe
Flog ein Engel durch das Thal.
Laura, deine ſtillen Grüße
Haſt du deinem Freund geſandt,
Wie ich liebend dich umſchließe,
Hab' ich wohl dein Bild erkannt! —

Wir saßen noch ein Weilchen beisammen, als unsere Stille auf die heiterste Weise unterbrochen wurde. Der Ferrareser Freund, den wir schon im Verdacht hatten, daß er von einem schwarzen Lockenköpfchen, welches zuweilen hinter den Gardinen sichtbar wurde, sich habe verlocken lassen, kam seitwärts vom Hügel herab, die Brieftasche in der Hand. An seiner krausen Stirn und an dem stillen parlando, mit welchem er sich näherte, konnten wir merken, daß wir eine Improvisation zu erwarten hatten; ohne sich auf unsere scherzhaften Fragen einzulassen, richtete er mit ernstem Pathos an mich die folgenden Verse:

Gia troppo ebbe di pioggie omai la terra;
Alfin risurge il giorno
Non di vapor coverto,
Alfin di luce adorno
A Te si mostra il sol:

L' Ital Cielo nel suo bel Tu scorgi
E nel Tuo di natale
Dai bei colli Toscani
Un' auretta vitale
Leggera muove il vol.

Peregrinando nell antiche scuole,
Delle bell' arti, o Amico
Ti vengo al fianco e Teco
Ammiro, o Federico,
Il bei che l'arti oprar;

Ah! perche mai movendo ad altre piaggie
Vado da Te lontano,
Mentre Tu andrai pensoso
All colle Vaticano,
Di Piero al sommo altar?

Visitando i palagj e gli archi e i Tempii
Teco verra la mente,
E ancor da Te diviso,
A te sarò presente
Nel tacito pensier

Ed al rivvederti in altri lidi un giorno
Nel abbracciarti ancora
Quanto mai fia soave
Su questa core allora
La foga del piacer! —

Wir zogen über die im Golde der Abendſonne glänzenden Hügel bergab der Porta St. Gallo zu. Beim ſpäten Nachhauſegehen wandelte uns, als wir am Kay des Arno entlang gingen, eine unbeſtimmte Sehnſucht an, welche von unſerem Improviſatore ſogleich für „il male del lunatico,“ oder Mondſucht erklärt wurde. Da ſich nun nicht einmal das erſte Viertel, viel weniger die volle Scheibe am Himmel blicken ließ, mußten wir dies ſchöne Geſtirn in der wohlbekannten Straße am Domplatze aufſuchen, wo wir in den wohlerleuchteten Räumen der Luna bei einigen

Flaschen des vino santo, eines dem Malaga ähnlichen Weines, unser Verlangen stillten. — Unterdessen hatte nun auch der Himmel sein Mondschild ausgehängt und führte uns glücklich über den großherzoglichen Platz zwischen David und Persens hindurch, ohne daß wir zwischen dem alten Testamente und dem alten Heidenthume schwankend verweilten, geraden Weges und festen Schrittes glücklich hindurch zu unserer stillen Fontana.

Da ich nach solchem Feste mich in Florenz als einen Eingeborenen betrachten darf, so wird es mir nicht schwer, mich hier wie zu Haus zu befinden. Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß uns der Aufenthalt in dieser schönen Stadt noch besonders annehmlich gemacht wurde durch die freundliche Aufnahme, welche wir in dem Hause des königlichen Minister-Residenten, Herrn Baron von Martens, gefunden haben. Er bewohnt einen, von Rafael gebauten Pallast in der via larga, dessen vortreffliche Anlage und Einrichtung den Geist des Künstlers verrieth, der ihn schuf, wie den Geist der Wirthin, die hier ordnend waltete. Ist man in dem Hofe vorgefahren, so tritt man zuerst in eine mit Orangerie und andern hohen Bäumen und Gewächsen ausgestellte Loggia oder Vorhalle, die Treppen sind ebenfalls mit Orangen besetzt, und die breiten Marmorstufen führen zu dem geräumigen Vorsaal. In dem nächstfol-

genden Audienz- und Gesellschaftssaal erinnern sogleich die Büsten des Königs und des Kronprinzen, so wie die Reliefs von Blüchers Standbilde in Berlin, daß wir uns hier auf vaterländischem Gebiet befinden. Auf dem rechten Flügel liegen die Zimmer der Frau Baronin; ihr Vorsal und ihre Wohnzimmer sind ebenfalls mit manchen vaterländischen Erinnerungen ausgeschmückt, doch haben auch italienische Kunstschätze bereits hier eine würdige Stelle gefunden. Aus einem der Zimmer tritt man auf einen, in der Verlängerung des Hauses aufgeführten Altan, der geräumig genug ist, um für einen kleinen Garten zu gelten. Wer aber eine freiere Aussicht und mehr Schatten sucht, als er ihn hier oben zwischen den zierlich aufgestellten Blumentöpfen findet, steigt auf steinernen Stufen in den Garten, in welchem der hochstämmige Lorbeer und die breitblätterige Platane uns in ihre kühlen Gänge aufnehmen.

Was Frankreich und Italien mit vereinten Kräften in der Kochkunst vermögen, erfuhren wir bei den Diners des Herrn von Martens, wobei wir außerdem Gelegenheit hatten, die erste Gesellschaft von Florenz kennen zu lernen. Unter den fürstlichen Personen, die wir hier sahen, zog der Prinz Borghese unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich. Obwohl von überstarkem, der Bewegung schwer zugänglichem Körper, erheiterte er dennoch

durch seinen Witz und guten Humor die Gesellschaft, so daß er mich oft an den tapfern Ritter Sir John erinnerte. — Die Abendgesellschaften im Hôtel des Gesandten wurden durch Musik belebt; von allem Schönen aber, was wir hörten, blieben die deutschen Wanderlieder von Uhland und Kreuzer, welche Frau von Martens, obwohl eine geborene Französin, mit innigem, tiefgefühltem Ausdruck vortrug, auf der weiteren Wanderschaft treue Begleiter.

Siebzehnter Brief.

Florenz, im September.

Das, was man das öffentliche Leben in den italieniſchen Städten zu nennen pflegt, lernten wir zuerſt in Florenz in beſonderer Eigenthümlichkeit kennen. Der Italiener ergötzt ſich vornehmlich an jeder Art von Schauſpiel und Spectakel; für den Reicheren und ſelbſt für den wenig Bemittelten iſt in den Theatern geſorgt; der Tagelöhner, der Eckenſteher und was ſonſt für Volk ſich arbeit- und geſchäftlos auf den Straßen umher treibt, findet auf Märkten und Straßen ſeine Komödie. In Florenz iſt der großherzogliche Platz als teatro diurno anzuſehen, auf welchem den ganzen Tag irgend ein Schauſpiel, gewöhnlich ſogar mehrere zugleich, gegeben werden. Der Verkauf von Fiſchen, Gemüſen und anderen Lebensbedürfniſſen iſt in enge, ſchmutzige Straßen verlegt, damit die Volksſchauſpieler auf den größeren Plätzen

immer einen ungestörten Raum finden. Vorzüglich geeignet zu Vorstellungen jeder Art ist der ebengenannte großherzogliche Platz, da er in dem belebtesten Theile der Stadt liegt und mit so wohl gefugten, durch den Gebrauch abgeschliffenen Steinplatten belegt ist, daß er sich zum Tanzplatz und zur Bühne vortrefflich eignet. Schon früh mit Tagesanbruch schmetterte eine heisere Trompete in Gesellschaft einer Trommel, die so hohl klang, wie der nüchterne Magen des armen Teufels, der sie schlug, an unser Ohr, und ein Bajazzo rief von einem hölzernen Lehnstuhle herab die Künste aus, welche hier producirt werden sollten. Zwei phantastisch, aber sehr schmutzig gekleidete Kinder breiten einen Teppich aus, auf welchem es schwer hält, für die zwölf, muthmaßlich alabasternen Eier noch undurchlöcherte Stellen zu finden. Während diese mit verbundenen Augen, das Tambourin in der Hand, ihren Tanz beginnen, hat ein erwachsenes Frauenzimmer, als Sultanin gekleidet, in Stoffe, deren Farbe sich nicht mehr genau bestimmen läßt, einen Tisch erstiegen und führt nun verschiedene salti mortali aus. Der Bajazzo sucht die Gesellschaft mit falschen Sprüngen und unsauberen Witzen zu unterhalten und festzuhalten, denn schon wird es auf einem anderen Punkte des Platzes lebhaft. „Il Signor Ciarletano!“ ruft Einer dem Anderen zu, die Seiltänzergesellschaft wird

verlassen, doch hat Bajazzo, der die Nebensonne am fernen Horizonte schon vor ihrem Aufgange entdeckte, in seinen Filz einige ihm zugeworfene Crazien *) gesammelt; für das Frühstück der Gesellschaft ist gesorgt; Mittagbrod ist nicht üblich, und bis zum Abend findet sich schon wieder eine kleine Einnahme. Der Ciarletano mit dreieckigem Hute, den Degen an der Seite, reitet auf einem Pferde, dessen hervorstehendes Knochengebäu selbst unter der Draperie, mit der es reichlich behangen ist, sich bemerkbar macht. Er grüßt mit fürstlicher Herablassung, zupft den großen Busenstreif aus der gallonirten Weste heraus und nimmt eine Prise aus einer Dose, die ein lebendiger Skorpion mit zappelnden Füßen zu sein scheint. Die Redekunst ist in Italien eine so gemeine Kunst, daß sie sich auf ihre Cicero's und Hortensiusse eben nichts Großes einbilden, da ein jeder Bettler, ein jedes Höckerweib Beredtsamkeit im vollsten Sinne des Wortes besitzt; die merkwürdigsten Muster, die mir jedoch vorgekommen, sind diese Straßen-Doctoren. Schon in Genua hatten wir eine interessante Bekanntschaft dieser Art gemacht; der Florentiner war eine bei weitem komischere Maske, und wir drängten uns unter den Vordersten an ihn heran. Bei der Statue des großen Cosimo

*) Kleine Silbermünze im Florentinischen.

hielt er still, verneigte sich und rief der Menge zu: „Wer kann wohl diesen edlen Fürsten sehen, ohne sich zu bestreben, es ihm in allen seinen Tugenden gleich zu thun! Denn wer wünschte nicht, wie er, sich den Namen eines Vaters des Vaterlandes zu verdienen! Ist es aber auch nicht möglich, uns an Heldenmuth und Tapferkeit ihm gleich zu stellen, so wollen wir es uns zum wenigsten angelegen sein lassen, in einer Tugend nicht zurück zu bleiben in der Sorge für das öffentliche Wohl. Seit vielen Jahren kennt Ihr mich und wißt, was ich für Euer Wohl; für das Wohl Eurer Väter und Eurer Kinder gethan habe, und so findet Ihr mich auch heute zu Euerm Dienste bereit. Wer irgend einer Hülfe bedarf, der trete näher, Florenz kennt mich, Florenz bewundert mich und dies genügt mir. Macht Platz, Ihr guten Leute, dort jener arme Teufel will geheilt sein!" Die Menge gab Raum, ein Bauer macht seine ehrerbietigste Referenz, von seiner Rede können wir jedoch nichts vernehmen, da er in seinen offnen Mund einige Finger tief hinein hält. Der Wunderdoctor weiß aber sogleich, auf welchem Wege hier zu helfen sei. Er langt eine Zange aus der Seitentasche hervor, dreht den Bauer, als wollte er ihm das Genick brechen, den Kopf und drückt ihn gegen den Sattel fest, sieht ihn in den aufgerissenen Mund, setzt die Zange an und im Nu zeigt er

der Menge triumphirend den glücklich herausgeriſſenen Zahn. Dieſe Operation aus dem Steigreife weckt Vertrauen; Dienſtmädchen, Männer und Frauen drängen ſich heran, man hebt ſogar einen Knaben auf das Pferd zu ihm hinauf, und eh' eine halbe Stunde vergangen war, hatte er ſieben oder acht Zähne glücklich ausgezogen. Außerdem vertheilte er, eben ſo wie jener, den wir in Genua ſahen, allerhand Medicamente und machte eine gute Einnahme. Allein auch ihm blieb das Publicum nicht treu. Schon einige Mal hatte nicht weit von ihm ein Ausrufer vergebliche Verſuche gemacht, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, doch wollte es ihm nicht gelingen. Jetzt hatte er ſich einen Gehülfen geholt, beide geriethen in einen heftigen Wortwechſel, zuletzt in ein Handgemenge, welches damit endete, daß der Zweite den Erſteren niederwarf und mit der Drohung, ihn zu ermorden, am Boden feſthielt. Dieſer ſchrie nun: „ajuta! ajuta!“ die Menge war ſogleich um die Kämpfer verſammelt, und der Sieger, welcher aufgeſtanden war und dem Beſiegten den Fuß auf das Genick ſetzte, erklärte jetzt den Umſtehenden, daß es in ganz Italien keinen Profeſſore oder Improviſatore gäb, welcher ſo ſchöne und fromme Geſchichten zu erzählen verſtände, als dieſer, ſein guter Freund Pietro; nun habe er ihm längſt verſprochen, eine ſehr ſchöne und fürchterliche Geſchichte von einem

Spieler, welcher sich dem Teufel verschrieben, dann aber von der heiligen Mutter Gottes erlöst worden sei, zu erzählen, habe jedoch immer nicht Wort gehalten. Diesmal aber werde er ihn nicht loslassen, bis er diese schöne und erbauliche Geschichte erzählt habe. Der Besiegte gab nun gute Worte, versprach die Erzählung und erhielt jetzt seine Freiheit. Es hatte sich nach und nach ein Kreis von wenigstens zweihundert Personen aus allerlei Ständen, um diese verabredete Schlägerei versammelt, und der Erzähler, ein schwarzes, seit vier Wochen nicht rasirtes, verteufeltes Gesicht, in lumpigter Bauernkleidung, begann endlich, nachdem er noch hundert Ausflüchte versucht hatte, seine Erzählung, welche er ankündigte als ein „Miracolo operato da Maria S. S. del Rosario verso di un giuocatore che pel giuoco diede l' anima sua e quella della moglie al Demonio e furono da Maria liberati." — Er bat die verehrtesten und ehrenwerthesten Zuhörer um Nachsicht, da er nur, um den fürchterlichen Verfolgungen seines Feindes zu entgehen, sich zur Erzählung entschlossen habe, zugleich forderte er seinen Gesellschafter auf, ihm doch bei diesem bedenklichen Geschäft einigen Beistand zu leisten. — Wie Erzählungen dieser Art, so fing auch die seine an: „Es war einmal in Catance ein ganz desperater Mann, der schon von Außen ein schlimmes Ansehen hatte." Er gab nun das

Portrait eines abgefeimten Spitzbuben, und sah Stück für Stück der einzelnen Züge seinem Gehülfen ab, von dem er gleichsam eine Personbeschreibung gab, wie sie in Steckbriefen üblich ist. Dies veranlaßte manche lustige Unterbrechung, neue Zänkerei, und Schimpfreden, worin beide Meister waren. Immer wußte jedoch der Erzähler den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen, und mit vieler Lebhaftigkeit die Verzweiflung eines Spielers zu schildern, der, nachdem er Alles durchgebracht hat, zur Nacht in den Wald hinausreitet, um zu sehen, ob es nicht irgendwo einen Schatz zu heben gebe. „Und wer meinst Du wohl," fragte er den Gesellschafter, „trat ihm hier entgegen?" — „Nun?" wiederholte dieser, „und wer trat ihm entgegen?" — „Il diavolo!" brüllte ihm das schwarze Gesicht entgegen. Dabei hatte er mit einem Druck seinem Hute zwei Hörner angedreht, packte den Anderen und balgte sich auf's Neue mit ihm umher. Es folgte jetzt eine vollständige Scene aus dem Faust; ein Pact wurde abgeschlossen, eine Unterschrift verlangt, und da keine Feder und Tinte zur Hand war, mit dem Degen der Arm blutig geritzt und das Pergament unterzeichnet. Der Teufel wollte sich jedoch nicht blos mit der Seele des Mannes begnügen, sondern verlangte auch noch als Zugabe die seiner Frau, und zwar

in Persona. Der Spieler sagt es zu, bringt auch am anderen Tage seine Frau zur Stelle; diese aber bittet um Erlaubniß, bevor sie tiefer in den Wald mitgehe, seitwärts in eine verfallene Capelle treten zu dürfen, um zur heiligen Jungfrau zu beten. Santa Maria merkt das Complot, läßt die Frau in tiefen Schlaf sinken, nimmt ihre Gestalt an, und tritt heraus. Der Teufel spürt sogleich die verkappte Madonna, die ihm der Spieler als seine Frau vorstellt; er zieht mit großem Geschrei in den Lüften davon, der Spieler aber und seine Frau werden von der heiligen Mutter Gottes zu Gnaden aufgenommen, und mit einem e viva Santissima Nostra Donna Maria! schloß die Erzählung. Zum Beweise aber, daß die Begebenheit sich wahrhaftig zugetragen, händigte der Erzähler einem jeden Zuhörer einen Abdruck dieser Geschichte in Reimen ein, und bot zugleich, noch immer die Teufelsmütze auf dem Kopfe, Rosenkränze zum Kauf aus, welche in jener Capelle geweiht sein sollten. Der Mann hielt einen guten Markt und zog vergnügt weiter.

Aehnliche Schauspiele gibt es auf diesem Platze vom frühen Morgen bis am Abend spät, und es hält oft schwer genug, sich von solchen Possenspielen loszumachen, um den ernsteren Studien nachzugehen. Auch kehrten nicht immer dieselben Personagen wieder, immer fand man an-

dere Spieler und andere Zuschauer. Unter den komischen Figuren muß ich noch eines Marionettenspielers gedenken, der seine Bühne in dem engen Gäßchen zur Seite der Loggia bei Lanzi aufgeschlagen hatte, wozu er von einem Gerüste herab einlud. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, hielt er nicht nur mit einer durchdringenden Stimme lebhafte Reden, sondern trug diese melodramatisch vor, indem er sie mit einer Violine begleitete, während ein kleines Mädchen die Baßgeige dazu spielte. Bei diesem Redner fiel es mir wiederum auf, welch ein angebornes Rednertalent die italienische Nation besitzt. Dieser Mann hielt Reden, welche Alles erfüllten, was man nur von Wohlredenheit verlangen kann, und selbst eine natürliche Logik war nicht zu verkennen. Gewöhnlich begann er mit einem allgemeinen Satze, ging dann auf das Besondere über, und kam zuletzt gewöhnlich mit einem witzigen Einfall auf sich selbst und seine Kunst zu sprechen. Anaphora, Antithesis, Klymax, und was uns sonst aus Cicero und Quinctilian in den Schulen für Redefiguren gelehrt werden, standen diesem Redner wie von selbst zu Gebote.

Florenz ist so reich an schönen Spaziergängen, daß wir fast jeden Nachmittag einen anderen wählen können, und alle sind der Stadt so nahgelegen, daß man bis zu Sonnenuntergang dort

verweilen kann, und doch immer noch das Thor in der Dämmerung erreicht. Am beſuchteſten ſind „le Cascine,“ welche ihren Namen von den, vom Großherzog Leopold zu Ende des vorigen Jahrhunderts angelegten Meiereien haben. Unmittelbar vor der Porta al Prato ſind Alleen gepflanzt, und am Arno findet man Gehölz und Gebüſch mit Wegen für Fußgänger durchſchnitten. Wie in dem Wiener Prater hält ſich die Geſellſchaft faſt allein in der großen Hauptallee auf, welche als Corſo benutzt wird. Wir fanden die Equipagen weder ſo zahlreich, noch ſo glänzend wie in Mailand, zogen es auch gewöhnlich vor, die ſeitwärts gelegenen Spaziergänge zu beſuchen. Eine weitere Ausflucht führte mich heute früh mit zwei jungen Venezianer Studenten, deren Bekanntſchaft ich ſeit einigen Tagen gemacht habe, nach Fieſole, wohin man eine gute Stunde immer aufwärts auf einen Hügel, der zuletzt ſehr ſteil wird, ſteigen muß. Für alle Mühſeligkeit wird man hinlänglich durch die ſchöne Ausſicht über das Thal des Arno und die Ebene von Florenz und all die reichbekränzten Hügel belohnt. Die geldgierige, oder auch bedürftige Geiſtlichkeit hat die ſchönen Bilder des Giovanni da Fieſole aus ſämmtlichen Kirchen bis auf den letzten Span verkauft. Als ich einen dieſer feiſten Schwarzröcke, welche hier unbeſchäftigt in den Kaffeehäuſern herumliegen,

und mit Frauen und Mädchen ſich ganz dreiſte Huſarenſpäße erlauben, fragte: ob es hier nicht noch Bilder von Fra Giovanni Angelico gebe? erhielt ich zur Antwort: dieſe nicht, aber einige alte Mauern von der Zeit der Römer her; eine Antwort, die mir noch unpaſſender ſchien, als wenn man von einer jungen Dame auf die Frage: ſprechen ſie Italieniſch? zur Antwort erhält: Nein, aber mein Bruder ſpielt Violine. — Im Herabſteigen beſuchten wir die uns empfohlenen römiſchen Mauern, die wir jedoch für noch älteres Bauwerk halten mußten, da die großen Werkſtücke wie bei cyklopiſchen Mauern über einander gethürmt ſind.

Obwohl es voreilig ſein dürfte, aus einer ſo kurzen Bekanntſchaft den Charakter des Einzelnen zu beurtheilen, oder wohl gar einen Schluß auf die ganze Nation zu machen, ſo kann ich mich dennoch nicht enthalten, einige Bemerkungen zu Gunſten meiner jungen Venezianer hier einzuſchalten, aus denen vielleicht Schlüſſe auf die Geſammtheit ihrer Landsleute zu machen ſein dürften. Die öſtreichiſche Regierung läßt es ſich allen Ernſtes angelegen ſein, in dem lombardiſchen Königreich für eine tüchtige Schulbildung zu ſorgen; auch die Einrichtungen auf den Univerſitäten ſind, wenn ſie auch nicht des Ruhms beſonderer Liberalität ſich erfreuen, doch ſo, daß die Studenten nicht blos etwas

lernen können, sondern auch etwas lernen müssen. Die jungen Venezianer hatten ihre juristischen Studien absolvirt, und da sechs Universitätsjahre hierzu erforderlich sind, so fehlt es den jungen Leuten nicht an Gelegenheit, sich auch in den Wissenschaften, welche nicht unmittelbar zur Jurisprudenz gehören, umzuthun. Dadurch aber, daß es hier ziemlich ernst und streng mit der Wissenschaft genommen wird, kommt zugleich ein gewisser Ernst in die jungen Leute, wodurch die Studenten der lombardischen Universitäten sich sehr bestimmt von denen der übrigen italienischen wissenschaftlichen Anstalten, welche mehr das Gepräge französischer Leichtfertigkeit tragen, unterscheiden. Dieser Ernst der Lebensansichten wird von dem Lombarden auch auf die Politik übergetragen, und während der Römer und der Neapolitaner mit dem Patriotismus nur äußerliche Schönthuerei und Großprahlerei treiben, ist es dem Mailänder und Venezianer tiefer, bitterer Ernst damit. Meine jungen Begleiter hörten mit Vergnügen von den Einrichtungen unserer Universitäten, und wollten es kaum glauben, daß unsere Regierung zu wissenschaftlichen Reisen in das Ausland aufmuntere und sie unterstützt, während den Italienern nicht einmal vergönnt ist, ihr eignes Vaterland kennen zu lernen. Mit größester Mühe hatten diese beiden jungen Grafen einen Paß auf zwei Monate

erhalten, nur bis nach Rom hatte man ihnen Urlaub ertheilt, und ihnen ſtreng die Päſſe nach Neapel verweigert. Wenn mir irgend etwas den Aufenthalt in dieſem glücklichen Lande getrübt hat, ſo war es die Ueberzeugung, die ich an vielen Orten gewann, daß gerade die edelſten Gemüther ſich über den politiſchen und kirchlichen Zuſtand ihres Landes auf das Tiefſte verletzt fühlen. Als ich beim Herabſteigen durch die duftenden Olivengehege und Weingärten meinen jungen Freunden ihren Unmuth verwies, daß ſie mir nicht von einer infelicissima Italia und desolata patria ſprechen ſollten, ihnen den Reichthum und die Schönheit ihres Vaterlandes und die großen Erinnerungen, die uns auf dieſem claſſiſchen Boden umgaben, rühmte, faßte der Eine mich feſt bei der Hand, ſah mich mit prüfendem Blick an, ob ich es wohl auch redlich meine, und mit feuchtem Auge über das geſegnete Arnothal hinblickend, recitirte er folgendes Sonett:

Italia, o tu, cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza ond' hai
Funesta dote d' infiniti guai
Che in fronte scritti per gran doglia porte

Deh fossi tu men bella, o almen piu forte,
Onde assai più ti paventasse, o assai
T' amasse men, chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga è pur ti sfida a morte.

Ch' or giù d' all Alpi io non vedrei torrenti
Scender d' armati, nè di sangue tinta
Bever l' onda del Pò Tedeschi armenti:

Nè de vedrei del non tuo ferro cinta
Pugnar col braccio di stranieri genti
Per servir sempre o vincitrice, o vinta!

Stimmen uns die Ausbrüche solcher, sonst zurückgehaltenen, Leidenschaftlichkeit für einige Zeit bedenklich und wohl gar traurig, so gehören dennoch solche Momente zu den werthvollsten Erinnerungen; denn wie sollte uns nicht dies schöne Land werther durch die Ueberzeugung werden, daß es nicht blos mit einem heiteren Himmel und mit allen Reizen der Erde geschmückt ist, sondern daß auch edle Herzen hier schlagen, denen der äußere Glanz der Natur nicht Ersatz geben kann für den Verlust der höchsten Güter des Geistes, die sie entbehren.

Im Innern der Stadt ist der Garten Boboli die großartigste Anlage; er gehört zu dem Pallast Pitti, jetzt Residenz des Großherzogs, wohin wir oft zu Rafaels berühmten Madonnen della Sedia und del Gran Duca wallfahrteten, und wo sich außerdem eine der werthvollsten Bildergallerien voll ausgewählter Meisterstücke befindet. Canova's Venus, die man eine Zeit lang die Stelle der Mediceischen vertreten ließ, während

dieſe von Napoleon nach Paris eingeladen worden war, ſteht jetzt in einem Zimmer des Flügels, welchen der Großherzog bewohnt. Im Garten hat man der künſtlichen Anlage mehr Recht eingeräumt, als dem freien Walten der Natur. Der hohe, kräftige Lorbeer dient hier in Hecken und Gängen als Verſchnittener, die Orangerie ſteht in Gefäßen von gebranntem Thon und die immergrünen Eichen und andere Waldbäume, die uns ſonſt einen freien Durchgang geſtatten, ſind zu dichten, undurchdringlichen Wänden zuſammengeſchoben. Die in den Niſchen aufgeſtellten Statuen gehören zwar in einen ſolchen Ziergarten, allein, wenn man aus der Tribuna kommt, mag man nicht bei ihnen verweilen. Eine Gruppe von Adam und Eva wurde uns als eine Arbeit Michel Angelo's gerühmt; mich nahm die Zartheit der Behandlung Wunder, die ich noch bei keiner Arbeit dieſes Meiſters, am wenigſten bei den ekelhaft muskulöſen Figuren am Grabmal der Mediceer in San Lorenzo, gefunden hatte. Dies veranlaßte nähere Unterſuchung, und wir fanden auf einem Bande über der Hüfte Adams die Inſchrift: Mic. Ang. Naccarinus Fior. Fa. (Michel-Angiolo Naccarini Fiorentinus faciebat) und ſomit war der Aufſchluß gefunden. Was dieſem Garten einen beſonderen Reiz verleiht, ſind die ſchönen Anſichten der Stadt, die man von hier

hat, besonders treten der Dom, der palazzo vecchio und einige andere Palläste über die andere Masse der Stadt bedeutend hervor. Maler wählen deshalb gern den Altan eines auf der Anhöhe gelegenen Pavillons, um von hier aus Ansichten der Stadt zu zeichnen. Ein geschickter Architekt aus Dresden, Namens Hermann, war so eben mit einer architektonisch-landschaftlichen Zeichnung beschäftiget, welcher wir gern einmal in Kupferstich begegnen würden.

Von allen Spaziergängen aber in der Umgegend von Florenz bleibt mir immer bello sguardo, ein schön gelegener Hügel auf der Ostseite der Stadt, wo ebenfalls wiederum Mönche das beste Theil für sich in Besitz genommen haben, die liebste Ausflucht. Hier hat man die Aussicht auf die Stadt, das Arnothal und auf die gegenüber liegenden Hügel von Fiesole, welche der Gegend zur schönsten Zierde gereichen. Die Höhen rings umher sind mit Oliven bekränzt, und sie tragen diesen Schmuck als die würdigen Hüter des Friedens, welcher hier für immer zu wohnen scheint; man kann nicht in dieses Land hineinschauen, ohne die größte Beruhigung zu empfinden, wogegen die Aussichten von Genua zur Unternehmung und zur Ausflucht in die Welt auffordern.

Von dem, was wir innerhalb der Stadt noch in Kirchen, öffentlichen Sammlungen und

Palläſten an Kunſtſchätzen ſahen, wobei uns die Gefälligkeit und Kenntniſſe des Hrn. Bäſe, und die Zuvorkommenheit des Directors der Akademie, Hrn. Benvenuti, von großem Nutzen waren, wird in den Studien das Wichtigere bemerkt werden.

Daß uns aber der Abſchied von einer Stadt, in welcher die Kunſt, die Natur und das Wohlwollen guter und gebildeter Menſchen uns manche ſchöne Stunde bereiteten, ſchwer ward, bedarf wohl keiner Verſicherung. — Auch von unſerem Freunde Luigi werden wir uns hier trennen, da er von hier nach Ferrara zurückkehrt. Nur die Ausſicht auf Rom gewährt einigen Troſt; der Vetturin iſt bedungen, wir werden in Geſellſchaft der beiden Freunde Arndt und Graf Dyhrn am 30. September Florenz verlaſſen, und der Weltſtadt mit heiterem Muthe entgegen fahren.

Wanderlied.

Mit frohem Wandermuthe
Verlaſſen wir das Haus,
Und ziehn mit raſchem Blute
Weit in die Welt hinaus.

Ein luſtiges Geleite
Fliegt überall voran,
Hinaus! hinaus in's Weite
Auf heitrer Lebensbahn!

Mein Deutſchland, ich muß ſcheiden,
Feinsliebchen, nun ade!
Das Scheiden und das Meiden
Thut wohl ein Veilchen weh!
Berlin, dich mußt' ich laſſen,
Aus München zog ich fort,
Nun wandr' ich meiner Straßen,
So hin von Ort zu Ort.

Die Alpen ſind erſtiegen
Zu hoher Wolkenhöh',
Welch' göttliches Vergnügen,
Im Sommer Eis und Schnee!
Hinunter zu dem Thale!
Hinab in raſchem Lauf! —
Da geht mit einem Male
Vor uns der Frühling auf.

Uns grüßen tauſend Stimmen
Aus heitrer Himmelshöh',
Die goldnen Inſeln ſchwimmen
Im leichtbewegten See.
Des Mondes Strahlen weben
Um mich in linder Luft,
Und zarte Elfen ſchweben
Daher im Blüthenduft.

Nun geh' ich nicht mehr irre,
  Nun kenn' ich meinen Weg,
Aus dieſem Weltgewirre
  Find ich den rechten Steg.
Schon öffnen Thor und Thüren
  Sich zu dem Himmel mir,
Denn alle Straßen führen
  O, ew'ges Rom, zu dir!

Ende des erſten Bandes.

Briefe eines Lebenden.

Herausgegeben

von

F. F.

— — und der Lebende hat Recht.
Schiller.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.

1831.

Achtzehnter Brief.

Rom, im October.

Mir geht es ſchwer an, mich in Rom an den Schreibtiſch zu ſetzen, noch ſchwerer wird es mir, noch einmal bis Florenz zurückzukehren, denn die Gegenwart, die mich hier umgibt, reißt mich ſo gewaltig fort, daß mir faſt die Beſinnung für die nächſte Vergangenheit fehlt. In der Stille der Nacht treten mir aber ſchöne Erinnerungen entgegen, und ich denke den Weg von Florenz hierher mit beflügelter Hand ſchneller, als mit dem langſam trabenden Vetturin zurückzulegen.

Wir hatten ſchon vor Tages Anbruch uns durch die engen, ſtillen Straßen von Florenz mit der Laterne hinausleuchten laſſen, und ſtiegen aus dem ſchönen Arnothale auf's Neue dem unwirthbaren Apennin zu, deſſen hohes Rückgrat uns

schon öfters den Weg verlegt hatte. Diesmal vergaben wir ihm diese Unbequemlichkeit, da wir von der Höhe noch einen freien Blick auf die Stadt thun konnten, von der wir das alte Rathhaus mit seinem hohen Thurme, die Kuppel des Doms und den Pallast Pitti noch einmal aus dem Morgennebel hervortreten sahen.

Für die Reise von Florenz nach Rom war es nöthig gewesen, einen bestimmten Plan zu verabreden, um uns nicht der Willkür des Vetturins zu überlassen. Die kürzere Straße über Siena hatten wir uns für den Rückweg zur Winterzeit aufgespart; für den Hinweg waren sieben Tage bestimmt, von denen der dritte in Perugia, der vierte in Assisi, und der fünfte in Terni als glänzende Ruhepunkte zum voraus bezeichnet wurden.

Die Gegend wurde, je höher wir stiegen, immer einsamer, ja fast traurig, und so waren wir meistentheils auf unser Inneres, d. h. auf die Gesellschaft im Wagen, angewiesen, die, wie es schien, zu unser aller Zufriedenheit, aus vier gleichgesinnten, lebensfrohen Landsleuten bestand, die ihren Römerzug in frohester Hoffnung unternahmen. Bei aller Uebereinstimmung der Reisegefährten gab es indessen doch immer noch genügsame Differenz der Ansichten, um ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten.

Unser erstes Nachtquartier nahmen wir in einer dürftigen Herberge zu Rimaggio, ein Ort, von dem uns weder auf der Landcharte, noch im Lande selbst etwas Näheres zu Gesicht kam. Das Wirthshaus lag einsam auf einer freien Anhöhe, an deren Fuß sich ein, mit Buschwerk bewachsener, Wiesengrund hinzog; mehr von den Umgebungen zu erkennen, verbot die Nacht. Dennoch wurde im hellen Sternenscheine ein Spaziergang gemacht, und dem Gesange der Grillen zugehört, der zwar nichts mit dem der Nachtigallen gemein hat, sich aber sehr wohl einem Frühlings-Concert unserer Frösche vergleichen darf. Unterdessen war uns bei allen anakreontischen und idyllischen Erinnerungen die knisternde Flamme am Herd, der wallende Kessel und die schmorenden Pfannen ein nicht minder angenehmes Geräusch. Man schien in dem Wirthshaus nicht auf so spate Gäste vorbereitet zu sein, und nahm daher unsere Geduld sehr in Anspruch; doch beeilten die Wirthsleute sich nach Möglichkeit, zumal da sich einer der Gefährten den Scherz erlaubt hatte, mich in meinem weißleinenen Sommermantel, dessen Capuze ich über den Kopf gezogen hatte, für irgend einen Frate auszugeben, was außerdem noch dadurch glaubhaft wurde, daß ich meinen Petrarca und Tibull in schwarzem Einbande bei mir führte, um sie in diesem geistlichen Kleide unrecensirt über die

päbſtliche Grenze zu bringen. Ich ließ mir die Handküſſe der devoten Wirthin gefallen, ermahnte ſie mit geiſtlichem Zuſpruch, nicht zu viel Waſſer an die Fleiſchbrühe zu gießen, und uns vom beſten Weine zu geben. Sie fanden an uns billige Gäſte, und wenn wir auch die Florentiner Küche vermißten, ſo hatten wir ſchon auf der Straße von Genua nach Piſa erfahren, daß Sauberkeit und Ordnung in den italieniſchen Wirthshäuſern nicht für weſentliche Eigenſchaften gehalten werden.

Der zweite Tag unſerer Reiſe, der 1. October, kündigte mit heiterem Himmel einen ſchönen Herbſt an, auf welchen wir um ſo mehr hoffen, da wir in dieſem Monate noch Neapel erreichen, und dort Ausflüge zur See zu machen gedenken. Durch Arezzo gingen wir zu Fuß, nicht, weil wir die Stöße auf dem ebenen, Florentiner Steinpflaſter zu fürchten hatten, ſondern weil wir wenigſtens im Vorübergehen die Pieve, den Dom und das Haus, in welchem Petrarca geboren wurde, grüßen wollten. S. Pieve wurde von dem Aretiner Baumeiſter Marchionne zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gebaut, und um das Jahr 1216 vollendet. Dieſe Kirche iſt in dem, von den Italienern ſich angeeigneten mauriſchen Styl gebaut, der ſich von der ſpäteren, in Deutſchland heimiſchen gothiſchen Bauart weſentlich dadurch unterſcheidet, daß er keine Spitz-

bogen und pyramidalische Giebel, sondern Rundbogen und flache Abdachung hat. Auch in den Säulen macht sich ein abweichender Styl geltend, indem die maurischen, vielfach gedrehten und verschnörkelten dünnen Säulen etwas Verzwergtes und Carricaturartiges haben, die gothischen sich dagegen, zumal in dem inneren Schiff, gleich riesenmäßigen Baumgruppen erheben. Nur in Rücksicht der Capitäler und kleineren Verzierungen erkennt man, daß beide Schulen der mittelalterlichen Baukunst aus gleichen Quellen geschöpft haben; in diesen herrscht bei beiden nicht der korinthische Blumenkorb, oder das ionische Schneckengewinde, sondern fratzenhafte Mannigfaltigkeit; von jedem folgenden Säulenknauf grinzt uns ein scheußlicheres Gesicht, als von dem ersten entgegen. Man zeigt im Innern an einer Säule im Presbyterio noch Ueberreste von einem größeren Frescogemälde Giotto's. Der berühmte Kunsthistoriker und Maler Vasari liegt in dieser Kirche begraben.

Obschon in den Städten Italiens die deutschen und italienischen Waffen an mancher Stelle hart zusammentrafen und sich feindlich begegneten, so finden wir doch auch Erinnerungen daran, daß hier die Künstler beider Nationen sich friedlich die Hand reichten, oder wetteifernd sich neben einander versuchten. Der Dom zu Arezzo ist in dem reinsten gothischen Styl erbaut, ein deutscher Mei-

ster Namens Jacob, der Baumeister der Kirche zu Assisi, begann den Bau, der nach seinem Plane von einem italienischen Meister Margaritone weiter fortgeführt, und nach vielfachen Unterbrechungen gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts vollendet ward. In keiner anderen Stadt dürfte man zur Vergleichung der maurisch-italienischen Baukunst mit der gothisch-deutschen zwei so vollendete Kirchen-Exemplare beisammen finden, als in Arezzo.

Das Haus, in welchem Petrarca 1304 geboren wurde, durften wir nicht unbesucht lassen; dieser Dichter war seit dem Einzuge in Italien unser treuer Begleiter, und so fehlte es nicht an Veranlassung an dieser Stelle, seiner in mehrfacher Beziehung zu gedenken, wobei insbesondere zur Sprache kam, daß man von Petrarca gewöhnlich nur seine Liebesklagen an Laura, die noch dazu unerhört blieben, kennt, und nicht begreift, wie es ihm möglich war, mehr als dreihundert Sonette über diesen einen Gegenstand zu schreiben, ohne daß seine Kraft sich selbst und ihn mit verzehrte. Dies wird nur dadurch erklärlich, daß der Dichter sich nicht auf diese Gefühlswelt der Liebe allein beschränkte, sondern auch mit gleich leidenschaftlicher Theilnahme dem Staatsleben und der Kirche angehörte. In Beziehung auf seine Vaterlandsliebe wurde an die schon erwähnte Canzone

„Italia mia“ erinnert, und was seine Stellung zur Kirche betrifft, lasen wir einige, gegen den Papst und das neue Babel, wie er Rom nennt, gerichtete Sonette, die Luther nicht stärker geschrieben haben könnte, wobei jedoch nicht unerwähnt blieb, wie treu und innig er der Madonna — vor allen in der berühmten Canzone: „Vergine bella etc.“ gehuldiget. — Es war ganz nach unserem Wunsche, daß der Vetturin im Castel Fiorentino anhielt, denn von dem auf der Anhöhe gelegenen Kloster durften wir uns einen schönen Ueberblick über die fruchtbare Ebene versprechen, in der wir von Arezzo gefahren waren. So heiß die Mittagsonne brannte, so wurde dennoch der steile Hügel erstiegen, wo wir das Klostergebäude verfallen, den Garten in verwildertem Zustande fanden. Nur die Kirche schien der allgemeinen Zerstörung entgangen zu sein, doch verlangte uns nicht danach, hier, wo die Natur sich so schön vor uns ausbreitete, in dunklen Kirchen- und Klostergängen verwitterten Antiquitäten nachzugehen. Um so unbequemer ward uns die gefällige Zudringlichkeit eines wohlgenährten Abtes, der unter mehreren Neugierigen des Ortes uns nachgekeucht kam, sich freundlich näherte, und uns in einem nur halbverständlichen Dialekt ermahnte: über die bellezza der Landschaft, doch nicht die Vortrefflichkeit eines „sermone“ zu versäumen, den

wir in Italien nirgends schöner finden würden. Schon wähnte ich, der ich nicht mit ganzer Aufmerksamkeit dem guten Pater zugehört hatte, er wollte uns zu einer Nachmittagpredigt einladen, als sich der Irrthum bald aufklärte, indem ein zierliches Fischermädchen zu uns herantrat, und uns in einem Korbe von dem fettesten, geräucherten und gesalzenen „sermone" zu Kauf anbot. Nun merkten wir erst, daß wir den ganz weltlichen Salm (salmon) für einen geistlichen Sermon genommen, indem unter „sermone" sowohl Lachs, als auch Predigt verstanden werden kann. Da man nun in einigen deutschen Provinzen ebenfalls sich des Ausdrucks: „einen langen Salm" bedient, um eine langweilige Rede zu bezeichnen, so war es für unsere Etymologen eine Aufgabe, den Zusammenhang dieser Synonyme zu erklären, wobei wir, um diese Untersuchung praktisch zu führen, sogleich einige Abschnitte von dem sermone der Fischerin nach dem Wirthshause bringen ließen.

Die große Straße führt nicht, wie wir es auf unserer Reise-Charte gezeichnet fanden, durch Cortone, die alte Hauptstadt der etruskischen Städte, hindurch, sondern läuft seitwärts vorüber, und wir mußten uns begnügen, die großen Blöcke der cyklopischen Mauern durch Ferngläser zu bewundern. Wie man das Grab des Odysseus auf

diesen Hügel verlegen konnte, hat den Antiquaren schon manches Kopfzerbrechen gekostet, da sie durchaus behaupten, daß ein Seefahrer und Weltumsegler sich nicht auf solchen abgelegenen Hügel des festen Landes niederlassen werde, was nur im Fall einer Sündfluth, die damals längst vorüber war, anzunehmen sei.

Daß wir uns indeß auf classischem Boden befanden, daran wurden wir nun durch unsern Vetturin erinnert, der uns ankündigte, daß wir noch heute das päpstliche Zollhaus und das Schlachtfeld am thrasymenischen See passiren würden. — Es ist löblich, daß Se. Heiligkeit dafür sorgt, daß die Erinnerungen an große Begebenheiten des Alterthums auf eine angemessene Weise erhalten werden; hierauf scheint bei der Instruction der Zollbedienten Rücksicht genommen zu sein, die sich für berechtiget halten, die ankommenden Fremden wie einbrechende Feinde zu behandeln, und mit ihnen zu Ehren Hannibals ein Schlachtfest aufzuführen. Kaum hielt unser Wagen, so wurden wir von ein Dutzend grau uniformirter Schlüssel-Soldaten überfallen, zu denen sich noch einige nichtuniformirte Gehülfen gesellt hatten. Die Koffer und Mantelsäcke wurden herunter gerissen, und in die Räuberhöhle, Dogana genannt, geschleppt. Im Innern des Wagens, den wir sogleich räumen mußten, wurden die Seitentaschen

und jeder Winkel mit einer Spürnasigkeit durchstöbert und durchschnüffelt, daß keine Stecknadel ungesehen und unberührt blieb. Auf die Bücher schien eine dieser Spürnasen ganz besonders dressirt zu sein; mit dem Eifer eines Trüffelhundes, der die kostbare Frucht herauswühlt, ohne sie genießen zu können, langte dieser Solosänger unsere Classiker und Romantiker hervor. Was für mich diese Hundedressur außer Zweifel setzte, war, daß dieser Bursche die Bücher berech, und sie nach dieser Witterung in zwei Partien theilte. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob seine Nase bei dem Santo Ufizio der Inquisition in die Schule gegangen sei, und ob er die Schriften der Carbonari und Philosophen am Geruch erkenne? „E vero," gab er zur Antwort, „ich verstehe mich etwas auf den Geruch, und kann die französischen, englischen und italienischen Bücher an dem Einbande sehr wohl unterscheiden, obgleich ich nicht lesen kann." Die anderen Visitatoren waren nicht so bescheiden, es nur bei dem Geruch der Mantelsäcke bewenden zu lassen, kaum waren die Schlösser geöffnet, so rissen sie die Sachen mit größtem Ungestüm heraus, ließen jedoch dabei immer ein Wörtchen von Trinkgeld, „datemi qualche cose" fallen. Wir hatten allerdings das Versehen gemacht, mit diesen Leuten zuvor accordiren zu wollen, und bei dem Sergeant

ten angefragt, mit wie viel wir uns loskaufen könnten; dies sind diese ehrlichen Leute nicht gewohnt, vielmehr verlangen sie, daß man ungefragt ihnen ein Stück Geld in die Hand drückt. Eine Räuberbande hätte nicht mit schärferen Greifklauen in die geöffneten Koffer einbrechen können, als diese Diener Sr. Heiligkeit, deren wühlende Hände wir endlich mit Gewalt aus unserer Bagage entfernen mußten. Dennoch waren diese Menschen so unverschämt, dafür, daß sie uns so „onesto“ behandelt, „otto paoli per la visitazione“ zu fordern, worauf ihnen eine ziemlich unumwundene Antwort zu Theil ward. Zu guter Letzt bettelten uns sogar noch die Schildwachen auf ihrem Posten mit geschultertem Gewehr an, und wir mußten den Beistand des wachthabenden Unterofficiers in Anspruch nehmen, um uns von allen diesen Zudringlichkeiten zu befreien, wofür er sich natürlich eine bona mancia ausbat. Von den vielen Bettelmönchen, die uns bis jetzt in Italien begegneten, hat uns nicht ein einziger um eine Gabe angesprochen, allein in den päpstlichen Staaten sind wir selten vor einer Schildwache vorbeigegangen, die nicht gebettelt hätte. Die Erinnerung an die große Vergangenheit lag uns nah; wir fuhren über das Schlachtfeld am thrasymenischen See, und wenn auch die Legionen des Flaminius dem wüthenden Anlaufe der Schaaren

Hannibals weichen mußten, ſo bettelten doch ſeine Schildwachen gewiß nicht, dies läßt ſich nach Allem, was Livius von ihnen erzählt, mit Beſtimmtheit vermuthen. Das Schlachtfeld breitet ſich über eine unfruchtbare Ebene aus, die nach dem See zu etwas abhängig iſt, ein Eichenwald, der hier ſtand, ſcheint in ſpäterer Zeit ſehr gelichtet worden zu ſein, und hat zum Theil einer Olivenpflanzung das Feld räumen müſſen, die jedoch ebenfalls ſchon manchen Sommer hier erlebte, ſo daß wir einzelnen geborſtenen Stämmen ein hundertjähriges Alter zutrauen durften. Leider hatte die Durchſuchung an der Grenze uns ſo lange aufgehalten, daß wir in unſerm Nachtquartier zu Paſſignano zu ſpät eintrafen, um noch eine Spazierfahrt auf dem ſchönen See von Perugia und nach den Inſeln machen zu können. Mit unſerer Herberge ſtand es heute nicht beſſer, als geſtern, „die Koſt war ſchmal, das Bett war ſchlecht" und wir ſahen, daß es weder an dem böſen Willen der Leute, noch an der Unachtſamkeit des Vetturins lag, es war nichts Beſſeres zu haben. Ein innerer Verkehr in dem Kirchenſtaate findet nicht Statt, wo Korn und Wein wächſt, lebt man im Ueberfluß, wo aber das Land nichts trägt, iſt nichts zu haben. Das auffallendſte Beiſpiel erlebten wir daran, daß es uns auf der ganzen Straße von Florenz nach Rom ſehr ſelten ge-

lang, in dem Wirthshause oder bei dem Gewürzkrämer eine Citrone zu bekommen. Nur die Faulheit der Nation und der gänzliche Mangel an Betriebsamkeit macht dies erklärlich, und unser Cameriere gab mir auf die Frage: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?" eine ausweichende Antwort. Meine Gedanken eilten noch einmal nach Arezzo zurück.

Die Erscheinung zu Arezzo.

(Dem glücklichen Ueberseher Petrarca's, meinem lieben K. Förster in Dresden, zu freundlicher Erinnerung.)

Der Abend tauchte seine Purpurflügel
Zur Kühlung in des Meeres dunkle Fluth,
Gelagert hatt' ich mich auf grünem Hügel
Und schaute nieder mit erfrischtem Muth.
Und unten lag, tief in des Thales Grunde
Arezzo in dem reichbeglückten Land,
Wo in des Lebens früher Morgenstunde
Im kleinen Haus Petrarca's Wiege stand.

Willkommen mir, nach diesem schwülen Tage,
Geheimnißreiche, ahndungsvolle Nacht,
Die du mit lindem, leisem Flügelschlage
Dich still erhebst in nie geseh'ner Pracht.
Das Herz wird ruhig, wenn im Sternenschleier
Die dunkle Göttin schweigend sich erhebt,

Und wie zum ew'gen Schlaf in heil'ger Feier
Des lauten Tages bunte Welt begräbt.

Welch' ſüßer Hauch um mitternächt'ge Stunde,
Ich trinke wolluſtathmend dieſen Duft.
Wie Gruß und Hauch, den mit vertrautem Munde
Mir die Geliebte leis entgegen ruft.
Ein milder Thau träuft von dem Himmel nieder,
Da hör' ich, wie es von den Sternen klingt,
Wem gelten dieſe Thränen, dieſe Lieder?
Wer iſt der Freund, den ihr zur Ruhe ſingt?

Und heller ward's. Mit freudigem Erbeben
Sah' ich, umfloſſen von des Himmels Glanz,
Drei himmliſche Geſtalten niederſchweben,
Jungfrauen, ſchön geſchmückt mit vollem Kranz.
Und Zweige trugen ſie in ihrer Rechten,
Cypreſſe, Lorbeer und der Palme Grün,
Und eine Krone ſah ich jetzt ſie flechten,
Zum Haus des Sängers ſchwebten ſie dahin.

Aus Himmelblau und Purpurgluth gewoben,
Erſchien der erſten ſchimmerndes Gewand,
Auf ihrem Arme hielt ſie ſanft erhoben
Das heil'ge Kind, das Gott der Welt geſandt,
„Du haſt im Glauben Dich getreu bewähret,"
So ſprach die Jungfrau jetzt mit mildem Sinn,
„Nimm denn von mir, die oft Dein Lied geehret,
Die Palme von der Himmelskönigin!"

Die zweite Jungfrau drauf mit bleicher Wange:
„Du wähltest," ſprach ſie, „mit der Liebe Leid,

Doch haſt Du Dich aus dieſes Lebens Drange
Durch Deiner Lieder Wunderkraft befreit.
Du liebteſt mich, und mußt ich Dich auch kränken,
In Liebe nur hat mich Dein Lied genannt,
Den lauten Ruhm mag Dir die Nachwelt ſchenken,
Doch mit dem Lorbeer ſchmückt' Dich Laura's Hand!"

„Du wirſt mich," ſprach die dritte, „wohl erkennen
An meinen Thränen, meinem Trauerkleid,
Vor Allen pflegt man mich beglückt zu nennen,
Doch in dem Herzen berg' ich ſtill mein Leid.
O mein Italien! hört' ich einſt Dich klagen,
Und meiner Jugend flammteſt Du den Muth,
Vergebens! nur Cypreſſen darf ich tragen,
Wo in dem Grabe tief die Freiheit ruht!"

So ſprachen ſie; drauf waren ſie entſchwunden,
Und in Petrarca's Haus trat ich hinein,
Wohlan! ſprach ich, den Kranz, den ſie gewunden,
Lorbeer, Cypreſſe, Palme — ſie ſind Dein!
So kannt' ich Dich, Du biſt mir nah geblieben,
Von treuer Hand ward Dir der ſchönſte Lohn,
Und wo es gilt für Freiheit, Glauben, Lieben!
Wir folgen Deines Liedes ſüßem Ton!

In Perugia trafen wir am dritten Tage unſerer Reiſe ſchon am frühen Morgen ein, ſo daß wir, zumal wir vom ſchönſten Wetter begün-

ſtigt wurden, den ganzen Tag darauf verwenden konnten, die Kunſtſchätze und Denkmale der Zeit und der Schule, aus welcher Rafael hervorging, näher kennen zu lernen. Die Nachrichten, welche Hr. von Rumohr in ſeinen italieniſchen Forſchungen (Bd. II., Aufſatz Nr. XIII.) über die umbriſch-toskaniſchen Kunſtſchulen und insbeſondere über Perugia gibt, machten es uns möglich, daß wir in einer beſchränkten Zeit das Wichtigſte kennen lernten. Da durchreiſende Künſtler und Kunſtfreunde von den Sammlungen der Akademie und den Bildern im Wechſel-Gericht (Cambio) und in den Kirchen innerhalb der Stadt gewöhnlich zu ſehr in Anſpruch genommen werden und den Beſuch der Kirchen außerhalb der Stadt aufgeben müſſen, ließen wir uns zuerſt hinaus nach S. Pietro fuori muri führen, wo wir, außer verſchiedenen vortrefflichen kleineren Bildern von Pietro Perugino (beſonders ſchön eine St. Scholaſtica mit der Taube) uns auch an der ſchönen Ausſicht nach dem gegenüber liegenden Aſſiſi erfreuten. Um das Andenken an die Schule Meiſter Pietro's zu erhalten, iſt zu Perugia eine Akademie geſtiftet worden, für welche man — „um aufzuräumen" — eine Bildergallerie von verlegener Waare zuſammengeſtellt hat. Wir ſelbſt, denen man oft den Vorwurf machte, daß wir für die alten Malereien der Trecentiſten eine zu große Vorliebe hätten, fanden hier

wenig Bedeutendes. Nur vor einem Bilde hätten wir gern länger verweilt, es war dies eine thronende Maria von Pinturicchio, einem älteren Mitschüler Rafaels, vom Jahre 1495. Auf den Seitenflügeln sieht man eine Verkündigung, und zwar auf dem rechten Flügel den Engel, auf dem linken Flügel Maria. Der Kopf der Maria gehört zu den schönsten und ausdrucksvollsten Bildern, die wir auf der ganzen Reise sahen, und ward nur von einem Bilde, welches denselben Gegenstand darstellt und sich ebenfalls in Perugia in der Kirche Sta. Maria nuova, wohin wir von hier unseren Weg nahmen, befindet, übertroffen. Ueber dieses Bild sollen unsere Studien nähere Auskunft geben. Die hellen Mittagstunden benutzten wir zu genauerer Betrachtung der Frescomalereien Pietro's in Cambio, die jedoch nicht zu den werthvollsten, was wir von der Hand dieses Meisters (z. B. in S. Agostino) gesehen hatten, gehören. Auch für die Freunde der Baukunst und architektonischer Verzierung besitzt Perugia manches Sehenswerthe, von dem ich nur den schönen Brunnen, eine Arbeit des Giovanni von Pisa (1286), auf dem freien Platze neben dem Dom, und das Gebäude des Governo nenne. Nachdem wir noch einigen Jugendarbeiten des glücklichen Urbiners nachgegangen waren, fanden wir für einige Zeit einen schönen Ruhepunkt auf der Piazza di Porta sole, von

wo wir eine Ueberſicht über den tiefer liegenden Theil der Stadt und über die Umgegend hatten. Der nächſte Blick von einem Altan herab in das Innere der Höfe und Hintergebäude hat nichts Erfreuliches, man glaubt in Ruinen und Räuberhöhlen zu ſehen, ſo verfallen und ſchmutzig iſt der Anblick. Das alte Thor des Auguſtus, von welchem die alte Perusia den Namen Auguſta erhielt, ſteht an einem Abhange inmitten der Stadt, ganz verbaut und von Häuſern umgeben, jedoch macht der hochgewölbte Bogen noch immer einen großartigen Eindruck. Die Straßen in dem oberen Theile der Stadt fanden wir lebhaft, obwohl Dürftigkeit überall ſichtbar war. Ueber den Fleiß und die Betriebſamkeit der Einwohner wollen wir kein voreiliges Urtheil abgeben, allein dem Schuhmacher-Gewerk, welches hier faſt vor jeder Thüre eine Werkſtatt aufgeſchlagen hat, können wir das Zeugniß nicht vorenthalten, daß daſſelbe den ganzen Tag bei dem Leiſten bleibt. Wir kehrten ſpät und ziemlich ermüdet nach unſerem Gaſthofe zurück.

Der Vetturin hatte uns zuerſt in eine Herberge gebracht, in welcher es uns nicht zuſagte; er ließ ſich auf unſer Zureden bedeutend und fuhr uns nach der Poſt, wo wir ſehr ſtattliche Zimmer und eine wohlbeſtellte Tafel fanden. Der Peruginer Wein wollte uns jedoch auf die ſchönen Bilder und

Aussichten nicht munden, weshalb wir uns einige Flaschen gewöhnlichen Florentiner bringen ließen, den wir jedoch, als ausländischen Wein, mit einem Piaster die Flasche bezahlen mußten. Limonen (Citronen) waren auch hier nicht zu bekommen.

Neunzehnter Brief.

Rom, im October.

Wir fuhren am folgenden Morgen früh aus, um so zeitig als möglich in dem nur einige Miglien entfernten Assisi einzutreffen, wo viele Heilige unser warteten. Da wir als fromme Pilger an keinem Kloster vorüberzogen, ohne einzusprechen, wenn es auch nur geschah, um nach alten Bildern oder einem Frühstück zu fragen, so hielten wir bei den Brüdern Franziskanern in Maria degli Angioli in der schönen Ebene von Assisi an. Vergebens fragten wir, nüchtern wie wir ankamen, nach einem Kaffeehause, wir wendeten uns also zur Kirche, wohin uns diesmal, mehr noch als die alte Kunst, ein lebender Künstler rief, den wir hier beschäftigt wußten. Der Maler Overbeck aus Lübeck, dessen Name in seinem Vater-

lande, obwohl es nur wenig von ihm beſitzt, durch die Kupfer nach Werken, die er in Italien ausgeführt hat, rühmlich bekannt iſt, war einer ehrenvollen Einladung des Kloſtervorſtandes hierher gefolgt, um eine große Compoſition, die Krönung der Jungfrau, zum Schmuck der Capelle des heil. Franciscus in der Mitte der Kirche auszuführen. Overbeck theilt mit Cornelius und Schadow den Ruhm, die Malerei in ihrer alten Würde wieder hergeſtellt zu haben, ein Ruhm, von welchem ſchon in dem erſten Briefe Erwähnung geſchah. Wem es mit der Kunſt ſo ſehr Ernſt iſt und wer uns als das Reſultat ſeines Lebens, Denkens und Glaubens ſo ſchöne Bilder wie Overbeck malt, mit dem wollen wir nicht darüber rechten, auf welchem Wege und in welcher Weiſe er geglaubt hat, die Weihe der Kunſt zu empfangen. Wir für unſern Theil hatten an dem innigen und frommen Ausdruck der Madonna gewiß die herzlichſte Freude, ohne dabei das Bedürfniß zu fühlen, Kreuze zu ſchlagen und nach dem Weihwaſſer zu greifen. So beſtätigte es ſich vor dieſem Bilde uns auf's Neue, wie wenig Gemeinſames in unſern Tagen in der gebildeten Welt die Kunſt mit dem Glauben hat; das Kunſtwerk verlangt gegenwärtig Anerkennung von dem Gedanken, und kümmert ſich wenig um die Bedürfniſſe des frommen Herzens. Der Glaube iſt ſeinerſeits ebenfalls der Kunſt untreu geworden

und achtet ſich weit darüber hinaus, daß ihm das Göttliche und Wahre in dem Bilde geoffenbart werden könne; je vollendeter und ſchöner ein ſolches Bild iſt, deſto weniger iſt es geeignet, unſere geiſtige Betrachtung und Erhebung zu einer bloßen Erbaulichkeit und Andacht herab zu ſtimmen. Es ließe ſich darüber noch viel ſchreiben; anſtatt aber eine lange Abhandlung zu ſchreiben, verweiſe ich nur auf die Erſcheinung, daß die berühmteſten Kirchenbilder von den Altären in die Bildergallerien gewandert ſind. Da ſich die Frauen der katholiſchen Künſtler die ſtrenge Obſervanz aufgelegt haben, in der Kirche, auch wenn kein Amt iſt, nicht zu ſprechen, ſo fragten wir bei einigen frommen Schweſtern, welchen wir zufällig hier begegneten, nach dem Künſtler, nach dem Bilde u. ſ. w., ohne Antwort zu erhalten; ſie legten den Finger auf den Mund und bedeuteten uns, hinaus zu gehen. Zu meinem Troſte kam mir ein wohlhäbiger Capuziner entgegen, der mir gar nicht ſo ſchweigſam ausſah; ich faßte mir ein Herz, ihm einen guten Morgen zu wünſchen, er war freundlich, geſprächig, und kaum hatte ich ein Wörtchen von Kaffee fallen laſſen, als er uns ſehr zuvorkommend einlud und ſich nur entſchuldigte, daß keine Milch vorhanden ſei, weshalb wir mit caffè col Ovo (mit gerührtem Eigelb) vorlieb nehmen müßten. Er führte uns in einen geräumigen, hellen Kle-

ſterſaal, eine gefällige Haushälterin brachte nach kurzem Verweilen geröſtetes Brot, Eier und vortrefflichen Kaffee. Unterdeſſen fanden ſich auch die frommen Schweſtern, denen wir in der Kirche begegnet waren, ein und holten nun im Geſpräch nach, was ſie uns in der Kirche entzogen hatten.

Beim Abſchiede wünſchten wir uns für das Frühſtück erkenntlich zu zeigen und baten den Pater Küchenmeiſter um die Kloſterbüchſe, allein unſer Geſuch wurde ſtreng verweigert und wir hatten die Gaſtfreiheit der frommen Brüder um ſo mehr zu rühmen, da das Kloſter an einer ſehr beſuchten Landſtraße liegt und ſich kein Wirthshaus in der Nähe befindet.

Es war heute der dritte October, und doch hatten wir früh neun Uhr ſchon eine bedeutende Hitze, ſo daß wir den Weg bergauf nach Aſſiſi ſehr beſchwerlich fanden. Aber ein ſchönes Ziel lag vor uns; kein Fürſtenſchloß ſahen wir, das ſich ſtolzer und ſtattlicher erhebt, als dies Kloſter mit den hohen Pfeilern, Bogen, Söllern, über welchen ſich die Thürme und Kuppeln des hohen Domes in den blauen Aether erheben. Da will man nicht glauben, daß dies das Haus der, Demuth und Armuth predigenden, Bettelmönche iſt, wohl aber wird man daran erinnert, daß dieſe beſcheidenen Brüder ſich angemaßt haben, ein Wort in der Weltgeſchichte mitzuſprechen. Als Führer hatte

ſich ein junger Burſch zu uns geſellt, der ſich ſehr angelegentlich erkundigte, ob wir Maler wären, und als ihm dies von einem von uns für ſeine Perſon bejaht wurde, ſchloß er ſich an dieſen mit Vorliebe an. Während des Weges machte er uns auf manchen ſchönen Punkt aufmerkſam und nannte uns zum voraus ſchon die berühmteſten Bilder der Kirchen von Aſſiſi. Als wir uns über den Eifer, mit welchem er über Alles, was die Kunſt betraf, ſprach, verwunderten, ſagte er das große Wort: „anch' io sono pittore!“ ganz gelaſſen, ohne zu wiſſen, welchem großen Vorgänger (Correggio) er dieſen Ausruf nachſprach. Er langte ein Skizzenbuch hervor, in welches er landſchaftliche Studien und einige Köpfe nach alten Gemälden gezeichnet hatte, wobei freilich der gute Wille mehr, als das Talent in Anſchlag zu bringen war.

Nachdem wir in einer unerwartet reinlichen Oſteria auf dem Marktplatze, einem Tempel der Minerva gegenüber, uns ein wenig geruht, erfriſcht und ein Mittagbrod beſtellt, machten wir uns auf die Kunſtwanderſchaft, und zwar zuerſt nach St. Franciscus. Dieſe Kirche mit ihren weitläufigen Kloſterpalläſten macht von Außen ſich bei weitem mehr geltend, als im Innern, obwohl man auch hier über den ungeheuren Bau erſtaunen muß. Hier hat man ſich nämlich nicht dabei begnügt, unter der Hauptkirche eine zweite zu

wölben, sondern man hat auch darüber noch
ine dritte Kirche mit Schiff und Kreuz gesetzt,
o daß hier drei vollständig ausgebaute und reich
usgeschmückte Kirchen über einander stehen. Da
ch aber der Baumeister (angeblich ein Landsmann,
Jacobus Alemannus, 1223) mit der Vertheis
ung des Raumes beschränken mußte, so gleicht die
nterste Kirche einem Kellergewölbe, die mittlere
at eine gedrückte Höhe, und der oberen fehlen die
Säulen und Seitenschiffe. Nachdem wir unsere
Studien über die alten Malereien Cimabue's, Giot-
's, Melano's u. A. gemacht hatten, traten wir
inaus auf den Altan des Klosters und grüßten
nüber nach Perugia und hinab in das freundliche
hal der Engel (degli Angeli). Unser kleiner
aturmaler, der uns auf ein Veilchen verlassen
tte, kam jetzt zurück und bat uns, ihm zu fol-
n. Durch mehrere Gänge führte er uns in einen
räumigen Saal, und an dem gedeckten Tische
erkten wir, daß wir uns in dem Refectorium
fänden. Der Bursch sagte uns, daß er uns als
ilgrime angemeldet habe, welche den heil. Fran-
cus ihre Devotion zu bezeigen wünschten. So
blich uns nun auch aus der Küche der frommen
ter Gesottenes und Gebackenes entgegen duftete,
d so pilgrimmig unser Appetit war, so schlug
noch unser Gewissen stärker, als unser Magen,
d da außerdem ein großer Anschlag an der Kü-

chenthür, den wir zuerſt für einen Speiſezettel hielten, uns einiges Bedenken wegen des examinis rigorosi machte, dem die Pilger dieſer Verordnung gemäß unterworfen waren, warteten wir die Tafelglocke nicht ab, ſondern begaben uns zu unſerer freundlichen Wirthin auf den Marktplatz, die uns ein gutes Mittagsbrod verſprochen und der wir zum Voraus im Scherz angekündigt hatten, daß wir vier ſo gut als ihrer acht eſſen wollten. In der That wurden wir auch auf's Beſte zufrieden geſtellt, und beſonders waren wir verwundert, ein Gericht ſo trefflicher Seefiſche hier in einer, vom Meere entlegenen Gebirgsſtadt zu erhalten, wie wir ſie in Genua und Piſa nicht bekommen hatten. Bei näherer Erkundigung erfuhren wir, daß dergleichen Fiſche von Ancona kommen, von wo ſie, in Eis gepackt, verſendet werden. Aſſiſi war diesmal beſonders reichlich verſorgt, denn das Feſt des heil. Franziscus war vor der Thür, und ſchon heute waren viele Gäſte eingetroffen. Den Nachmittag beſuchten wir die Kirche dieſes Heiligen noch einmal, um einige Wandmalereien der mittleren Kirche in einer beſſeren Beleuchtung zu ſehen, was uns jedoch nicht gelang, denn obſchon die Sonne in günſtiger Himmelsgegend ſtand, ſo konnten ihre Strahlen dennoch nicht durch die bunten und verwitterten Glasfenſter durchdringen. Unter den anderen Kirchen zeichnet ſich der Dom wegen ſeiner

alten Bauart besonders aus, doch liegt er einsam und verlassen, und neben St. Franziscus konnte hier kein anderer Heiliger gedeihen, weshalb mehrere sich mit ziemlich kleinen Capellen begnügen mußten. In einer derselben, in S. Antonio di via superba, in einem holprichten Winkelgäßchen, sahen wir eines der wunderlichsten Wunder, welche sich jemals mögen begeben haben. Das alte Wandgemälde interessirte jedoch die Kunstfreunde, da sich der Name des Meisters, Petrus Antenius de Fulginee, darauf erhalten hat*). Von dem Wunder berichtet die Legende Folgendes: Ein wüthender Landvogt hatte einer nach St. Jacobo von Compostella pilgernden Familie einen Knaben fortgenommen und aufhängen lassen, welche Scene man in der ersten Abtheilung vorgestellt sieht, wo der unglückliche Bursche, von St. Jacob unterstützt, aufgeknüpft wird. Bekannte stehen daneben, der Vater entfernt sich mit Grausen. Von dem Grabe des Heiligen zurückgekehrt, verlangen die Eltern die Zurückgabe des Knaben und berufen sich auf tröstliche Versicherungen, welche der Schutzpatron ihnen gemacht hat. Der ungläubige Landvogt, der eben Tafel hält, verlacht den frommen Glauben der Eltern und äußert, daß eher die ge-

*) M. s. v. Rumohr ital. Forschungen. Bd. II. S. 314.

backenen Hähnchen in der Schüssel lebendig werden würden, als daß er in ihr Ansuchen willigen würde. Nun hält der heilige Jacob nicht länger zurück; vor den sichtlichen Augen der staunenden Gäste richten die gebratenen Hähne sich krähend auf und fliegen ohne Federn davon. Wie das Wunder endet, wird nicht berichtet; nur scheint es, daß die gebratenen Vögel besser daran sind, als der aufgehenkte Knabe, den wir nicht in das Leben zurückkehren sehen.

Nachdem wir bis gegen Abend noch verschiedene Kirchen und Capellen besucht, sagten wir unserer freundlichen Wirthin Lebewohl. Bei der Bezahlung aber nahm die schalkhafte Frau uns beim Wort, denn da wir uns über ihre Forderung etwas verwundert stellten, gab sie uns lächelnd zur Antwort: „Ihr habt mir gesagt, daß Ihr Vier so gut als ihrer Acht essen wollt, so mögt Ihr nun auch so gut als ihrer Acht bezahlen.“ Gegen diese Logik, die durch eine angenehme Freundlichkeit unterstützt wurde, ließ sich nichts einwenden, wir bezahlten der witzigen Frau für acht Personen; als sie aber nun außerdem noch für sich als Wirthin, als padrona, ein Geschenk verlangte, wurde sie auf unsere Rückkehr vertröstet, und wir hatten hier nur ein Beispiel mehr davon erhalten, daß der Italiener durchaus nie auf eine honette Weise zufrieden gestellt werden kann; bezahlt man das Dop-

pelte, so verlangen sie das Vierfache, wobei sie denn bei ihrer geläufigen Zunge nie verlegen sind, ihren unverschämten Forderungen einen lustigen und gutmüthigen Anstrich zu geben. Ein anderes Beispiel dieser Art, welches wir früher einmal erlebten, mag hier noch erzählt werden. Ein Fuhrmann, mit dem man sehr zufrieden war, erhielt, statt der ihm zustehenden drei oder vier Franken Trinkgelt, einen Napoleonsd'or. Er war überrascht von dieser unerwarteten Belohnung, dankte den Excellenzen auf das Höflichste, und wir freuten uns, doch einmal Einen auf den ersten Schlag zufrieden gestellt zu haben. Allein noch während unseres Gesprächs darüber kehrte der Kutscher zurück und bat noch um eine Kleinigkeit zum Trinken. Als wir ihm seine Unverschämtheit vorhielten, bat er sehr um Verzeihung und setzte dabei aus einander, daß er ein viel zu guter Wirth sei, um sein Goldstück sogleich zu wechseln, da dann das kleine Geld zu schnell fortrollte, auch würde man in den Gasthäusern betrogen, wenn man ein so schönes Goldstück wechsle, welches er zum Andenken an unsere Excellenzen ewig aufheben wolle. Noch ein Dutzend dergleichen Gründe wußte dieser Kerl vorzubringen, bis er wirklich noch einige kleine Münze erwischte.

Wir hatten unseren Pferden die beschwerliche Wallfahrt zum heil. Franz erlassen, der Vettmin erwartete uns unten auf der Straße, die nach

Foligno führt. Spät am Abend trafen wir in dieſer, durch ein Bild Rafaels berühmt gewordenen, Stadt ein. Die Madonna de Foligno war aber von ihrer Wanderſchaft nach Paris nicht hierher, ſondern nach dem Vatican gebracht worden; ſo fanden wir keine Veranlaſſung, am folgenden Tage hier zu verweilen, ſondern fuhren, noch eh' der Morgen graute, weiter, um in Spoleto etwas anhalten zu können und bei guter Zeit in Terni einzutreffen. Freilich hätte Spoleto allein uns einige Tage beſchäftigen können, wenn wir Alles, was die Antiquare hier für Ruine aus alter Zeit ausgeben, hätten aufſuchen wollen. Wir begnügten uns mit der Brücke, die ein Engländer unter dem Flußbette der Mareggia aufgefunden, und mit den Thoren, welche dem Hannibal vor der Naſe zugeſchlagen wurden, als er nach der Schlacht am traſimeniſchen See durch das alte Spoletum ſich den Weg nach Rom ſuchen wollte. Beide Thore befinden ſich jetzt mitten in der Stadt als niedrige, unanſehnliche Bogen in einer ſchmutzigen, abhängigen Straße, und ſind ſo niedrig, daß Hannibal ſeinen Einzug zum wenigſten auf keinem Kameel hätte halten können. Bei weitem großartiger fanden wir einen Bau aus dem Mittelalter, eine Waſſerleitung, durch welche das Caſtell noch gegenwärtig verſorgt wird. Von einem gegenüber liegenden Berge wird das Waſſer auf hohen Pfeilern

und Bogen über eine tiefe Schlucht herüber geführt und ſteigt nun durch ſeinen eigenen Druck, wie ein Springbrunnen, den Hügel hinauf in das Caſtell. Die Waſſerleitung wird zugleich als ein Steg benutzt, auf welchem man zu der jenſeitigen Anhöhe gelangt, von der herab man das ſchauerliche Felſenthal und einen Theil der Stadt überſehen kann. Wir hätten gern eine Wallfahrt nach einer Capelle unternommen, die höher hinauf aus ſchattiger Umgebung uns freundlich einlud, allein ein Regenſchauer trieb uns zurück nach der Stadt, wo wir im Dome viele Denkwürdigkeiten der Kunſtgeſchichte aufzuſuchen hatten. In dem Giebelfelde glänzt ein groſſes Moſaik, Chriſtus, Maria und Johannes, welches nach der noch vorhandenen Unterſchrift in lateiniſchen Verſen der Doctor Solfernus im Jahre 1207 anfertigte. Hinter dem Hochaltare befindet ſich eines der ſchönſten Bilder des berühmten Florentiners, Fra Filippo Lippi, eines Schülers Maſaccio's. Wie er ſich aus dem Zwange der Kloſterzelle und der Mönchskutte befreite und, damit er nicht allein ſei, eine Nonne entführte, iſt im Vaſari unterhaltend zu leſen. Die Freiheit ſeines Lebens gibt ſich auch in ſeinen Werken kund, hier beſonders in einer Verkündigung, Anbetung der Hirten, Tod und Krönung der Maria. Edler, gemüthvoller Ausdruck zeichnet die Köpfe, eine übermenſchliche Hoheit die göttlichen Geſtalten aus.

Lippo Lippi verstand aber zugleich auch die Natur so treu aufzufassen, daß wir ihn unter die vorzüglichsten Thiermaler zählen können, was er auch hier in diesen Darstellungen aus der heiligen Geschichte beweis't, wo das Ochslein und das Eselein zu Bethlehem beinahe so schön gezeichnet sind, als ob sie von Potter oder Wouvermann wären. Allein seine Kunst schützte ihn nicht gegen den Haß frommer Verwandten, die Ver- und Entführung einer Nonne fand keine andere Vergebung, als — durch ein Pülverchen, und als Mitgift erhielt er Gift (1469). Lorenzo, der Mediceer, hat ihm hier, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichtet.

Unser Vetturin trieb uns zur Eile an, damit wir nicht zu spät in Terni ankommen möchten, von wo wir noch vier Miglien zu dem berühmten Wasserfall zu Fuß zu machen hatten. Gewöhnlich werden die Fremden von dem Posthalter, welcher allein das Privilegium hat, nach dem Wasserfall fahren zu dürfen, überredet, Wagen und Pferde von ihm für einen ungemessenen Preis zu nehmen; wer aber irgend seinen Füßen einen kleinen Spaziergang zutrauen darf, dem rathen wir, nicht zu fahren, da die schönsten Partien auf den Berg hinauf und dann herab zu dem Fall nur zu Fuß besucht werden können.

Ohne Verweilen machten wir uns sogleich

nach unſerer Ankunft in Terni auf den Weg nach Papignano, einem verfallenen und verräucherten Felſenneſte, vor welchem auf einer Brücke eine Geſellſchaft ſtand, die eben kein ſonderliches Vertrauen einflößte. Es war uns daher erwünſcht, daß ein Arbeiter aus einem Garten zur Seite der Straße ſich als Führer anbot, bevor wir unter jene Rotte geriethen, ſo daß wir nun nicht nöthig hatten, mit all dieſem zudringlichen Geſindel zu unterhandeln, welches ſich uns zur Begleitung anbot. Wir ſtiegen zuerſt auf gebahnter Felſenſtraße, die nach Rieti führt, einen mächtigen Berg hinauf, wo wir endlich auf eine freie Ebene gelangten, in welcher dem Velino wegen der Ueberſchwemmungen, die er dort anrichtete, ſchon im Jahre 480 nach Erbauung der Stadt Rom durch Marcus Curius Dentatus ein neues Bett angewieſen wurde, in welchem er durch Felſenſchluchten hindurch zu einem vierhundert Fuß hohen Abhang geleitet wird, wo er mit ungeheurem Fall in das Thal der Nera hinabſtürzt. Dort aus dem Dickicht winkte uns eine wunderliche Geſtalt zu, die wir durchaus für einen Satyr oder Faun halten mußten. Bruſt und Schenkel waren mit zottigem Ziegenfell bedeckt, die Bocksfüße ſtanden zu tief im Heidekraut, um ſie genau zu erkennen, und die Hörner verbarg ein kleiner, ſpitzer Hut. Zu dem Alten geſellte ſich bald ein kleiner Faun, der mit

behendem Satze von einem überhangenden Felsen herabsprang und einige verlaufene Ziegen zur Heerde zurücktrieb. Welch ein Gewinn für Archäologie und Mythologie, daß wir einem so zweideutigen Geschlechte, wie die Satyren und Faune sind, auf ganz natürlichem, obwohl beschwerlichem Wege auf die Spur gekommen sind! Fürwahr, es leidet keinen Zweifel, daß diese Ziegenhirten schon in dem mythischen Zeitalter sich die Brust und die Schenkel mit solchen zottigen Fellen bedeckten und dadurch Veranlassung zu der Fabel von den mißgestalteten, von den Nymphen aber dennoch begünstigten, Waldteufeln gaben. So wild diese Berghirten auch aussahen, waren sie doch gegen uns freundlich und gesprächig, brachten uns Weintrauben und waren bereit, Fackeln anzuzünden, um uns in ihre Höhlen und Grotten zu begleiten. Eine hohe Rauchsäule, welche in einiger Entfernung aus dem Thale aufstieg, und der dumpfe Donner, wie von einem Hammerwerke, kündigten uns jetzt die Gegend an, wo wir den Sturz des Velino zu suchen hatten. Das künstlich in den Felsen gebrochene Bett, zu dem wir durch dichtes Gebüsch uns durcharbeiteten, ist schon eine gute Strecke vor dem Fall so abschüssig, daß der Fluß in der wildesten Flucht vorüberschießt, weshalb er über la fuga di Nera genannt wird. Von einem Altan zur Seite hat man eine Ansicht des Falls

von oben herab, allein es bestätigte sich uns hier wiederum die Erfahrung, die wir schon bei dem Rheinfall gemacht hatten, daß die Ansicht von oben herab nicht diejenige ist, die uns den Wasserfall in seiner schönsten Gestalt zeigt, wie es auch niemals einem Maler einfallen würde, seinen Standpunkt auf solcher Stelle zu nehmen. Nach kurzem Verweilen stiegen wir in das Thal hinab, um gegenüber ein ausgewähltes Plätzchen aufzusuchen, was uns bald gelang. Ein gutmüthiger Einsiedler hat sich auf einem vorspringenden Felsen eine Hütte von Lorbeer gebaut und er hätte keinen schicklicheren Punkt wählen können. Da er für diese Stelle der Ortschaft, der sie gehört, einen jährlichen Pacht von einhundert Scudi zahlen muß, so hat man das Schauspiel aus seiner Loge nicht umsonst, ja, der alte Natur-Schauspiel-Director ist sogar so eifersüchtig auf sein Theater, daß er den Weg dahin mit hohen, dichten Hecken eingezäunt hat, damit man nicht etwa anderwärts sich eine freie Aussicht suchen möchte. Ein zweiter Einsiedler hat sich unter ihm angebaut, jedoch ohne sonderlichen Zuspruch, da bei diesem die Aussicht beschränkter ist. — Bald hatte ich wiederum ein stilles Plätzchen aufgefunden, wo ich den Fall vom Kopf bis zum Fuß messen und verfolgen konnte. Eine vierhundert Fuß hohe Krystallsäule, die in stürzender, strömender Bewegung dennoch

unbeweglich erſcheint, ſtand vor uns; das Auge faßte bald das Bild künſtleriſch zuſammen, und ſo erkannten wir in dem Schafte die canelirten Rinnen, am Fuß bildeten ſich Sokkel und Wulſt durch den aufſprudelnden Schaum, und das ſchönſte korinthiſche Capitäl von kryſtallenen Akanthus-Blättern bekränzte das Haupt der ſchlanken Säule. Mit einem Blick überſieht man dieſen wunderbaren Aufbau ganz und kann auch noch die waldbekränzten Umgebungen und die vorragenden grotesken Felſenzacken, welche die verſteinernde Kraft des Waſſers gebildet hat, mit in das landſchaftliche Bild ziehen. Wie man es nicht unterläßt, die Sängerin, die uns eben entzückt, mit der zu vergleichen, die wir vorher am meiſten bewunderten, ſo ging es uns hier bei Terni, wo wir zunächſt an Schaffhauſen erinnert wurden. Wenn wir uns aber den Rheinfall als Begleitung zu einem nordiſchen Schlachtgeſange wünſchten, ſo würde an dieſer Stelle eine italieniſche Canzone ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Wir blieben ſitzen, bis die Sterne heraufblickten, und hätten die ganze Nacht hier ſitzen mögen; endlich aber brachen wir mit unſerem gewohnten Freudenruf: alla gioja ed al piacer! auf, gingen die Orangen-Allee eines ſchön angelegten Parkes des Grafen von Papignano zur Landſtraße zurück und trafen gerade zu rechter Zeit an der Wirthstafel ein, die auf dieſem Wege

von Florenz nach Rom die erste war, an welcher wir uns mit Behagen niedersetzten. Heute besonders that uns ein reinliches und bequemes Quartier wohl, denn wenn man von einem so heitern Spaziergange aus Orangenblüthenduft und der krystallhellen Grotte der Nymphen zurückkehrt, empfindet man doppeltes Unbehagen in dem Schmutz der italienischen Wirthshäuser.

Am folgenden Tage fuhren wir schon früh um zwei Uhr aus dem schönen Terni, fanden indessen schon ein Kaffeehaus offen und Bettler, die uns eine glückliche Reise wünschten. Mit Tagesanbruch waren wir bereits in Narni, einem hochgelegenen Städtchen, von wo wir noch einen tröstlichen Rückblick auf das Nerathal bei Terni thun konnten; auch schien es hier belohnender zu sein, aus der Stadt hinaus, als in sie hinein zu sehen. Die gebirgige Gegend verschaffte uns heute das Vergnügen, viel zu Fuß gehen zu können, wobei wir Gelegenheit hatten, mit Bauersleuten, die nach Narni im schönsten Feststaate zum Jahrmarkt zogen, uns unterhalten zu können. Neu für uns waren hier die Gruppen von ganzen Familien auf einem kleinen Esel; am lächerlichsten nahmen sich jedoch die schwerbepackten Thiere aus, wenn zwei Mädchen in sonderbarer Verschlingung darauf saßen und aus Besorgniß, von uns geneckt zu werden, sie zu ungewohnter Schnelligkeit antrieben.

In Borghetto hielten wir zum Frühstück an; vor diesem Orte wird in Reisebeschreibungen wegen seiner ungesunden Luft gewarnt, obwohl er auf einer freien Anhöhe liegt, an deren Fuß die Tiber ein grünes Thal durchströmt. Als ich die Wirthin über die aria cattiva, welche hier herrschen sollte, befragte, lachte sie laut auf und sagte: „Laßt Euch nichts weiß machen, seht nur mich an; habt Ihr schon anderwärts eine so gesunde Farbe gesehen? Und seht nur unsern ehrwürdigen Pater Antonio dort bei der Foglietta, sieht dieser dicke Herr denn wie Fieberluft aus? Ich glaube zwar recht fettes Vieh in dem Stall zu haben, aber so weit kann ich es doch nicht bringen, wie mit ihm." Sie empfahl uns ihren Schinken, und wir überzeugten uns, daß wenigstens auf die Vierfüßer die aria cattiva keinen nachtheiligen Einfluß ausübe. Die Auskunft, welche die Wirthin uns über den Witterungsstand gegeben hatte, wurde uns, wie jedes Gespräch, welches man in dergleichen Straßenwirthshäusern mit der Wirthin führt, mit in Rechnung gestellt, denn sie forderte sich dafür, daß sie so schön mit uns gesprochen, außer dem gewöhnlichen noch ein zweites Trinkgeld, und gab uns zugleich über die Vertheilung der Trinkgelder einen neuen Aufschluß. „Bedenkt nur," sagte sie, „wenn man vier Paul*) in sechs Theile

*) Ein Paul = 4 Sgr.

theilen soll, so hält die Rechnung immer schwer, und in jedem guten Wirthshause, wie das meine, sind sechs Hände, die nach dem Trinkgelde greifen. Zuerst kommen der padrone und die padrona, dann der cameriere, dann die serva, der cuoco und zuletzt der staliere; von Allen diesen erhält jeder seinen Antheil, so daß mir oft sehr wenig übrig bleibt, wenn die Reihe zum zweiten Male an mich kommt.

Zwanzigster Brief.

Rom, im October.

Wir ließen es uns gefallen, daß der Vetturin am folgenden Tage nicht in Civita Castellane blieb, sondern eine Post weiter bis Nepi fuhr, wo wir in der Abenddämmerung einen gewagten Spaziergang nach einem Wasserfall unterhalb eines verfallenen Thurmes machten, der uns noch in seinen Trümmern diese Stadt als eine felsenfeste Vorburg Roms ankündigte, an welcher sich die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen die Stirn oft wund gerannt haben mögen. Für Landschaftsmaler dürfte hier noch eine schöne Ausbeute zu holen sein. So armselig das Nest jetzt ist, so merkten wir doch an der Menge der Vetturine, die zugleich mit uns hier eintrafen, daß wir uns der großen Hauptstadt näherten, allein in dem Wirthshause sah es so schmutzig aus, wie in der dürftigsten Dorfschenke,

und ſo ſehr wir uns auch beeilten, die erſten und beſten Zimmer zu bekommen, ſo fand hier eigentlich keine Auswahl Statt, da ſie alle gleich ſchlecht und unſauber waren. Wir brachten eine unruhige Nacht hier zu. Mäuſe, Ratten, Ungeziefer aller Art, und dazu der Gedanke, am anderen Tage in Rom einzuziehen, wer hätte da ſchlafen mögen! Wir ſelbſt trieben daher den Vetturin früh heraus und fuhren im Morgennebel in die öde Campagna hinein.

Morgenlied.

Der Tag bricht an! die Nebel ſind zerronnen,
Die linden Lüfte wehn im leichten Spiel,
Sei denn der ernſte Pilgerzug begonnen
Und Roma heißt der Wallfahrt ſchönes Ziel.

So trug ich mit erwartungsvollen Schlägen,
Wohin mich ewig noch die Sehnſucht zieht,
Einſt der Geliebten bang das Herz entgegen,
Als meines Lebens Hoffnung ſie entſchied.

Euch ſoll ich ſehn, ihr Tempel und Paläſte,
Im alten und im neuerſtandnen Rom,
Des Coloſſeums heil'ge Ueberreſte,
Und dich, St. Peters hochgewölbten Dom!

Bald werd' ich, Rafael, mit frommem Staunen
Durch Deine reichgeſchmückten Hallen gehn;
Vor Deines Weltgerichtes Siegsposaunen,
O Angelo, werd' ich bewundernd ſtehn!

Auf hohem Capitole werd' ich weilen,
Hinüber zu dem Forum ſchweift der Blick,
Auf raſchem Tiberſtrom zum Meere eilen,
Das Cäſar einſt getragen und ſein Glück.

So nehmt den Fremdling auf, ihr ſieben Hügel,
Gönnt nach dem Sturme ſeinem Herzen Ruh',
Und freudig tragen mich der Hoffnung Flügel
Den alten und den neuen Göttern zu!

Während ſich die Nähe der anderen Welthauptſtädte dem Wanderer dadurch ankündigt, daß ſchon in meilenweiter Entfernung Landhäuſer und Gärten erſcheinen, regſames Leben für Handel und Gewerbe ſich bemerkbar macht, ſo breitet ſich dagegen rings um die ewige Roma ein ödes, ſchweigendes Feld wie ein Kirchhof; einzelne, mit wildem Geſtripp und Farrenkraut bewachſene Hügel liegen wie Hühnengräber umher, und in weiter Ferne erhebt ſich aus einem dampfenden Thale die hohe Kuppel St. Peters, die einſame Herrſcherin

der Wüste. Schon jenseit Baccano, fünf Stunden entfernt, sahen wir die Riesenkuppel, allein den wahren Eindruck ihrer ungeheuren Größe hatten wir erst auf den Hügeln vor Storta, obwohl sie noch in dreistündiger Entfernung von uns lag. Eben weil sich diese Kuppel aus der Tiefe des Tiberthales erhebt und unmittelbar neben sich keinen anderen Vergleichungspunkt, als die Kuppel des Himmels hat, mit welcher sie sich kühn zu messen wagt, erscheint sie so unermeßlich, gleich einem freischwebenden Weltkörper; man kann vermuthen, daß viele Tausend Gebäude mit ihr auf derselben Fläche stehen, aber sie allein erhebt das Haupt und schaut in die Ferne. Nur ein Adler wagte noch höheren Flug und umschwebte in weiten Kreisen den stolzen Bau; wir begrüßten den kühnen Segler der Lüfte als den befreundeten Führer, dem wir auf manchem ernsten Gange gefolgt waren.

Um gegen die empfindlich scharfe Luft geschützt zu sein, hatten wir uns diesseit eines Erdwalles, vielleicht einer Schanze aus Attila's Zeit, gelagert, doch so, daß wir die Aussicht auf die Kuppel frei behielten. Eine fromme Pilgerin rief in unserer Nähe: „benedetta santissima Roma!“ warf sich auf die Erde nieder und breitete die Hände mit dem Rosenkranze der heiligen Stadt entgegen, die wir mit lautem Gläserklang begrüßten. Die Pil-

gerin ließ ſich nicht irren in ihrem Ave Maria; allein über den Rand des Hügels bog ſich zu uns ein Kopf herüber, der uns einer nicht geringen Schreck machte. Ein Stier von dem größten und ſchönſten römiſchen Geſchlechte richtete ſich auf und nahm die entfernte Kuppel zwiſchen ſeine beiden überaus großen und ſchön gebogenen Hörner, wie die Scheibe des Mondes auf ägyptiſchen Bildwerken. Wie wir früher ſchon an den Ziegen und Schafen eine wirklich claſſiſche und edle Bildung, beſonders des Kopfes, bemerkten, ſo mußten wir nun auch dem Stiere zugeſtehen, daß wir ſeines Gleichen nicht in unſerem Norden geſehen hatten. Die Campagna, die uns im Anfang ſo verwildert und unfreundlich erſchienen war, gewann ſehr durch dieſe Staffage, und wir konnten aus dem unüberſehbaren Hügellande uns jetzt eine kleine, gefällige Landſchaft einrahmen, mit der knienden Pilgerin und dem friedlich gelagerten Stier im Vorder- und dem drohenden St. Peter im Hintergrunde.

Campagna Romana.

Wie breiten ſich die röm'ſchen Fluren
Unüberſehbar vor mir aus,
Und nirgend eines Pfluges Spuren,
Und nirgend wo ein gaſtlich Haus.
Verfall'ner Aquäducte Trümmer
Stehn hier aus der vergangnen Welt,
Zwar glänzt die Flur im Farbenſchimmer,
Doch eine Wüſte ſcheint das Feld.

Verloren wuchert hier in Fülle
Akanthusblatt und Farrenkraut,
In abgeſchiedner, öder Stille
Wird nicht ein armes Vöglein laut.
Mit braunem Mantel, ſpitzem Hut,
Der Römer raſch vorüber zieht,
Und ſingt zu Pferd mit ſtolzem Muthe
Sein monotones, ernſtes Lied.

Des Weg's daher mit wunden Füßen
Kömmt eine fromme Pilgerin,
Die heil'ge Roma zu begrüßen,
Eilt ſie mit flücht'gem Tritt dahin.
Und wie der Schiffer nach dem Sterne
Mit unverwandtem Auge ſieht,
Blickt ſie mit Sehnſucht in die Ferne
Mit gläubig hoffendem Gemüth.

Schon hat den Hügel ſie erſtiegen,
Die Sonne ſinkt mit goldnem Strahl,
Der Pilg'rin ſcheue Blicke fliegen
Hinunter zu der Tiber Thal.

Da liegt vor ihr in tiefem Grunde
Das heißherangeſehnte Rom,
Und gleich des Erdballs mächt'gem Runde
Erhebt ſich dort St. Peters Dom.

Auf ihre Kniee ſinkt ſie nieder,
Sei mir geſegnet, heil'ge Stadt!
So tönt's von ihren Lippen wieder,
Mir, die dir fromm und gläubig naht.
Die Hände breitet ſie entgegen,
Hier, ruft ſie, wird die Schuld gebüßt,
Hier wird das Herz zu Ruh' ſich legen,
Sei, heil'ge Roma, mir gegrüßt!

Wie ſind die Wege doch verſchieden,
Die wir zum Himmelreiche ziehn,
Die Pilg'rin wirbt um ihren Frieden
Mit Faſten, Beten und mit Knien.
Ich aber, der beim Saft der Trauben,
Des Sängers ſtille Tugend übt,
Zieh' hin gen Rom im frohen Glauben:
Viel wird vergeben, wer viel liebt!

In dem einſamen Wirthshauſe zu Sterta wurde raſch ein Frühſtück genommen; an dem geſchriebenen Küchenzettel auserleſener Gerichte erhielten wir ein neues Zeichen, daß wir uns nach langer Irrfahrt wiederum einem wirthlichen Hafen

näherten; dem Schiffer sind Schnepfen die sichern Verboten vom nahen Lande; auch uns flogen diese Vögel, und noch dazu gebraten, als willkommene Wegweiser zu dem verheißenen Lande entgegen.

Auf dem breiten Pflaster der alten flaminischen Straße rollte unser Wagen mit beflügelten Rädern über den letzten Hügel zur Tiberbrücke, ponte molle, hinab. Im zugemachten Wagen zu sitzen, wenn man draußen die Aussicht auf die Peterskuppel und Rom zu erwarten hat, war mir nicht möglich; der Vetturin mußte das Fabricht räumen, und Graf Dyhrn und ich saßen bald hier auf dem Verdecke. Wie nun die sieben Hügel einer nach dem andern hervortraten, und die Paläste, Kuppeln, das Coliseum, die Pinien und Cypressen der Gärten und Villen immer sichtbarer wurden, da fing uns doch das Herz an zu schlagen, wir mußten erwarten, daß die ewige Weltstadt dem Wanderer Fragen vorlegen werde, für deren Beantwortung wir nicht einstehen konnten. Wie man sich aber gern der Gedanken und Gespräche erinnert, die man in bedeutenden Lebensmomenten gehabt und geführt, so wird mir in erfreulicher Erinnerung bleiben, daß das Gespräch mit meinem Freunde, als wir zu dem Sitze des dreifach gekrönten Oberhauptes der katholischen Kirche hinabfuhren, den königlichen Erretter des

evangeliſchen Glaubens, Guſtav Adolph, und die Frage betraf, in wie fern der Tod dieſes Helden einen Stoff zur Tragödie gebe.

Je näher wir der Stadt kamen, deſto mehr Auskunft hatten wir von unſerm Vetturin uns auszubitten und hörten viele Namen, die wir ſonſt nur aus Horaz und Tibull kannten, aus dem Munde des Fuhrmanns. Der hohe Soracte lag uns ſchon längſt zur Linken, dann folgten die lateiner und albaner Gebirge, die Pinien der Villa Borgheſe, der capitoliniſche Hügel, der Aventin, der Janiculus mit der Villa Lanti und dem Kloſter San Onofrio, dann St. Peter, und uns zunächſt zur Rechten der Monte Mario.

Wir fuhren den 6. October um die Mittagsſtunde durch die Porta del Popolo ein in das erſehnte Rom, und waren nicht wenig überraſcht, uns gleich bei der Einfahrt in die geiſtliche Stadt auf einem ſo eleganten Platze, wie die Piazza del Popolo iſt, zu befinden, der in dem weltlichen Berlin oder Paris noch eher an ſeinem Platze ſein würde. In der Mitte erhebt ſich ein ägyptiſcher Obelisk, an deſſen Wänfel vier Löwenköpfe ein Baſſin mit Waſſer verſorgen; Nischen mit Brunnen für Rechten und Linken in der Mauer, welche hier den Platz im Halbkreis begrenzt, ſind mit einem modern-eleganten Olymp herausgeputzt: Apoll von Belvedere und die andern alten Götter-

vorbilder des Vaticans hält man in Rom für zu ordinär, um sie nachzubilden, man zieht es vor, aus Bernini's und Canova's Schule die Muster zu wählen. Dem Thore zunächst zur Linken steht die Kirche St. Maria del Popolo, in deren Kloster Martin Luther auf seiner Wallfahrt nach Rom beherbergt wurde; die hohen Klostermauern sind niedergerissen worden, und terrassenförmig erheben sich hier die unter Napoleons Herrschaft in dem großartigen Geiste der alten Imperatoren angelegten öffentlichen Spaziergänge (passeggiata), an welche sich oben die Villa Medici anschließt. Drei Straßen öffnen sich dem Thore gegenüber, von denen die mittlere der, durch den römischen Carneval berühmte, Corso ist. Vor diesen Straßen stehen die beiden Kirchen St. Maria dei Miracoli und St. Maria di Monte Santo, welche in den beiden Kirchen auf dem Gendarmen-Markte zu Berlin wiederholt worden sind und ebenfalls ein mehr modernes als [illegible] Ansehen haben. Neuaufgeführte Wohnhäuser von drei und vier Stock, vornehmlich von Engländern und andern Fremden bewohnt, und in dem modernen Styl unserer Wohnhäuser gebaut, schließen sich an die Einfassungsmauer zu beiden Seiten an. Wie sehr sich aber auch in allen Umgebungen des Platzes die neumodische Eleganz verdrängt und bemerklich macht, der ägyptische Obelisk mit seinen

finſteren Hieroglyphen erhebt ſich wie ein Rieſengeiſt der alten Zeit und kündigt uns an, daß wir nicht in Berlin oder Paris, ſondern in Rom ſtehen. Indeſſen wurden wir bald auf eine unbequemere Weiſe an unſere römiſche Exiſtenz erinnert, indem ein Schlüſſelſoldat der Thorwache uns zu unſerem Wagen zurückrief und uns andeutete, daß wir zuvörderſt zur Dogana fahren müßten. Vergebens führten wir an, daß bereits an der Grenze die Zollbedienten unſer Gepäck ſo ſorgfältig durch einander geworfen hätten, daß es der Dogana in Rom ſchwer werden würde, ein Syſtem in unſere Koffer zu bringen; da wir dem Thorhüter nicht ſogleich einen und den andern Piaſter in die hohle Hand gleiten ließen, was da, wo St. Peter die Wache hält, überall einen freien Eingang ſichert, mußten wir uns zu dieſer Fahrt bequemen. In Rom aber, zumal am Tage der Einfahrt, gibt es keinen Umweg, ein jeder lohnt ſich der Mühe, und ſelbſt das Zollhaus gebietet mit ſeinen eingemauerten korinthiſchen Säulen vor dem verfallenen Tempel des Antoninus pius Ehrfurcht und Reſpect, den ſich die mit Spießen und Stangen bewaffneten Douaniers noch auf eine andere Weiſe zu verſchaffen wiſſen. — Ueber ungebührliche Begegnung hatten wir jedoch keineswegs hier Klage zu führen; wir ſtellten uns ſogleich unter den Schutz eines freundlich bedächtigen Mannes,

der uns ohne Unbequemlichkeit schnell abzufertigen versprach, die Koffer auch nur obenhin ansah, allein sehr unwillig ward, als ihm seine Gehülfen unsere Reisebibliothek in verschiedenen Körben brachten. „Warum verstecken Sie Ihre Bücher nicht mit mehr Sorgfalt?“ sagte er ganz ärgerlich, „nun behalte ich dieses Zeug auf dem Halse und muß einige Tage damit zubringen, dem santo ufficio darüber Bericht zu erstatten.“ Ich bat ihm, ein geneigtes Einsehen zu haben und sich durch einen Blick auf den Titel zu überzeugen, daß es lauter unschädliche Bücher wären. Das Unglück wollte indessen, daß das erste Buch, welches er aufschlug, ein Theil von Rosini's Roman: „la monaca di Monza“ war, und dieser Titel schien ihm so verdächtig, daß er sich die andern Theile dazu ausbat, wahrscheinlich weil er eine angenehme Lectüre für sich dahinter vermuthete. Nur mit Mühe gelang es mir, einige profane Bücher einzuschwärzen, und zwar im eigentlichsten Bedeutung des Wortes, da ich diese Weltkinder von dem Buchbinder vorher hatte schwarz einkleiden lassen. Schon hatte ich einige unter dieser Maske in Sicherheit gebracht, als der gestrenge Mann mir den Horaz anhielt, dessen Schelmgesicht selbst der schwarze Shirtout nicht ganz verdecken konnte. „Ch' é questo Orazio?“ fragte der Zollofficiant mit ganz befremdlicher Miene. Ich versicherte, daß

in dem Buche nichts als Bußpsalmen und Stoßseufzer enthalten wären. „E vero," sagte der Zöllner, „jetzt seh' ich, daß es lateinische Psalmen sind," und dabei las ich ihm das zufällig aufgeschlagene: „Vixi puellis nuper idoneus" u. s. w. ganz herzhaft vor. Mit Catull, Tibull und Properz ging es mir nicht besser; diese drei ausgelassenen und heitersten Gesellen hätte ich nicht gern gemißt, und es fand sich für sie bald eine gute Entschuldigung. An verschiedenen, mir lieb gewordenen Stellen hatte ich Blumen, Blätter und dergleichen grünes Angedenken gepflückt und mir die *Lieblingsstellen* in den Elegien damit eingezeichnet. Als der Donanenhauptmann mir auch dieses Buch vorenthalten wollte, versicherte ich ihm, daß ich Botaniker sei und ihm durchaus die gesammelten Kräuter nicht überlassen könnte, worauf der gute Mann mir ohne Weiteres meine römischen Dichter wieder auslieferte. — Im Ganzen war er froh, auf diese Weise einige Bücher wieder los zu werden, da er ohnehin noch genug Literatur von uns in Verwahrung behielt.

Wie in Mailand der deutsche Gastwirth Reichmann, so hat in Rom sich Hr. Franz in der Via Condotti, nahe am spanischen Platze, seinen Landsleuten empfohlen, und zu ihm ließen wir uns nun fahren. Sehr willkommen war es uns, eine anständige Wirthstafel bereit zu finden,

da wir auf unserer siebentägigen Fahrt von Florenz hierher fast ausschließlich nur auf ästhetische Natur- und Kunstgenüsse angewiesen waren. Als ein besonderes Kennzeichen aber, daß wir uns endlich auf einem classischen Boden befänden, galt uns die Weinkarte, die uns der Kellner vorlegte, worauf wir die berühmtesten Namen der erlauchten Getränke von Montefiascone, Orvieto, Monte Pulciano, selbst Falerner und Syrakuser fanden; wir unterließen nicht, schon heute einige Bekanntschaft mit so ausgezeichneten Berggeistern zu machen. Der Abend überraschte uns schneller, als wir es vermutheten, dennoch konnten wir dem Verlangen, noch heute einen Gang in die Stadt zu machen, nicht widerstehen, und ein Bedienter vom Platze war sogleich bereit, uns zu führen. Die Verwirrung aber, welche Rom schon oft im Großen unter denen, die in seine Mauern einzogen, anrichtete, erfuhren wir Andern heute im Kleinen, denn ein Jeder von uns fühlte sich nach verschiedener Richtung hingezogen. Während die Romantiker mit heiligem Eifer darauf bestanden, nach St. Peter zu wallfahren, verlangten die Classiker zuvörderst, das Capitol und wo möglich das Colosseum zu besteigen, jene wollten den Vatican, diese das Pantheon besuchen, und da ich fürchtete, daß sich der Streit in die Länge ziehen, oder nach den Gesetzen der Bewegung, wir, von zwei Richtun-

gen angezogen, weder das eine, noch das andere Ziel erreichen, sondern mitten hindurch in das Leere fahren würden, trennte ich mich von der Gesellschaft und hatte so viel Zutrauen zu den römischen Plebejern und Pätriziern, daß sie mir unangefochten den Weg nach dem capitolinischen Hügel, den zu besteigen mein Vorsatz war, zeigen würden. — Nur einen flüchtigen Blick hatte ich auf einen Plan von Rom geworfen, den mein Nachbar vor sich liegen hatte, woraus ich die ungefähre Richtung meines Weges wußte. Nach dem Corso war es nicht weit, und da ich in dieser Straße auf meine Frage; „wohin geht es nach dem Campidoglio?" zur Antwort erhielt: „sempre dritto!" so konnte ich nicht fehlen, wenn ich nur gerade zuging. Ohne mich bei der Säule des Antonin auf der Piazza della Colonna, welche ich diesmal, wie schon so Mancher vor mir, für die Säule Trajans hielt, zu verweilen, gelangte ich zu einem, von hohen Palästen eingeschlossenen Platze; eines der Prachtgebäude war durch eine große Inschrift als der „Pallast von Venedig" bezeichnet, und ein anderes wurde mir als der Palazzo Torlonia genannt, ein Name, der mir besonders wichtig war, da an dieses Haus meine Creditbriefe lauteten. Nun hatte ich nur noch in eine Seitenstraße einzubiegen und ich stand am Fuße des Capitols, das mir aus Bildern und Beschreibungen

genau bekannt war. Bringt man freilich nicht die Erinnerungen mit an die Triumphe, die hier gefeiert, an die Götter, die hier verehrt, an die Siege, die hier erfochten wurden, dann erscheint dieser eingesunkene Hügel mit seinen modernen Palästen, der eingezwängten Kirche und den schmutzigen, unsymmetrisch angelegten Aufgängen nicht den großen Erwartungen entsprechend. Immer aber macht der mittlere Aufgang, an dessen Fuße zwei ägyptische Löwen liegen, auf dessen Höhe die beiden Rossebändiger, Nachbildungen der berühmten Kolosse, stehen, einen großartigen Eindruck. Die Bahn, welche hinauf führt, ist breit genug, daß drei Viergespanne neben einander Raum haben würden, doch ist sie nur für Fußgänger eingerichtet, indem sie durch Absätze, die zu niedrig sind, als daß man sie Stufen nennen könnte, unterbrochen ist. Neben den Kolossen an der oberen Brüstung der Treppe sind Trophäen, Statuen, Meilensteine, Ueberreste des Alterthums aufgestellt, und auf der Mitte des Platzes hält Kaiser Marc Aurel zu Roß, ein prächtiger Erzguß aus alter Zeit. Drei Paläste schließen den Platz ein; der Pallast der Senatoren erhebt sich dem Heraufkommenden gegenüber mit doppelter Treppe, einer Façade von korinthischen Pilastern und hohem Thurme. Vor der Treppe plätschert ein Brunnen, an dessen Rande der Nil und der Tiber sich gelagert und

als deſſen Hüterin Minerva daſteht. Zu den beiden Palläſten, welche ſich wie Seitenflügel an den Mittelpallaſt anſchließen, hat ebenfalls Michel Angelo den Plan entworfen, und die Façaden machen den Eindruck ſchöner Uebereinſtimmung. Das Gebäude, welches den linken Flügel bildet, heißt der Pallaſt der Conſervatoren, das des rechten Flügels: capitoliniſches Muſeum. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, in den offenen Hofraum des Pallaſtes der Conſervatoren einzutreten, wo ich an koloſſalen Bruchſtücken ſo Vieles umherliegen ſah, daß wir mit ſolchem Ueberfluß ſchon eine anſehnliche Gallerie ausſtatten könnten. Da ich in unſerem Geſandtſchafts-Hôtel meine Anmeldung zu machen hatte, ließ ich mich jetzt nach dem Pallazzo Caffarelli weiſen, welches die ſüdliche Spitze des capitoliniſchen Hügels einnimmt. Da unſer Miniſter-Reſident, Hr. Dr. Bunſen, den Sommer auf einer Villa in Frascati wohnt, gab ich meine Karte ab, nahm Briefe in Empfang, und freute mich, den preußiſchen Adler auf dem Capitol horſten zu finden. Um mir aber die älteſten Erinnerungen in das Gedächtniß zu rufen, erhob ſich auf dem nahen Hofe ein gewaltiges Geſchnatter, als ob des Manlius Federvieh mich als einen galliſchen Vortrab ankündigen wollte. Wie ich näher hinzutrat, ſah ich, daß es nur einige Frauen waren, die in

heftigen Zank wegen eines Knaben, der irgend eine Unfertigkeit begangen hatte, gerathen waren, und ich hörte von der Einen noch die drohenden Worte, daß wenn der ragazzo noch einmal sich hier sehen lasse, so sollte er ohne Gnade über den „rupe tarpejana“ hinab geschleudert werden! Nicht ohne Schauder trat ich an die Mauer, wohin die zornige Frau gezeigt hatte, und sah in der That den tarpejischen Felsen, immer noch schroff und hoch genug, um den Hals hier zu brechen. Von so bedenklicher Stelle zog ich mich wieder auf den geräumigen Platz zu dem Kaiser Marc Aurel zurück, um von hier auf der hinteren Treppe, die in alter Zeit der Hauptaufgang war, hinab zur alten Roma zu steigen und mich dem Schutze der alten und neuen Götter Roms zu empfehlen, obwohl ich ihnen weder Hekatomben, noch Ablaßgroschen zusichern konnte. Von den Stufen des Tempels des capitolinischen Jupiters, jetzt „ara coeli,“ eröffnete sich mir eine überraschende Aussicht zur anderen Seite des Hügels hinab. Ein eingesunkener Triumphbogen ragt aus der Tiefe hervor, daneben erheben sich drei Säulen, welche ein Stück Mauerwerk von einer verfallenen Tempelstirne tragen, eine zahlreichere Säulenreihe von sieben oder acht Säulen, deren Häupter ebenfalls durch darüber liegende Marmorblöcke verbunden sind, stehen weiter rückwärts zur Rechten. In der Mitte zieht

ſich auf unebenem Boden eine ſchlecht unterhaltene Allee von Akazien hin, zur Linken ſieht man einige Vorderſeiten römiſcher Tempel, an welche chriſtliche Kirchen und Capellen angebaut wurden. Noch immer war ich meiner Sache nicht ganz gewiß, wie ich dieſen Platz nennen ſollte; als ich aber hinter dem Triumphbogen eine Heerde gelagerter Kühe gewahr wurde und neugierige Ziegen auf die umherliegenden Säulentrümmer ſprangen, verkündigte mir dies Gebrüll und Gemecker, daß ich nichts Geringeres vor mir hatte, als das forum romanum, dieſen Schauplatz römiſchen Volkslebens, wo Cicero gegen den Catilina ſprach, wo Cäſar und Auguſtus ihre Triumphzüge hielten, und zuletzt meine guten Landsleute, die Vandalen und Alanen, barbariſchen Andenkens, gehauſ't hatten. Nun fand ich mich in dieſer romantiſchen Verwilderung der claſſiſchen Ruinenwelt bald zurecht, denn keine Ausſtellung in Berlin war vergangen, wo wir nicht eine, oder mehrere Anſichten von dem römiſchen Forum ſahen, und oft genug hatte ich, bevor ich hierher kam, mich durch dieſe Gegend führen laſſen. Die einſam ſtehende Säule des Kaiſers Phokas war für mich der Polarſtern und Wegweiſer, von wo aus ich mich orientirte. Der Triumphbogen zunächſt vor mir war der des Septimius Severus, zur Rechten hatte ich die drei Säulen vom Tempel des Jupiter tonans, einſt

von Augustus dem Donnergotte gelobt, als auf der Heimkehr aus Spanien ein Diener neben ihm vom Blitze getroffen wurde. Die acht Säulen daneben von orientalischem Granit gehörten zu dem Tempel der Concordia, oder Fortuna, je nachdem die Archäologen sich für diese, oder jene Göttin entschieden. Dem Tempel der Concordia gehört eine dritte Säulengruppe an, aber leider ist die kostbare Bekleidung der Cella dieses Tempels von africanischem, violettem und gelbem Marmor fast mehr den Mineralogen anheim gefallen, als den Kunstfreunden. Ein ganzes Gebirge von Trümmern nimmt weiter hinaus den palatinischen Hügel zur Rechten ein, dies konnten nichts Anderes als die Kaiserpaläste sein. Noch weiter hinaus ragte hinter einem zweiten Triumphbogen, welcher der des Titus war, ein thurmhohes Gemäuer von unermeßlichem Umfange hervor und glänzte roth wie ein Gletscher in dem Golde der Abendsonne, es war das Colosseum; — welch ein glänzender Untergang!

Man streitet noch darum, ob der Weg, der gegenwärtig vom Platze des Capitols, dem alten Intermontium, die Straße der Triumphatoren war; eben belebte ich mir diese Bahn mit dem Siegeszug des Camillus, der „mit vier Sonnenrossen in sein errettetes Rom zog," da drängte sich eine Schaar glatzköpfiger Barfüßer in schmutzigen braunen Kutten, mit weißen Stricken gegürtet, in

den Weg herein und leuchte den beschwerlichen Stufengang herauf. Nun wußt' ich, daß über Rom die Sonne untergegangen sei!

Da ich auf das Forum hinabgestiegen war, konnte ich nicht denselben Rückweg einschlagen und mußte mich wiederum der Zurechtweisung überlassen, bis ich den Corso erreicht hatte, auf welchem ich mich leicht in die Via Condotti zu meinen Freunden zurück fand. Diese kamen so eben von ihrer Wallfahrt nach St. Peter zurück, allein sie waren bei weitem weniger erbaut und begeistert von dem Prachtgebäude des Heiligen, als ich von der Trümmerstätte der großen Vorwelt. Mit Lebhaftigkeit wurde dies in der, nah bei dem Hôtel Franz gelegenen, Trattoria zum Lepre verhandelt, und nachdem einige Foglietten Orvieto uns gestärkt, ward die Lust eines nächtlichen Spazierganges nach dem Capitol so sehr angeregt, daß die Partie St. Peter sich kurz und gut entschloß, noch heute das Forum romanum zu betreten, wohin ich denn, obwohl die Entfernung eine halbe Stunde beträgt, gern noch einmal mitging. Auf dem Rückwege ward uns noch die Ueberraschung bereitet, daß wir, in eine Seitenstraße als einen Richtweg zum spanischen Platze gewiesen, uns mit einem Mal vor den colossalen Pferdebändigern auf dem Monte Cavallo befanden, vor denen ein Springbrunnen aus überfließender Schale herabplätschert

und die Stille der Nacht angenehm unterbricht. Spät kehrten wir zurück, und mit Kaiser Titus durfte Jeder von uns sagen: „diem non perdidi!“ ein Wort, welches freilich in keiner Stadt leichter zu erfüllen ist, als in Rom. — So beschlossen wir den ersten Tag in Rom.

Einundzwanzigster Brief.

Rom, im October.

Die Stadt lag noch im tiefen Schlafe, als wir am frühen Morgen die spanische Treppe hinaufstiegen, um von dem Spaziergange, der vor der französischen Maler-Akademie, vormals Villa Medici, vorüber führt, über die Stadt hinüber nach St. Peter zu sehen. Auch hier fand sich manche Stelle, die uns aus Bildern wohlbekannt war; vor Allen berühmt ist hier die Aussicht von dem Springbrunnen vor der Akademie. Die immergrünen Eichen, unter welchen die große Schale steht, bilden ein hohes Bogenfenster, welches als Rahmen dient, um die im fernen Hintergrunde sich erhebende Kuppel einzuschließen; man könnte glauben, in einem Diorama zu stehen, so ruhig und klar ist das Bild, doch wurden wir aus dieser Täuschung durch den aus den grünen Zweigen her-

abfallenden Regen des Springbrunnens geweckt. Lebhaft erinnerten wir uns hier einer Sepia-Landschaft von Rösel in Berlin, der mit eigenthümlicher Genialität seine Blicke in die Landschaften in leichten, aber unverkennbaren Zügen auf dem Papiere zu befestigen weiß.

So schön die Natur war, so vergaßen die Freunde dennoch darüber das Caffé greco nicht, wohin wir als zur Quelle des besten Morgentrankes und dem Sammelplatze der deutschen Künstler beschieden waren. Dies Kaffeehaus ist in der That für den Deutschen in Rom ein Ort von der größten Bedeutung, hier ist das allgemeine Stelldichein, hier nimmt man Besuche an, gibt für den, den man nicht zu Hause trifft, die Karte ab, hierher bringt der Postbote die Briefe, denn Caffé greco ist die allgemeine Adresse für jeden deutschen Namen in Rom. Landpartien, Spaziergänge, Reisegesellschaften werden hier verabredet, und der Schneider und Schuhmacher, deren Zudringlichkeit mit unbezahlter Rechnung der Signor pittore von seinem Studium fern zu halten wußte, pflegt in dem Caffé greco nie zu fehlen, sobald der Wechsel eingetroffen ist. Für den politischen und schönwissenschaftlichen Zusammenhang mit dem Vaterlande ist hier ebenfalls gesorgt, indem die allgemeine Zeitung und das Morgenblatt nebst dem Kunst- und Literaturblatt und, was noch

mehr überraschte, selbst der Constitutionnel hier ausgelegt liegen. Zum Glück für unsere heitere Lebensweise und unsere ernsten Studien nimmt die Politik uns durchaus nicht in Anspruch, zu Haus ist es ruhig, und in Frankreich glauben Carl X. und sein lieber Sohn Polignac Alles auf's Beste besorgt zu haben; kaum hört man einmal von dem so eben beendeten Türkenkriege sprechen. Um so ungestörter dürfen wir uns der Freude des Lebens und dem heiteren Genuß am Schönen, was Kunst und Natur uns in so reichen Gaben hier bescheeren, überlassen.

Von meiner ersten Entdeckungsreise durch Rom war ich gestern so sehr befriediget zurück gekehrt, daß ich heute eine zweite, und zwar wiederum ohne Führer, zu unternehmen beschloß. Mein Ziel war der St. Peter, und auf dem Wege dahin durfte ich auf manche überraschende Begegnung zählen. Diesmal aber versah ich mich mit einem großen, auf Leinwand gezogenen Plane der Stadt Rom, um doch nicht ganz zum irrenden Ritter zu werden. Wie schwer aber hält es doch, in Rom an den ersten Tagen nur einigermaßen vorwärts zu kommen! daß aber die Galanterieladen mich am meisten fesseln würden, hatte ich nicht vermuthet. Allein diese römische Galanterie zeigt einen etwas ernsthafteren Charakter, als die im Palais royal zu Paris und am Graben

zu Wien. Hier hat ſelbſt die Galanterie das Gepräge claſſiſcher Kunſt und Schönheit, und vor Allen waren es heute die Medaillons von geſchnittenen orientaliſchen Muſcheln, bei denen ich mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit verweilte. In der Via Condotti findet man, von dem ſpaniſchen Platze an, Laden bei Laden mit einem Reichthume an dergleichen Muſcheln, der uns anfänglich um ſo mehr in Erſtaunen ſetzt, da wir dieſe, nach ihren verſchiedenen Lagen geſchickt benutzten Schalen, die aus dem Oriente und dem Meere der Levante hierher gebracht werden, beim erſten Blicke durchaus nicht von dem geſchnittenen Achat-Onyx zu unterſcheiden vermögen. Mehrentheils findet man auf dieſen Konchylien Nachbildungen von antiken Steinen und Statuen, und die neueren Künſtler haben ebenfalls nur antike Gegenſtände für dergleichen Schmuck gewählt. Faſt ſämmtliche berühmte Arbeiten des Ritters Thorwaldſen ſind von den Steinſchneidern zu Nachbildungen im Relief benutzt worden. Beſonders glücklich nachgebildet fand ich die beiden ſchönen Medaillons mit den Genien der Nacht und des Tages. Unter andern neueren Arbeiten erregten zwei Meduſen- oder Eumenidenköpfe, ſchlafend oder wenigſtens mit geſchloſſenen Augenliedern dargeſtellt, wegen der Zartheit ihrer Formen und des Ausdrucks meine ganze Aufmerkſamkeit. Auch von Lava und Koral-

len fand ich allerhand hübsche Arbeiten, und kaum hatte ich mich aus dem einen Laden los gemacht, so mußte ich in einen zweiten eintreten. Bei den Glaspasten wurde ebenfalls eine Zeit lang verweilt, obwohl mir die mehrsten durch die von Reinhard in Berlin vortrefflich nachgebildete Sammlung bekannt waren. Noch mehr nehmen die Laden, in denen wirkliche Antiken, vornehmlich Bronzen und Terra-Cotten zur Schau standen, den Kunstfreund in Anspruch, und so mußte man sich endlich mit Gewalt losreißen, um nicht in der Stadt die Stadt selbst zu verlieren. Den ersten Aufenthalt gab es diesmal nicht eher wieder, als auf der Piazza della Colonna neben dem Corso, wo ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Säule des Antonin zu besteigen. Das schönste Rundgemälde von Rom en relief, oder vielmehr die Stadt selbst in reizendster Gestalt lag zu meinen Füßen und vor meinen Blicken; zweihundert Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen geben einem solchen Orte schon ein ganz stattliches Ansehen, eben so stolz treten die Palläste der geistlichen und weltlichen Großen über die niederen Wohnungen hervor, allein auch diese Plebejer haben immer noch ein trotziges und interessantes, wenn auch meist ungewaschenes Gesicht. Was aber auch von Mauern und Thürmen, Kirchen und Palästen in der Ferne und in der Nähe sich geltend machen wollte, Alles

Andere wurde durch einen Blick des stolzen St. Peters erniedrigt, der hier wie ein Elephant unter einer Lämmerheerde erscheint. Von anderen Bauwerken machte sich mir in der Nähe das Dach des Pantheons bemerkbar, welches wie eine ungeheuere Schildkröte sich über und neben den andern Dächern Platz gemacht hatte. Und dies Alles, durfte ich mir sagen, gehört dir nun an, Capitol, St. Peter, Lateran und Vatican, Pantheon und Coliseum, zu jedem steht dir der Zutritt offen, ein jedes darfst du in gewissem Sinne dein nennen. Da ich keinen anderen Führer, als den Plan von Rom bei mir hatte, mußte ich mich nur auf eine Orientirung im Allgemeinen beschränken, auch fehlte mir die Geduld, noch länger hier oben auszuhalten, mich verlangte, den neuen Bekanntschaften näher unter die Augen zu treten. Das Pantheon lag nach meinem Plane ganz in der Nähe, und dahin suchte ich mir den Weg durch einige enge Seitengäßchen; eh' ich mich's versah, stand das ungeheuere Gebäude vor mir. Da man in Berlin die St. Hedwigskirche für eine treue Nachbildung des Pantheons ausgibt, war ich nicht auf eine so ungeheuere Erscheinung gefaßt, denn im Vergleich zu dem Pantheon schrumpfte jene katholische Kirche zu einem Modell für den Nipstisch zusammen. Wodurch sich dieses Gebäude sogleich als eine großartige Schöpfung der mächtigsten Römer-

zeit *) ankündiget, ist seine Vorhalle. Sechzehn Säulen von orientalischem Granit, deren Umfang vierzehn Fuß, deren Höhe mit Sockel und Capitäl gegen funfzig Fuß betragen mag, sind in dreifacher Reihe so gestellt, daß in der ersten acht, in den beiden folgenden Reihen nur vier davon stehen. Ihre Riesengestalt erforderte, sie weit aus einander zu stellen, so daß die Vorhalle 103 Fuß Länge und 61 Fuß Tiefe hat. Das Dach dieser Halle und das Frontispiz waren mit Bronze gedeckt und verziert, welche Kaiser Constanz II. und Papst Urban VIII. abnehmen ließen. Der Letztere verwendete das Erz zu dem Baldachin über dem Hauptaltar in St. Peter und zu Kanonen auf dem Fort St. Angelo. Der Aufwand, welcher bei einem

---

*) Marcus Agrippa, der Schwiegersohn des Octavian Augustus, erbaute dies Pantheon während seines dritten Consulats, im Jahre 26 v. Chr., und widmete es „dem rächenden Jupiter" für den Sieg, welchen Augustus über den Marc-Antonius und die Kleopatra erfocht. Pantheon (für alle Götter) hieß dieser Tempel, weil darin die Statuen des Mars und der Venus als Symbole des All-Lebens der Natur aufgestellt waren. Die Höhe im Innern beträgt 136 Fuß, der größte Durchmesser eben so viel; die runde Oeffnung, durch welche das Licht einfällt, hat 26 Fuß im Durchmesser.

Pracht- und Prunkgebäude, wie das Pantheon war, gemacht wurde, ergibt sich daraus, daß die metallenen Nägel allein 9374 Pfd., die ganze Masse des herabgenommenen Erzes aber mehr als 45 Millionen Pfd. wog. Sieben Stufen führten sonst in diese Halle; der Schutt hat sich so angehäuft, daß jetzt nur noch zwei davon zu Tage liegen. Die glänzende Marmorbekleidung, welche die Außenseite des Tempels umgab, ist herabgefallen, und das neunzehn Fuß starke Unterfutter von Backsteinen ist an das Tageslicht gekommen; allein die Witterung hat einen antiken Moosrost über das Gemäuer gezogen, der ihm das Ansehen eines verwitterten Felsen gibt. Bei dem Eintritt in die Rotonda überrascht zuerst die große Wirkung des einfachen Rundgewölbes; mißt man nun die Kuppel mit den erstaunten Augen und sieht oben endlich durch das offene Dach in das blaue Himmelsgewölbe als dem Schlußstein und die Decke des ganzen Baues hinein, von wo ein milder Luftstrom niederfließt, dann ist es, als ob uns ein leiser Hauch aus einer anderen Welt entgegen wehe. Zu dem Schmuck des Tempels im Innern ist der prächtigste Marmor verwendet, zwölf Säulen von gelbem und violettem Marmor tragen einen rings herum laufenden Fries von weißem Marmor. Sechs Capellen sind in die starke Mauer hinein gebrochen, allein wie reich auch die Altäre ausge-

ſtattet ſind, ſie erſcheinen, was die Architektur betrifft, dürftig, unangemeſſen und deshalb ſtörend in dieſer Umgebung. Der Wunſch, in ſolcher Halle die zwölf Götter des Olymps aufgeſtellt zu ſehen, drängt ſich zu lebhaft auf, als daß er durch einige Knochenkäſtchen und verräucherte Heiligenbilder könnte beſchwichtiget werden. Noch ſtörender aber wirkten bei längerem Verweilen die Figuren von Heiligen, welche man in die, oberhalb der Säulen angebrachten, Niſchen geſtellt hat. Dieſe Figuren ſind grau in grau auf Breter gemalt und ausgeſchnitten, wie man ſie zur Beluſtigung der Kinder auf Treppen und Gallerien zu ſtellen pflegt, oder wie ſie in kleinen deutſchen Städten beim Vogel- und Scheibenſchießen den Schützen zum Ziele dienen. Dergleichen Breter-Silhouetten ſtehen in dem Pantheon an der Stelle, wo noch vor einigen Jahren die Büſten berühmter Künſtler ſtanden, welche Pius VII. in die Säle des Palaſtes der Conſervatoren auf dem Muſeum-Capitolinum bringen ließ. Auch die Inſchriften, welche ſich auf jene Männer bezogen, wurden gelöſcht, nur vor dem Namen Rafael hatte man ſo viel Scheu, daß keine fromme Hand ſich daran wagte, und ihm zur Geſellſchaft blieb Hannibal Caracci, den die italieniſche Kunſtgeſchichte und Critik mindeſtens eben ſo hoch ſtellt, als den göttlichen Sanzio. Dergleichen kann jedoch nur vorüber-

gebend ſtören; man darf ſich nur auf eine Bank neben einer der Säulen niederſetzen und hinauf blicken, ſo weitet das herrliche Gewölbe über uns ſich zu einer Himmelskugel aus, die alten Götter, denen der Zugang von oben durch kein Glasfenſter verwehrt wurde, ſteigen zu uns herab und nehmen ihre alte Stelle wieder ein.

Der intereſſanteſte Name, der mir jetzt auf meinem Plane zunächſt lag, war „il Campo Marzo.“ Da auf dieſem Wege zum Ufer des gelben Tiberſtroms zu gelangen war, ſo ſchlug ich ihn ohne langes Bedenken ein. Allein das Märzfeld oder Marsfeld, auf deſſen unüberſehbare Ebene ich mich gefaßt gemacht hatte, wollte nicht kommen, vielmehr ſchrumpfte es zu einem engen Sackgäßchen zuſammen, und ich hatte Noth, mich noch zu rechter Zeit wieder zurück zu ziehen. Eben ſo vergeblich war mein Bemühen, den Tiber zu erreichen, überall fand ich den Zugang zu dem Ufer durch die Häuſer ſchmutziger Gaſſen verwehrt. Endlich entſchloß ich mich, durch die gewölbte Pforte eines alterthümlichen, dunklen Hauſes, wie in einem bedeckten Gange, mir einen Weg zum Ufer zu ſuchen. Welch ein Moraſt! und welch ein Contraſt! In ganz Rom gibt es vielleicht keinen Winkel, der ſchmutziger wär, aber auch keinen einzigen Punkt, von wo aus man die Brücke, das Fort St. Angelo und die St. Peterskuppel in ſo

abgeschlossenen Rahmen beisammen hat. Als ich später in einer Künstlergesellschaft meine Entdeckung mit der Aufforderung mittheilte, diese Stelle zu benutzen, um eine der schönsten römischen Veduten aufzunehmen, erhielt ich zur Antwort, daß ich mit meiner Entdeckung zu spät komme, da diese Stelle durch Catel und andere Landschaftsmaler bekannt genug geworden sei, und daß der geringste Cicerone den Signor Inglese und seine Miß dort nicht vorüber führe, ohne sie in diese Halle eintreten zu lassen. Um so mehr mußte ich mich verwundern, daß der Eigenthümer des Hauses den Weg nicht zugänglicher macht, da gewiß jeder Fremde gern einige Bajocchi für den sauberen Eintritt zahlen würde.

So schön die Aussicht war, so erlaubte dennoch die nächste Umgebung nicht, hier lange zu verweilen, und von dem Ufer des Tiber und seinen gelben Wellen fühlte ich mich an dieser Stelle nicht besonders angezogen. Gegen solche trübe Fluth cloakischer Zusammenflüsse erscheint die Spree, selbst mitten in Berlin, wie ein krystallener Quell.

Die Straße öffnete sich immer mehr und bald hatte ich den Platz an dem Ponte di St. Angelo erreicht, der sich durch keine Kirchen und Paläste auszeichnet und daher geräumig und reinlich ist, denn Unreinlichkeit ist hier so sehr mit Pallast und Kirche verbunden, daß ein ehrlicher Bürger, unter dessen Fenster Jemand bei Seite treten wollte, ihm

zurief: „hier nicht! mein Haus ist weder eine Kirche, noch ein Pallast!“

Da der Strom nicht sehr breit, die Ufer nicht hoch sind, so ist die Brücke von sehr bescheidener Wirkung; jedoch ist sie geräumig und mit erhöhten Trotteirs für die Fußgänger versehen, damit das Gedränge bei den Feuerwerken und der Kuppelbeleuchtung, wodurch man die großen Feiertage in Feuertage verwandelt, sich herüber und hinüber bewegen kann. Das Fort St. Angelo, ursprünglich ein Mausoleum, durch welches Kaiser Hadrian sich ein dauerndes Denkmal erbaute, ist ein runder Thurm, dessen Durchmesser 188 Fuß mißt, wurde schon vor Erfindung des Schießpulvers als Festung benutzt, und Alarichs und Genserichs Schaaren bediente man von oben herab mit den schönsten Götterstatuen, von denen der barberinische Faun, jetzt im Besitz des Königs von Baiern, seine Aufträge als Vierundzwanzigpfünder gewiß gut erfüllte. Die neuere Kriegskunst hat den Thurm regelmäßig befestiget, und aus Benvenuto Cellini's Leben erinnern wir uns, welche Abenteuer er hier als Kanonier und als Baugefangener bestand. Das Andenken dieses unbändigen Raufers hat sich, zumal in dem Kreise der deutschen Künstler, noch immer lebendig erhalten, und wie es hier ein altes Herkommen ist, den heilig gesprochenen Märtyrern und anderen Helden Capellen

und Kirchen zu weihen, so haben die Künstler ihren vornehmsten Schutzpatronen und Vorfechtern Osterien und Weinkeller geweiht und nach ihnen benannt. Da die Gegend um das Fort St. Angelo vornehmlich der Schauplatz der Thaten Benvenuto's war, so hat man seit langer Zeit die nach ihm benannte „Kneipe," dies ist der classische Name für dergleichen Häuser, in diese Gegend verlegt; den Besuch derselben mußte ich auf gelegenere Zeit verschieben, da diesmal St. Peter den Vortritt hatte.

Von der Brücke führt eine gerade und geräumige Straße nach dem Petersplatze, der jetzt in hellster Mittagssonne vor mir lag. Unübersehbar breitet sich dieser Platz in einer Länge von 1073 Fuß und einer Breite von 738 Fuß vor uns aus, und mit bewegten Blicken eilen wir von einem Wunder zu dem andern. In der Mitte erhebt sich ein ägyptischer Obelisk, dessen glattgeschliffene Flächen vom härtesten rothen Granit mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt sind; zur Rechten und Linken in ovalem Halbkreise wird der Platz von zwei Säulengängen begrenzt, welche aus 284 Säulen von 60 Fuß Höhe und 69 Pilastern bestehen, auf der Balustrade, welche sie tragen, stehen 192 Statuen von 11 Fuß Höhe. Der ungeheuere Platz würde zu solcher Stunde öde und leer erscheinen, wenn nicht zwei Springbrunnen,

die ihren schäumenden Ueberfluß in drei sich über einander erhebende Schalen ergießen, mit hoch aufsteigendem Silberstrahl und lautem Rauschen belebten. Als nun ein leiser Luftzug den Staubregen des Springbrunnen den Sonnenstrahlen entgegen trieb, flatterte ein goldschimmerndes Gewand mit allen Farben des Regenbogens im flüchtigen Entstehen und Vergehen dem stolzen Riesenbrunnen um die Schulter. Hier hatt' ich das vollständigste Bild des heiligen Vaters im glänzendsten Ornat vor mir. Die Wassersäule bildete den Krummstab, die Schalen dienten als dreifache Krone, selbst die goldstoffene Stola nebst anderem Meßgewand flatterten umher, und als ich mich etwas zu deren näherte, ward mir auch das gesegnete Bad des Weihwedels zu Theil, mit welchem der entgegenwehende Wind mich benetzte. — Der Gaukelschein dieses schönen Phänomens, der Obelisk mit der Bilderschrift und dem musivischen Fußboden, wo man die Namen der vier Himmelsgegenden: Nord, Ost, Süd, West in einer Windrose lies't, die Säulengänge, die in drei Absätzen sich erhebende, 370 Fuß breite Treppe, welche zu der prächtigen Vorhalle der Kirche führt, die Staatscarossen mit reichgallonirten Bedienten, Läufern und Pferden, die mit goldenen Troddeln und Federbüschen wie zur Schlittenfahrt ausgeputzt sind, die purpurfarbene Maske eines Cardinals, die andächtig sich

verbeugt, wenn die Schweizergarde in's Gewehr tritt und die Trommel den Wirbel ſchlägt, dies Alles machte weit mehr den Eindruck, daß ich mich in dem Vorhofe von Verſailles zu Ludwigs XIV. Zeit befände, als in der Nähe der Fiſcherhütte des heil. Petrus. Daß aber dieſe Hütte hier unter guter Pflege zum Rieſenbau des weltberühmten Domes hinauf getrieben wurde, bleibt uns dennoch verborgen, indem die Kuppel, die man außerhalb Roms auf zehn Stunden weit ſieht, in der Nähe durch den Vorbau der Façade verdeckt wird. — Eine anderweitige Erinnerung, wie weltlich es an dieſer Stelle zugehe, erhielt ich dadurch, daß mir, während ich den bunten Farbenſäulen des Springbrunnen wie der Knabe dem Schmetterling nachging, mein neuer florentiner Regenſchirm und mein Plan von Rom, die ich an einer Säule niedergelegt hatte, im Umſehen geſtohlen waren. — Auf dieſe Weiſe war mir das Treppenſteigen zu St. Peter um ein gutes Theil erleichtert. Da es nicht regnete, war der Schirm überflüſſig, und wozu ein Plan, da, planlos durch die Stadt zu gehen, mein Vorſatz war. Bezeichnend aber für den Charakter der Römer war es mir, daß mir ein Thürſteher der Vorhalle, dem ich meine Noth klagte, darüber außer ſich gerieth. „Iſt es möglich," rief er mit edlem Unwillen, „man fängt an, in dieſer frommen Stadt zu ſtehlen, wo man

ſonſt nur raubte, oder wohl auch mordete, aber die Zeiten werden mit jedem Tage ſchlimmer." — Später beſtätigten meine römiſchen Freunde die Verſicherung dieſes Mannes; ſo gewöhnlich in Italien der Straßenraub iſt, ſo ſelten iſt der Diebſtahl. Keinem von ihnen war jemals ein Stück Wäſche oder Geld aus Stube und Pult entwendet worden, obwohl man beides faſt nie zu verſchließen pflegt, weshalb ſie auch nicht zugaben, daß mein Schirm geſtohlen, ſondern gefunden worden ſei. — Der St. Peter iſt nicht ein Gebäude der Phantaſie, wie die gothiſchen Dome es ſind, er gehört dem Verſtande, der Vorausberechnung an, die Abſicht, etwas Ungeheueres aufzuführen, legte den Grundſtein und pflanzte das Kreuz auf die Kuppel. Wenn ich nun vielfach gehört und geleſen hatte, wie die Erwartung der Reiſenden vor dieſem Bau nicht befriediget worden war, ſo mußte ich an mir ſelbſt das Gegentheil erfahren, und mit gleicher Gewalt, wie die Vorhalle, wirkte auch der Rieſenbau im Innern durch das Ungeheuere des Verhältniſſes und des Maßes, wodurch hier die Maſſe befeſtiget, getragen und geordnet wird. So betrachtet, kann man ſagen, daß dieſe Kirche denſelben großen Eindruck macht, den der geſtirnte Himmel auf denjenigen ausübt, welcher mit den Geſetzen dieſer himmliſchen Körper vertraut iſt; für die Phantaſie

iſt in dieſer Unendlichkeit ein beſchränktes Feld, allein mit heiligem Schauer erfüllt uns der Gedanke, daß dieſe Tauſende von Welten ihre berechnete Bahn in geſchloſſener Ordnung nach einem Geſetze der freien Bewegung durchlaufen und den Weg nehmen müſſen, auf welchen der Menſchengeiſt ihnen voraus eilt. Die Arithmetik hat nichts mit der Poeſie gemein, ſie iſt die Wiſſenſchaft des reinen Verſtandes; können wir aber Maß und Zahl an einen Jupiter und ſeine Monde, oder an eine Kuppel St. Peters, welche, gleich einem Planeten, ihre Trabanten unter und neben ſich hat, anlegen, dann erkennen wir in der Größe des Gegenſtandes zugleich die Größe der geiſtigen Macht, welche ſolche Verhältniſſe ſchuf und berechnete. Nach St. Peter muß man nicht mit Sonett-Phantaſien und Trioletten-Seufzern blinzeln, ſondern ihn vor Allem mit der Tabelle in der Hand, auf welcher die Maße des Gebäudes genau verzeichnet ſind, feſt in's Auge faſſen. Sind uns dann die Maße anderer Gebäude, die wir aus vielfacher Anſchauung kennen, in der Erinnerung ſo gegenwärtig, daß wir ſie mit dem, was wir hier ſehen, vergleichen können, dann wird uns St. Peter in ſeiner ganzen Größe erſcheinen und wir werden unſere Erwartungen, wie hoch ſie auch geſtellt ſein mögen, noch immer überboten ſehen.

Die Façade hat 370 Fuß Länge und 149 Fuß Höhe; die Säulen, welche den Ueberbau tragen, haben 8 Fuß 3 Zoll im Durchmesser und 83 Fuß Höhe. Die auf der oberen Balustrade stehenden Figuren, welche, von unten gesehen, kaum die gewöhnliche Menschengröße haben, messen 17 Fuß, und der Balcon, von welchem der Papst Segen und Ablaß ertheilt, liegt schon so hoch, daß Se. Heiligkeit in sehr verjüngtem Maßstabe erscheinen muß. Die Vorhalle der Kirche, zu der man durch die Façade eintritt, hat 37 Fuß Tiefe, 62 Fuß Höhe und 439 Fuß Länge; Säulen und Pilaster sind von dem schönsten Marmor, die Decke mit vergoldetem Stuck verziert, und in den beiden Nischen zur Rechten und Linken stehen die kolossalen Reiterstatuen Carls des Großen und Constantins, die erstere von Cornachini, die zweite von Bernini, beides geschmacklose Arbeiten. Wie sehr im Widerspruche mit so neumodischen Zierpuppen steht das unter Giotto's Leitung (1298) von seinem Schüler Pietro Cavallini gemachte Mosaik, das Schiff Petri, welches einst die alte Basilika schmückte. Auch in dieser Arbeit zeigt sich Giotto als der große Wiedererwecker der Kunst, das Bild ist voller Bewegung und Leben, und seine Phantasie war so dreist, daß er hier mit dem christlichen Mythus den heidnischen zu verbinden sucht, indem er das Meer durch Aeolus

und ſeine bausbackigen Scharen aufwühlen läßt. — Zum Beweiſe, welchen großartigen Eindruck dieſe Vorhalle macht, erzählt man, daß ein Engländer, der, wie viele ſeiner Landsleute, Rom in acht Tagen durchflog, in ſeinem Tagebuche eine Beſchreibung der Peterskirche gibt, woraus ſich ergibt, daß er nur dieſe Vorhalle ſah, allein der feſten Ueberzeugung war, die ganze Kirche geſehen zu haben. Mir klopfte doch einigermaßen das Herz, als ich mir endlich eine der großen Flügelthüren öffnete, den ſchweren Ledervorhang zurückſchlug und in die geweihten Räume eintrat. Aber von dem heiligen Schauer, der uns bei dem Eintritt in den Mailänder Dom durchzitterte, erfuhren wir diesmal keine Anwandlung, nur der eine Gedanke drängte ſich unabweisbar vor, daß es an dieſem Orte mehr als irgendwo zum Vorſchein kommt, zu welcher Weltlichkeit ſich das geiſtige Reich des Statthalters Chriſti entäußert hatte, als es damit zu Ende ging; denn mit den Ablaßgroſchen, gegen welche Luther ſeine Theſes in Wittenberg anſchlug, ward dieſer Bau vollendet. — Selbſt die ungeheueren Verhältniſſe des Rieſengebäudes konnten anfänglich meine Aufmerkſamkeit nur wenig feſſeln, es gab der Zerſtreuungen zu viele. Bettelweiber und Krüppel trieben ſich umher, Hunde klafften und biſſen ſich mit entſetzlichem Geheul, Gentlemen und Ladies promenirten und verſicherten einander,

daß Alles beautifull und very fine sei, und da zwischen rutschte eine, ganz in schwarze Schleier gehüllte, allem Anscheine nach vornehme, Büßerin auf den Knieen quer durch die Kirche zu einem Seitenaltar.

Aus diesem unbequemen Tumulte des Vordergrundes zog mich eine seltsame Erscheinung tiefer in den Hintergrund. Dort schwebten über einer Gruft mehr als hundert kleine Flämmchen wie zitternde Irrlichter oder Glühwürmer, ein vergoldetes Gitter bildete die Einfassung, Blumen waren umher gestreut, und ich durfte nicht fürchten, hier in die Vorhölle oder in das Fegefeuer zu gerathen. Wie weit aber hatte ich zu gehen, ehe ich dies Ziel erreichte, da die Länge des Mittelschiffes 575 Fuß beträgt, und das Grab des heil. Petrus, an dessen Rande diese Menge von kleinen Lampen brennen, liegt tief im Hintergrunde. Man ergötzt sich an diesen Lichtern, wie das Kind an dem Christbaume; um so überraschender ist der Blick, den man von diesem Kinderspiele hinauf richtet in das ernsteste Männerwerk, welches jemals gebaut wurde, in die Kuppel Michel Angelo's, welcher hier das Pantheon in einer Höhe von 166 Fuß gleichsam schwebend, wie eine Weltkugel, in die freie Luft stellte; man möchte ein Hercules sein, um solche Last ertragen zu können. Wenn nun dennoch dieser hochgewölbte Himmel nichts

Drückendes für uns hat, wenn es vielmehr die erſte Stelle der Kirche iſt, in welcher wir aus freier Bruſt aufathmen, wie unter Gottes freiem Himmel, ſo möchte der Grund davon kein anderer ſein, als daß wir in der That unter dem wirklichen Himmelsgewölbe zu ſtehen meinen, welches aber nicht verſchloſſen über uns ruht, ſondern ſich aufthut, daß wir den Herrn in ſeiner Herrlichkeit, umgeben von ſeinen himmliſchen Heerſcharen, von Moſe, den Propheten, den Apoſteln und allen Heiligen erblicken. Ein anderer Grund, weshalb uns dieſes Gewölbe ſo leicht zu tragen wird, iſt die Unterſtützung, die wir dabei an vier ungeheuren Pfeilern von 206 Fuß Umfang und 166 F. Höhe haben, welche die Laſt auf ihre Häupter nahmen. Von dieſen, durch Bogen verbundenen, Pfeilern erhebt ſich die Kuppel 135 Fuß hoch zur ſogenannten Laterne, aus welcher Gott Vater aus goldenem Grunde herab ſchaut. Rings herum auf dem Fries des Geſimſes, welches die Pfeiler tragen, lieſt man folgende Inſchrift: „Tu es Petrus et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo Claves Regni Coelorum.“ Die Buchſtaben, die wie eine mäßige Fracturſchrift erſcheinen, haben 6 Fuß Höhe und eine verhältnißmäßige Breite; eine gleiche Größe hat die Schreibfeder des Johannes, der eben ſo, wie die anderen drei Evangeliſten, über den vier großen Pfeilern eine Stelle

als Muſterbild einnimmt. — Selbſt die nächſten Gegenſtände täuſchen uns über ihre wahre Größe und erſcheinen kleiner, als ſie ſind. Die Winkel, auf denen vier gewundene Säulen mit dem Baldachin über dem Hochaltare ſtehen, ſchienen in einiger Entfernung Mannshöhe zu haben; je näher ich aber hinzu trat, deſto höher wuchſen ſie mir über den Kopf, und als ich mich daneben ſtellte, konnte ich den Rand nicht mit der Hand erreichen, da er gegen 12 Fuß hoch war. Eben ſo täuſcht man ſich über die Höhe dieſes verſchnörkelten Altarbaues, obwohl eher der Zuckerbäcker als der Architekt das Muſter dazu angegeben zu haben ſcheint. Dieſer ganze Aufbau, der unter der ungeheueren Kuppel zu einer unbedeutenden Verzierung des Hauptaltars ſchwindet, mißt 86 Fuß und hat daher beinahe die Höhe des Berliner Schloſſes *).

*) In der Peterskirche genügt es nicht, die Maße derſelben genau zu kennen, ſondern es iſt zur Aufklärung über die wahre Größe der Verhältniſſe ſehr nothwendig, ein uns genau bekanntes Gebäude mit ſeinen Maßen im Gedächtniß zu haben. Das Vergleichungsgebäude, welches ich mit mir führte, war das Berliner Muſeum, welches ſich um ſo mehr dazu eignete, als darin eine große Mannigfaltigkeit der gemeſſenen Räume und Verhältniſſe Statt findet. Die Hauptfaçade 276 Fuß; die Treppe 91 Fuß Länge; die Säulen 4 Fuß 5 Zoll

An den gewundenen Säulen und anderem vergoldeten Schnörkeln erkennt man die geschmacklose Hand des Ritters Bernini. Dieser Altar ist's, zu welchem die ungeheuere Masse Erz vom Pantheon verwendet wurde; für Vergoldung und Arbeitslohn bezahlte Urban VIII., der ihn 1633 machen ließ, gegen 535,000 Franken. Diese ungeschickten und ungeschlachten Säulen, denen man noch dazu den Anstrich gegeben hat, als ob sie von Holz wären, sind so groß und schwer, daß man aus einer jeden eine vollständige Batterie Zwölfpfünder würde gießen können. — Im äußersten Hintergrunde der Kirche erhebt sich ein ähnlicher Aufbau, ebenfalls aus dem sogenannten Perücken-Zeitalter von des Ritters Bernini Erfindung. Der Kern dieser „grande machine," wie Nibby in seinem Itinéraire den Altar sehr bezeichnend nennt, ist die angebliche Kanzel des heil. Peters, die man so versteinert und vergoldet hat, daß von dem Holze, aus dem sie besteht, eben so wenig zu sehen ist,

---

Durchmesser, 39 Fuß 5 Zoll Höhe; das ganze Gebäude vom Fuß bis zur Oberkante des Hauptgesimses 61 Fuß. Die Tiefe der Vorhalle 21 Fuß. Die Höhe der Rotunda 72 Fuß 8 Zoll. Der untere Durchmesser 87 Fuß. Außerdem führte ich noch den Wiener Stephansthurm von 434 Fuß Höhe bei mir, um ihn unter die Kuppel der Peterskirche zu stellen.

als von dem urſprünglichen Worte des Evangeliums hier etwas gehört wird, obwohl der heilige Geiſt in hellſter Gloriole des Glasfenſters oben darüber ſchwebt. Könnte man hier ſich nicht immer wieder durch einen Blick in die erhabene Kuppel daran erinnern, daß man in St. Peter wär', man würde es oft vergeſſen; am wenigſten aber iſt die Hauptperſon der Mann dazu, uns zu imponiren. Muß es nicht einen Archäologen auf's Tiefſte verletzen, wenn er ſieht, daß man eine bronzene Conſular-Statue, welche die Zierde eines Muſeums ſein würde, hier für einen heil. Petrus ausgibt, deſſen großer Fußzeh von den Millionen Küſſen frommer Lippen ſo abgeglitſcht worden iſt, daß bereits mehrmals neuer Vorſchuß nöthig wurde. — Wie mögen da die alten Götter ſich in das Fäuſtchen lachen, wenn ſie ſehen, wie Rom, das den capitoliniſchen Jupiter vom Throne ſtürzte, einen heidniſchen Conſul oder Volkstribun als Götzenbild aufgerichtet hat, zu deſſen Fußkuß ſich die gläubige Menge drängt! Bemerken muß ich jedoch hierbei, daß das Küſſen es nicht allein iſt, was den heil. Peter zumeiſt an den Zeh geht; ein anderer Umſtand darf hierbei nicht überſehen werden, der nämlich, daß faſt Niemand küßt, ohne vorher die Spur des Kuſſes ſeines Vorgängers mit der Hand, dem Rockärmel oder Taſchentuche rein zu fegen, was Keinem zu verargen iſt, wenn man ſieht, mit

welchem frommem Eifer hier geküßt wird. Frauen hoben ihre Kinder hinauf und ließen sie an dem großen Zeh saugen, als ob es Weinbeeren oder Feigen wären, und die Erwachsenen begnügten sich oft nicht einmal damit, sondern drückten auch noch ihre Stirn darauf. Hätt' ich nicht auf dem Hinausgange die Transfiguration Rafaels im wundervollsten Mosaik, und Maria, welche den Leichnam Christi im Schooße hält, eine Gruppe in Marmor von Michel Angelo, gesehen, so hätten mich keine erbaulichen Gedanken hinaus begleitet, denn vor dem abgeschmatzten St. Peters Zeh fing mir an unheimlich zu werden.

So stand ich nun wieder auf den Stufen vor der Kirche und überschaute den herrlichen Platz, wo die plätschernden, sprudelnden Brunnen bei hoher Mittagssonne mir vertraulich den guten Rath zumurmelten: in einer kühlen Grotte mir eine Quelle, die ohne Aquäduct von den Weinbergen hierher geleitet wird, aufzusuchen. Solchen Wink verstand ich sehr wohl, aber vergebens sah ich mich in den nächsten Umgebungen nach einem guten Zeichen um — keine Osteria, keine Trattoria, keine Küche, kein Keller für St. Peters durstige Gäste. Zur Brücke von St. Angelo hatte ich mich bald zurück gefunden, die Aufschrift der nächsten Straße: „via del Banco di S. Spirito," schien mir von guter Vorbedeutung, und ich betrog mich nicht. Kaum war

ich einige Schritte tiefer in die Straße hinein gegangen, als eine Gesellschaft römischer Bekannten mich einholte und eine befreundete Stimme mir zurief: daß ich vortreffliche Vorstudien gemacht haben müsse, da ich schon beim ersten Ausfluge den Weg zur Benvenuto-Kneipe allein zu finden wisse. In der That standen wir vor der Osteria, welche diesen wunderlichen Heiligen zum Patron hat.

Der war nicht in Rom, der, in der Rückerinnerung an seine dort verlebten Tage, sich nicht mit gutem Gewissen gestehen kann, daß seine glücklichsten und frohesten Stunden die waren, welche er mit den Freunden in den Osterien zubrachte; auch von mir sei dies Geständniß heute schon als die Hauptsumme meines römischen Aufenthalts niedergelegt, daß mir die Freude des römischen Daseins immer dann in ihrem schönsten Bewußtsein aufging, wenn ich mit gleichgesinnten Landsleuten bei der dreiarmigen Lampe, der schöngehalseten Foliette und der Schüssel Oliven in irgend einer dieser berühmten Spelunken bei welschem Weine und deutschen Liedern den Abend zubrachte.

Diesmal sollte nur ein kleines Mittagbrod hier eingenommen werden, wozu es schon hohe Zeit war, da wir drei Uhr Nachmittag haben mochten. Die Einrichtung in solcher Osteria ist sehr einfach, die Stuben sind lang und schmal, finster und eingeräuchert, hölzerne Tische mit lan-

gen Bänken ſind längs den Wänden aufgeſtellt, Tiſchtücher ſind gewöhnlich nicht vorhanden, Meſſer, Gabel und Löffel iſt man genöthigt, ſich vorher zu reinigen und das Glas auszuwaſchen; freundliche Geſichter gibt es auch nicht, denn ſo lange man nicht durch oft wiederholtes Kommen ſich als Stammgaſt einniſtet, bleibt der Römer und noch mehr die Römerin des Wirthshauſes fremd und zurückhaltend. Dennoch fanden wir es bei dem hellen, geiſtreichen Weine, bei den dampfenden Macaroni, den duftenden Broccoli nebſt Backfiſch und Lammbraten ſehr behaglich, und dem Acclimatiſiren an die römiſche Küche ſchien unſere Natur ſich leichter zu bequemen, als wir es vermuthet hatten.

Ein Spaziergang wurde in Vorſchlag gebracht, um von einem Hügel in der Nähe die Stadt in dem Dufte der Abendſonne zu ſehen. Ich fragte ſogleich nach Taſſo's Eiche im Garten des Kloſters San Onofrio; von dieſer Gegend kannte ich ein Bild von Langheim, welches Frau von Humboldt beſaß, und wohl erinnerte ich mich, daß keine andere Landſchaft, die ich aus den Umgebungen von Rom auf der Leinwand geſehen, einen ſo tiefen Eindruck zurückgelaſſen hatte. Die Freunde verſicherten, daß San Onofrio ganz in der Nähe liege und daß ſie ſelbſt keinen ſchöngelegeneren Punkt für einen kurzen Spaziergang in Vorſchlag

bringen könnten. Rom ist arm an Brücken, und dies nöthigt oft, große Umwege zu machen; hätten wir jetzt den alten pons Triumphalis noch gangbar gefunden, so durften wir nicht nach dem Ponte San Angelo zurückgehen, um durch die Porta di S. Spirito die Via di S. Onofrio zu erreichen. Von allen seinen Titeln führt daher der Papst keinen mit weniger Grund, als den eines pontifex maximus, denn als „Brückenbauer" hat sich keiner von Allen einen Namen gemacht, obwohl am Po und Tiber Gelegenheit genug sich darbietet, in dieser Kunst etwas zu leisten.

Da sich die Sonne schon senkte, hielten wir uns nicht an der Klosterpforte auf, sondern stiegen sogleich höher hinauf nach dem Garten; eine ernste Römerin mit tiefliegenden, dunklen Augen, ein Kind an der Brust, ein zweites am Arme, öffnete die Thür. „Ihr wollt den Baum unseres Dichters besuchen?" fragte sie mit unveränderter Miene; „Antonio, führe diese Herren," sagte sie zu dem Knaben, der lustig vorauf sprang. Der Garten liegt abgesondert von dem Kloster, in ärmlicher Wohnung lebt die Gärtnerfamilie, auf den Beeten standen Carciofoli, Bohnen, Broccoli, Salat in gedeihlichem Zustande, allein die Leute sahen bleich und krank aus, und als ich gegen die Freunde meine Verwunderung äußerte, daß keiner von ihnen hier, auf dem schönsten Hügel der Stadt,

dem St. Peter und dem Vatican ſo nah, ſich eine Wohnung gewählt, erhielt ich zur Antwort, daß hier die böſe Fieberluft, oder die ſo verrufene aria cattiva zu fürchten ſei, die ſelbſt den Papſt im Sommer aus ſeiner vaticaniſchen Burg treibt. Die ſchlimmen Tage mußten wohl vorüber ſein, denn eine friſchere Luft, als an der Quelle, die hier von einem Gemäuer herabrieſelt und ſich im ſpiegelhellen Baſſin ſammelt, als unter dieſer dreihundertjährigen Eiche, die mit ihren dichtbelaubten Zweigen ein ſchattiges Dach bildet, hatten wir ſelbſt an dem ſchönen Geſtade von Genua nicht eingeathmet. Wie ein nordiſcher Eroberer ſteht dieſe Eiche am Abhange des Hügels und überragt die eingeborne Pflanzung der Feigen, Oliven, Orangen und Cypreſſen, aber noch belohnender iſt der Blick, auf den ſie uns mit beherrſchender Krone auf die zu ihren Füßen liegende Stadt anweiſ't. Die Mönche ſcheinen hier vor Zeiten ein kleines Amphitheater gehabt zu haben, wo ſie ſich mit Schauſpielen — ob mit weltlichen oder geiſtlichen, iſt nicht auszumitteln — ergötzten. Die Stufen von gebrannten Steinen ſind zum Theil noch gut erhalten, und daß ſie zu Sitzen beſtimmt waren, erkennt man an ihrer Höhe, denn es gehört ein bedeutender Schritt dazu, um ſich ihrer als Treppe zu bedienen. Wie belohnend war es aber, die oberſte Stufe zu erſteigen und zur Linken hinüber

nach St. Peter und dem Vatican, zur Rechten über die Gärten der Villa Lanti und Corsini auf Rom herab und wieder hinauf nach den nahen Hügeln und den entfernteren albaner Gebirgen zu sehen. Wie man vor dem duftenden Blumenbeete voll Hyacinthen, Tulpen und Narcissen in den Frühlingsgärten von Harlem wie berauscht steht, den Duft, der in vollen Wellen auf uns zuströmt, einathmet und nicht daran denkt, mit botanischer und blumistischer Neugier nach dieser oder jener hervorragenden Glocke zu fragen und Staubfäden zu zählen, so standen wir hier der Stadt gegenüber, die in dem mildesten Duft violetter Abendbeleuchtung wie ein Zauberbild vor uns lag. Da schweigt nicht nur das Verlangen, dies und jenes genannt zu wissen, es schweigt überhaupt jedes Verlangen, denn man hat ja Alles. — Oft hatte ich an der Wahrheit der Landschaftsmaler gezweifelt, welche ihren italienischen Landschaften einen, in unserem Norden nie in der Natur gesehenen, warmen, vom violetten, durch das Orange hindurch bis zum Goldgelben gesteigerten Lufttон geben, in welchem selbst die Localtinten der Gebäude, Bäume und des Wassers eingetaucht erscheinen; wenn ich sonst geglaubt hatte, daß die Maler sich zu sehr ihrer Einbildungskraft überlassen, um irgend ein idealisches Colorit uns vorzuspiegeln, so sah ich jetzt, wie weit sie noch im Effect hinter der Natur

zurückblieben. Außerdem wußte ich aber auch, welches in Rom bei längerem Aufenthalt mein Lieblingsplätzchen sein würde; unter dieser Eiche, mit den Erinnerungen an die Leiden, die Liebe und die Lieder Tasso's, das gegenwärtige Rom mit St. Peter und dem Vatican in der Nähe, in der Ferne das vergangene Rom mit dem Capitol, den Kaiserpalästen und dem Colisseo, den Tiber mit seinen Brücken und Schiffen, die Aussicht auf den Soracte, auf die lateiner, sabiner und albaner Gebirge mit den hocherbauten Villen und Städten — wo in der Welt wäre mir, abgeschieden von der Welt, eine solche Aussicht in die Welt vergönnt gewesen?

Mit der scheidenden Sonne schieden wir von dieser schönen Stelle, und mit dem Versprechen, den Abend gemeinschaftlich in der „Claudia" zuzubringen, gingen wir in verschiedenen Richtungen nach unseren Wohnungen.

Die Blüthe des römischen Lebens ist, nächst den Osterien, die Kunst; wer, ohne Sinn und Interesse für sie zu haben, hierher kommt, der findet freilich tout comme chez nous, denn selbst die schöne Natur will mit künstlerischem Gefühl aufgenommen und betrachtet werden. Wollen wir aber diese Blüthe nicht, wie ein Kräutersammler, getrocknet in das Buch legen, sondern an Duft und Farben uns freuen und die Blumen für Schläfe

und Becher zu Kränzen winden, dann ist es unerläßlich, daß wir in Rom mit Künstlern leben, wobei freilich vorausgesetzt wird, daß wir es verstehen. Der deutsche Künstler verlebt in Rom die glücklichen Jahre, welche der deutsche Student auf den Universitäten zubringt, nur mit dem großen Vorzuge, daß er weder von pedantischen Akademikern oder Katheder-Philistern in seinem Studium, noch von der Polizei in seinem Austoben jugendlichen Uebermuthes gestört und am allerwenigsten von politischen Bekümmernissen bedrängt wird. Selbst der Feind, der es in neuerer Zeit überall versucht hat, den frischen Lebensmuth und das urkräftige Behagen gesunder Naturen niederzudrücken und die Flamme des Gedankens zu ersticken, hat hier auf die Dauer nicht vorgehalten. Eine Zeit lang konnte wohl der Wahn Wurzel fassen, als ob der Künstler nur mit gescheiteltem Haar und dem Rosenkranze die Weihe der Kunst empfangen könne, allein gesunde und tüchtige Naturen, wie Thorwaldsen, Rauch und Cornelius, haben es gezeigt, daß der Künstler nur dann wahrhaft Großes schafft, wenn er sicher und frei seiner Kunst angehört und sich nicht tagtäglich mit allerhand Gewissensscrupeln herum zu quälen braucht. In neuerer Zeit hatte man an die Stelle des Nazarenisirens und Katholicirens als Surrogat eine noch mattherzigere pietistische Frömmelei zu setzen

verſucht, allein, ſo weit meine Erfahrung reicht, ſo haben nur verkümmerte Seelen dort Zuflucht geſucht, die in ihrem eigentlichen Lebensberufe, in der Kunſt, nichts zu leiſten vermochten, denn da nichts wohlfeiler zu haben iſt, als dieſe falſche Gottſeligkeit, die jeder Stümper und jeder Faullenzer ſich leicht zulegen kann, und dabei die Anmaßung haben darf, nicht nur der Vortrefflichſte zu ſein, ſondern auch das Vortrefflichſte zu leiſten, da ſeine Werke aus frommem Herzen kommen, ſo fehlt es niemals an eifrigen Bekennern, wo das Evangelium in dieſem Sinne gepredigt wird.

Die Künſtler, die ich in Rom meine Freunde nennen durfte, fand ich in einem beſſeren Glauben befeſtiget; für ſie gab es mit Heuchelei und Gewiſſenszwang, in welcher Maske ſie auch erſchienen, keine Gemeinſchaft; ſie erinnerten ſich gern der großen Meiſter, die, wie Rafael und Michel Angelo, dem Leben mit Heiterkeit und Freiheit angehörten, und Goethe's Lieder und Elegien galten in unſerem Kreiſe nicht für Ketzereien. — Um acht Uhr traf die Geſellſchaft verabredetermaßen in der Claudia, einer Trattoria in einem Seitengäßchen am Corſo, ein, wo regelmäßig jeden Abend eine Anzahl älterer und jüngerer Künſtler bei frugalem Mahl und gutem Weine beiſammen ſitzt. Obſchon dies Völkchen ſich's bei dem gefüllten Glaſe recht — ich will nicht ſagen canibaliſch —

wohl sein läßt, so bleibt doch immer die Kunst das Centrum, auf welches sich die Gespräche beziehen, und ich hatte bald Gelegenheit, zu bemerken, daß hier die verschiedenen Facultäten der Bildhauerei, Geschichts-, Landschafts- und Genre-Malerei weit mehr durch das Interesse an der allgemeinen Kunst verbunden sind, als auf den deutschen Universitäten die verschiedenen Facultäten durch das Interesse an der allgemeinen Wissenschaft oder Philosophie zusammengehalten werden.

Der helle Vollmond stand am Himmel, als wir nach zehn Uhr den Corso herabgingen. „Das wäre," rief einer der Freunde, „eine Nacht für das Colosseum!" und der Vorschlag wurde sogleich mit einmüthigem Zuruf angenommen, zugleich aber auch beschlossen, den Weg über das Capitol und das Forum zu nehmen. In Rom findet nicht das nächtliche Leben wie in Venedig und Neapel statt, die Kaffeehäuser und Laden werden zeitig geschlossen und vor den Thüren ist es ruhig. Nur das Plätschern der Brunnen hört man durch die Nacht, und diesmal führte uns der Weg vor der Fontana di Trevi vorbei, die wie ein Wasserfall sich in einer Menge von Cascatellen aus marmornen Urnen und Krügen, Delphinen und Seeungeheuern, welche Neptun und sein Gefolge versammelt haben, herab stürzt. — Das Capitol wurde im Sturmschritt erstiegen, ohne daß uns dabei der

Athem ausgegangen wäre, denn seit die Geistlichkeit sich hier oben niedergelassen hat, will sie auf bequemem Wege herauf steigen; haben sich doch diese Herren selbst den Weg zum Himmel bequem zu machen gewußt, warum sollten sie nicht auch auf der Erde das Emporkommen sich ohne Beschwerlichkeit einzurichten suchen. — Wir stiegen zu dem Forum Romanum, diesem wüsten Leichenacker der Weltgeschichte, hinab, dem die Stille der Nacht und das magische Mondenlicht einen eigenen Zauber verlieh.

In Trümmern liegen die Kaiserpaläste, von den Tempeln ragen nur einzelne Säulen auf den grünbewachsenen Hügeln hervor, kaum hat sich von öffentlichen Gebäuden ein halbverfallenes Gewölbe erhalten; das ganze alte Rom liegt in Schutt und Staub, aber noch immer ist es bereit, die Triumphatoren zu empfangen, denn von allen Bauwerken sind die Triumphbogen die einzigen, die sich in vollständiger Pracht erhalten haben, als wollten sie uns zeigen, was auf diesem Felde das Unvergängliche sei. Den Triumphbogen des Septimius Severus hatt' ich gestern schon kennen gelernt; er ist nicht zugänglich, da die alte Straße, auf welcher er steht, zehn Fuß tiefer, als der gegenwärtige Weg ist, und der Bogen mit einer Sicherheitsmauer eingefaßt ist. Allein die beiden wohlerhaltenen Sieges-Portale des Trajan

und Conſtantin ſtehen auf gang- und fahrbarer Straße, und wenn auch der Mondenſchein nicht hell genug war, um die einzelnen Figuren der Reliefs zu erkennen, ſo hoben ſich doch die Maſſen und ſelbſt die gefällige Form ihrer Linien beſtimmt genug hervor. — Mit leichten Schritten und munterem Geſpräche waren wir, durch den Bogen des Titus hindurch, die Straße weiter gezogen, als wir mit einem Mal vor dem ungeheuereh Bau des Coloſſeum ſtanden. Wenn man auch ſonſt nicht zu leicht zum Schweigen zu bringen wär', hier geht einem nicht nur das Wort, ſondern auch der Athem aus, und ich kann wohl verſichern, daß das Thier mit ſieben Häuptern und zehn Hörnern der Apokalypſe mich nicht ſo aus der Faſſung gebracht haben würde, als dieſes koloſſale Bauwerk im Mondenſchein. Unheimlich, wie ein Rieſengeſpenſt, ſteigt es aus dem Grabe herauf, es wächſt mit jedem Blick, den man hinauf thut, mit jedem Schritt, den man näher tritt; man hat mit wachem Sinne die Empfindung des Alpdrückens, ſo mächtig drängt der hohlängige Cyklop auf uns ein. — Und tritt man hinein in das Innere und ſieht nun Bogen auf Bogen über einander gethürmt, und in den offenen Fenſterhöhlen die hellen Sterne des Himmels blinken und von dem verfallenen Gemäuer das wilde Geſtripp und den Epheu wie fliegendes Haar im Winde flattern, dann glaubt

man ſelbſt einer der Abgeſchiedenen zu ſein und in den Aſſiſenhof des Weltgerichtes einzutreten. Zuletzt aber macht ſich doch auch die dürftige Gegenwart und die Ironie des Lebens hier geltend, denn anſtatt die Poſaune des jüngſten Tages zu vernehmen, hörten wir von ſchläfriger Stimme uns ein heiſeres: „Wer da?“ zurufen. Ein päpſtlicher Soldat mit weißer Schlafmütze trat auf uns zu, fällte das Bajonett, that noch einen Schritt vorwärts und — bat ſich ein Trinkgeld aus. — Kaum hatten wir die weltliche Macht befriedigt, ſo meldete ſich nun auch die geiſtliche. Ein bärtiger Capuziner kam uns mit einer Laterne entgegen und bedeutete uns, daß wir ihm folgen möchten. An ſolchem Gewürm ſpürt man, daß vom alten Rom nur noch ein Leichnam übrig iſt, und als aus verſchiedenen ein- und angebauten Zellen noch Kutten und Mönchsgeſichter herausſchauten, erinnerte mich das Coloſſeum an das Räthſel Simſons von dem Bienenſchwarm in des Löwen Rachen, doch verlangte mich nicht, von dieſem Honig zu koſten.

Unſer Barfüßer führte uns mit behender Gefälligkeit durch einige Gewölbe auf eingelegten Treppen von einem Stockwerk zu dem anderen, bis wir auf der höchſten Zinne ſtanden. Es hielt anfangs ſchwer, ſich hier zurecht zu finden, man glaubte auf einem Thurme mit abgeplattetem Dache zu ſtehen und in die Katakomben von Memphis,

oder in irgend eine andere Stätte ägyptischer Tempeltrümmer hinab zu schauen; daß man aber in solcher Höhe und auf solchem Mauerwerk sich durch duftende Blumen, Gebüsch und Gestripp eine freiere Aussicht eröffnen mußte, erinnerte an die schwebenden Gärten der Semiramis. Der Mond hing wie eine große Zauberlaterne über all diesen Wundern, und nach und nach sonderten sich die Gegenstände, so daß ich die Sitzreihen des alten Amphitheaters, in welchem einst 100,000 Zuschauer geräumigen Platz fanden, bis zur Arena hinab übersehen konnte, wo sich einzelne Altäre, Kanzeln und Kreuze bemerkbar machten. Da ertönte mit einem Mal aus einer gegenüber liegenden Halle ein vierstimmiger Männergesang; schon glaubte ich, einen Leichenzug der Franziscaner erwarten zu müssen, die über der offenen Gruft ein Requiem anstimmten, als ich das mir wohlbekannte „Integer vitae" der Berliner Liedertafel vernahm. Wir respondirten im Gegenchor, worauf der Bruder Capuziner uns höflichst erinnerte, daß es uns nicht erlaubt sei, in dieser Kirche — denn dafür gilt hier das Colosseum — zu singen. Da wir ihn jedoch versicherten, daß es fromme lateinische Lieder wären, wie er selbst hören könne, so ließ er sogar unser „dulce ridentem Lalagen amabo" für einen Lobgesang auf die heilige Lalage gelten. Dem frommen Mann zur Beruhigung und um

unsere sonstigen weltlichen Lieder ihm desto unverdächtiger zu machen, wurde nun das schöne: „O sanctissima!“ angestimmt, welches jedoch dadurch noch an magischem Effect gewann, daß sich der Chor während des Singens tiefer in die Gänge zurückzog und der Gesang wie von Geisterstimmen, mehr und mehr sich entfernend, in der Tiefe verhallte. Um unsere Symphonie nicht mit diesem Adagio zu schließen, wurde noch ein Jägerchor aus dem Freischützen angestimmt, der in diesem Circus, wo einst mit Hunderten von Löwen, Bären und Christen eine wilde Hetzjagd gehalten wurde, ebenfalls an seiner Stelle war.

Unsern Rückweg nahmen wir wieder die Via sacra entlang, stiegen jedoch nicht zum Capitol hinauf, sondern schlugen eine Straße zur Rechten ein, um den Monte Cavallo zu erreichen und die beiden Rossebändiger im vollen Mondenschein zu sehen. Wie ein Heiligenschein umfloß die beiden Götterjünglinge das klare Mondenlicht, allein wo wäre der Heilige zu finden, der neben diesen beiden Dioskuren aushielt? Wurden sie doch auch einst als Retter in Gefahr und Noth verehrt und angerufen, und noch zu dieser Stunde würde ich mich unbedenklich in der Gefahr zur See unter dem Brudergestirn des Kastor und Pollux eben so sicher glauben, als unter dem heil. Nepomuk von Prag. Der Mond schien so hell, daß wir die Namen

„Phidias" und „Praxiteles" an den Piedeſtalen deutlich leſen konnten, und ſollte auch dieſe Inſchrift von ſpäterer Hand ſein, ſo ſind doch die Statuen gewiß aus der ſchönſten griechiſchen Zeit und gehören mit zu der ungeheueren Erbſchaftsmaſſe, mit welcher der Weltgeiſt in dem Teſtamente von Hellas die vielbegünſtigte Roma bedacht hat. Das aber iſt es eben, was noch heutiges Tages Rom ſeine Bedeutung und ſeine Größe verleiht, daß wir uns hier nicht auf Rom beſchränkt fühlen, ſondern die Ueberlieferung der Herrlichkeit der alten Welt, die Pyramiden, Obelisken und Sphynxe Aegyptens und die ſchönen Götter Griechenlands beiſammen finden.

Erwacht man nach einem ſolchen Tage am andern Morgen, und haben ſich die Begegnungen und Ergebniſſe in unſeren Träumen wiederholt und fortgeſetzt, ſo hält es, bevor man den Kaffee genommen hat, ſchwer, Traum und Wahrheit von einander zu unterſcheiden. Um mir gleichſam Brief und Siegel über das Erlebte zu geben, nahm ich mein Tagebuch zur Hand und hatte Folgendes einzutragen: Rom, den 6. October. — Caffè greco. — Die Gemmen- und Paſtenladen in der Via Condotti. — Den Plan von Rom gekauft. — Der Corſo. — Säule Antonins beſtiegen. — In das Pantheon. — Brücke und Caſtell St. Angelo. — Die Springbrunnen von St. Peter. — Schirm

und Plan kommt in fremde Hände (auch dies gehörte mit zu den Träumen, die sich jetzt in Wirklichkeit auflöſ'ten.) — Das Innere von St. Peter. — Die Kuppel. — Mittag in der Benvenuto-Kneipe. — Spaziergang nach St. Onofrio. — Taſſo's Eiche. — Abend in der Claudia. — Spaziergang im Mondenſchein nach dem Capitol, Forum romanum, dem Coloſſeum. — Rückweg über Monte-Cavallo."

Kaum ſcheint es mir möglich, ſo Vieles an einem Tage geſehen und erlebt zu haben, und doch ſtehen dieſe Gegenſtände nicht nur in dem Tagebuche, ich kann mir über jeden Moment an jeder Stelle Rechenſchaft geben und darf mir geſtehen, daß ich, auch wenn ich nur dieſen Einen Tag hier verlebt hätte, in Rom war, und ich fühle, wie dieſer Tag mein ganzes Leben hindurch nachklingen wird.

Zweiundzwanzigster Brief.

Rom, im October.

Die Freunde, die wir im Caffè greco bei der dampfenden Schale fanden, hatten den heutigen Vormittag zur Ersteigung des St. Peters und zum Besuche der Sixtina bestimmt; wir schlossen uns gern einer solchen Wanderung an, welche durch einen ganz besonders heiteren Himmel begünstigt wurde. Ein römischer Maler, Sgr. Durantini, dessen Bekanntschaft wir in Florenz gemacht hatten, war so gefällig, heute unser Führer zu sein. Wir hatten Ursache, diese Gefälligkeit um so mehr anzuerkennen, als wir Hrn. Durantini nicht empfohlen waren und seine Zeit anderweitig vielfach in Anspruch genommen wurde, da er außerdem, daß er mit historischen Compositionen beschäftigt war, zu den geschätztesten Portraitmalern gehört,

auch eine kleine Akademie in seinem Studium hält. Er erklärte uns offen und ohne Rückhalt seine Vorliebe für die deutschen Künstler, und mit der größten Verläugnung seines römischen Nationalgefühls sprach er es als seine festeste Ueberzeugung aus, daß nur auf dem Wege, welchen die deutschen Künstler verfolgten, ein Heil für die Kunst zu erwarten sei. Bei einem späteren Besuche in seinem Studium fand ich Gelegenheit, mich näher über Durantini's Ansicht zu unterrichten. Ich hatte vermuthet, ihn für die frühere, einseitige Richtung unserer altdeutschen Schule eingenommen zu finden, allein die historischen Bilder und Skizzen, die ich bei ihm sah, überzeugten mich, daß er über solche Beschränkung weit hinaus ist, und obwohl er nicht zu den Epoche machenden Genies gehört, könnte er doch für die gegenwärtige römische Schule, die noch immer eine sklavische Nachbeterin der französischen Akademiker ist, von Einfluß sein. Er stimmt aber mit den ausgezeichneteren deutschen Malern, mit Veit, Overbeck, Schnorr, Schadow, Wach, Begas darin überein, daß Rafael, Michel Angelo und ihre großen Zeitgenossen die ewigen Vorbilder geschaffen haben, daß jedoch das Verständniß über diese Künstler uns nur dann aufgehe, wenn wir den Weg ihrer Bildung verfolgen und, wie sie, zuvor bei den alten Florentinern in die Schule gehen. Schon in Florenz hatten wir mit

Durantini hierüber uns verständigt, und nun fand sich in Rom noch öfter Gelegenheit, jene früheren Gespräche wieder aufzunehmen. Mit einem Römer aus der gebildeten Classe wird es außerdem leicht, sich zu verständigen, da sie eine sehr gefällige Weise des Gesprächs haben, die sich selbst in ihrem Dialekt äußert, der — bis auf das stark prononcirte r — etwas Weiches, sogar Singendes hat, so daß er sich von dem Genuesischen und Mailändischen eben so unterscheidet, wie die süddeutsche Betonung von der norddeutschen.

Auf dem Platze von St. Peter konnten wir es nicht unterlassen, den farbigen Schattenbildern der Springbrunnen wiederum eine Zeit lang nachzugehen; so reizend aber auch diese Erscheinung ist, so möchten wir dennoch den Maler nicht rathen, sie auf der Leinwand zu befestigen. Denn eben das Befestigen einer solchen Erscheinung, deren Zauber in einem immerwährenden Entstehen und Verschwinden besteht, hebt die schöne Illusion auf. — Wir hatten ein hohes Ziel vor uns, den Thurmknopf von St. Peter, aber dennoch konnten wir, als wir in das Innere der Kirche traten, dem Zug nicht widerstehen, zuvor noch einen Umgang in diesem unermeßlichen Schiffe zu halten und unter die Wölbung der Kuppel zu treten, wo wir schon heute die Erfahrung machten, daß während sonst die Augen durch das öftere Wiedersehen an

die Größe der Gebäude gewöhnt werden, so daß sie mit jedem Male kleiner erscheinen, hier umgekehrt der Fall eintritt, daß diese Kuppel, je öfter man sie sieht, desto mehr sich ausweitet. — Die Treppe, welche zur oberen Plateforme, oder dem Dache der Kirche führt, ist so bequem angelegt, daß man diese 142 Stufen auf einem Saumrosse oder Esel ersteigen könnte. Auf diesem Dache glaubt man sich in einen Irrgarten der wunderbarsten Construction versetzt, da hier, außer der großen Hauptkuppel, noch zwei große Nebenkuppeln von 136 Fuß Höhe, acht kleinere Kuppeln und mehrere Häuserchen stehen; Gallerien und Balcone, Stufen und Geländer laufen hier so gegen- und durcheinander, daß man den Führer nicht aus den Augen lassen darf, und wir waren mehrmals genöthigt, uns durch Zuruf wieder zu einander zu finden. Schon hier genießt man von der Balustrade, auf welcher die kolossalen, 17 Fuß hohen, Statuen Christi und der zwölf Apostel stehen, eine weite Aussicht über die Stadt und die Umgegend, und es schien mir nicht so sehr fabelhaft, als man mir erzählte, daß es schon Leute gegeben habe, die hier oben geboren und gestorben, ohne jemals ihren Fuß hinab in die Stadt, oder auch nur in die Kirche gesetzt zu haben; Neugier ist keine Tugend der Römer, in der Bequemlichkeit gelten sie für Virtuosen. Wenn man von Außen die Kuppel im

Ganzen und Großen betrachtet, ſtaunt man ſie wie eine ſchwebende Himmelskugel an, die das Wort des Schöpfers hervorgerufen, ohne daß wir uns vermeſſen, der Spur der ſchaffenden Hand weiter nachzuforſchen. Treten wir aber nun durch die enge Pforte ein, um auf ſchmaler Stiege empor zu ſteigen, ſo lernen wir erſt den kühnen Muth Michel Angelo's kennen und ſeinen Rieſengeiſt bewundern, indem wir mit der inneren Structur und mit dem Händewerk des Baues bekannt werden. Ueber die innere Kuppel iſt zur Verbindung und als ſchützendes Dach eine zweite gewölbt, und zwiſchen den Mauern dieſer beiden Gewölbe, die mit dem freigelaſſenen Raum zur Treppe eine Stärke von 22 Fuß haben, ſteigt man hinauf. Hier mußte Stein für Stein gelegt und gefügt werden, mit Klammern ſind die Werkſtücke verbunden, die durch den gegenſeitigen Druck einander tragen und halten. Um die innere Kuppel iſt ein ungeheurer Reifen gelegt; man erzählte uns, daß vor ungefähr 100 Jahren nach einer Erderſchütterung ein Riß in dem Gewölbe bemerkbar geworden ſei. Alle Baumeiſter wurden befragt, was hierbei zu thun ſei, Keiner wollte ſich daran wagen. Da meldete ſich ein Faßbinder vom Lande und meinte: wenn man ihm geſtatten wolle, dem St. Peter die Reifen etwas anzuziehen, ſo ſollte der Schaden bald geheilt ſein. Die Sicherheit, mit welcher der Mei-

ſter ſein Handwerk rühmte, erweckte Vertrauen, und ein großer eiſerner Reifen wurde zuſammengefügt. Der Vortheil, deſſen ſich der Meiſter bediente, war, daß er an hundert Geſellen anſtellte und ſo von allen Punkten zugleich und immer mit gleichem Schlage den Reifen antreiben ließ, wodurch der Riß wieder zuſammengefügt wurde.

Eine Thüre führt zu einer Gallerie, von welcher man hinab in die Kirche und hinauf in die ſogenannte Laterne der Kuppel ſehen kann. Man befindet ſich hier ziemlich in gleicher Höhe mit der oben erwähnten Inſchrift: „Tu es Petrus“ u. ſ. w. und mit den koloſſalen Evangeliſten in muſiviſcher Arbeit, und iſt von dem Goldglanze der inneren Deckenwölbung umleuchtet. Schon hier ſchwindelte dem, der an das Hinabſehen in ſo jähe Tiefe nicht gewöhnt iſt, und doch hatten wir hier erſt die Hälfte des Weges zurück gelegt. Eine, auf dieſer Gallerie angebrachte Tafel unterrichtete uns nochmals genau über die Maße und Verhältniſſe der einzelnen Hauptabtheilungen des Baues, eine Kenntniß, die, wie ſchon früher bemerkt wurde, hier unerläßlich iſt.

Den zweiten Blick in die Tiefe thaten wir von der Gallerie der Laterne, wo jedoch die Kenntniß des Maßes nicht mehr ausreicht, um die in tiefer, duftiger Ferne liegenden Punkte uns näher zu führen und in ihrer wahren Größe zu zeigen;

obwohl man ſich hier nur 380 Fuß hoch über dem Fußboden befindet, ſo ſchwinden uns doch ſchon die Menſchenkinder da unten zu kleinen ſchwarzen Punkten. Solche Stellen, wo wir an der Kleinheit der Gegenſtände ihre Größe ermeſſen ſollen, ſind nicht die geeignetſten, um uns das Gebäude in ſeiner wahrhaften Größe kennen zu lernen; es kam mir vor, als ließe mich Jemand den St. Peter durch ein umgedrehtes Perſpectiv ſehen. — Bei weitem freier athmet man auf der äußeren Gallerie, oder dem Kranze der Kuppel, wo man wieder das gewohnte Dach des Himmels über ſich ſieht, dem man ſich hier näher glaubt, ohne deshalb ſeinen Blick der Erde zu entziehen, die ſich in ſchönſter Mannigfaltigkeit ringsum ausbreitet. Nur wenn wir auf die kleinen verſchwindenden Kuppeln und Dachgewölbe der Kirche, in die zwanzig Höfe und Gärten des Vaticans unter uns ſehen, werden wir gewahr, in welcher Höhe wir uns befinden; je weiter wir aber unſern Geſichtskreis ausdehnen, deſto mehr vergeſſen wir, daß wir in dieſem Luftſchiffe des heil. Peters ſtehen; denn dadurch, daß die Gebirge des entfernteſten Hintergrundes durch eine ganz eigenthümliche Stimmung der Atmoſphäre unſerm Auge näher gerückt erſcheinen, drängt ſich auch der Vordergrund heller und näher an uns heran. Nun aber ward auch nach und nach das Bedürfniß rege, ſich näher und be-

ſtimmter über die hervorſtechenden Punkte der Gegend zu unterrichten. Faſt wurde es uns leichter, uns die verſchiedenen Gruppen der Pinien, Cypreſſen, Olivengehege, welche die einzelnen Gärten und Villen bezeichnen, die mannigfaltigen Formen der Hügel in der Nähe, der Gebirge in der Ferne einzuprägen, als auf dem Rigi-Culm die Naſen und Hörner der Alpen; und welcher Reichthum umgab uns hier, wo wir im Weſten einen Silberſtreifen des Meeres, im Oſten eine ſchneebedeckte Kette der Apenninen im hellſten Sonnenſchein glänzen ſahen, wo die öde, aber doch in mannigfaltigem Farbenſpiel der Vegetation ſchimmernde, Campagna mit ihren alten Waſſerleitungen, Grabmälern und dampfenden Schwefelquellen ein verlaſſenes Lager des welterobernden Römerheeres zu ſein ſcheint, in welchem hier und da noch ein Brand der Wachtfeuer glimmt! Heitere Bilder eines gegenwärtig regſamen Lebens geben die reichbebauten Hügel bei Tivoli, Frascati und Albano, und ſtädtiſchen Reichthum laſſen — ſo aus der Ferne geſehen — die römiſchen Villen in der Stadt ſelbſt und auf den nächſten Hügeln vermuthen. Auch der Soracte wurde mir von dem Thurmwart gezeigt, und da mir bei dieſem Namen ſogleich der Horaziſche Vers: Stet nive candidum Soracte" einfiel, ſo erkundigte ich mich darnach, ob dieſer Berg ſo hoch ſei, daß auch in der war-

men Jahreszeit seine Spitze zuweilen mit Schnee bedeckt werde, worauf ich jedoch von dem ziemlich bejahrten Manne zur Antwort erhielt, daß er selbst im Winter den Soracte nie mit Schnee bedeckt gesehen habe, obwohl dies bei den anderen, niedrigeren Bergen im December fast immer der Fall sei *). Bei solch einem Namen und den Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, wird man erst recht gewahr, wie sehr wir hierher zu Haus gehören, da es schwerlich in der Geschichte, Literatur, ja selbst in der Topographie unseres deutschen Vaterlandes irgend einen Punkt gibt, von dem wir besseren Bescheid geben könnten, als hier von dem alten Rom. da wir, was die classische Schulbildung betrifft, bei weitem mehr als Römer, denn als Deutsche erzogen werden. Vom 6ten bis zum 24sten Jahre stehen wir, gleichviel zu welcher Facultät wir uns bekennen, unter römischer Gewalt. Noch ehe der Knabe deutsch schreiben und sprechen kann, lernt er römisch, die ganze grammaticalische Bildung ist römisch; eben so erfahren wir unsere älteste Geschichte aus Cäsar und Tacitus, unsere Redekunst und unsern Styl verdanken wir Cicero und Livius, den Versbau dem Horaz und den Elegikern. Gilt es später die Vor-

*) Der Winter 1829 zu 1830 wurde so kalt, daß auch der Soracte im weißen Kleide erschien.

bereitungen zum Examen, so sollen wir überall in lateinischer Sprache Rede stehen, und wir müssen es so weit bringen, Vertheidigung und Angriff mit römischen Waffen führen zu können. Zwar wird der griechischen Literatur ein nicht minderer Einfluß auf unsere Bildung eingeräumt, allein den Griechen gehörten wir in ganz anderer Beziehung an. Während wir in Rom uns immer in einer wirklichen Welt befinden, während uns die Geschichte, die Gesetzbücher, die Redner der Römer für das praktische, noch heut zu Tage geltende, Leben bilden, verdanken wir den Griechen die Begeisterung für eine ideale Welt. Die Götter und Helden Homers sind die ersten Gestalten, an denen die jugendliche Phantasie entzündet wird, Sophokles und Euripides führen in ihren Trauerspielen uns ebenfalls nur mythische Personen der Heroenzeit vor, und selbst Herodot scheint uns mehr der Dichtung anzugehören, wie er auch selbst seine Geschichtsbücher nach den neun Musen genannt hat. Auch da, wo die griechische Welt in sichtbaren Gestalten, wie in ihren Götterstatuen, unmittelbar vor unser Auge tritt, oder in den ernsten Gesprächen Plato's ihre Gedankenfülle und ihre Wissenschaft mitgetheilt, oder uns eine Anschauung ihres Staatslebens gegeben wird, überall führen sie uns von der wirklichen Welt zu einer idealen hin, und dies möchte vornehmlich der Grund sein, weshalb

das jetzige Athen, wenn wir es besuchen, nicht so mächtig auf uns einwirken kann, als das jetzige Rom. Homer und Plato, Herodot und Sophokles sind nicht an den griechischen Himmel und an die griechische Scholle gebunden, vielmehr müssen wir im Gegentheil sagen: da ist Griechenland, wo ihr Geist zu uns spricht; Livius aber und Cicero wollen in Rom gelesen sein, Horaz gehört hierher an den Hof des August und auf die Villa des Mäzen, und selbst das Beste und Einzige, was römische Poesie geschaffen hat, die Elegien und Lieder des Catull, Tibull und Properz kann sich Niemand rühmen, verstanden zu haben, wenn er sie nicht in diesen Umgebungen las. — Und das ist eben die große Ueberraschung, welche Rom ausübt; man hat diese Dichter, Geschichtsschreiber und Redner schon viele Jahre zu seinen nächsten Bekannten und vertrautesten Freunden gezählt, man hat von Jugend auf mit ihnen gelebt, allein es waren nur ihre Schatten, mit denen wir wandelten, hier treten sie uns in voller Lebensfrische mit bekränztem Haupte, mit gefülltem Becher entgegen. Wir glaubten Rom zu kennen, wir kannten es auch, wir hatten uns ein vollständiges Gemälde davon auf das reinste Spiegelglas aufgetragen, allein die Farben blieben matt, von nordischem Nebel und gelehrtem Bücherstaub verdüstert. Wir bringen es mit hierher, da steht mit einem

Mal die römische Sonne dahinter, und nun erst geht uns das wahre Licht auf. So glaubte Pygmalion, sagt unser Dichter, schon in Marmor seine Göttin zu besitzen, allein wie ganz anders ward ihm zu Muthe, als er ihren Busen in vollen, heißen Schlägen an seinem Herzen fühlte.

Wir wollen uns jedoch mit dergleichen Betrachtungen hier nicht länger aufhalten, da wir noch einen steilen Weg vor uns haben und auf einer eisernen Leiter uns in den Knopf St. Peters begeben wollen. Es ist dies ein Spaziergang, den man der Curiosität halber mitmacht, ohne daß ein sonderliches Vergnügen dabei zu holen wäre. Der Knopf ist von Kupfer und hatte bereits eine so heiße Temperatur, daß wir uns mit einigen Blicken durch die eingeschnittenen Oeffnungen begnügten, ohne die Zweifel eines mit uns eingestiegenen Engländers, der sich durchaus zu überzeugen wünschte, ob, wie Vasi angibt, in dem Knopfe wirklich sechzehn Personen Platz haben, in Erwägung zu ziehen. Nun wurde auch noch der letzte gewagte Schritt hinaus auf das Kreuz gethan, welches man ebenfalls auf eiserner Leiter ersteigt. Besorgt, daß der Wind uns den Hut davon führen, oder Schwindel uns befallen möchte, halten wir uns auch hier nicht auf, sondern suchen bald wieder festen Fuß auf dem Kranze der Laterne zu fassen. Da man diesen Weg, selbst bei einem

längeren Aufenthalte in Rom, nicht gern zum zweiten Mal macht, so war es als eine besondere Gunst des Schließers anzusehen, daß er uns noch einmal in die Laterne und tiefer unten in die Galerie der Kuppel eintreten ließ. Auch auf dem eigentlichen Dache der Kirche, wo wir schon bei dem Hinaufsteigen uns unter die kolossalen Apostel gestellt und an der Aussicht auf Rom erfreut hatten, wurden wir auf's Neue festgehalten, und nur der Zuruf des Freundes, daß er uns von hier nach der Sistina zu führen gedenke, konnte uns den Abschied von hier erleichtern.

Wir stiegen auf dem bequemen Schneckengewinde rasch hinab, wo wir die Namen vieler erluchten Gäste, welche in neuerer Zeit die Kuppel erstiegen, darunter auch den Namen unseres Königs fanden. Ueberall in dem ganzen unermeßlichen Gebäude war uns nicht die geringste Spur von Vernachlässigung oder Unsauberkeit vorgekommen, vielmehr fanden wir auf Reinlichkeit, Bauslichkeit und Ordnung eine Sorgfalt verwendet, wie sie schwerlich in irgend einem öffentlichen oder Privatgebäude Italiens vorkommen dürfte. Ueberall aber begegneten wir auch Arbeitern, welche mit Poliren, Putzen, Instandsetzen jeder Kleinigkeit beschäftigt waren, und erfuhren, daß täglich hier 200 Arbeiter im Dienst sind und jährlich eine Summe von mehr als 100,000 Scudi für Putzen

und Reinigen verausgabt werden. Wir wendeten uns auf dem geglätteten Marmorboden der Vorhalle dem, mit dem Vatican in Verbindung stehenden, Flügel zu, wo wir eine unendliche Treppe vor uns sahen, so daß wir schon bedenklich den Zustand unserer Kniegelenke in Betracht zogen. Allein bald wurden wir inne, daß es mit dieser Treppe nicht so bös gemeint war, indem der Baumeister sich den läppischen, zu dem sonstigen Ernst des Gebäudes nicht stimmenden, Scherz erlaubt hat, diese Treppe in optischer Verkürzung zu bauen, indem er die Seitenwände des Ganges näher zusammen rückte und die Säulen verkürzte, ein Decorations-Witz, den man sich wohl im Salle de mille colonnes in Paris, aber nicht im St. Peter gefallen läßt. — Nach wiederholtem Klopfen öffnete sich uns die Thüre, und eine Gestalt, so schön, als ob eine jener göttlichen Sibyllen Michel Angelo's niedergestiegen wäre, trat uns entgegen. Ihre Rede war wohlklingend, allein keineswegs sibyllinisch dunkel und auf zukünftige Zeiten berechnet, vielmehr verlangte sie in unzweideutigen Worten auf der Stelle von jedem der Herren Engländer zwei Paoli. Ich überließ es den Freunden, die Wahrsagerin darüber aufzuklären, daß wir keine Engländer wären, und ging dem jüngsten Gerichte, das schon aus der Ferne wie ein heiliges Donnerwetter heranzog, entgegen. — Mir hatte nicht ge-

ſchwindelt, als ich auf den eiſernen Sproſſen an dem Kreuze auf St. Peters Kuppel hing, als ich aber in dieſes Bild eine Weile hinein ſah, faßte ich unwillkürlich den nächſten Stuhl, um mich feſt zu halten. Der Blitzſtrahl, mit welchem Zeus die Titanen in den Tartarus hinabdonnert, erſcheint ohnmächtig gegen das Wort, mit welchem hier der Weltrichter die Verurtheilten in die ewige Verdammniß ſchleudert. „Geht hin in die ewige Verdammniß!“ ſind die Worte, welche Michel Angelo's Geiſt zu dieſem Bilde den Gedanken gaben, eben ſo wie aus dem berühmten Verſe Homers Phidias ſeinen olympiſchen Zeus ſchuf. Während es aber der griechiſchen Kunſt angemeſſen war, den Reichthum der Phantaſie des Dichters in einer Geſtalt, in dem einzigen Haupte des Vaters der Götter und Menſchen uns bildlich gegenüber zu ſtellen, hat der Künſtler der modernen, romantiſchen Zeit das einfache Wort zu einer Welt von Begebenheiten ausgebreitet, und dennoch iſt's nur der eine Moment, der das Ganze zuſammenhält. Chriſtus, von den Erzvätern, Apoſteln, Heiligen und Märtyrern umgeben, hebt drohend ſeine Rechte empor, und indem er das blutige Wundenmal wie ein verſteinertes Meduſenſchild gegen die, welche nicht daran glaubten, richtet, ſpricht er ihnen das Urtheil. Die zunächſt um ihn verſammelten Frommen ehren verſtummend

das ſtrenge Wort, nur die ſchmerzensreiche Mutter ſtrebt fürbittend zu ihm hinan, allein den Spruch der ewigen Gerechtigkeit kann kein Mitleid aufhalten. In jäher Flucht ſtürzen die Verdammten in den Abgrund, wo Satanas und ſeine Geſellen ſie in Empfang nehmen; man glaubt das Wehgeſchrei der Hölle vernehmen zu können, wenn es nicht durch den Klang der Poſaunen übertäubt würde, welche die im Sturm daherfahrenden Engel des Gerichts ſo vernehmlich erſchallen laſſen, daß die Gräber ſich aufthun und die Todten auferſtehen. — Erfüllt uns aber die ganze Scene mit einem Grauſen, als ob wir in die Verzweiflung, das Geſchrei und rettungsloſe Verderben der Sündfluth hineinblickten, ſo erſcheint doch auch in der Verklärung der Gerechten und in dem ſeligen Blick der Engel, welche mit den Zeichen des Leidens über dem Ganzen ſchweben, ein tröſtendes Zeichen, wie der Himmelsbogen der Verheißung und des Friedens.

Wendet man ſich nun, nach der poetiſchen und ſittlichen Betrachtung des Bildes, an die Ausführung im Einzelnen, ſo findet man hier den Michel Angelo in ſeiner eigentlichen Größe als plaſtiſchen Maler, der ſeine Geſtalten in den kühnſten Stellungen, in den gewagteſten Verkürzungen mit einer Sicherheit und ſo aus einem Guß mit ſchöpferiſcher Allmacht hervor ruft, daß auf ihn, als Künſtler, wie auf keinen Anderen das große

Wort Anwendung findet: so er spricht, so geschicht's, so er gebeut, so steht es da. — Zugleich bemerkt man aber auch, daß nur die Frescomalerei, diese „Malerei im Frischen," geeignet ist, eine Composition von so großem, räumlichem Umfange in solcher Uebereinstimmung auszuführen. Daß diese Kunst eine so lange Reihe von Jahren in Vergessenheit kam und zurückgesetzt wurde, beweis't uns, wie sehr in dieser Zeit die Kunst überhaupt herabgesetzt wurde, wogegen das erneute Aufblühen der Kunst in unseren Tagen ebenfalls wiederum von den in Rom und München von der deutschen Schule ausgeführten Fresken seinen Ausgangspunkt genommen hat. Leider hat Michel Angelo's Bild durch Weihrauch, Lampendampf und die Ausdünstungen in der heiligen Woche, am meisten aber wohl dadurch gelitten, daß die Meßner und ihre Gehülfen mit unbarmherzigem Borstbesen den Staub und Ruß von den Wänden gefegt haben, als ob ein Schornstein hier zu reinigen gewesen wäre. — Untersuchungen über das Technische der Malerei überzeugten uns, daß auch hierin dieser Künstler es allen Anderen, deren Arbeiten wir bis jetzt gesehen, zuvor gethan hatte, indem er seiner Kalkmalerei die Kraft und den Glanz des Oelbildes zu geben wußte, was jedoch nur an einzelnen wohlerhaltenen Figuren zu bemerken war.

Die Propheten und Sibyllen, welche mit

heiligem Ernſte von der Decke des Saales herab wie aus dem Himmel niederblicken und als einzelne, ſelbſtſtändige Gruppen den oberen Theil der Seitenwände der Capelle einnehmen, wurden heute nur im Vorübergehen begrüßt, da wir nach dieſem jüngſten Gericht einiger Erholung bedurften und nicht nach anderem Tafeln, wenigſtens nicht nach gemalten, verlangten.

Zu Mittag hatte ich eine Einladung auf dem Capitol bei einem Freunde, dem Maler Eggers aus Neuſtrelitz, angenommen, und es war mir erwünſcht, vor St. Peter einen Fiaker zu finden, denn wenn man zu Fuß geht, kann man hier als novus homo auf die Stunde immer eine Meile rechnen, ſo ſehr wird man von Allem, was uns begegnet, mag es der Vergangenheit, oder der Gegenwart angehören, in Anſpruch genommen, ſo wie ich denn auch diesmal nicht umhin konnte, den Kutſcher feſtzuhalten, als er um eine Ecke bog, an welcher ich eine antike Gruppe als Eckſtein und muthmaßliche Schutzwehr gegen die Wagenräder eingemauert ſah. Trotz der ſchrecklichſten Verſtümmelungen erkannte man doch ſehr bald, daß es der, den Leichnam des Patroklus ſchützende, Agamemnon war, und zwar dieſelbe Gruppe, die wir in Florenz ſahen und aus Mengs Abgüſſen in Dresden kannten. Und dieſer römiſche, hier als Eckſtein vermauerte, Marmor zeigt genau genug

den Bruch des pariſiſchen Marmors, ſo daß es kaum bezweifelt werden darf, daß das griechiſche Original ſich hier in dieſem traurigen Zuſtande befindet. — In dieſem Theile der Stadt fand ich die Straßen mehrentheils ſchmutzig, eng und dunkel, und ſie führen auch, wie z. B. die „via della bottegha oscura," die ihnen angemeſſenen Namen. — Endlich hielten wir am Fuße des capitoliniſchen Hügels, und obwohl ſeitwärts ein Fahrweg zum Palazzo Caffarelli hinaufführt, ſo war dennoch mein Fiacker nicht zu bewegen, dahin zu lenken, ſei es nun, daß eine heilige Scheu ihn abhielt, den nordiſchen Gaſt auf alter Siegesbahn zum Capitol zu fahren, oder daß er ſeine ſpinnefüßigen Sennenroſſe dabei berückſichtigte, kurz, er erklärte mir: „kein Vetturin fahre auf die Spitze dieſes hohen Berges," wobei ich mich ähnlicher Betheurungen erinnerte, welche Berliner Droſchken am Fuße unſeres capitoliniſchen Kreuzberges machen, ein Berg, der, was die Höhe betrifft, ſich vollkommen mit dem Capitolium meſſen kann.

Dem Fußgänger iſt es übrigens hier ſo bequem gemacht, daß man den Wagen gern entläßt; denn ſchon mancher Fremde fragte nach dem Fuß des capitoliniſchen Hügels, wenn er längſt ſchon auf der Spitze deſſelben ſtand.

In dem Garten des Palazzo Caffarelli, wo mein Freund wohnte, kamen mir ſeine drei mun-

tern, blonden Knaben entgegen und hielten den Campagna-Jagdhund, der gegen unbekannte Gäste keine besonders freundliche Gesinnung hegt. Er wurde mit einigen italienischen Brocken besänftigt, und der deutsche Gastfreund und seine geschäftige Wirthin empfingen uns herzlich und freundlich. — Dieser Garten liegt zum Theil auf dem tarpejischen Felsen, und an der einen Seite sieht man die Substructionen des ältesten Theiles des Capitols; ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß noch gegenwärtig ein Stall für Federvieh sich erhalten hat, wo es denn den Alterthumsforschern unbenommen bleibt, zu untersuchen, ob die Gänse des Manlius auf dieser Stelle ihr rettendes Geschrei erhoben, als die Gallier die schlafenden Römer überstiegen. Wie scherzhaft man auch solche Untersuchungen nimmt, so geht doch daraus immer hervor, daß man in Rom, wohin man nur den Fuß setzt, und wenn es auch nur in einen Gänsestall wäre, überall an große Erinnerungen gemahnt wird, so daß die gewöhnlichste Begegnung hier bezeichnungsreich und bedeutungsvoll werden kann. — Dies wurden wir indessen erst recht gewahr, als wir den Nachmittag unter der gefälligen Begleitung unseres Freundes einen Spaziergang durch das alte Rom machten. Herr Eggers hat während eines mehrjährigen Aufenthalts sich eine so genaue Kenntniß des alten Roms verschafft, daß

wir selbst an Zoega und Hirt keine sicherern Führer haben würden, und da Hrn. Eggers eigentlicher Beruf, bei gründlicher antiquarischer und philologischer Bildung, die Malerei ist, so waren bei den antiquarischen Untersuchungen, die wir auf wiederholten Spaziergängen anstellten, die künstlerischen Betrachtungen meines Führers mir besonders erwünscht und unterrichtend.

Zunächst ward mir heute eine genauere Kenntniß des capitolinischen Hügels zu Theil, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, die Veränderungen kennen zu lernen, welche diese Stelle seit dem kurzen Zeitraume von tausend Jahren erfahren hat, denn wie ganz anders sah es hier noch aus, als Carl der Große sich hier den Segen des Papstes holte! Bedenkt man diese ungeheuren Umwandlungen und Veränderungen, so darf man nicht zweifeln, daß die Erde in gleicher Weise sich verändert, wie der Mensch, der bekanntlich schon bei lebendigem Leibe alle fünf Jahre mit Haut und Haar, mit Stumpf und Stiel ein ganz Anderer wird, so daß Jean Paul einen Jeden für befugt achtet, sich nach Verlauf einer solchen Frist als einen neuen Menschen anzusehen, der die früher ausgestellten Wechsel und Gedanken nicht mehr zu acceptiren braucht. Hier aber haben wir es nicht einmal mehr mit einer Veränderung bei Lebzeiten zu thun, sondern stehen als Todtenbeschauer

bei dem ausgegrabenen Leichnam, der so durch Verwesung unkenntlich und entstellt ist, daß man daran Studien zu Galls Schädellehre, aber nicht zu Lavaters Physiognomik machen könnte. Allein so sehr unfreundlich und unerfreulich sieht es bei alledem auf dem Capitol nicht aus; wir werden zwar genugsam daran erinnert, daß wir auf einem Grabhügel stehen, allein mit würdigen Monumenten ist er geschmückt und unter dem schattigen Dache dieser Orangen und Cypressen läßt sich's schon ruhen, zumal bei der tröstlichen Aussicht über die neuentstandene Stadt auf St. Peter hinüber. Wie in der ältesten Zeit, so unterscheidet man auch jetzt noch drei Abtheilungen auf dem capitolinischen Hügel, der sich von Norden nach Südwest in einer Ausdehnung von ungefähr 700 Fuß Länge und 200 Fuß Breite erstreckt und ein zu Tage stehender einzelner Travertin-Fels (Capitolii immobile saxum), welcher nach allen Seiten hin jähe Abhänge hatte, war. Auf der steilsten Anhöhe am südwestlichen Ende stand die alte Burg (arx), und man hat unter mehreren schroffen Felsenwänden, von denen jedoch keine über vierzig bis funfzig Fuß hoch ist, die Auswahl, welche man als tarpejischen Felsen anerkennen will. Auf dieser südwestlichen Anhöhe steht jetzt der Palazzo Caffarelli mit einem geräumigen Hofe und einem Garten, der jedoch nur für eine Terrasse

gelten kann, den Hühnerstall nicht zu vergessen. Durch ein Hinterpforte führte mich mein Freund nach jenem zweiten steilen Abhange, der nach dem Forum abfällt und den die Archäologen ebenfalls für die rupes Tarpeja und den Ort, wo einst die hundert Stufen des tarpejischen Felsens zum Forum hinabführten, erklären. Eine Menge Gesindel umringte uns mit dem Geschrei: „zum tarpejischen Felsen!" und da wir versicherten, den Weg allein finden zu können, schickten sie uns einige eben nicht fromme Wünsche nach. So ruchlos die hier hausende Gesellschaft zu sein schien, so konnten dennoch die Umgebungen durchaus nicht für ruchlos gelten, und ich hatte nicht Lust, in der hier liegenden engen Gasse meine antiquarische Neugier weiter zu befriedigen; allein darüber hatte ich mir hinreichende Gewißheit verschafft, daß es zu der Zeit, als hier noch die Tempel des Jupiter Feretrius, der Juno Moneta und die Burg, gegen welche Porsenna, die Gallier und andere Feinde so manchen vergeblichen Anlauf nahmen, standen, mehr Glanz vorhanden war, als jetzt. — Der mittlere Theil des Capitolins, vordem das Intermontium genannt, wo das Archiv (tabularium) stand, ist gegenwärtig der prachtvollste, da Papst Paul III. sich hier durch prächtige, von Michel Angelo aufgeführte Gebäude verewigt und den Platz außerdem mit herrlichen Denkmalen des Al-

terthums und einem ſtattlichen Aufgange verziert hat.

Auf dem nördlichen Ende des Hügels, auf welchem der berühmte Tempel des capitoliniſchen Jupiters ſtand, ſteht jetzt die Kirche Santa Maria in ara Coeli, oder kurzweg ara Céli genannt *).

Beim Herabſteigen nach dem Campo vaccino fanden wir fünf bis ſechs Arbeiter mit dem Aufräumen und Aufgraben des Forums beſchäftigt, und die großſprecheriſchen Berichte, welche ſo vielfach über dieſe Ausgrabungen auch in deutſchen Tagesblättern verbreitet wurden, ſtanden mit der Wirklichkeit ſehr im Widerſpruch. Sollte übrigens dieſe Aufräumung einmal zu Stande kommen, ſo würde dieſer Platz ſehr von ſeinem gegenwärtigen pittoresken und bedeutungsvollen Anſehen verlieren; mir wenigſtens gefällt dies Forum mit den wühlenden Schweinen, gelagerten Kühen und ſchönge-

*) Wenn Kephalides in ſeiner Reiſe durch Italien Th. I. S. 62 ſagt: „Das noch heute nicht ausgefüllte Thal, welches zwiſchen den beiden Hörnern des Capitols liegt" ꝛc., ſo kann dies eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem capitoliniſchen Hügel erwecken, indem die Anhöhen an den beiden Endpunkten ſich ſo unmerklich erheben, daß man vergebens nach einem dazwiſchen liegenden Thale ſich umſieht. Auch in der Bezeichnung der Himmelsgegend finden ſich bei K. hier Irrthümer.

hörnten Stieren beſſer, als wenn ich mir es als Spaziergang mit eleganten Ladies und Gentlemen beſäet vorſtelle.

Die Aufgrabung, welche man jetzt eben vornahm, war in ſo fern von Intereſſe, als dadurch ein ſeit vielen Jahren von den Archäologen geführter Streit entſchieden werden ſoll. Man hat nämlich das Pflaſter einer alten Straße aufgefunden, welche man bereits bis dahin verfolgt und aufgedeckt hat, wo ſie zwiſchen dem Jupiter- und Concordien-Tempel hindurch auf den Capitolin führt. Hier glaubt man nun endlich die eigentliche via triumphalis entdeckt zu haben, oder wenigſtens in den Stand geſetzt zu werden, darüber entſcheiden zu können, welchem von den bisher entdeckten Wegen dieſe Ehre zuerkannt werden muß. Bekanntlich haben ſchon die alten Schriftſteller uns hier nicht zur Genüge unterrichtet und die neueren keinen ſichern Nachweis gegeben. Denn ſo zuverläſſig auch Kephalides über dieſe Aufgänge Auskunft geben zu können glaubt, ſo war er doch gewiß im Irrthum, wenn er annimmt, daß die via triumphalis der öſtlichſte Weg war und durch den Bogen des Septimius Severus hindurch geführt habe, wo man noch gegenwärtig den mit Bettlern und Lumpen bedeckten Aufweg findet. Vielmehr iſt erwieſen, daß durch den Bogen hindurch kein Weg führte und da überhaupt dieſer Bogen aus einer

Zeit, ist, welcher die groſsen Triumphzüge längst vorausgingen. Wahrscheinlicher ist es, daſs der mittlere Weg zwischen den beiden genannten Tempeln nach dem Clivus Capitolinus und dem Intermentium führte, von wo der Zug sich dann rechts nach dem Tempel des capitolinischen Jupiters (jetzt **Ara Celi**) wendete.

Der dritte Weg in alter Zeit, welcher unmittelbar auf die Burg und zwar ebenfalls von dem Forum hinauf führte, ist schwerlich ein Fahrweg gewesen, sondern wohl nur ein in den Felsen gehauener Pfad, den man in Zeit der Noth leicht verscharren und vertheidigen konnte; noch heutiges Tages findet man zwischen den schmutzigen Häusern am Abhange des tarpejischen Felsen einen engen Weg in der Richtung nach Maria della Consolazione herab.

Wenn es aber schon schwer hielt, uns eine anschauliche Vorstellung von dem Zustande des capitolinischen Hügels in alter Zeit zu verschaffen, so wurden die Schwierigkeiten bei der Orientirung auf dem Forum noch gröſser. Neuere Ausgrabungen und Untersuchungen haben es wahrscheinlich gemacht, daſs das alte Forum die Form eines länglichen Vierecks hatte, dessen lange Seiten, nicht wie frühere Topographen, durch die gegenwärtige Lage des Campo vaccino verführt, annehmen, von Ost nach West (vom Capitol nach dem

Coloſſeum), ſondern von Nord nach Süd ſich ausdehnte. Man kann daher als die vier Grenzpunkte des Forums: St. Pietro in Carcere, St. Maria della Conſolazione, St. Teodoro und St. Lorenzo annehmen. Wie übrigens auf dieſer beſchränkten Fläche, deren Länge gegen 500 Fuß, deren Breite gegen 300 Fuß beträgt, außer der Curia Hoſtilia, dem Comitium, der Grăcoſtaſis und einigen Tempeln nebſt der Rednerbühne (rostra) die Bürgerſchaft einer Stadt von mehr als 300,000 Seelen Raum fand, dies läßt ſich nur für möglich erklären, wenn man bedenkt, daß das Forum kein mit Mauern und Gebäuden abgeſchloſſener Platz war, ſondern in der breiten Via ſacra, wie noch gegenwärtig, ſeine Fortſetzung hatte und außerdem die Menge ſich auf dem Palatin und nach dem Tiber hin ausbreiten konnte. Die Via ſacra heraus zu finden, iſt ebenfalls eine Aufgabe, an welcher die Gelehrten und Galeerenſklaven in neuerer Zeit einen gleich lebhaften Antheil genommen haben. Dieſe Straße ſchloß ſich unmittelbar an das Forum an und führte von dem Tempel der Fauſtina an dem Friedenstempel vorüber nach dem Coloſſeum. An dem Tempel der Fauſtina hat ſich St. Lorenzo angebaut, und eben ſo haben es die beiden Heiligen Coſimo und Damiano nicht verſchmäht, eine altrömiſche Vorhalle vor der Kirche, von welcher ſie Beſitz nahmen, ſtehen zu laſſen.

Ueber den Friedenstempel iſt es jetzt unter den Archäologen zum Kriege gekommen, da ihn einige für eine Baſilica des Conſtantin erklären. An dem Ausgange der Via ſacra, dem Coloſſeum gegenüber, lagen die verbundenen Tempel der Venus und Roma, von denen man ebenfalls noch Ueberreſte findet. — Mit den meiſten dieſer Ruinen ſind die römiſchen Conſervatoren, und insbeſondere Hr. Abbate Nibby, welchem gegenwärtig die Oberaufſicht über das alte Rom aufgetragen iſt, bei weitem barbariſcher umgegangen, als die Zeit ſelbſt. Mir wurde verſichert, daß Hr. Nibby mehreren Ruinen ein *eleganteres Aeußere* dadurch zu geben geſucht habe, daß er die Unebenheiten derſelben herunterſchlagen und, wo die Hämmer und Hacken nicht ausreichten, ſogar das Pulver zu Hülfe genommen hat, um zu ſprengen. Die Ringmauer um den Triumphbogen des Septimius Severus, die Holzgitter um die Baſilica Conſtantins, ſo wie die Wiederherſtellung der Meta ſudans, waren ebenfalls Arbeiten, die nach ſeiner Angabe gemacht wurden.

Von dem Forum führte eine zweite Straße, vicus saudalarius genannt, längs dem palatiniſchen Hügel nach dem Coloſſeum, deren Richtung der Triumphbogen des Titus bezeichnet und die man gegenwärtig ebenfalls aufgräbt. Das alte Pflaſter, welches, wie bei allen alten römiſchen Stra-

ßen, aus großen unregelmäßigen, jedoch gut gefügten Steinen besteht, liegt an manchen Stellen zehn, an einigen sogar zwanzig Fuß tiefer, als der heutige Weg; daß aber die alten Straßen, wie in einigen Reisebeschreibungen erzählt wird, vierzig Fuß hoch mit Schutt bedeckt wären, habe ich nirgend gefunden. Daß übrigens hier noch so mancher Fund zu hoffen ist, darf man nicht bezweifeln, wenn man sich von den ungeheueren Granitsäulen, die hier und da wie Zeigefinger aus den Gräbern der Vorwelt hervorragen, zurecht weisen läßt.

Wir nahmen unsern Weg durch den Bogen des Titus, der zwar nicht so groß und imponirend ist, wie der des Constantin, da er nur ein einziges Portal ohne die sonst gewöhnlichen Seitenportale bildet, allein seine Verhältnisse sind in dem edelsten Styl, sein Material pentelischer Marmor, und die Reliefs daran gehören zu den schönsten Arbeiten der Sculptur jener Zeit, so daß wir an keinem anderen römischen Denkmale Arbeiten sahen, welche sich diesen gleichstellen ließen. Die Reliefs im Innern des Bogens beziehen sich auf die Siege, welche Titus über die Juden erfocht; der Kaiser steht auf dem einen als Triumphator auf dem Siegeswagen, dessen Viergespann Roma führt, während Victoria den Imperator krönt. Gegenüber auf einem zweiten Relief sind die Be-

ſiegten vorgeſtellt, wie ſie die Heiligthümer Jeruſalems, die Bundeslade, den Leuchter mit ſieben Armen, goldene und ſilberne Gefäße u. ſ. w. dem Sieger nachtragen.

In der oberen Wölbung des Bogens im Innern iſt die Apotheoſe des Kaiſers auf ähnliche Weiſe vorgeſtellt, wie ſie auf geſchnittenen Steinen öfter vorkommt: ein Adler trägt den Kaiſer mit ausgebreiteten Flügeln himmelwärts. Nicht ſo gut als dieſe inneren Reliefs ſind die an dem äußeren Fries erhalten; ſie beziehen ſich ebenfalls auf die Beſiegung Judäas. Von den korinthiſchen canelirten Säulen, welche den Bogen außerhalb ſchmückten, haben ſich nur noch vier erhalten. — Der alte Glanz des Marmors macht ſich nicht nur bei Tage, ſondern auch in heller Mondnacht ſehr bemerklich, wo er bei nächtlichen Excurſionen durch dieſe Ruinen oder bei der Heimkehr aus der Oſterie des Coloſſeums als Fanal empfohlen wird. Diesmal hatten wir noch hellen Tag und einen ſichern Führer obendrein, ſo daß wir um die Orientirung nicht beſorgt ſein durften.

Nachdem wir einige Zeit in dem Coloſſeum verweilt, und uns beſſer, als es bei dem erſten nächtlichen Beſuche möglich war, über die Größe und den Bau dieſes ungeheuern Amphitheaters unterrichtet hatten, wendeten wir uns nach dem Triumphbogen des Conſtantin, der uns durch viel-

fältige Nachbildungen im Kleinen und im Großen bekannt war. Obwohl die Zeit Conſtantins ſchon als die des Verfalls der ſchönen Kunſt bezeichnet werden muß, ſo gehört doch dies Bauwerk noch immer zu dem Größten und Schönſten, was in dieſer Art jemals gebaut wurde. Der Senat und das römiſche Volk errichteten dem großen Kaiſer dies Denkmal nach dem glorreichen Siege über den Maxentius; zugleich aber wurden auch andere Großthaten Conſtantins daran verewiget. Der Triumphbogen hat ein mittleres größeres Thor und zwei kleinere zu beiden Seiten, acht canelirte korinthiſche Säulen, viele Statuen und Reliefs zieren den wohlerhaltenen Bau, der gegenwärtig von allem Schutt befreit iſt, ſo daß eine fahrbare Straße hindurch führt. Mir war es befremdlich, ſo gut gearbeitete Reliefs aus einer ſo ſpäten Zeit zu finden, in der, wie ſchon früher bemerkt wurde, der Verfall der Kunſt und barbariſche Rohheit hereinbrach. Mein gelehrter Freund gab mir hierüber den nöthigen Aufſchluß, daß nämlich dieſe Reliefs von einem zweiten Triumphbogen des Trajans genommen wurden, der ſchon zur Zeit Conſtantins in Trümmer zu fallen drohte, oder den man vielleicht auch abſichtlich plünderte, da man auf keine andere Weiſe dem neuen Triumphbogen eine Bekleidung zu beſchaffen wußte. Nun erſcheint aber auch dieſer Bogen, der nur mit Vor-

ſtellungen aus dem Leben Trajans geſchmückt iſt, vielmehr als ein dieſem Kaiſer angehöriges Monument. Vier Reliefs, welche die dem Coloſſeum zugewendete Seite ſchmücken, beziehen ſich auf den Einzug Trajans in Rom, auf die Wiederherſtellung der appiſchen Straße, auf ſeine freigebige Vertheilung von Lebensmitteln, und auf die Entthronung des Königs Parthomaſiris von Armenien. Auf den beiden ſchmäleren Seiten ſind die dem König der Dacier, Decebalus, gelieferte Schlacht und deſſen Beſiegung vorgeſtellt. Auf der zweiten großen Hauptfronte ſind ebenfalls vier Reliefs: Trajan, welcher ſeine Cohorten ermahnt; den Parthomaspates zum Könige der Parther ernennt; die Entdeckung der Verſchwörung des Decebalus; ein feſtlicher Opferzug, bei welchem wohlgenährte Rinder, Schafe und Schweine (suovetaurilia) den Göttern entgegen geführt werden. — Auch die kleineren, runden Reliefs, auf denen verſchiedene Jagden und Opfer vorgeſtellt ſind, haben ſich mehrentheils gut erhalten, und zeichnen ſich durch ihre ſchöne Arbeit aus. Acht Bildſäulen gefangener Könige von violettem Marmor, ſchmückten bis auf eine, welche von weißem Marmor, und ſpäter unter Papſt Clemens XII. hinzugefügt wurde, ebenfalls einen Bogen des Trajan. Dieſe Bildſäulen ſind ſo ausdrucksvoll und in ſo reinem Styl gearbeitet, daß ſchon Mengs davon Ab-

güſſe formte. Unterdeſſen, daß wir gegenüber auf grünem Hügel gelagert etwas ruhten, führte die Gegenwart uns zu den Bildern, die wir eben an dem Triumphbogen uns hatten deuten laſſen, einige Seitenſtücke im Genre des heutigen Lebens vorüber. Dem Triumphzug eröffnete die geſchloſſene Geſellſchaft der Galeerenſklaven, die, wie man uns verſicherte, mehr des Schauſpiels als der Arbeit halber durch die Straßen geführt werden. Eine große Anzahl derſelben wurden vor nicht gar langer Zeit als Carbonari zu dieſer Strafe verurtheilt, und zwar mehrentheils, wie man ſich erzählt, unſchuldige, einfältige Leute, die ſich von geheimen Polizeiſpionen in dergleichen Geſellſchaften aufnehmen ließen, wo ſie dann ergriffen und verurtheilt wurden. Ein erfreulicheres Bild folgte jetzt, es waren heimkehrende Winzer, ihr Zug konnte in der That für einen Triumphzug gelten. Auf einem Wagen, der ſich der antiken Form in ſo fern näherte, als er nur zwei Räder hatte, im Uebrigen aber nicht von vier Sonnenroſſen, ſondern von einem einzigen Karrengaul gezogen wurde, den man mit allerhand Troddeln, Bändern und Schellen ſtolz genug herausgeputzt hatte, ſaß der Triumphator in einer Niſche, wie auf einem Phaëthon. Es war der ſchönſte, ſchwarzbärtigſte Römer, der mit ſpitzem Hute und offner Bruſt vornehm gemächlich, mit übergeſchlagenen Bei-

nen, seitwärts gewendet in der von Bretern gezimmerten Muschel des Karrens lehnte, und ein Lied anstimmte, von welchem ich nichts, als die am Schluß jeder Strophe wiederholten Worte: „io trionfero!“ verstehen konnte, denn ein wahrhaft bachantischer Zug begleitete den Triumphator. Zu beiden Seiten des Wagens gingen hochgeschürzt mit rothem Mieder und buntgestreiften Röcken eine Anzahl der schönsten Frauen und Mädchen, welche reich mit Trauben gefüllte Körbe frei und sicher auf den Köpfen trugen. Die geschickt gelegten weißen Tücher, welche als Schirm für Stirn und Auge dienen und zugleich auch den Nacken gegen die Sonne schützen, von allen Frauen aber in gleicher Form und Größe getragen werden, geben solchem Zuge ein ganz besonders feierliches und heitres Ansehen, und die schwarzen Augen mit dem Blick durchdringenden Ernstes könnten uns bange machen, wenn hier und da nicht das Lächeln des Mundes uns die Schalkheit verrieth, mit der sie über den Fremdling, der das Gewöhnlichste hier anstaunt, sich lustig machen. In den Rundreim des Vorsängers stimmten Alle jubelnd ein, und von einigen jüngeren Mädchen, die sich von jeder Last zu befreien gewußt hatten, wurde der Tact mit dem Tambourin angegeben, und der Gesang mit klingendem und schwirrendem Schellenklange begleitet. Auch

Vater Silen fehlte dem Zuge nicht, denn auf geduldigem Esel schleppte sich ein überaus wohlgenährter Padrone mit ansehnlicher Korbflasche in der Hand, unter dem Geschrei neckender Bursche hinterher, und da von diesen mehrere in dem zottigen Costüme der Berghirten, wie wir sie schon bei Terni gesehen hatten, erschienen, so waren hier die bockfüßigen Satyrn, klein und groß, gar nicht zu verkennen.

Eine sonderbare Gesellschaft von Fremden, deren Wagen den oberen Seitenweg fuhr, und deren Aeußeres auf vornehmen Stand schließen ließ, folgten dem Zuge, ohne sonderliche Theilnahme zu verrathen; es waren zwei stattliche Männer und eine bejahrte Matrone, sie gingen, die Hände, gleich den gefangenen Königen des Triumphbogens, auf den Rücken übereinander geschlagen, nur zuweilen abgebrochene Worte mit einander wechselnd. Als ich meinen Freund auf ihre Aehnlichkeit mit der Familie des entthronten Königs der Dacier, die wir en relief vor uns hatten, aufmerksam machte, war er ganz einverstanden, und fügte gelassen hinzu, daß diese Herren sich vollkommen an ihrer Stelle befänden, da sie entthronte Könige und Prinzen, nebst einer Kaiserin Mutter wären, die sich schon eigneten, einen Triumphzug zu schmücken. — Auch die Götter sollten nicht vergessen werden, und so

machte eine Heerde von Stieren mit ungeheurem Gehörn; Schafe mit den edelsten Nasen, mit Köpfen, die jedem Dreifuße als schönste Zier gedient haben würden; und schwarze, wohlgemästete Schweine, von denen gewiß der trefflichste Westphälinger zu erwarten stand, den Beschluß, um uns das Relief der Suovetaurilien in treuester Wiederholung zu vergegenwärtigen. — Hier war es das erste Mal, daß ich eine lebhafte Anschauung davon erhielt, wie das Dauerndste, was das alte Rom uns überliefert hat, das Leben selbst und zwar das römische Volksleben ist. Aus den verfallenen Tempeln und Theatern, aus den umherliegenden Säulen, und selbst aus den Götterbildern des Vaticans und Capitols wird man sich das alte Rom nicht zu lebendiger Gegenwart erwecken können; erst dann baut sich die alte Stadt uns wieder auf, wenn wir selbst darin lebendig geworden sind, und römische Lebensluft eingeathmet haben; denn mehr oder weniger kommen wir doch sämmtlich als Eisvögel oder verpuppte Mumien dahin, die sich erst aufthauen und entwickeln müssen. In Catacomben und zwischen feuchtem Gemäuer wird dies Keinem gelingen, und die Begeisterung an dem kalten Marmor bleibt frostiger Art, wenn nicht Sonnenschein, gefüllte Foglietten, Orangenduft und ein holder Blick uns erwärmen. Wird nun auch das letzte Geschenk

nicht allzuraſch an die vorübereilenden Gäſte vertheilt, ſo muß man es wenigſtens nicht verſäumen, das Volksleben der Römer an ihren Arbeitstagen eben ſo, als an ihren Feſttagen aufzuſuchen, und auf dem Markt, in den Oſterien, in den Vignen und auf den Tanzplätzen ſie nicht blos durch das Fernglas, ſondern in der nächſten Gemeinſchaft kennen lernen.

Diesmal hatten wir uns freilich einer anderen Betrachtung zuzuwenden; wir befanden uns auf dem Wege zur Cloaca maxima, und da dieſelbe, wie Herr Reigebauer in ſeinem Reiſehandbuche bemerkt: den Reiſenden ganz beſonders anzieht, entgingen auch wir dieſer Anziehungskraft nicht. Wie ſehr auch die alten, die neueren und nun auch die neueſten reiſenden Antiquare von Dionys von Halicarnaß bis auf Lady Morgan herab dies Wunderwerk rühmen, ſo fanden wir doch nichts Außerordentliches, und können auch nicht glauben, daß es jemals von ſolcher Bedeutung, wie die großen Amphitheater, Bäder und Waſſerleitungen geweſen ſei. Auch mit neueren ähnlichen Bauten, den unterirdiſchen Durchfahrten (Tunnels) in England, den Felſendurchbrüchen auf den Gotthard- und Simplon-Straßen, und mit dem Höhlengang des Poſilipps kann ſich dieſe Cloaca maxima nicht meſſen, die kaum dreihundert Schritte lang war, und nur vom Forum

zum Tiber führte. Das Merkwürdige des Baues beſtand vornehmlich darin, daß das zwölf Fuß hohe und eben ſo breite Gewölbe aus Tuff- und Travertinblöcken von 5 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite ohne Mörtel und Kalk zuſammengefügt war. Nur dürfen wir, wenn Plinius rühmt, daß ein mit Heu beladener Wagen bequem durchfahren könne, dabei nicht an ein „von Veltens Hand hochgebäumtes Fuder" unſeres Landes denken. Da der Tiber heut viel Waſſer hatte, ſo drängte dies in die Cloaca herein, ſo daß wir von der Wölbung nur ein ſehr kleines Stück ſahen. Wir waren jetzt nah am Ufer des Tiber, und ſo verſäumte unſer Freund nicht, uns auf eine Ruine aufmerkſam zu machen, welche uns auf's Neue daran erinnerte, wie anmaßlich der Papſt ſich Pontifex maximus nennen läßt. Wir ſtanden nämlich vor einer bis zur Hälfte des Stroms zertrümmerten, ſteinernen Brücke, ponte rotto genannt. Ihre erſte Vollendung verdankte ſie dem großen Scipio, dem Beſieger Afrika's, ſpäter ſorgten bis zum ſechzehnten Jahrhundert mehrere Päpſte für ihre Erhaltung; allein ſeit 1598, wo der angeſchwollene Tiber einige Pfeiler fortriß, iſt ſie nicht wieder hergeſtellt worden, obwohl ſie an einem der wichtigſten und nothwendigſten Verbindungspunkte beider Ufer liegt. Auch da, wo die Cloaca ſich in den Tiber mündet, ſahen wir heute

wegen des hohen Wasserstandes nicht viel von der Wölbung; wir wurden dafür durch eines der zierlichsten alten Bauwerke, welches hier steht, entschädiget. Es ist dies ein Tempel der Vesta, im Umfange nicht größer als 156 Fuß; neunzehn in einen Kreis gestellte korinthische Säulen von weißem Marmor tragen das Dach. Die kleine Zelle hat nicht mehr als 26 Fuß im Durchmesser; man sieht daraus, daß der Zudrang dazu nicht zu groß sein konnte.

Noch immer befanden wir uns am Fuße des palatinischen Hügels, und der Vorschlag, die Trümmer der Kaiserpaläste, welche sich hier befinden, zu ersteigen, um an dieser Stelle heut den Untergang der Sonne zu erwarten, fand ungetheilten Beifall. An einer zusammengeflickten, hölzernen Thüre einer hohen Gartenmauer war zur Nachricht für die Fremden bemerkt, daß sich hier der Eingang zu den Kaiserpalästen befinde. Zu den prächtigen Hallen des August, des Tiber und Caligula, zu dem goldenen Pallaste Nero's, dessen Vorhalle dreitausend Marmorsäulen schmückten, führt jetzt eine armselige Gartenpforte, und dennoch möcht' ich wetten, gäben diese alten Cäsaren viel darum, könnten sie wieder, und wär's auch nur durch diesen schmalen Eingang, diesen schönen Hügel noch einmal besteigen. Diese, etwas elegische Stimmung war bald überwunden,

auch die erbaulichen Betrachtungen von dem Verſinken aller irdiſchen Größe, Pracht und Herrlichkeit überließen wir Anderen, und die holde Gewohnheit des Lebens, die man in dem alltäglichen Laufe ſo hin nimmt, ohne ſich ihres hohen Werthes bewußt zu werden, dieſe Gewißheit des Athmens und Empfindens läßt uns hier mit freiem Muthe weilen, und die Todesuhr, die unten in den Kaiſergräbern hämmert und pocht, wird übertönt von dem geſunden Pulsſchlag des Lebens hier oben. Hat doch ſelbſt die Natur dieſe Gräber ſchöner geſchmückt, als irgend ein anderes die Kunſt; denn nicht mit feuchtem Moos hat ſie dieſen Trümmern ein noch traurigeres Anſehen geliehen, die fruchtbarſte Vegetation hat auf dem neugebildeten Erdreich ſich feſtgewurzelt. Die hochgeſtengelten Broccoli, die breitblättrigen Carcioſoli und anderes edles Gemüſe wird hier in ſaftigſter Fülle gezogen; aus der Tiefe ragen der Lorbeer und die Cypreſſe hoch herauf, und ein alter Säulenſchaft, welcher, wie der Blumenkorb auf dem Grabe der Braut des griechiſchen Künſtlers, der das korinthiſche Capital zuerſt in die Baukunſt einführte, mit friſchen Acanthusblättern umgeben war, ſchien uns das rechte Vorbild zu ſein, wie ſich die Gegenwart mit der Vergangenheit hier vereinigen ſoll. So ſchöne Lehre ließen wir nicht unbeachtet, die Gärtnerin brachte einen Korb mit Früchten, der

Gärtner einige Fogletten und Gläſer, und ſo war der Sieg unſerer Lebensgeiſter über die zertrümmerten Kaiſerpaläſte unwiderruflich entſchieden.

Wie ſehr aber war ich überraſcht, auf einer ſo geringen Anhöhe eine ſo herrliche Ausſicht, ſowohl nach der Seite der Stadt, zumal des alten Roms, als auch nach den Gebirgen zu haben, ſo daß für den Thron der Cäſaren keine erhabenere Stelle hätte ausgewählt werden können. Vor Allem aber gefiel uns ein geebnetes Plätzchen auf einem vorſpringenden Hügel, an der nordöſtlichen Seite, wo wir den Soracte, Monte Cave, die Hügel von Tivoli und Frascati in der ſchönſten Abendbeleuchtung vor uns hatten. Nur die beſorgliche Bemerkung des Freundes, daß es nicht rathſam ſei, um dieſe Stunde ſich der Erkältung auf feuchtem Boden auszuſetzen, trieb uns endlich von einem ſo erleſenen Plätzchen wieder in die Stadt zurück, wo wir nach kurzer Raſt auf unſerem Zimmer uns wiederum mit den anderen Freunden in der Claudia zuſammenfanden, und für den folgenden Tag die nöthigen Verabredungen trafen. — Auch von dem heutigen Tage verlohnte ſich's der Mühe, am Abend ſich mit einigen Worten Rechenſchaft zu geben, und ſo trug ich in das Tagebuch ein: St. Peter erſtiegen; Sixtiniſche Capelle, Michel Angelo's jüngſtes Gericht; zu Mittag auf dem Capitol; Spaziergang

nach dem Forum, Via sacra; Triumphbogen des Titus, das Colosseum, der Triumphbogen Constantins; der Triumphzug der heutigen Römer; Cloaca Maxima; Tempel der Vesta; Ponte Rotto; die Kaiserpaläste auf dem Palatin.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Rom, im October.

Der Vatican war heute das Ziel unſerer Wanderung; einige neuangekommene Landsleute hatten ſich angeſchloſſen, und Einer von ihnen fragte ganz naiv: was wir dann vornehmen würden, wenn wir mit dem Vatican fertig wären? Wie ſehr erſtaunte aber der junge Mann, als man ihm bedeutete, daß er ſchwerlich in dem erſten Jahre ſeines Aufenthaltes mit den eilftauſend Zimmern und Sälen dieſes einen päpſtlichen Palaſtes fertig werden dürfte, in welchem die Sixtiniſche und Pauliniſche Capelle von Michel Angelo, die Logen und Stanzen Rafaels, die vaticaniſche Bibliothek, die Bildergallerie, und endlich die vielen Tauſende von Statuen und Basreliefs in dem Muſeum der Antiken, und noch vieles andere unerläßlich Sehenswerthe zu finden

ſei. — Wer freilich hier mit einigen Ladys und Gentlemen Partie macht, kommt ſchneller mit all dieſem Reichthume zu Ende, zumal wenn ſie zu ihrem Führer den ſchon oft erwähnten gelehrten Nibby wählen, der ſein herrliches Rom ſo gering achtet, daß er die ganze Stadt mit allen Schätzen in acht Tagen an jeden Fremden verräth. Nibby hat Vaſi's „Itinerario di Roma" neu bearbeitet, und in zwei ſtarken Octavbänden in acht große Capitel, die er Tage nennt, abgetheilt. Kaum ſollte man es glauben, aber dennoch iſt es wahr, daß die römiſchen Lohnbedienten und Ciceröne darauf eingeübt ſind, den Signore Inglese nach Vorſchrift dieſes Buches in acht Tagen durch das alte und neue Rom nebſt einigen Environs hindurchzuhetzen. Die Stationen ſind denn freilich nicht gering, die einem ſolchen Springhaſen zugemuthet werden, der z. B. an einem einzigen Tage in einem Zuge: die Engelsburg, die St. Peterskirche mit allen Capellen und Kuppeln nebſt Erſteigung des Kreuzes, den ganzen Vatican mit den zehntauſend Zimmern, Sälen und Gallerien durchlaufen, und dann doch noch einen Spaziergang auf den, eine Stunde entlegenen, Monte Maria machen muß, um hier die Villa Millini und Villa Madonna zu beſehen. In gleichem Verhältniß ſind die anderen Tage bedacht, und es iſt nicht zu viel geſagt, daß ſich unſer Herr Gott mehr Zeit

gelassen hat, die Welt zu schaffen, als sich ein Engländer nimmt: Rom zu sehen, und das Letztere ist doch bei weitem die schwerere Aufgabe!

Wir hatten uns heut zwar auch kein geringes Ziel gestellt, da wir am Vormittag die Logen und Stanzen Rafaels besuchen, und am Nachmittag nach gewohnter Weise einen Ausflug in's Freie machen wollten; allein an das Studieren ist in den ersten Tagen und Wochen in Rom nicht zu denken, man will so recht im Vollen schwelgen, nicht den einzelnen Tropfen auf der Zunge prüfen, sondern sich baden in diesem Nektar, und mit allen Poren ihn einsaugen. Es ist nicht möglich, alle diese Herrlichkeit sich alsobald zum Gegenstande zu machen, vielmehr verhalten wir uns als leidend, und lassen ihren Zauber auf uns einwirken; aber solch Leiden läßt sich schon ertragen, da sich dann später, bei längerem Umgange, die Besinnung wieder einfindet, und nun auch das Einzelne durchempfunden und durchgedacht werden kann.

So standen wir nun an dem schönsten Morgen wieder auf dem St. Petersplatze vor den schillernden Wassersäulen, wo wir uns mit anderen Freunden das Stelldichein gegeben hatten. Sie kamen an und wir wendeten uns jetzt durch die Säulenhalle zur Rechten, nach dem Hofe St. Damas, von wo aus mehrere Treppen hinauf zu

ten Logen und Säulen führen. — Das Gebäude, welches diesen Hof bildet, besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Seitenflügeln, welche sämmtlich nach dem Plane von Rafael unter Julius II. angelegt, unter Leo X. vollendet wurden, und zwar so, daß die, in drei Geschossen übereinander gestellten Gallerien oder Corridore ihre Fronte nach dem Hofe zu haben. Obwohl diese äußeren Gänge, die nur durch die Pilaster, welche die Bogen verbinden, nach außen geschützt werden, der Witterung jeder Zeit offen standen, so haben doch die Wandmalereien, welche sich an der Decke und den Wänden befinden, ihre erste Farbenfrische bei weitem besser, als manche werthvolle Fresken in den inneren Sälen erhalten. Indessen hat doch der Vicekönig Eugen Napoleon zu seiner Zeit die vorsichtige Anordnung getroffen, daß die Arcaden des mittleren Geschosses, in welchem sich die Malereien befinden, welche Rafael theils eigenhändig malte, theils nach seinen Cartons von Giulio Romano, Pierino del Vaga und andern Schülern ausführen ließ, Glasfenster erhielten. Wir nahmen uns kaum Zeit, in der Arcade des ersten Stocks des linken Flügels, in welchem sich Arabesken, Vögel, Blumen und Gitterlauben, von Giovanni da Udine gemalt, befinden, einigen Athem zur Erholung zu schöpfen, sondern erstiegen unverzüglich das zweite Geschoß, wo uns

gleich bei dem Eintritt in den offenen Gang die Büste Rafaels, in schönem carrarischen Marmor, von Alexander von Este wohlgetroffen ausgeführt, entgegen trat. Unser Freund machte uns sogleich auf das Bild über dem Eingange, „Gott Vater, welcher das Licht von der Finsterniß scheidet," aufmerksam, welches von den zweiundfunfzig Deckengemälden dieses Flügels das einzige ist, welches Rafael selbst malte, als Vorbild für seine Freunde und Schüler, welche nach seinen Cartons die andern Bilder ausführten. Obwohl diese Bilder, in welchen uns eine Reihe der Hauptbegebenheiten des alten Bundes dargestellt sind, in einem sehr verjüngten Maßstabe gemalt wurden, so erkennt man doch in dem Reichthume der Composition den poetischen Genius Rafaels, der ihm und nur ihm allein von allen Tausenden, welche jemals gemalt haben, zugetheilt wurde. Diese Fülle seines schöpferischen Geistes ist es allein, wodurch er es mit den alten Florentinern aufnehmen kann. Die Grazie und das Helldunkel eines Correggio, das naturwahre, gesättigte Colorit eines Tizian können, sobald wir tiefere Anforderungen an den Inhalt der Kunst machen; neben den Bildern des Campo santo zu Pisa, Maria Novella, St. Croce und del Carmine in Florenz nicht aushalten, Rafael aber kann dies, weil er, nicht nur Meister in Allem, was

zur technischen Ausführung gefordert werden kann, ist, sondern auch in der Erfindung, Auffassung und Composition den Alten so sehr überlegen ist, daß er das, was jene noch in einer naiven Unbeholfenheit mühsam und fleißig zu erreichen streben, wie mit einem Wurfe vollendet hinstellt. Hatten wir uns davon schon vor den berühmten Bildern Rafaels, die wir in Paris, Dresden und Wien kennen lernten, und eben jetzt in den Logen auf's Neue überzeugt, so kann ich es doch als meine vollkommenste Ueberzeugung aussprechen, daß ich erst vor den Wandgemälden in den Stanzen des Vaticans den göttlichen Jüngling von Urbino in der ganzen Fülle seines Genius kennen gelernt habe. Deshalb übte nun auch an dieser Stelle wiederum einmal das Kunstwerk seine unwiderstehlich fesselnde Kraft aus, denn obschon wir heut mit dem Vorsatz kamen, um eben so, wie im alten Rom und auf den Kaiserpalästen, recht im Vollen zu schwelgen, und die Säle von der Constantin-Schlacht bis zum Burgbrande in einem Zuge zu durchwandern, so zog ich es doch vor, die Bilder in der Folge zu sehen, wie sie, der Zeit nach, von Rafael gemalt wurden, weshalb ich mich zuerst zu der berühmten Disputa führen ließ. Papst Julius II. rief den fünfundzwanzigjährigen Rafael, dessen Ruhm bereits Italien erfüllte, von Florenz nach Rom, und gab ihm

den Auftrag, dies Zimmer auszumalen. Als Aufgabe des ersten Bildes erhielt er „die Versammlung der Kirchenväter, welche über die Gegenwart des Heilandes in der Hostie disputiren.“ Rafael löſ'te die schwierige Aufgabe auf eine so alle Erwartung übertreffende Weise, daß der Papſt, sobald er dies Bild gesehen, Befehl gab, die bereits von Pietro Perugino, Luca Signorelli, Pietro de la Francesca, Bramante de Milano und Anderen in diesen Sälen gemalten Bilder herunterzuschlagen, und Rafael den Auftrag gab, andere an deren Stelle zu malen. Nur für seinen Lehrer, Pietro Perugino, gelang es Rafael, Schonung auszuwirken; noch findet man einen Plafond von der Hand dieses Meisters wohl erhalten, die Arbeiten der anderen Meister mußten das Feld räumen.

Die Bilder selbſt sind aus den verschiedenen Kupferwerken bekannt, und zu einer, in das Einzelne gehenden Beschreibung würden diese Octavseiten nicht hinreichen. Wenn aber einige Kunſthistoriker es Rafael zum Vorwurfe machen, daß er in der Composition der Glorie, in welcher Christus, umgeben von den Apoſteln und Heiligen erscheint, eine ähnliche Vorſtellung aus dem jüngſten Gericht Orcagna's (ſtarb 1386) im Campo santo zu Pisa benutzt habe, so war dies für uns gerade der Punkt, wodurch er nach einer neuen

Seite hin sich als den Meister bewährte, in welchem die Kunst ihre Vollendung gewann, indem er in sich das Große und Schöne, was jemals die Kunst erschaffen, aufnahm, und als sein Eigenthum verarbeitete.

Rücksichtlich der Beleuchtung sind diese Zimmer nicht zum Besten bedacht; eine jede der beiden, einander gegenüber stehenden, schmäleren Wände hat ein Fenster, wodurch störende Reflexe entstehen, zumal da die Mauern, in deren Tiefe man die Fenster angebracht hat, ungewöhnlich stark sind.

Der Disputa gegenüber, auf der zweiten großen Wand, befindet sich die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten Philosophen Griechenlands. Aus einer prächtigen Säulenhalle, von welcher breite Stufen herabführen, treten Platon und Aristoteles hervor, der Eine durch das Hinaufdeuten zum Himmel als der Philosoph des Idealen, der Andere durch das zur Erde, als der der Wirklichkeit bezeichnet. Tiefer herab hat der Cyniker Diogenes in nachdenklicher und zugleich bequemer Lage seinen Platz genommen, zu beiden Seiten sind um Sokrates, Epikur, Pythagoras, Archimedes und Zoroaster Gruppen von Schülern versammelt, und zwar hat der Künstler uns hier zugleich eine Reihe von Bildnissen seiner berühmten Freunde, und was

von ganz besonderem Interesse ist, sein eigenes Portrait hinterlassen, indem er sich folgsam zu seinem Meister von Perugia gestellt hat.

Ueber dem Fenster zur Rechten, wenn man hereintritt, befindet sich der Parnaß, dem wir wohl eine besser beleuchtete Stelle gewünscht hätten. Daß Apoll hier als Violinspieler vorgestellt ist, befremdete uns um so weniger, da wir erst kürzlich den berühmten Apollo-Paganini gehört, und seinem Instrumente den Preis vor jeder Lyra zuerkennen mußten. Auch erfuhren wir, daß der Papst Julius II. einem, von ihm sehr geschätzten Violinspieler zu Ehren, den Musengott mit der Geige vorstellen ließ. Zunächst um den Gott sind die Musen versammelt, und zu den beiden Seiten des Fensters sind an den oberen Pfeilern Gruppen der berühmtesten griechischen, römischen und italienischen Dichter gemalt; besonders kenntlich sind Homer, Sappho, Virgil, Horaz, Dante, Tasso, Petrarca, dem seine Laura zur Seite steht, Boccaccio und Sannazar.

Die Pfeiler und der Raum über dem Fenster zur Linken ist der Jurisprudenz angewiesen, welche hier in drei allegorischen Figuren: der Weisheit, Mäßigung und Gewalt vorgestellt ist. Damit das weltliche eben sowohl als das geistliche Recht repräsentirt sei, übergibt auf der rechten Seite der Kaiser Justinian dem Tribonian die

geſammelten römiſchen Geſetze, auf der Linken gibt der Papſt Gregor IX. die päpſtlichen Decretalen an einen Beiſitzer des Conſiſtoriums.

Von der Decke, die ebenfalls von Rafael gemalt iſt, grüßten die wundervollen Geſtalten der Poeſie, Philoſophie, Jurisprudenz und Theologie mit fragendem Blick, und wenn auch Rafael von keiner dieſer vier Facultäten zum Doctor creirt wurde, ſo wollen wir ihm doch zugeſtehen, daß er einen tieferen Blick in ihre Geheimniſſe gethan, als alle Magiſter, die vor und nach ihm Padua und Erfurt ernannt haben. Immer aber bleibt die Theologie diejenige Heilige, welche als die erſte den Preis davon trägt. Niemals wieder iſt wohl einer allegoriſchen Figur ſo ausdrucksvolle Wahrheit verliehen worden, als dieſer Theologie, die hier in ihrer höchſten Bedeutung als „rerum divinarum cognitio“ (Erkenntniß der göttlichen Dinge) aufgefaßt wurde, eine Bezeichnung und ein Bild, worunter wir gegenwärtig mit mehr Recht, als die Theologie, die ſpeculative Philoſophie vorſtellen könnten. Dagegen iſt die Philoſophie dem Geiſte jenes Zeitalters gemäß, nur als Weltweisheit, wozu vornehmlich Aſtronomie, Phyſik und Mathematik gehörte, dargeſtellt worden. — Die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert iſt ebenfalls mehr in der Allgemeinheit gehalten; individualiſirter iſt die Poeſie, als italieniſche Dicht-

kunſt aufgefaßt, Heiterkeit, Luſt und Lebensfreude ſtrahlt aus dieſem Geſicht, das unter dem Schatten des dichten Lorbeerkranzes lächelnd hervorblickt, und obſchon mit den Flügeln eines Engels verſehen, uns dennoch zu ſagen ſcheint, wie gern ſie hier auf Erden verweilt.

Außer dieſen vier allegoriſchen Figuren, deren Beziehung zu den großen Bildern ſich nicht verkennen läßt, ſind an dem Plafond noch vier kleinere Bilder angebracht, welche ebenfalls zu dem Ganzen gehören: Marſyas wird vom Apoll beſiegt; Adam und Eva; das Urtheil Salomons und die Glücksgöttin, welche letztere der Philoſophie zugetheilt iſt, was vorausſetzen läßt, daß Rafael die Philoſophen nicht zum ſchlimmſten bedenken wollte. — Ein ruſſiſcher Maler war eben beſchäftiget, aus der Diſputa Studien zu einer großen Copie in Oel zu machen; wir hatten dadurch den Vortheil, ſeine Malerleiter beſteigen und die höheren Bilder ganz in der Nähe betrachten zu können. Solche glückliche Momente ſind es, welche uns ewig im Gedächtniſſe bleiben, und mögen einſt die nordiſchen Nebel den Himmel noch ſo trüb umhüllen, ich darf dann nur an mein ſtilles Plätzchen unter Taſſo's Eiche, an mein Lager auf den Kaiſerpalläſten, an das Paradies in Maria Novella und die Diſputa im

Vatican denken, und alle bösen Geister ziehen waren.

Hat sich in einem solchen Saale unsere Seele an den höchsten Schöpfungen der Kunst, an dem Geiste Rafaels erbaut und erfreut, so geschieht es wohl, daß, je lebendiger diese Gestalten uns entgegentreten, der Raum zu eng, die Brust beklommen wird; — dann treten wir wieder hinaus in die offenen Arcaden, athmen in vollen Zügen die milde Luft, die vom Gianicolo herüberweht, in durstigen Zügen ein, thun einen Blick über die in ganzer Ausbreitung vor uns liegende Stadt bis zu dem Albaner Gebirg, und sogleich fühlen wir Herz und Auge zu neuer Wanderung durch die Säle gestärkt. Um einen weiteren Gesichtskreis zu gewinnen, waren wir in die Logen des dritten Geschosses gestiegen, wo wir uns, sonderbarer Weise, mit einem Blick mitten in die Sandsteppen der Mark Brandenburg versetzt sahen, denn vor mir lag „Belitz," die erste Station auf der Straße von Potsdam nach Wittenberg. Man könnte leicht geneigt sein, zu glauben, daß ich auf dem Vatican irgend eine Vision gehabt, allein dies Wunder ging ganz natürlich zu. Der Papst muß als Oberhaupt der Christenheit einen Blick in alle Welt thun können; dafür ließ Gregor XIII. bereits durch den gelehrten Dominicaner Bruder Ignaz Danti sorgen, welcher eine große Gallerie

Landkarten hier und in einem anderen Gange des Vaticans al fresco malte; mich aber hatte mein patriotischer Stern unmittelbar vor den Theil der Welt geführet, wo meinen Augen das ziemlich groß geschriebene Velitz nicht entgehen konnte. Der Grund aber, weshalb dieser, in gegenwärtiger Zeit unbedeutende, Ort hier einer so großen Auszeichnung sich erfreut, und sogar mit größeren Buchstaben, als Berlin, bedacht wurde, kann wohl nur der sein, daß Velitz einst ein berühmter Wallfahrtsort war, wohin das wunderthätige Blut einer Hostie viele Gläubige zog.

Da ich mich in Rom befand, ward es mir für diesmal nicht schwer, mich von den schönen Erinnerungen an Velitz loszureißen; wir hatten hier eine Aussicht vor uns, fast eben so schön, als die vom Dache der Peterskirche, und wenn wir in Florenz, Assisi und anderen Orten oft genug den guten Geschmack der Klosterbrüder in Auswahl ihrer Niederlassungen gern anerkannten, so sahen wir nun, wie die allerheiligsten Väter sich ebenfalls mit einer Aussicht bedacht haben, die ihrer Einsicht alle Ehre macht. Welch ein Panorama von Rom! und zwar nicht ein solches, wo man, an ein einziges Glasfenster gefesselt, in die Guckkastenbeleuchtung hineinschaut: es lag die wirkliche Welt uns zu Füßen, wir gingen auf und ab unter den Arcaden, und zwischen jedem Bogen

ſtand ein neues Zauberbild in der ſchönſten Beleuchtung vor uns. — Von den Freunden waren einige im unteren Geſchoß in den Stanzen geblieben, die anderen hatten ſich entfernt, ohne daß ich es gewahr wurde, und ſo befand ich mich zuletzt allein und ohne Wegweiſer in den weitläufigen Gängen. Schon ward mir bange, daß ich mich in den zehntauſend Zimmern des Vaticans verirren könnte, als ein breitſchultriger Thürhüter mit Bandelier und großer Hellebarde mir einen vertraulichen Wink gab, eine Thüre aufſchloß und mich ſchweigſam in ein geräumiges, jedoch nur mäßig erleuchtetes Zimmer hineinſchob, wobei mir auffiel, daß dieſer römiſche Haſtatus in ganz gutem Deutſch mir, eh' er wieder abſchloß, ſchmunzelnd zuflüſterte: „Sie werden ſchon ſeit einer Stunde erwartet.“ Noch ehe ich mich orientirt hatte, rauſchten zwei ſchwarzſtoffene Kleider heran, und ſchon glaubte ich, zu einer geheimen Sitzung der Carbonari oder der Inquiſition in Empfang genommen zu werden, als mich ein engliſcher Gruß und die nachfolgenden Ausrufungen über meine „kindness“ und „goodness“ überzeugten, daß hier eine Verwechſelung Statt finde. Während ich mich höflichſt bemühte, dieſen Irrthum aufzuklären, und mich zu entſchuldigen, nahm mich die ältere Dame im vollſten Enthuſiasmus beim Arme und verſicherte mich, daß ſie nun ſchon ganz ge-

nau Bescheid hier wisse, und mich nun selbst vor das Schönste, was es in Rom gebe, führen könne. In ziemlich raschen Schritten ging es nun durch die einzelnen Zimmer einer Bildergallerie hindurch, und jetzt stand ich vor der Rafaelischen Transfiguration, eine Ueberraschung, über die ich die sonderbare Begegnung, welcher ich diese unerwartete Freude verdankte, ganz vergaß. Zwar hatte ich das Bild 1814 und 1815 in Paris, und neuerdings noch in Berlin die meisterhaft gemalte Copie von Hensel gesehen, allein es erschien mir doch wiederum so neu, daß mir war, als ob ich zum ersten Male davor stände. Mit einer Lebhaftigkeit, wie sie mir bisher noch nie bei einer Engländerin vorgekommen war, sprach die Lady über dies Bild besonders über die Eintheilung desselben in zwei, anscheinend einander fremde Hälften, worüber schon viel geschrieben und gestritten worden ist. Wir waren noch im Gespräch darüber begriffen, als die Saalthür sich wiederum öffnete, und zu meinem Troste mein Freund, der sich in so angelegentlichen Geschäften von mir beurlaubt hatte, auf uns zu gegangen kam. Noch mehr als ich über sein Kommen, war er über meine Gegenwart erstaunt, und nun erst sah die Lady, daß ihre Kunstbegeisterung mehr, als eine nur entfernte Aehnlichkeit, sie veranlaßt hatte, mich mit meinem Freunde zu verwechseln, obwohl er

die Damen ſchon früher begleitet hatte. Die Tochter ſchien dagegen einen ſicherern Blick zu haben, denn ſie verſicherte ganz naiv, daß ſie den Irrthum ſogleich gewahr geworden ſei, jedoch die Mutter nicht in ihrem Geſpräch habe unterbrechen wollen. Dieſe ſo zufällige und vorübergehende Begegnung würde ich gar nicht erwähnen, wenn ich derſelben nicht einen Aufſchluß über dieſe größte aller Compoſitionen Rafaels verdankte, den ich mir bisher umſonſt zu verſchaffen geſucht hatte. Das war mir freilich öfters ſchon begegnet, daß ganz gute Chriſten dies Bild für die Himmelfahrt Chriſti gelten ließen, und die untere Hälfte ſo erklärten, daß dem beſeſſenen Knaben nun nicht mehr geholfen werden könne, da der Meiſter und Heiland nicht mehr auf Erden ſei. Unſere Engländerinnen wußten beſſer in der Bibel Beſcheid, wo erzählt wird, daß während der Verklärung oder Verzückung Chriſti, in welcher ihm, als er mit Petrus, Jacobus und Johannes einen hohen Berg erſtiegen, Elias und Moſes erſchienen, ein Vater ſeinen von dem böſen Geiſt beſeſſenen Sohn zu den am Fuße des Berges zurückgebliebenen Jüngern brachte, die ihn jedoch nicht heilen konnten. —

Unſer ſpäter hinzugetretener Freund bemerkte, daß er als Maler ſich durchaus nicht mit dieſer Compoſition einverſtanden erklären könne, indem

das Bild in zwei ſo beſtimmte und geſchiedene Hälften zerfalle, daß Rafael beſſer gethan haben würde, zwei Bilder für zwei verſchiedene Rahmen zu malen, wozu er noch das ſchon oft von dieſem Bilde gehörte Schlagwort: „es fehlt ihm die Einheit," hinzu fügte, da beide Handlungen in keiner Beziehung zu einander ſtänden, weder in einer äußerlichen, noch in einer innerlichen. „Die äußerliche Beziehung," erlaubte ich mir einzuwenden, „liegt wohl ziemlich nah; Rafael hat ſich an die Erzählung des Evangeliſten gehalten und hat, wie wir dies in vielen hiſtoriſchen Bildern finden, die Scenen neben einander geſtellt, die ſich nach einander begaben." — „Ich weiß nicht," fügte die jüngere Dame hinzu, „was die Herren unter dem äußeren und dem inneren Zuſammenhange verſtehen, aber mir ſcheint die Einheit des Bildes gerade in dieſem Gegenſatze zu liegen, indem einmal der gute Geiſt in ſeiner Verzückung zu Gott, und der böſe Geiſt in ſeiner Entfremdung von Gott vorgeſtellt wird." — Sie bezeichnete nun den Heiland als „ravished in spirit," und den Beſeſſenen als „being out of one's wits," und ich für meinen Theil mußte geſtehen, daß ich noch nichts gehört hatte, was die weſentliche Bedeutung dieſes Bildes treffender bezeichnen könnte.

Da mein Freund ſah, daß der Zufall mich

mehr begünstigt hatte, als ihn die Absicht, so gab er nicht zu, daß ich mich wieder von der Gesellschaft trennte, und ich war gern bereit, dieser Einladung zu folgen.

Die Bildergallerie des Vaticans ist in sechs, im Verhältniß zu den Bildern, kleinen und niedrigen Zimmern aufgestellt und zählt nicht über hundert Nummern; allein es sind fast nur berühmte Meisterwerke, welche in jeder Gallerie als Sterne erster Größe glänzen würden, ein Dienst, den sie dem Musée Napoleon in Paris erwiesen haben, von wannen sie mit anderen Kunstwerken dem Papst Pius VII., zurückgegeben wurden. So sehr nun die Kunstfreunde damit einverstanden sein dürften, daß diese Bilder nicht wieder in die Dunkelheit ihrer Kirchen und Capellen zurückgekehrt sind, so kann man doch, wenn man sie in den glänzenden Hallen des Louvre sah, nicht sagen, daß sie gegenwärtig mit gleicher Rücksicht und Auszeichnung behandelt worden wären. Indessen, sie sind in Rom, und da uns hier eine beschränkte Wohnung genügt, um das Gefühl zu haben, daß wir uns nirgend in der Welt besser befinden könnten, so tragen wir dies Gefühl mit noch bei weitem größern Recht auf diese Kunstwerke über, die ihre vollste Bedeutung dadurch erhalten, daß sie in Rom gesehen werden; — ja, unsere Lady, welche schon früher hier war, in jener Zeit, als die Kunst-

werke ſich noch in Paris befanden, machte die, wie mir es ſchien, treffende Bemerkung, daß Rom damals weit weniger ſeine Bilder und Statuen, als dieſe Rom vermißt hätten. Und ſo war es auch; wie viele Schiffe der Conſul auch mit den geraubten Heiligthümern befrachtete, das Capitol und das Coloſſeum, St. Peter und die ſieben Hügel, den heitern Himmel und die Campagna mußte er mit ſammt den ſchönen Albaneſerinnen und ihren Tänzen und Feſten hier laſſen, und an Bildern und Bildwerken blieb noch genug über und in der Erde zurück, um den Verluſt vergeſſen zu machen.

Beinahe aber ſchien es doch, als habe dieſe Anſicht von Seiten des Papſtes, zum wenigſten, was dieſe Bilder betrifft, vorgewaltet, indem man weder für angemeſſenere Räume, die ſich doch in den zehntauſend Zimmern und Sälen des Vaticans gefunden haben würden, noch für einigermaßen hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich geordnete Aufſtellung geſorgt hat. So findet man in dem erſten Zimmer Fieſole und Garofalo, in dem folgenden neben der Transfiguration eine Madonna von Tizian und die Communion des H. Hieronymus von Dominichino, im dritten Zimmer Bilder von Perugin, Caravaggio und Paul Veroneſe beiſammen, was hier um ſo ſtörender wirkt, da die Zimmer ſo eng ſind, daß man dem nicht entgehen kann,

das Ungleichartigſte faſt zugleich vor den Augen zu haben.

Vor der Madonna von Foligno hatten wir in dem letzten Zimmer noch am längſten verweilt, da hier ein Vergleich mit der Sixtinſchen Madonna in Dresden zur Sprache kam, welcher, obwohl ſie nicht mit der Kraft des Pinſels und dieſer Farbenpracht gemalt iſt, dennoch der Vorzug, die einzige und wahrhafte Himmelskönigin zu ſein, zugeſtanden wurde.

Wir ſtiegen wieder zu dem zweiten Stock hinab, man wollte aus den Logen Rafaels nur einen Blick über Rom thun und dann zu dem Wagen gehen, allein die Thüren zu den Stanzen waren noch offen, und ſo hatte ich die erwünſchteſte Veranlaſſung, mich von der neuen Bekanntſchaft zu beurlauben, um die andern Freunde wieder aufzuſuchen, die es mir übrigens durchaus nicht als ein Verdienſt anrechneten, daß ich die Geſellſchaft artiger Damen aufgegeben, um, meinem Verſprechen getreu, mit ihnen den Tag zuzubringen. Und hier muß ich nun gleich eine üble Gewohnheit erwähnen, welche unſere guten Landsleute, wie es ſcheint, von den Römern, oder doch, von den römiſchen Verhältniſſen verleitet, angenommen haben. Es achtet ſich nämlich ein Jeder nur dann verbunden, dem Andern Wort zu hal-

ten, wenn ihm nicht irgend eine Abhaltung, sei sie auch noch so unbedeutend, in den Weg tritt. Es ist deshalb auf eine Verabredung zu irgend einem Unternehmen selten zu rechnen; nur dasjenige, was auf der Stelle ausgeführt wird, hat man sicher.

Da ich nicht in der Absicht kam, noch mehr zu sehen, wurde die übrige Zeit benutzt, um in den Zimmern auf- und abzugehen und einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen, und nur von diesem will ich hier noch einen kurzen Bericht erstatten, damit der entfernte Leser, der diese Säle noch nicht sah, wenigstens äußerlich erfährt, welch ein Reichthum hier beisammen ist.

Der erste Saal, in welchen wir eintraten, war der Saal Constantins, so genannt nach der Constantinschlacht, welche hier Giulio Romano nach einem Carton Rafaels ausführte, denn leider überraschte den jugendlichen Meister der Tod während dieser Arbeit, davon er nur zwei allegorische Figuren, die Gerechtigkeit und die Wohlthätigkeit, zu beiden Seiten des großen Bildes auf die Wand in Oel malte. Daß er die Kalkmalerei a fresco hier nicht anwendete, läßt uns vermuthen, daß er schon damals besorgte, daß die Mauern des Vaticans nicht trocken und dauernd genug für die Kalkbilder sein würden. Das Bild selbst stellt

den Sieg vor, den Conſtantin bei der, nur eine Stunde von Rom entlegenen Tiberbrücke (ponte molle) über Maxentius erfocht. Für die Schlachtenmaler aller Zeiten iſt dieſe Schlacht das Vorbild geblieben, und der Kaiſer auf dem bäumenden weißen Roß, wie er den Speer gleich einem Blitz ſchwingt, begegnet uns in manchem Salvator Roſa, Augendas, Rubens und Wouwermann in verjüngtem Maßſtabe wieder.

In dieſem Saale befinden ſich noch drei Vorſtellungen aus dem Leben dieſes Kaiſers. Der Papſt Silveſter tauft Conſtantin den Großen, an welchem das Kreuz hinführo einen treuen Schutzherrn und tapferen Streiter gewinnt. Dies Bild, von Francesco Penni, il Fattore genannt, gemalt, befindet ſich auf der ſchmäleren Wand rechts von der Schlacht. Auf der zweiten ſchmalen Wand ſieht man die Erſcheinung des Kreuzes am Himmel, während Conſtantin ſeine Soldaten anredet, die er zur Schlacht gegen den Marentius führt, gemalt von Giulio Romano. Dem großen Schlachtbilde gegenüber iſt die Schenkung Roms, welche angeblich Conſtantin dem Papſt Silveſter gemacht haben ſoll, von Raſael del Colle gemalt, jedoch eben ſo, wie die Geſchichte davon, ſo ſehr nachgedunkelt, daß man den urſprünglichen Grund des Bildes in Zweifel ziehen kann. Die Cartons

zu dieſen großen Compoſitionen ſind ſämmtlich von Rafaels Hand.

Das folgende Zimmer wird das „des Heliodors" genannt, nach einem Bilde, auf welchem die Vertreibung Heliodors, eines Präfecten des Königs von Syrien, aus dem Tempel zu Jeruſalem vorgeſtellt iſt. Auf das Gebet des Oberprieſters Onias ſendet Jehova Engel mit Geißeln, welche den Kirchenräuber verjagen. Nach dem, bereits bei der Schule von Athen bemerkten, Gebrauche hat Rafael auch hier wiederum mehrere Portraits ſeiner Gönner und Freunde angebracht; ſo lange dieſe Freunde ſich mit der untergeordneten Rolle von Zuſchauern begnügen, läßt ſich nichts dagegen einwenden, wenn aber, wie hier, Papſt Julius II. ſich in pontificalibus in dieſen Tempel tragen läßt und unſere Aufmerkſamkeit mehr in Anſpruch nimmt, als Heliodor, ſo ſcheint der Maler ſeine hiſtoriſchen und künſtleriſchen Grenzen überſchritten zu haben. Außer Rafael, der den Carton zeichnete und eine Gruppe malte, arbeiteten unter ſeiner Leitung Peter von Cremona, ein Schüler Correggio's, und Giulio Romano an dieſem Bilde.

An der Wand gegenüber iſt Papſt Leo I. vorgeſtellt, welcher dem Hunnenkönige Attila entgegen geht und ihn von dem Einzuge nach Rom ab-

mahnt. Mehr als die Ueberredung des heiligen Vaters wirkt auf den Barbaren die Erscheinung der beiden Apostel St. Petrus und St. Paulus am Himmel, vor deren Anblick er scheu zurückweicht und flieht.

Das berühmteste Bild rücksichtlich der Ausführung in Fresco ist die Messe von Bolsena, welche den Raum über dem Fenster linker Hand einnimmt. Die Vorstellung beziehe sich darauf, daß ein Priester, welcher nicht an die leibliche Gegenwart Christi in der Hostie glaubte, beim Consecriren das darauf befindliche Bild des Heilandes bluten sah. Damit es an einem glaubhaften Zeugen bei diesem Wunder nicht fehle, hat der Künstler wiederum den Papst Julius II. hinzugefügt.

Diesem Bilde gegenüber befindet sich auf eben so beschränktem Raume über einem zweiten Fenster die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse. Rafael hat hier mit der gewagtesten Berechnung des Effectes vier verschiedene Beleuchtungen angebracht, da von dem Engel ein Doppelschein ausgeht, der von dem des Mondes und dem einer Fackel, welche ein Kriegsknecht hält, sich unterscheiden soll. Fast möchte man glauben, daß Rafael, den für dieses, an einer sehr dunklen Stelle befindliche, Bild die wirksamste und natür-

lichste Beleuchtung, die des Tageslichtes, fehlte, sich mehr in Scherz darauf einließ, ein solches Effectstück zu malen, um zu zeigen, daß er sich selbst ein Licht anzuzünden wisse, wenn der Himmel neidisch auf seinen Farbenglanz würde. Für den unermüdlichen Fleiß Rafaels und für seine Liebe zur Kunst, für seine Gutmüthigkeit und Anspruchlosigkeit spricht wohl nichts mehr, als daß er selbst die Deckenverzierungen in diesem Zimmer und zwar grau in grau malte, während er oft seinen Schülern die Freude gönnte, an den Hauptbildern zu arbeiten.

Auf dieses Zimmer folgt das bereits ausführlicher beschriebene mit der Schule von Athen und der Disputa, aus welcher wir in das Zimmer des Schloßbrandes treten. Papst Leo IV. beschwört den Brand, welcher im Jahre 847 das heil. Geist-Schloß zu Rom ergriffen hatte. — Rafael gehört in dieser Periode seines Lebens bereits der Aufklärung der römischen, vornehmen Geistlichkeit, mit welcher er lebte, an, und so dürfen wir uns bei Vorstellungen dieser Art nicht wundern, wenn er die Hauptaufgabe des Bildes, das von dem Papst verübte Wunder, mehr als Nebensache behandelt und uns die ganze Begebenheit so aus der Zeit und von dem Boden, wo sie geschah, verrückt, daß wir uns nicht in Rom, sondern in Troja zu befinden glauben, wo der

fromme Aeneas seinen Vater Anchises aus den Flammen trägt, wobei Askanius und Creusa nicht vergessen sind, eine Gruppe, die vor allen Anderen unsere Aufmerksamkeit festhält. In diesem Zimmer befinden sich noch: die Rechtfertigung Leo's III. vor Carl dem Großen; die Krönung dieses Kaisers in der Peterskirche zu Rom und die Schlacht bei Ostia, in welcher Leo IV. die Sarazenen schlug. Die Deckengemälde sind von Peter von Perugia, dieselben, welche Rafael aus Pietät gegen seinen Lehrer nicht herunterschlagen ließ, obwohl der Papst Julius II. es ausdrücklich verlangt hatte.

Wenn auch wir, die wir heute zum ersten Male vor diesen Herrlichkeiten standen, gern noch länger verweilt hätten, so erinnerten doch die einheimischen Freunde daran, daß Mittag schon längst vorüber sei, und nahmen den Ausruf eines unserer Enthusiasten: daß man sich hier gar nicht satt sehen könne, in dem wörtlichsten Sinne. Wir verließen den Vatican und suchten eine wohlgelegene Trattoria auf. Es war nicht eine von denen, wo der gedruckte Küchenzettel so groß wie die englische Zeitung in sechs Columnen erscheint, auch Handschriftliches war nichts weiter vorhanden, als die fünf Finger an der Hand des Kochs, an welcher derselbe uns mit vornehmer Gelassenheit eine große Menge der ausgewähltesten Gerichte vorerzählte. Wollte man ihn aber bei einem dieser Puderkeulen

oder Krebsnasen festhalten, so hielt er zwar diesem Gerichte eine unendliche Lobrede, rühmte auch den feinen Geschmack, mit welchem wir gerade diese Schüssel ausgewählt, bedauerte aber, daß gerade dieses Gericht in diesem Moment vergriffen sei. Wir freuten uns, diesen Redner, dessen Küchenlatein uns ganz wohllautend däuchte, noch eine Zeit lang in Athem zu erhalten, sahen uns jedoch zuletzt genöthigt, uns ihm auf Discretion zu ergeben.

Wir haben bereits die heiße Jahreszeit hinter uns, in welcher man nach Tisch ein Stündchen zur Siesta verwenden muß, weshalb wir nach aufgehobener Tafel uns sogleich in das Freie begaben. Ein nahgelegener Hügel mit hochragenden Cypressen und einer Villa, deren weiße Mauern weit in die Ferne leuchten, hatte schon, als wir auf St. Peter waren, das Verlangen angeregt, ihn zu ersteigen, da er in der nächsten Umgebung Roms der höchste Punkt zu sein schien und uns eine weite Uebersicht der Stadt und der Gegend zu gewähren versprach. Wir waren daher sehr erfreut, von unsern Freunden zu hören, daß wir eben auf dem Wege nach jenem Hügel, Monte Mario genannt, begriffen wären. Gleich hinter St. Peter fängt der Hügel an, sich zu erheben, an einigen Stellen kommt noch das Pflaster einer alten Straße (clivus Cinnae) zum Vorschein, und

so steigt man ziemlich gemach den steinigten, an der Südwestseite nur wenig bebauten, Hügel hinauf. Die Villa Millini, welche den Hügel beherrscht, erscheint in der Nähe nicht so glänzend, als in der Ferne; die Familie Falconieri, welcher sie gehört, scheint keine besondere Sorgfalt darauf zu verwenden. Der Garten ist in dem großartigen Styl eines Parks angelegt, allein man hat ihn in den Naturzustand zurücksinken lassen, ohne daß er dadurch gewonnen hat. Die Freunde zeigten mit Bedauern uns die leeren Stellen, wo noch vor einigen Jahren die berühmtesten Pinien- und Cypressengruppen gestanden. Ein dichter Laubgang von immergrünen Eichen führte nach einem freien Plätzchen, von wo wir eine jener Aussichten genossen, die wir gern mit den Krystall-Linsen unserer Augen aus diesem Rahmen herausgeschnitten hätten, um sie als Andenken mit nach Haus zu nehmen. Der St. Peter, der bisher uns immer im Hintergrunde erschienen war, nahm diesmal den Vorgrund der Landschaft ein und war dem riesenhaften Polyphem zu vergleichen, der die 200 Kuppeln der Stadt wie seine Heerde vor sich herziehen läßt, und die Campagna breitet sich weit genug aus, um für die Weide angesehen werden zu können. Das ist eben das Eigenthümliche der römischen Gegend, daß, gleichviel, ob man auf die kolossalen Trümmer des alten Roms,

oder auf die Prachtgebäude und Villen der neuen Stadt, auf die in unübersehbarer Ebene sich ausbreitende Campagna, auf die in schönen Linien sich mit dem Horizont verbindenden Gebirge schaut, man überall in eine reicherfüllte Unendlichkeit zu blicken glaubt, die uns um so mehr erhebt, als wir uns dabei bewußt werden, welchen Reichthum ein menschliches Auge fassen kann. Eine neue Ueberraschung war es uns, daß wir, gegen Osten gewendet, den zitternden Silberstreifen des Meeres sahen, wodurch die Aussicht nach jener Seite hin einen nicht minder großartigen Charakter, als nach der Stadt zu, erhält. Wir lagerten auf dem grünen Hügel unter den hohen Cypressen, die nach mehreren Seiten hin uns die herrlichen Aussichten einrahmten, weshalb auch die Maler gern in solche Landschaften zu beiden Seiten des Vordergrundes Gruppen von diesen Bäumen stellen, weil dadurch das Auge noch bestimmter auf den von dem Landschafter aufgefaßten Blick hingewiesen wird. — An dieser Stelle überzeugten wir uns wiederum, wie sehr doch die Aussicht von einem Hügel der von einem Thurme herab vorzuziehen ist. Nicht nur für den Maler ist es günstiger, sich in unmittelbarer Verbindung mit der Gegend, die er malen will, zu befinden, auch für uns Dilettanti ist es behaglicher, unter dem schattigen Baume zu lagern und das Auge Schritt für Schritt über die Rebenge-

lände, Gärten und bebauten Gehänge und Gehege hinab zu dem Fluß ſteigen und dann über die Stadt und die Villen zu den fernen Hügeln und Gebirgen wandern zu laſſen; hier haben wir das Gefühl, uns mitten in dieſer ſchönen Natur zu befinden, einen Theil davon ſelbſt in Beſitz genommen zu haben und mit aller Freiheit nach allen Seiten hin uns darin ergehen zu können, während wir auf dem Thurme beſtändig an die Kluft erinnert werden, die uns wie Gefangene von der grünen, bewohnten Welt abſcheidet, zu der wir nicht ohne Schwindel hinabblicken.

So ſchön aber auch das Plätzchen war, ſo mußten wir dennoch bald wieder aufbrechen, um noch bei gutem Tageslichte in der Villa Madonna einzuſprechen, wo wir Fresken von Giulio Romano ſehen ſollten. Durch niederes Laubholz und Gebüſch führte der Weg auf der entgegengeſetzten Seite hinab nach der ſchöngelegenen Villa, welche einſt der reichen Erbin Carls V., Margaretha von Oeſtreich, gehörte und bis jetzt Eigenthum des Hofes von Neapel iſt, der dies prächtig angelegte, jedoch niemals ausgebaute Landhaus zur völligen Ruine werden läßt. Wir mußten lange klopfen, ehe man geneigt war, uns aufzumachen. Zuerſt kam ein ſiebenjähriger Knabe, der uns durch die verſchloſſene Thüre genau examinirte, ob wir auch wirklich Engländer und keine Landsleute wären, er

holte für ſich und den großen Hofhund im Innern des Hauſes nähere Verhaltungsbefehle, welche, wie wir durch das Zurückſchieben des großen hölzernen Riegels und das Beſchwichtigen des Bullenbeißers merkten, für uns günſtig gelautet hatten. Durch eine Vorhalle, im Geſchmack der Raffaeliſchen Logen verziert, traten wir in einen prächtigen Saal, in welchem wir ſowohl in dem Deckengemälde, als beſonders in dem auf reichen Blumengewinden ſich ſchaukelnden, ſpielenden und ringenden Amoretten Giulio's und ſeines Gehülfen Giovanni's da Udine Geiſt und Hand erkannten. Mehr aber als alle Pracht und Herrlichkeit des verfallenen fürſtlichen Glanzes dieſer Hallen, zog eine der Gegenwart angehörende Gruppe unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Eine junge Frau, von der edelſten römiſchen Bildung, ſchaukelte auf ihren Knieen einen faſt ganz unbekleideten wilden Knaben von drei bis vier Jahren, den ſie, wie wir beim Eintreten geſehen hatten, eben von der Bruſt nahm; hinter der Mutter ſchaute durch die Fenſterthür des Nebenſaals, der in einen Stall verwandelt worden ſein mochte, ein neugieriger Eſel herein, und ſchon ſah einer der Frommen aus der Geſellſchaft ſich nach dem Ochslein und St. Joſeph um, allein eine lebhaft meckernde Ziege, die an den Knaben, der mit luſtigem Uebermuthe eine Traube in ſeiner Hand zerdrückte, her-

anhüpfte, ließ die Romantiker, die es auf eine Madonna abgesehen hatten, diesmal nicht zu Worte kommen, da die Ziege sich lebhaft für die Classiker erklärte; wir begrüßten sie mit gebührender Achtung als die heidnische Amalthea, und die anderen Freunde stimmten uns gern bei, daß wir hier eine Adrastäa mit dem Knaben Jupiter auf dem Schooße, aber keine Maria zu Bethlehem gefunden hätten. Ein Lärm in dem Garten zog unsere Aufmerksamkeit auf sich; „es werden," rief einer der Romantiker, „die heiligen drei Könige sein, um zuletzt den Sieg dennoch für uns zu entscheiden!" allein die wilde Gesellschaft von Mädchen und Knaben mit Tambourins und Stäben, mit Weinlaub umwickelt, wurde sogleich von den Classikern in Anspruch genommen, und wenn wir auch keine Cureten in ihnen erkannten, so war doch der Lärm, den sie machten, laut genug, um dem entfernten Kronos das Geschrei des Knaben zu verbergen. — Solche Scenen nun sind es, welche dem Genre-Maler in Italien ein so reiches Feld eröffnen, daß er keinen Tag ausgeht, ohne auf irgend eine interessante Scene dieser Art zu stoßen. Die Poesie dieser Bilder scheint mir aber vornehmlich darin zu liegen, daß wir hier überall ein genußreiches, heiteres Dasein vor uns sehen, ohne an die Bedürfnisse und den Nothstand des Lebens, wie es bei uns im Norden der Fall ist,

erinnert zu werden. Weder deutet die Kleidung auf ängstliche Vorsorge gegen die Witterung hin, noch stehen Kaffee- und Suppentöpfe, wie bei unseren Landleuten, unaufhörlich am Feuer, um, was an äußerer Wärme abgeht, durch innere zu ersetzen; hier erscheint das Essen gar nicht als Bedürfniß, sondern als Genuß, und ohne Anstrengung wird den frohen, genügsamen Menschen gewährt, was ihre Gewohnheit verlangt; Trauben, Feigen, Melonen und Orangen hängen in reicher Fülle von den Bäumen herab, der Mais wird auf der Handmühle zu Pollenta oder Brod gemalen, der Wein selbst gekeltert, und für die Festtage findet sich ein Capretto, Majale, Montone oder dergleichen. Die Jagd ist kein Regale oder Pontificale, und da ein jeder Bauer und Gärtner sein Schießgewehr führen darf, so bringt er auch für die Küche zuweilen etwas mit nach Haus. Besonders reich ist in dieser Jahreszeit die Gegend an Zugvögeln. Beim Nachhausegehen flogen Staare, Amseln, Drosseln in großen Schaaren aus den Gebüschen, durch die wir gingen, auf, und wir hörten rings umher viele Schüsse fallen. Wir waren jetzt herab in die Ebene des Tibers gestiegen, dessen Ufer hier ganz flach sind und durch Ueberschwemmungen oft verändert wurden. Dennoch sah es in der Nähe des Stroms nicht so wild und wüst, als an den Ufern des Po, aus;

wir fanden ſette Triften, Felder mit Wein und Mais, daneben aber auch Stellen, auf welchen die Rohrfelder die von dem Fluß überſchrittenen Grenzen bezeichneten, obwöhl hier das Rohr nicht, wie bei uns, ein Sumpfgewächs iſt, ſondern auf ziemlich bedeutenden Anhöhen vorkommt.

Es dämmerte ſchon, als wir bei Ponte Molle ankamen, und von der weiten Wanderung ermüdet, verlangte uns nach einem Hafen. „Wir ſteuern ſchon," ſagte einer der Freunde, „mit vollen Segeln darauf los, und ich hoffe, wir finden gute Geſellſchaft, die uns erwartet, und in der **Osteria del ponte molle, vulgo**: die Ponte-Molle-Kneipe genannt, den ſchönſten Orvieto!" Zur Verkürzung des Weges wurde ein Lied angeſtimmt, welches bald, wie auf ein verabredetes Signal, von fern geantwortet wurde. Die flackernde Flamme in der Küche der Oſteria ließ uns vermuthen, daß wir den Wirth nicht unvorbereitet finden würden. Uns aber war noch eine beſondere Ueberraſchung zugedacht. Da ſich einige neuangekommene junge Maler bei uns befanden, ſo war dieſen heute der feierliche Empfang bei Ponte Molle zugedacht. Wer auf deutſchen Univerſitäten als ſogenannter Fuchs mit einem „Was bringt der Poſtillion?" empfangen wurde und die nachfolgenden Generationen mit dieſem Geſang oft genug empfing, dem war die Melodie nicht fremd und der Brauch nicht

neu. Ein älterer Maler, ein würdiges „bemoostes" Haupt, kam uns entgegen und ſetzte ſich an die Spitze des Zuges, und die erwartenden Freunde empfingen uns mit einem, jenem Studentenliede nachgebildeten Liede: „Was bringt der Vetturin?" worauf dieſer die jungen Landsleute anmeldete, die denn ihrerſeits ſolche Ehre hoch aufnahmen und zuletzt die Zeche bezahlen mußten. Es wurde bis ſpät in die Nacht bei der ſchönen Foglietta geſeſſen, und bei deutſchen Liedern und einem fürchterlichen Tabaksqualm auf einige Stunden das Land, wo die Citronen blühen, vergeſſen. — Ein ſolcher Abend konnte uns hinlänglich über die in der Heimath oft gehörte Beſorgniß beruhigen, daß unſere jungen Landsleute in Rom ihr Vaterland verleugnen lernten und der römiſchen Urbanität die deutſche Derbheit weichen müßte. Wir glaubten uns heute eher unter die Geſellſchaft verſetzt, welche Doctor Fauſt weiland in Auerbachs Keller antraf, als unter die Muſen und Grazien der Sieben-Hügel-Stadt. Nach vollendetem Ritus zog die muntere Schaar durch die Porta del Popolo in geſchloſſenen Reihen zur Stadt herein, und die Kriegslieder der preußiſchen Freiwilligen tönten dem Corſo entlang, als ob wir hier als Sieger einzögen. Und in der That, wenn das erſte Recht, welches der Sieger in Anſpruch nimmt, freies Schalten und Walten iſt, und fro-

des Bewußtwerden des neuen Besitzthums im Genuß des Edelsten und Schönsten, was das Land bietet, so hatte kein Kaiser und kein König auf glücklichem Römerzuge sich stolzer und froher gefühlt, als wir es heute thaten.

Vierundzwanzigster Brief.

Rom, im October.

Je mehr wir uns aber hier dem frohen Gefühle überlassen, Rom und seine Herrlichkeiten unser zu nennen, desto enger ziehen sich auch die Zauberkreise des römischen Lebens um uns zusammen, und um nicht ganz darin festgehalten zu werden, mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Nach unserem Reiseplane sollte bei dem ersten Besuche in Rom nur ein kurzer Rasttag gehalten und sogleich nach Neapel weiter gereis't werden, um dort die schönen Octobertage zuzubringen; für den längeren Aufenthalt in Rom war November und December bestimmt. Schon hatten wir aber in Rom mehr als einen Rasttag gemacht, und ein Tag reiht sich dem anderen in so innigem Zusammenhange an, daß daraus unvermerkt eine feste Kette wird.

Als ich heute auf der Dogana meinen Horaz und Properz aus ihrer Haft erlöſ'te, zeigte mein Führer mir die Schnellpoſt-Anſtalt Angriſani's, der, da ſich weder die päpſtliche, noch die neapolitaniſche Regierung dazu entſchlieſſen wollten, Eilwagen zwiſchen Rom und Neapel unterhält. Noch zwei Plätze in dem Cabriolett waren für den folgenden Tag zu haben, und wir entſchloſſen uns kurz und gut, ſie zu nehmen. Für heute aber ſtand uns noch ein ſchöner Abſchiedſchmaus bevor: die Antikenſäle im Vatican. — Nachdem wir den Vormittag mit Briefſchreiben, Beſuchen und häuslichen Angelegenheiten zugebracht, fuhren wir gleich nach Tiſch nach dem Vatican. Diesmal entgingen wir der Verlockung St. Peters und wanderten ſogleich den alten Göttern zu.

Will man das alte Rom in ſeinem höchſten Glanze kennen lernen, wie es ſich mit der aus Griechenland heimgetragenen Beute ſo reich geſchmückt hat, daß man nicht in Rom, ſondern in Athen oder Korinth zu verweilen glaubt, ſo muß man dieſe mit Tauſenden von Bildwerken angefüllten Gallerien, Corridore, Säle, Rotonden, Treppen und Niſchen geſehen haben. Nun iſt mir freilich begreiflich geworden, weshalb die päpſtlichen Abgeordneten im Jahre 1815 ſich in Paris ſo läßlich in der Zurückforderung ihres Eigenthums aus dem Muſée Napoleon benahmen, ſo daß ſie

ihre Antiken nur unter der Bedingung zurück zu nehmen erklärten, daß die Verbündeten für einen freien Transport nach Rom Sorge trügen. Selbst Canova, den ich damals öfter in diesen Angelegenheiten sprechen hörte, äußerte sich gleichgültig über den Wiedergewinn dieser herrlichen Kunstschätze und sagte: „Der Vatican und die Marmorbrüche von Carrara sind unerschöpflich.“ Bekanntlich blieben auch damals eine große Anzahl vortrefflicher Statuen, welche nach Rom zu Hause gehörten, in dem Pariser Museum zurück, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil Canova sich nicht die Mühe geben wollte, sie einpacken zu lassen. Zu andern Antiken-Gallerien, die ich bisher sah, verhält sich die des Vaticans wie ein brasilianischer Urwald zu einem Treibhäuschen eines Gartenfreundes, der die Farrenkräuter, die dort baumhoch in die Höhe wachsen, als zartes Pflänzchen unter der Glasglocke zieht. Aber kein Reisender mag sich auch in jenen Urwäldern so müde gelaufen haben, als wir in diesem Urmuseum, in welchem wir heute vier Stunden verweilten und dennoch weiter nichts gethan hatten, als, ohne sonderliches Verweilen, durch die verschiedenen Säle einmal hin und wieder zurück zu gehen.

Wir traten zuerst in den Corridor der Inschriften. Die Wände dieses unabsehbaren

Ganges ſind von unten bis oben mit eingemauerten Inſchriften, wie ſie auf und unter der Erde gefunden worden ſind, bedeckt. Die Haupt-Claſſification, die man ſogleich entdeckt, iſt, daß zur Rechten die heidniſchen, zur Linken die chriſtlichen Inſchriften ſich befinden. Sonſt ſind ſie weder chronologiſch, noch ſyſtematiſch geordnet, ſondern wie es der Zufall und die Maurergeſellen für gut fanden, wie ein Moſaik an einander gefügt. Wie mich in öffentlichen Bibliotheken jedesmal der Gedanke mit Schauer erfüllt, verurtheilt zu werden, alle dieſe Bücher durchleſen zu müſſen, ſo konnte ich mich hier ebenfalls der Furcht vor einer ähnlichen Verurtheilung nicht erwehren und beflügelte unwillkürlich meine Schritte, denn die Strafe des Syſiphus ſchien mir gering gegen ſolche Arbeit, bei der man die Laſt des Steines, auch wenn es die Stufen bergab geht, nicht los wird. Auf dem Wege zu dem Apoll des Belvedere, dem Laokoon, dem Torſo des Herkules war es nicht an der Zeit, uns um die Schriftzüge an dem Grabſteine irgend eines unbekannten Quäſtors oder Prätors zu bekümmern. Aber ſo verſchieden ſind die Wünſche der Menſchen vertheilt. Wir fanden hier einen unſerer grundgelehrten Landsleute, der ſich nicht von dieſen verwitterten Buchſtaben losreißen konnte; vergebens bemühten wir uns, ihn mit uns in den Olymp der verſammelten Götter zu nehmen, er

behauptete, hier einem Casus auf die Spur zu kommen, welcher selbst Hermann und Böckh entgangen sei, und dieser Fund gelte ihm mehr, als ein ganzer Olymp. — Ich konnte nicht unterlassen, dem eifrigen Philologen zuzurufen:

Wie nur dem Geist nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort am schaalen Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt —
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Unseren gelehrten Landsmann überbot jedoch an gewissenhaftem Eifer ein Engländer, den wir weiter hinab beschäftiget fanden, durch eine Camera Lucida die alten Inschriften mit allen Lücken und Rissen der Steine in treuen Schattenrissen abzustorchschnabeln. So eifrig der Britte zeichnete, so war er doch so gefällig, mir zu erlauben, mich mit dem Mechanismus seines Instruments näher bekannt zu machen. Da ich nun bei der ersten Frage, die ich über eine griechische Inschrift an ihn richtete, zu nicht geringem Erstaunen hörte, daß er sich aus gutem Grunde nicht um die Bedeutung der Inschriften kümmere, sondern sich nur aus Liebe zur Kunst mit dem Portraitiren derselben beschäftige, erlaubte ich mir, ihm zu bemerken, daß mir die Arbeit „most tedious“ (sehr langweilig) zu sein schiene. Mit aller Seelenruhe erwiederte mir der gelehrte und ehrenwerthe

Freund: „this tediousness is very amusing *).“

Außer den Inſchriften befinden ſich in dieſem Corridor noch eine große Anzahl alter Denkmäler, mehrentheils Grabſteine, Sarkophage, Cippen, Urnen, Altäre u. ſ. w. In der Aufſtellung hat es der gelehrte Cajetan Marini, welcher unter Pius VII. die Anordnung zu beſorgen hatte, nicht allzu genau genommen, indem zuweilen Stücke ganz verſchiedener Monumente zuſammen gebracht worden ſind, wie wir dies bei einer, dem Neptun gewidmeten Niſche bemerkten, über welche das Fronton von einem, dem Genius einer Prätorianer-Cohorte gewidmeten, Monumente gelegt worden iſt.

Ein gefälliger Schweizer (denn dieſen braven Landsleuten, die ich keineswegs ſo barſch gefunden habe, als man gewöhnlich erzählt, ſcheint der Vatican inſonderheit zur Bewachung anvertraut zu ſein) erbot ſich, uns die zur Bibliotheca Vaticana führende Seitenthüre zu öffnen, wofür wir jedoch mit höflichſter Entſchuldigung dankten und unſern Weg gerade aus weiter verfolgten. Vor uns öffnete ſich ein eiſernes Gitter, durch welches wir in das, nach ſeinem Stifter, dem Papſt Pius VII., Muſeo Chiaramonti genannte, eintraten. Dies

*) Dieſe Langeweile iſt ſehr unterhaltend.

Museum besteht aus mehreren Abtheilungen in verschiedenen Sälen. Die erste Abtheilung kann für eine Fortsetzung des Corridors der Inschriften gelten, denn rücksichtlich der architektonischen Anordnung finden dieselben Verhältnisse statt, nur daß man außer den antiken Monumenten, Grabmälern, Altären u. s. w. auch Statuen- und Büsten in großer Anzahl aufgestellt findet. Wir maßen zuerst den Corridor mit langen Schritten, wie es die Engländer zu thun pflegen, aus, fanden aber schon in dieser Vorhalle so viel Seltenes und Ausgezeichnetes, daß wir oft genug auf dieser schönen Rennbahn aufgehalten wurden. Ueber den Antiken bemerkten wir einige neuere Versuche in Fresco, unter denen wir Arbeiten mehrerer Landsleute, namentlich von C. Eggers aus Strelitz und Ph. Veit aus Berlin, fanden. Wir mußten zwar die Künstler beklagen, denen man einen sehr beschränkten Raum und noch beschränktere Aufgaben gegeben hatte, allein wir freuten uns dennoch, daß deutschen Künstlern die Auszeichnung zu Theil wurde, zur Verschönerung einer so würdigen Stelle aufgefordert worden zu sein *). Aus

*) Eggers erhielt zur Aufgabe die Bereicherung des Münz-Cabinets durch Pius VII.; Veit die von demselben Papste angeordnete Errichtung eines Strebepfeilers am Colosseum.

diesem Corridor traten wir seitwärts in den, unter Pius VII. neuangelegten Saal, der den Namen: „der neue Arm des Museo Chiaramonti" erhalten hat. Durch diesen Bau, welcher 1817 begonnen und 1822 vollendet wurde, hat der Baumeister, der verstorbene Rafael Stern, sich als einen Stern erster Größe in seiner Kunst bewährt. Die Statuen stehen fast sämmtlich in Nischen und erhalten die Beleuchtung durch Fenster von oben, so daß in dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig bleibt. Eine treffliche Auswahl classischer Kunstwerke steht hier beisammen. Wie manch bekannt' Gesicht empfing mich hier im Marmor, das ich sonst nur in Gips sah; auch Pariser Bekanntschaften wurden erneut. Wie freute ich mich, den gutmüthigen, kolossalen Vater Nil in gemüthlicher Ruhe gelagert zu finden, der die kleinen Knaben zu Dutzenden auf sich wie Laubfrösche herumkrabbeln und in Bart und Locken spielen läßt. Die Büsten stehen auf rothem Granit, auch an Reliefs und Säulenschaften von ägyptischem und orientalischem Granit fehlt es nicht, und das Ganze ist mit einer Pracht angeordnet und aufgestellt, daß man wohl bemerkt, wie dem Baumeister dabei die Säle des Louvre zum Vorbilde gedient haben.

Wir kehrten nach dem Corridor zurück, und da wir heute nicht in die Zimmer des ägyptischen Museums treten wollten, wendeten wir uns nun

ſogleich nach dem unmittelbar daranſtoßenden Muſeo-Pio-Clementino, durch welches der dreizehnte und vierzehnte Clemens, mehr aber noch der ſechste Pius, welcher der eigentliche Schöpfer dieſes Muſeums war, ſich einen unſterblichen Namen gemacht haben.

Der berühmte Torſo des Hercules iſt die Hauptzierde der erſten Halle, in welcher auch der Sarkophag aus dem Grabmale der Scipionen ſteht, welcher durch viele verkleinerte Nachbildungen in Stein und Erz ſchon längſt als Briefhalter, Schmuck und Geheimnißkäſtchen auf die Toilettentiſche unſerer jungen Damen übergegangen iſt. — In der folgenden runden Halle wurde uns ein Balcon geöffnet, von dem wir eine unvergleichlich ſchöne Ausſicht über Rom hatten und zugleich erfuhren, daß dies das Belvedere ſei, von welchem der berühmte Apoll ſeinen Zunamen erhielt. Den Gott aber ſuchten wir hier vergebens, da er bereits ein anderes Zimmer bezogen hat. — Nach dem nicht minder berühmten Meleager iſt das daran ſtoßende Zimmer genannt, eine Statue, die ebenfalls den Weg nach Paris hin- und zurückgemacht hat, und die als Ideal jugendlicher Schönheit und Kräftigkeit keiner anderen, ſelbſt dem Antinous und Apoll nicht nachſteht. — Eine angenehme Ueberraſchung gewährt es, nachdem man durch ſo viele eingeſchloſſene Corridore, Hallen und

Zimmer gegangen iſt, von denen man, nach den erſtiegenen Stufen, ſich überzeugt halten muß, daß ſie im zweiten Stockwerk liegen, jetzt in einen freien Hofraum tritt, in deſſen Mitte ein plätſchernder Springbrunnen eine erquickende Kühlung bereitet. Unter bedeckter Säulenhalle ſtehen hier ebenfalls alte Bildwerke, die einen um ſo angenehmeren Eindruck machen, da ſie nicht als zufällige Sammlung, ſondern im Sinne antiker Pracht als Verzierung aufgeſtellt ſind. Aus der Säulenhalle dieſes Hofes führen mehrere Eingänge zu verſchiedenen kleineren Cabinetten, wo wir endlich ein Ruheplätzchen vor dem Laokoon fanden, der hier in einem faſt zu engen Raume, jedoch zweckmäßig in einer Niſche aufgeſtellt worden iſt. Den engen Raum, welchen man dieſer vortrefflichen Gruppe angewieſen hat, entſchuldigen die Antiquare damit, daß ſie nachweiſen zu können glauben, daß in den Bädern des Titus, wo dieſelbe urſprünglich ſtand, ſie nicht einmal vom Tageslicht beleuchtet wurde, ſondern in einem ſo eng eingeſchloſſenen unterirdiſchen Raume ſtand, daß ſie nur bei Lampenſchein geſehen werden konnte. Die Sitze waren zu bequem, als daß wir ſie nicht zu längeren Kunſtbetrachtungen benutzten, wodurch es denn zunächſt zwiſchen den Künſtlern und den Aeſthetikern zu einiger Meinungsverſchiedenheit kam, worüber, da ſie von jetzt an, wo die antiken Kunſt-

werke bei weitem mehr, als die modernen, Gegenſtand der Unterſuchung und Unterhaltung wurden, eine kleine Zwiſchenrede vergönnt ſein mag.

Die moderne Kunſt war zur Zeit Winckelmanns zu ſolcher Flauheit und Verblaſenheit, die Sculptur außerdem noch zu ſolchem Zierpuppenweſen herabgekommen, daß die Erinnerung an die hohe Einfalt, Schönheit und Würde der antiken Kunſt wie die Stimme des Predigers in der Wüſte erſchell. Obwohl nun durch Mengs es den Anſchein gewann, daß ſich die Kunſt der neuen Lehre bemächtigen werde, ſo ermangelte ſie doch, in jener frivolen Zeit, in religiöſer und ſittlicher Beziehung eines tiefen und wahrhaften Inhaltes, und es zeigte ſich, daß mit den ſchönſten Formen des Alterthums die innere Leere und Hohlheit der Geſtalten ſich nicht verbergen ließ. Das Zeichnen nach der Antike wurde auf allen Akademien mit größtem Eifer getrieben, durch die trefflichen Gipsabgüſſe, welche Mengs ſelbſt veranſtaltete, wurden alle Schulen verſorgt, und das Studium nach der Natur trat immer mehr zurück; nur die Landſchaft und das Thier machten fortwährend noch ihr Naturrecht in der Kunſt geltend, die menſchliche Geſtalt dagegen wurde nach Gips und Marmor idealiſirt, wodurch Leben und Natur aus den Kunſtgebilden verſchwanden, und in dieſer Hinſicht wirkte längere Zeit die Auto-

rität der Antike, durch die einseitige Auffassung der Form, gewiß nachtheilig auf die ausübende Kunst.

Weit besser war die Wissenschaft daran; diese hatte nicht, wie die Kunst, die Aufgabe, neue Gestalten zu erschaffen, sondern vielmehr die alten zu erkennen und zu deuten, und sie that dies mit Liebe und Begeisterung, die sich fast wiederum bis zu einer Art heidnischem Götterdienste steigerte. Am willkommensten aber war den Dichtern jener reiche Stoff, welchen der Homerische Olymp darbot, der in dem Vatican und auf dem Capitol seit Winckelmann seine Auferstehung feierte, und Schillers „Götter Griechenlands" und Goethe's „Braut von Korinth" verdienen in dieser Beziehung vor allen anderen Dichtungen jener Periode genannt zu werden. Die Aesthetik, als die Wissenschaft der Kunst, ging mit der Poesie Hand in Hand, und da sie, als die Wissenschaft des Schönen, wie sie sich auch nannte, Alles Unschöne aus der Kunst ausschloß, so gewann hierdurch die Antike ein großes Uebergewicht über jenes frühere Zeitalter, in welchem die christliche Kunst auf die Schönheit der Form verzichtete und in dem Leiden des Heilandes und der schmerzensreichen Mutter nur die Verklärung menschlicher Bedürftigkeit durch den seelenvollen Blick zum Himmel zur Aufgabe hatte. — Wie ganz vergessen die großen Meister des vierzehnten und funfzehnten

Jahrhunderts waren, ergibt sich wohl zur Genüge daraus, daß Goethe, dessen allergreifendem Blicke und dessen Theilnahme während seines Aufenthaltes in Italien nichts entgeht, was nur irgend mit der Kunst in Beziehung stand, von diesen Meistern keine Kunde erhält und sich nur noch mehr in seinem Glauben an die antike Kunst befestiget. Sieht man die Verzeichnisse der Preisaufgaben der Akademien aus jener Zeit an, so erkennt man ebenfalls, wie die classische Kunst überall die Alleinherrschaft gewonnen hatte, da man nicht nur ihre Werke als die Ideale der Kunst und der Künstler anerkannt, sondern auch nur Gegenstände, welche der Geschichte und Poesie des classischen Alterthums angehören, dargestellt wissen wollte. Gegen dieses absolute Kunst-Heidenthum that sich vor etwa 25 Jahren in Deutschland ein modernes Kunst-Christenthum auf, als dessen Stifter wir Friedrich Schlegel und L. Tieck bezeichnen können. Die neue Theorie gewann zugleich auch in der Praxis einen sichern Boden, da die Schule von Overbeck, Cornelius, Schadow und anderen Gleichgesinnten in dem Mittelpunkte antiker und moderner Kunst, in Rom selbst, sich so fest begründete, daß der Einfluß derselben bald allgemein gefühlt wurde. Diese Schule verwarf in ihrem ersten, strengen Auftreten die Autorität der Antike gänzlich, und da die katholicirenden Theoretiker Rafael als den Verder-

ber der christlichen Kunst bezeichnet hatten, so fanden diejenigen, welche keine Ahnung weder von dem schöpferischen Genius, noch von der ungeheueren Handfertigkeit dieses Künstlers hatten, die Lehre sehr willkommen, daß man zur Ausübung der Kunst nichts weiter, als Gottseligkeit und ein frommes Gemüth brauche, da die schöne Form nur verderblich wirke, und Zeichnung, Anatomie, Studium des Nackten ganz entbehrliche Dinge wären. Welche klägliche Mißgeburten diese Richtung geboren hat, haben wir auf den früheren Kunstausstellungen oft genug zu sehen Gelegenheit gehabt; indessen war dieser fromme Eifer nur vorübergehend, und die genannten Stifter der neurömischen Schule haben es durch ihre späteren Werke selbst bewiesen, daß sie ihr früheres Auftreten nur als eine Durchgangs- und Bildungs-Periode angesehen wissen wollen. Wie aber diese Schule nicht unberechtigt in ihrem Geltendmachen des christlichen Kunstprincips gegen das classische war, so ist sie auch in ihrer Wirkung nicht erfolglos geblieben und wird eine Annäherung und Versöhnung beider entgegengesetzten Principien zu Stande bringen. Daß indessen diese Ausgleichung noch nicht ganz vollendet ist, wird man nicht nur in den Werkstätten der hiesigen deutschen Künstler gewahr, sondern auch wenn man in Gesellschaft derselben die Kirchen, Gallerien und Antiken-Säle besucht.

Im Ganzen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß sich viele junge Künstler gegen das classische Alterthum noch immer in einer gereizten Stimmung befinden, die einen verschiedenartigen Grund haben mag. Zuförderst hat die Uebertreibung, mit welcher unsere Antiquare und zum Theil auch die Aesthetiker von den Kunstwerken der Alten sprechen, wo jeder Scherben für ein Heiligthum gilt, und oft von demjenigen, was von der Kunst sehr weit entfernt ist, wie z. B. die Mehrzahl der Vasengemälde, der größte Lärmen gemacht wird, und da die Künstler nur das für ein Kunstwerk gelten lassen, was mit Recht ein Kunstwerk genannt zu werden verdient, die Gelehrten dagegen fast ausschließlich die Rücksicht der Alterthumskunde verwalten lassen, so ist neuerdings besonders die Malerei der Alten ein Gegenstand fortwährender Streitigkeit der Künstler und Gelehrten geworden. Vornehmlich scheint der Mangel an Correctheit der Zeichnung dasjenige zu sein, was unsere Künstler am meisten in den Werken der Alten verletzt. Sobald nun der Kunstfreund von dem Erfindungsgeiste, von der Conception der hohen Götteridcale der classischen Kunst so ergriffen wird, daß ihm dagegen alle moderne Arbeit in den Hintergrund tritt, so üben dann die lebenden Künstler die Schadenfreude aus, die offenbaren Mängel der Zeichnung und die Verstöße gegen die

Anatomie in den vielbewunderten Kunstwerken der Alten nachzuweisen, wobei dann selbst Laokoon, die Medizeische Venus und der Apoll des Belvedere der scharfen Kritik nicht entgehen. Sobald daher die Kunstfreunde sich mit Lebhaftigkeit dahin aussprachen, daß diese Gruppe sich der größten Tragödie würdig an die Seite stellen könne, und daran erinnerten, wie ein so großer Geist, wie Lessing, auf diesem Marmor den Grund zu einer neuen Aesthetik legte, so verfehlten die Künstler nicht, uns sogleich zu entgegnen, daß wenn Lessing auch ein großer Gelehrter und Dichter gewesen, so scheine er doch für die Zeichnung keinen sehr geübten Blick gehabt zu haben, da ihm dann nicht entgangen sein würde, wie die linke Kniescheibe des Vaters ganz am unrechten Orte säße. — Wir mußten den anatomischen Zeichnern diesmal Recht geben, allein dem Kunstwerke selbst that dies nach unserem Gefühl keinen Eintrag, und wir erkannten darin nur den Vorzug der alten Künstler vor den neueren, daß sie durch die Großartigkeit in der Erfindung, durch den poetischen Geist, mit welchem sie ihre Gestalten begabt, selbst Mängel in der Ausführung vergessen machen können. Noch mehr zeigte sich dies in einem der folgenden Säle vor dem Apoll des Belvedere, wo uns die Künstler-Anatomen unter mehreren wesentlichen Mängeln auf die auffallend ungleiche

Länge der Beine und auf die unrichtige Einsetzung des Halses in die Schultern aufmerksam machten. Fast möchte man glauben, daß die alten Meister, die in der Anlegung und Ausführung der schwierigsten Theile, namentlich der Muskeln und des Knochenbaues, sich als sichere und verständige Kenner des menschlichen Körpers zeigen, solche offenbare Verstöße gegen die Anatomie, wie hier, mit Bewußtsein und freiem Willen gemacht haben, und zwar mit Rücksicht auf den Standpunkt, von welchem ihre Statuen gesehen werden sollten. Dies schien uns wenigstens bei dem Apoll gewiß der Fall zu sein, denn als wir von demselben zurück in einige Entfernung traten, verschwanden jene Verzeichnungen ganz und schienen zu dem großen Eindruck, welchen der siegreich daher schreitende Gott macht, wesentlich beizutragen.

Nachdem wir die fünf oder sechs Cabinette, welche diesen Hof umgeben, besucht, traten wir in den Saal einer antiken Menagerie. An solcher einzelnen Sammlung lernt man den ungeheuern Reichthum des Vaticans messen, denn während in anderen Antiken-Gallerien die Naturgeschichte sehr in den Hintergrund tritt, so glaubt man in diesem Saale in die Arche des Noah zu treten, so groß und verschiedenartig ist die Auswahl, die man hier an gezähmten und wilden Thieren vor sich hat.

Wir mochten ſchon beinahe zwei Stunden durch dies Labyrinth von Sälen, Corridoren, Cabinetten, Zimmern und Höfen geluſtwandelt haben, als uns unſer Führer ankündigte, daß wir nun die Vorzimmer hinter uns hätten, und in die eigentliche Gallerie der Statuen eintreten würden, woran ſich der Saal der Muſen; die große Rotonda, der Saal in der Form des griechiſchen Kreuzes, der Saal mit dem Zweigeſpann, der Saal der Candelaber und noch verſchiedene Treppen und Gallerien anſchlöſſen, und daß wir immer neuen Idealen entgegen gehen würden. Daß es der Weg zu den Idealen war, wurden wir bald auch dadurch gewahr, daß die Worte des Dichters der Ideale hier ihre Anwendung fanden:

„Doch ach! ſchon auf des Weges Mitte
Verloren die Gefährten ſich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.“

An einigen Punkten hatten wir es auch heut für einen ſo flüchtigen Spaziergang zu ernſt genommen, und da ſich nun erſt nach der Verſicherung unſeres Führers der Olymp vor uns aufſchließen ſollte, ſo zog Einer und der Andere es vor, für diesmal ſich zu begnügen, und in wohlbekannter Oſterie unſere Rückkehr aus der Götterwelt zu erwarten. Unſer Führer hatte uns eher

zu wenig, als zu viel angekündiget, denn der Eintritt in die Rotonda macht trotzdem, daß sie nur für eine Wiederholung des Pantheons und der Kuppel St. Peters im verjüngten Maßstabe gelten kann, einen nicht minder großartigen Eindruck, als diese Gebäude, wozu die hier versammelte Götterwelt wohl das Meiste beiträgt.

Die Bedeutung kolossaler Götterbilder, welche in dieser hochgewölbten Halle versammelt stehen, kann man nur an solcher Stelle kennen lernen, wo man nicht zu fürchten hat, daß dieser Jupiter, wenn er sich aufrichtete, die Decke des Gewölbes sprengen würde. Damit aber dem Auge, gleichviel, ob nach oben oder nach unten gewendet, hier nur Großes begegne, hat man auf den mit glänzendem, antikem Mosaik verzierten Fußboden eine Granitschale von 41 Fuß Umfang gestellt.

Als wir nun endlich in einer langen Gallerie hörten, daß dies die letzte sei, so waren wir, bei aller Aufmerksamkeit, die wir einem schönen Relief, auf welchem Niobe und ihre dahin gestreckten Söhne und Töchter abgebildet sind, schenkten, doch herzlich froh, daß wir den Rückweg antreten konnten; die Dämmerung brach schon herein, und wir fürchteten, uns aus diesem Labyrinth nicht zurückzufinden, in welches wir uns heut ohne den

Faden der Ariadne gewagt hätten. Zwar gingen wir mit beschleunigten Schritten zurück, allein das Dämmerlicht legte einen so zauberischen Schein um die Statuen, daß wir, zumal bei den kolossalen Köpfen des Jupiter und der Juno fast länger noch als bei der ersten Begrüßung verweilten. Da wir indessen vergebens darauf warteten, daß Hebe die große Schale dieses Olymps mit Nektar oder mit Orvieto füllte, so zogen wir es vor, uns aus diesem Himmel zurückzuziehen, und die Freunde bei der Foglietta und einem Arrosto mit Broccoli auf der lieben Erde wieder aufzusuchen. Die schöne Gewißheit, die man in Rom hat, fast zu keiner Stunde des Tages und noch weniger des Abends in den beliebten Osterien vergebens nach guten Freunden und Landsleuten zu fragen, trägt viel dazu bei, den Aufenthalt angenehm zu machen, da uns dadurch die glücklichen Jahre des akademischen Lebens zurückgerufen werden.

Bevor ich mich aber heut entschließen konnte, die düstere Spelunca am Pantheon, wohin die Anweisung für diesen Abend lautete, aufzusuchen, lockte mich das schöne Abendroth noch einmal nach Tasso's Eiche, die ich in der Nähe wußte. Die Freunde gingen ihres Weges, ich versprach nachzukommen, und schlich seitwärts zu S. Spirito hinaus nach San Onofrio, wo ich fast schöner

noch, als das frühere Mal, den zauberiſchen Duft der violetten Abendröthe über die Stadt, die Gärten und die fernen Hügel und Gebirge niederſinken ſah.

Taſſo's Eiche.

(Rom, den 9. October.)

Den grünen Hügel hab' ich nun erſtiegen,
Zu meiner Linken ragt St. Peters Dom,
Und vor mir ausgebreitet ſah ich liegen
Das hochgebenedeite, ew'ge Rom.
Hier glänzen in der Abendſonne Schimmer
Der Quirinal, das mächt'ge Pantheon,
Dort bieten fern des Coloſſeums Trümmer
Dem jüngeren Geſchlechte trotzig Hohn.

Zum Himmel ſeh' ich die Cypreſſe ragen,
Orangendüfte trägt der Weſt daher;
Des Tibers raſchbewegte Wellen tragen
Die bunten Schiffe munter nach dem Meer.
Dort liegt das Capitol auf grünen Höhen,
Das noch mit Stolz die niedre Stadt beſchaut.
So weit der Blick ſich wandernd mag ergehen,
Ein Wunder ſtets ſich auf das and're baut.

Doch immer wendet ſich von jener Fülle
Mein Geiſt auf dieſen kleinen Raum zurück,

Wo in dem Frieden enger Kloſterſtille
Der Sänger ſtarb mit ſanftverklärtem Blick.
Der Sängrr, der die Helden und die Waffen
Zum heil'gen Grab, in's Schlachtgewühl geführt,
Und der in Schmerz und Luſt ein Lied geſchaffen,
Das uns im Innerſten bewegt und rührt.

Was er uns einſt von Lieb' und Kampf geſungen,
Es war ſein eignes, ſchweres Lebensloos,
Es hat ſein Herz geblutet und gerungen,
Im Schmerz zog ihn ein hartes Schickſal groß.
Hier, dieſer Eiche ſturmbewegte Flügel
Empfingen oft die Seufzer ſeiner Bruſt,
Und dieſer muntren Quelle reiner Spiegel
Die bittern Thränen ſeiner Liebesluſt.

Fühl' ich nun zu dem Rauſchen dieſer Quelle,
Zu dieſes Baumes Schatten mich gebannt,
Denk' ich der Eiche an geweihter Stelle
In dem geliebten, fernen Vaterland.
Dort färbte der bethaute grüne Boden
Sich mit des deutſchen Sängers Heldenblut,
Der, ſeinen letzten, ſanften Lebensodem
Verhauchend, einſt in meinem Arm geruht.

Da klagten wir um Dich als Waffenbrüder,
Und gruben mit dem Schwerte Dir ein Grab,
Und ſenkten unterm Klange Deiner Lieder
Auf freiem Feld Dich in die Gruft hinab.
Statt der Olive grünet dort die Weide,
Kein hoher Lorbeer ſteht auf ödem Sand,
Ein trüber Nebel lagert auf der Heide,
Doch zieht die Sehnſucht mich zum Heimathland.

Und ſtrahlet ewig in des Ruhmes Glanze
Torquato's Stern gefeiert und geehrt,
So wind' ich dieſe Zweige Dir zum Kranze,
Mein Theodor, um Leyer und um Schwert.
Schlüg' auch ein Blitz die heil'gen Eichen nieder,
Verſänk' der Quell zu unterird'ſchem Gang,
Sie tönen fort, die Schlachten und die Lieder,
Die eine gotterfüllte Bruſt einſt ſang.

Fünfundzwanzigster Brief.

Neapel, im October.

Parthenope.

(An Laura.)

Wie mit den vollen, frischen Wangen
  Mit grünem Kranz geschmückt als Braut
Die Jungfrau schön und unbefangen,
  Doch freudig in den Spiegel schaut:
So senkest du die Augenlieder
  Von deiner grünbekränzten Höh,
Und blickst zum feuchten Grunde nieder,
  Du glückliche Parthenope!

Da, wo mit schwellendem Verlangen
  Des Meeres voller Busen schlägt,
Ward wohl zu liebendem Umfangen
  Das Land allmächtig angeregt.

Die Arme breitet es entgegen
In götterfroher Jugendluſt,
Und fühlt in vollen, heißen Schlägen
Die Wellen an bewegter Bruſt.

Wie ſoll ſich Liebe nicht entzünden
In dieſem wunderbaren Land,
Drängt ſich doch aus der Erde Gründen
Des Berges ungeheurer Brand.
Hier weht des Himmels reinſter Oden,
Hier träuft es von den Sternen mild,
Wo auf der Lava heißem Boden,
Des Weines heil'ge Thräne quillt.

Hier denk ich jeder ſchönen Stunde,
Die wir geheimnißvoll getheilt,
Des Liedes Gruß von liebem Munde,
Der oft das wunde Herz geheilt.
Hier fühl' ich deiner Lippen Glühen,
Hier deiner Liebe holde Macht,
So mag die Gluth in Flammen ſprühen,
Die einſt ein Gott uns angefacht.

Dies ſei mein erſter Gruß aus Neapel! Wenn es mir aber ſchon in Rom ſchwer wurde, noch einmal nach Florenz zurückzukehren; wie ſoll ich es anfangen, hier in Neapel ein Stündchen zu gewinnen, um den Weg von Rom zu wiederho-

len. Schon zweimal ſetzte ich die Feder an, und lief ſelbſt mitten in der Nacht wieder hinaus auf den Altan, heut hält mich endlich ein Regenſchauer am Schreibtiſch feſt. Alſo getroſt noch einmal nach Rom zurück! — Mit den Freunden blieben wir an dem letzten Abende in Rom nicht ſo tief in die Nacht, wie ſonſt beiſammen, denn ſchon vor Tage ſollten wir uns bei dem Privat-Poſthalter Angriſani einfinden, um unſere Plätze auf dem Eilwagen einzunehmen. Als ich vor der Abfahrt mir die Perſonenliſte der Geſellſchaft zeigen ließ, waren wir nicht wenig überraſcht, den Namen Roſſini unter den Mitfahrenden zu finden, und obwohl wir es vorgezogen hatten, unſern Platz in dem Cabriolett zu nehmen, ſo hofften wir doch, daß ſich eine günſtige Gelegenheit finden würde, den berühmten Componiſten perſönlich kennen zu lernen. Von ſeiner Stimme war mir von Mehreren, die öfters in Paris mit ihm zuſammen waren, viel Rühmliches geſagt worden, und ſo ließ ich mir, als er die Hügel und Gärten von Albano mit einem improviſirten Recitativ und darauf folgendem Arioſo begrüßte, keinen Ton entgehen. Beim Frühſtück verſäumte ich nicht, dem weltberühmten Künſtler mich ſchüchtern zu nähern, und glaubte keinen ſchicklicheren Berührungspunkt für das Anknüpfen des Geſprächs wählen zu können, als die gefeierte Sontag, von

der mir seine Liebenswürdigkeit im Umgange so oft gerühmt worden war. So lange ich im Allgemeinen von der Anerkennung, die seine Opern in Deutschland und namentlich in Berlin erfahren, sprach, nahm Signore Rossini meine Complimente mit vieler Artigkeit auf, wunderte sich jedoch, daß seine Werke (le sue opere) schon in Berlin bekannt wären. Als ich ihn nun weiter versicherte, daß es vornehmlich Signora Sontag gewesen sei, der wir die Bekanntschaft mit der „Italiana de Algiro," der „Cenerentola," der „Rosina" u. s. w. verdankten, brachen die beiden Damen, welche zu seiner Gesellschaft gehörten, in ein lautes Lachen aus, und nach kurzer Auseinandersetzung erhielt ich die Aufklärung, daß Herr Rossini ein Zeichner und Kupferstecher aus Rom war, von dem zwar „alcune opere," allein nicht musicalische, sondern architektonische erschienen waren, von denen ich bis jetzt noch keine Kenntniß hatte.

Unsere Fahrt auf der alten appischen Straße mit vier raschen Pferden, die auf jeder Station gewechselt wurden, ging in bei weitem beschleunigteren Tactenmaße, als mit den Vetturinen, die im Durchschnitt bergauf und bergab auf die Meile zwei Stunden rechnen. Indessen sollten wir erst auf neapolitanischem Gebiete inne werden, was man eigentlich hier zu Lande unter Extrapost ver-

ſteht, denn heut war es doch noch möglich, die ſchöne Ausſicht auf das Meer und die Campagna von den Anhöhen bei Albano und Aricia zu genießen, ja wir konnten ſogar, als es eine gute Strecke bergauf ging, ausſteigen, und einen Vorſprung gewinnen, um bei den ſchattigen Brunnen von Aricia uns mit den ſchönen Albaneſerinnen, nach deren Bekanntſchaft wir uns längſt geſehnt hatten, zu unterhalten. Hier und noch mehr in Velletri fanden wir die Frauen von ſo edler, wahrhaft junoniſcher Bildung, daß wir uns gegen unſere ſonſtige Anſicht davon überzeugten, wie ſehr die Kunſt, ſelbſt der gerühmteſten Meiſter, hinter der Natur zurückbleibt, wo es, außer der großartigen Form der Züge und der Geſtalt, das unmittelbare Leben, den Schmelz des Incarnats, das Feuer der Augen wieder zu geben gilt.

Man darf vermuthen, daß ſich in dieſem Albaner Gebirgslande ein ganz eigenes Geſchlecht von altrömiſch-griechiſcher Herkunft bis heutigen Tages unvermiſcht und unverändert erhalten hat. Was zunächſt die Formen dieſer Bildung betrifft, ſo ſind ſie von jener plaſtiſchen Schönheit, welche mehr der Sculptur, als der Malerei, mithin mehr der antiken, als der romantiſchen Zeit angehören dürfte, weshalb es mir auch nicht befremdlich erſcheint, daß Rafael und die römiſche Schule zu Madonnen hier keine Ideale fanden. In ge-

meſſenem Schritt ſehen wir die hohe Geſtalt einherſchreiten, auf breiten Hüften ruht der ſchlanke Leib, und dies Verhältniß wiederholt ſich in gleicher Fülle und Schönheit da, wo auf den breiten Schultern und der gewölbten Bruſt der kräftige Nacken und der zarte Hals ſich erheben. In der Form des Kopfes und der einzelnen Züge herrſcht dieſelbe Großartigkeit, wie in der ganzen Geſtalt; doch darf man, wenn man der Vorſtellung hier das rechte Bild geben will, nicht zergliedern, ſondern nur von dem Eindruck des Ganzen ſprechen, und dieſer iſt ſo imponirend, daß wir, bei allem ſonſtigen Unternehmungsgeiſte, es nicht unternehmen mochten, uns bei der erſten Begegnung gegen eine ſolche Gebirgsbewohnerin auch nur den geringſten Scherz zu erlauben. Faßt man ſich aber ein Herz und ſucht, wenn auch nur am Brunnen eine vorübergehende Bekanntſchaft, ſo klärt ſich auch wohl der Ernſt eines ſolchen Geſichtes etwas auf, allein dieſe vornehme Freundlichkeit bringt uns faſt mehr noch in Verlegenheit, als der ſchweigende Ernſt. Der Anzug iſt mit Sorgfalt geordnet und gewählt, die Wäſche blendend weiß, das dunkle Haar fällt in Locken zur Seite herab, oder wird mit goldenen und ſilbernen Nadeln gehalten, wenn es nicht von dem Kopftuche bedeckt wird, welches wie ein zierliches Dach den Kopf gegen die Sonne ſchützt. Das

weiße Halstuch ziehen sie hinten bis tief zwischen die Schultern hinab, und selbst würdige Matronen von wenigstens funfzig Jahren dürften es dreist wagen, noch immer mit ihrem Nacken zu coquettiren. Die Männer sind nicht von so auffallend kräftigem Schlage, wie die Frauen, und erinnern weniger an griechische, als vielmehr an ebräische Schönheit, wie wir sie zur Meßzeit in Frankfurt und Leipzig aus Polen einwandern sehen. Während die Frauen ein offnes, edles Gesicht haben, in welchem wir gern verweilen, wird uns bei dem durchdringenden, finsteren Blick der schwarzbärtigen Männer ganz unheimlich zu Muthe, obwohl man auch ihrer Gestalt und ihren Gesichtsformen eine charaktervolle Schönheit nicht absprechen kann.

Wie ganz andere Gesichter begegneten uns, als wir in den Landstrich der Pontinischen Sümpfe kamen; die Frauen schlichen welk und fieberbleich umher, die Männer sahen abgezehrt aus, und selbst die Postillone, zu denen man doch gewiß die robustesten Leute aussucht, hatten ein krankes, klägliches Ansehen. Auf die Thiere scheint dagegen die Fieberluft durchaus nicht nachtheilig einzuwirken. Unsere Pferde jagten fast unausgesetzt im gestrecktem Galopp mit dem nicht leichten Wagen, so daß die Damen mit Zittern baten, doch langsamer zu fahren; denn gleichviel, ob bergauf

oder bergab, die Poſtknechte ſchlugen und ſpornten die Pferde ſo unbarmherzig, daß ſelbſt der Beherzte, zumal auf dem nicht immer gleichen Steinpflaſter, zaghaft wurde. Von den Sümpfen ſelbſt wurden wir wenig gewahr, die Straße iſt als ein erhöhter Damm hindurch geführt, und ein Canal zur Seite dient als Abzugsgraben, ſo daß wir in der Nähe nur angebautes Land und grasreiche Wieſen mit Büffelheerden und Schweinen ſahen. Auch an Sumpfgeflügel fehlt es hier nicht, und die Damen wurden in der Dämmerſtunde durch öftere Flintenſchüſſe aufgeſchreckt, die glücklicher Weiſe nicht uns, ſondern den wilden Enten und Schnepfen galten, die hier in zahlreichen Scharen niſten. Da Fra Diabolo und ſeine Spießgeſellen, wie wir aus Auber's Oper wußten, in dieſer Gegend gehauſ't haben, und auch ſpäter noch mancher ehrliche Engliſhman hier angehalten und ausgeplündert wurde, ſo war das Aufſchreecken der Damen, ſo oft ein Schuß in unſerer Nähe fiel, wohl verzeihlich, da es ja ſelbſt in dem Theater nicht ohne einiges Geſchrei bei dergleichen Knalleffecten abgeht. Zwar ſtehen von Viertelmeile zu Viertelmeile, und oft noch näher, Wachthäuſer mit drei bis ſechs Mann militäriſcher Beſatzung, allein dieſe kläglichen Soldaten, die hier einen Strafpoſten zu haben ſcheinen, und durch die Fieberluft ein mattes und abgezehrtes

Ansehen haben, sind nicht geeignet, den Reisenden Vertrauen einzuflößen, so wie es denn auch, nach unsers Gefährten Erzählung, schon vorgekommen sein soll, daß ein solcher Posten, welchen die Räuber überfielen, sich in den Wagen eines Engländers flüchtete, und dessen Schutz in Anspruch nahm.

Spät in der Nacht erreichten wir das Wirthshaus in Terracina, welches wir in ziemlich großartigem Style angelegt fanden. Die Einfahrt war unter bedeckten Arcaden, der Speisesaal geräumig, die Tafel gut besetzt, und die Vertheilung der Zimmer für alle Nationen Europa's so angeordnet, daß über den Eingängen sich die Namen der berühmtesten Hauptstädte befanden, so daß ein Jeder, der von Paris, London, Berlin oder Wien kam, sogleich wußte, wo er sein Quartier zu nehmen habe.

Da hier, als an dem ersten neapolitanischen Grenzorte, die Pässe visirt werden mußten, hatten wir ein halbes Stündchen Zeit, um in dem schönen Mondenschein die nächsten Umgebungen unseres Gasthofes, das Meer und das hohe Felsenschloß Theodorichs, wenigstens aus der Ferne, kennen zu lernen. Die magische Beleuchtung überließ unserer Phantasie diese, mit Aloe, indischen Feigen und einzelnen Palmen besetzten Felsennasen zu einem freien Spielraume, und der Taucher bei

Schiller ſah gewiß mit nicht größerem Grauen unter ſich den ſtachlichten Roggen, den Klippenfiſch und anderes Meerungethüm, als wir hier über uns die ſeltſamſten Geſtalten und Gebilde. Da überdem dieſer himmelhohe Felſen ſo nah an das Meer herantritt, daß die Wellen donnernd über das Ufer ſchlagen, durften wir uns „in den ſtrudelnden Trichter" hinabgezogen glauben, aus welchem wir mit unſerem Blick voll Grauſen und Sehnſucht an der zerriſſenen Klippenwand hinauf zu dem Sternenhimmel zu klimmen ſuchten.

Durch Fondi fuhren wir um Mitternacht, und kamen bei dem Grauen des Morgens in Mola an, wo wir bereits geſchäftige Winzer mit Geſang und Eſelsgeſchrei in die Vignen ziehen ſahen. Die Nacht war ungewöhnlich friſch geweſen, der Morgen kühl, doch zerſtreute die aufgehende Sonne die Nebelſtreifen, die auf dem Meere lagerten, und als wir das Städtchen im Rücken hatten, war uns ein freier Blick nach dem die Bucht beherrſchenden Gaëta vergönnt. — Der Weg nach Capua bot keine großen Abwechſelungen dar, und wenn den Kriegern Hannibals ein ſo magres Frühſtück in dieſer, einſt wegen ihrer Ueppigkeit berühmten, Stadt wär' vorgeſetzt worden, wie uns, würden ſie hier nicht ſo ſehr verwöhnt und verweichlicht worden ſein.

Die Wuth der Poſtillone, die Pferde zur

unbändigsten Wildheit anzutreiben, erreichte hier den höchsten Grad, und brachte uns Alle so aus der Fassung, wie es kaum ein Seesturm vermocht hätte, den wir im Schiffe zu überstehen gehabt hätten. Der Posthalter sah beifällig zu, wie der Wagen auf dem Steinpflaster in Stücken zu fliegen drohte, und der Conducteur, dem wir zuriefen, langsamer fahren zu lassen, gab uns lächelnd zur Antwort: è costume! (so ist's hier Brauch.) Der Postillon, welcher die vorderen Pferde führte, mußte bald seinen Uebermuth büßen, er stürzte, und wurde, da es bergab ging, eine Strecke geschleift; dies hinderte ihn jedoch nicht, sobald er sein Pferd wieder auf den Beinen, und er oben darauf war, auf's Neue noch viel toller, als vorher, zu jagen. So nur ist es erklärlich, wie man den Weg von Rom nach Neapel, welcher 152 Miglien oder 19 Posten beträgt, worauf man mit dem Vetturin gewöhnlich drei und einen halben Tag zubringt, mit Extrapost in 24 bis 30 Stunden zurücklegt.

Schon in der Umgebung, durch die man von dieser Seite nach Neapel einfährt, kündigt sich uns ein entschiedener Gegensatz dieser Stadt mit Rom an. Dort fährt man einen Tag lang durch eine mit nichts als Farrenkraut und anderem Gestripp bedeckte Heide, wo nur selten niederes Gesträuch Wurzel gefaßt hat; so weit das Auge die

Ebene überschaut, sieht man keine menschliche Wohnung, und dies vornehmlich gibt der Campagna Romana den Charakter der Wüste, schweigend und ernst naht man der ewigen Roma. Auch vor Neapel führt der Weg durch eine Campagna, allein es ist die campagna felice, dieses glückliche Campaner Thal, in welchem überall Fülle, Fruchtbarkeit und jedes Glück der freigebigen Natur im vollsten Maße ausgetheilt wurde. Zwar hatte der Herbst schon die Felder und Reben ihres Reichthums zum großen Theil beraubt, allein es waren noch genug Spuren des üppigen Ueberflusses, der hier sein Füllhorn mit immer neuen Gaben ausschüttet, vorhanden. Schon dadurch, daß die Bäume nie ihres Grüns beraubt werden, und daß, wenn die verschiedenen Obstarten unseres Herbstes abgenommen werden, die Orangen und Citronen erst anfangen sich zu färben, und den Winter hindurch bis zum Februar reifen, bleibt hier ein immerwährender Reichthum in den Gärten, und die von einer Ulme zu der anderen gezogenen Reben bildeten auch ohne Trauben noch immer grüne Festgehänge.

Neapel hat weder Thore noch Ringmauern, und so befanden wir uns, ehe wir es recht gewahr wurden, in der bewegten Stadt, in welcher wir uns mit einem Male von der lärmenden Volksmasse so umrauscht sahen, daß es uns vor-

kam, als hätte uns, während wir noch auf Ebbe rechneten, eine heftige Sturmfluth überrascht. Als wir in den Toledo, eine der belebtesten Straßen hinabfuhren, war mein erster Gedanke, daß sich das Volk zu einem Aufstande zusammengerottet habe, und wenigstens den königlichen Pallast oder das Castell St. Elmo stürmen wolle, solch' ein unbändiges Geschrei verführte diese ausgelassene Menge. Bei näherer Bekanntschaft fanden wir indessen ganz friedliche Leute, von denen ein Jeder seine Waare, die gewöhnlich nur in ein Paar Zwiebeln, einigen Melonenschreiben, oder einem Körbchen kleiner Fische — lauter Pfennigkram — bestanden, mit einem Geschrei ausbot, daß die Fenster bis zum fünften Stock erbebten. Zu diesen ambulanten Schreiern kamen nun noch die sedentären hinzu, die mit ihren Maccaroni- und Kräpfelkesseln, mit ihren Limonadenfässern und Orangenkörben feste Plätze einnahmen. Außerdem war es ein schöner Sonntags-Nachmittag, wo es nicht an lustiger Straßengesellschaft fehlte, die nach Herzenslust schreien und singen darf, ohne sich im mindesten zu geniren. Durch die Menge hindurch jagten die Calessari, als ob hier ein Wettrennen gehalten würde, was eben nicht dazu beitrug, mehr Ruhe und Ordnung unter die Menge zu bringen. Weiter hinab fanden wir das Gedränge immer dichter, so daß der Wagen sich

mit einem Male festgefahren hatte, und zwar nicht sowohl in der Volksmasse, als in dem aufgerissenen Straßenpflaster. Dies war aber hier keineswegs ein Zeichen von rebellischer Gesinnung, sondern von guter Straßenpolizei; auch würden die Neapolitaner es wohl bleiben lassen, mit hiesigen Lavaquadern wie mit Kieselsteinen zu werfen, denn diese Lazzaroni sehen nicht aus, als ob sie wie Ajax ein Feldstück von so großem Gewicht schleudern könnten.

Unser gefälliger Reisegefährte versprach für ein gutes Unterkommen für uns in einem ihm, als die gewöhnliche Künstlerherberge, wohl bekannten Gasthofe zu sorgen, und folgsam überließen wir uns seiner Führung in eine enge Seitenstraße, wo wir in der Speranzella von geschwätzigen Camerieren und gefälligen Wirthsleuten empfangen, auch sogleich mit leidlichem Zimmer und guter Tafel bedient wurden.

Wir gönnten uns zu unserer Restauration nur kurze Zeit, um dem sonntägigen Treiben des neapolitanischen Publicums noch etwas nachzugehen. Auf gut Glück wagten ich und mein deutscher Reisegefährte uns noch einmal auf den Toledo, und ließen uns von dem Strom der Menge hin nach dem Palais-Platze treiben, wo wir zum ersten Male den vollen Anblick über den Golf hinüber zu dem rauchenden Vesuv genossen. So sehr

uns auch dieser Anblick fesselte, so war doch das Getose und Getreibe an und um uns so groß, daß das ganze Bild vor uns mit in diese schwindelnde Bewegung gezogen wurde. Mir war es immer, als sollt' ich dem Volke zurufen: seid doch ein wenig still, damit ich diese schöne Gegend, die gleichen Anspruch auf Stille in der Nähe, wie ein melodischer Gesang macht, sehen kann; allein dies Volk, welches nur die östreichischen Bajonnette zum Schweigen bringen konnten, wäre durch fromme Wünsche nicht zu besänftigen gewesen, und so mußt' ich es wohl aufgeben, diesmal hier ruhig verweilen zu können. — Als der schönste Punkt in der Nähe der Stadt war mir wiederholentlich der Posilipp empfohlen worden, und so richteten wir unsern Weg jetzt dahin. Noch manchen Aufenthalt erfuhren wir, bevor wir zu unserem Ziele gelangten, denn obschon wir uns eine gute Weile in Italien umgesehen, und mit dem Thun und Treiben der Italiener bekannt gemacht hatten, so überraschte uns doch in Neapel Alles, was wir sahen und hörten, so sehr, daß wir in ein uns ganz fremdes Land, zu einem Völkchen, wie wir es weder in Rom, noch in Genua oder Mailand gesehen hatten, gekommen zu sein meinten. Hier sahen wir andere Spiele, andere Tänze, hörten eine andere Sprache, andere Gesänge, die Tracht und selbst der Aufputz der Pferde war uns fremd

und neu; als die vornehmste Eigenthümlichkeit dieser Leute erschien uns jedoch immer ihr unbändiges Geschrei. — Etwas ruhiger ward es, als wir in den am Meere noch innerhalb gelegenen öffentlichen Spaziergang, villa reale genannt, eintraten, in welchem, wie es schien, nur die anständige Gesellschaft Zutritt hat. Diesem Lustgarten ist seiner Lage und Anlage nach wohl kein zweiter in der Welt zu vergleichen. Er liegt wie ein erhöhter Damm an dem Ufer des Meeres, dessen Wellen bis an die Einfassungsmauer heranschlagen; Alleen von niedrig gehaltenen, dichtbelaubten, immergrünen Eichen bilden schattige Gänge, dazwischen sind englische Parkanlagen, Blumenterrassen und Springbrunnen angebracht. In einem großen Rondeel in der Mitte fanden wir heut Militärmusik, und die ehrlichen Physiognomien der Trompeter und Pfeifer ließen uns sogleich vermuthen, daß wir gute Landsleute hörten. Es waren die Hautboisten eines Schweizerregiments, die hier ein gewähltes Publicum mit verschiedenen Stücken aus dem „Freischütz" und „Oberon" ergötzten. Während sie pausirten, zog ich nähere Erkundigung über die Verhältnisse dieser Leute ein, und ein kleiner Querpfeifer sagte mir: „Eigentlich sind wir Schweizer es, die den König und die Stadt bewachen, und das ganze Land in Ordnung halten; allein," fügte er ganz

naiv hinzu, „wir leben hier wie die Vangefangenen, die ganze Woche stecken wir oben im Castell und kommen nur des Sonntags herab.“ — Nach der Schule des Virgils und dem Posilipp fragte ich ihn vergebens, doch erhielt ich von einem anderen Deutschen, deren es hier viele zu geben scheint, gewünschten Bescheid, worauf wir unsere Wanderung weiter fortsetzten. Als wir den Garten hinter uns hatten, umringte uns ein neues Gewühl, und der Weg ward um so beschwerlicher, da der Strom des Volkes, der uns hier entgegenkam, bei weitem stärker war, als der, mit welchem wir zogen. Immer stärker schwoll der entgegen drängende Strom an, und wir mußten uns wie rüstige Schwimmer mit den Händen und Ellenbogen durchschlagen, durften es uns auch nicht verdrießen lassen, zuweilen wieder zurückgetrieben zu werden, denn das Bett des Volksstromes war jetzt zwischen Felsenwände eingeengt, und zu nicht geringem Erstaunen sahen wir, wie aus einer finsteren Höhle des Berges die jubelnde und lärmende Menge in immer neuem Schwalle herausquoll. Ein kleiner Lazzaroni, der sich uns hier als Führer andrängte, wurde angenommen, und mehr durch Geberden als durch Worte erfuhren wir, daß jene Höhle der Posilipp sei. Schon freuten wir uns, der gerühmten himmlischen Aussicht so nahe zu sein, als unser kleiner Höllengeist uns

durch ein Felsenthor in den finsteren Schlund der Unterwelt einzutreten nöthigte. War schon außerhalb der Gedrang oft mehr, als unbequem, so wurde er innerhalb wirklich lebensgefährlich, denn während die Höhle bei weitem nicht die Breite der Elbbrücke zu Dresden hat, so ist doch weder durch erhöhte Trottoirs oder Pfähle für die Sicherheit der Fußgänger, noch durch eine bestimmte Anweisung auf die rechte und linke Seite für Ordnung gesorgt. Die Wagen und Cabriolets jagten hindurch, als ob es der breiteste Marktplatz wär, Fleischer trieben ihr Schlachtvieh durch, und beladene Esel machten sich mit doppelten Körben ungemein breit. Die ohnehin düsteren Lampen werden von dem aufgewühlten Staube verdunkelt, und was die Unbequemlichkeit vermehrt, ist, daß die Höhle nicht überall von gleicher Breite und nicht in gerader Linie geführt ist; auch liegen an den Seitenwänden hier und da losgeschlagene Werkstücke umher, über die man kaum hinwegschreiten kann. Mit jedem Schritte hofften wir den Ausgang der gefährlichen Passage zu erreichen, die wir höchstens hundert Schritt lang wähnten, allein wir konnten nicht einmal mit den Augen den Ausweg entdecken, der Eingang war uns auch schon im düsteren Staubnebel entschwunden, und unser kleiner Führer war im Gedränge abhanden gekommen. Da wir den kürzesten Theil des We-

ges vor uns vermutheten, gingen wir guten Muthes vorwärts, allein, wie sehr wunderten wir uns, als wir nach vielfältigem Stoßen und Drängen, den Ausgang, wie eine aufgehende Mondenscheibe, in weiter Ferne erblickten, den wir endlich nach einer guten halben Stunde erreichten. Mit wie tiefem Athemzuge begrüßten wir die freie, erquickliche Luft! Allein in unserer Erwartung, den Posilipp und das Grab Virgils erreicht zu haben, sahen wir nach aller überstandenen Mühe uns getäuscht, denn wir befanden uns noch immer in der Tiefe, und blickten mit Verlangen nach den Höhen, von denen wir uns eine unendliche Aussicht versprechen durften. Auf's Neue wurde nach dem Posilipp gefragt, und gefällige Spaziergänger zeigten uns einen Seitenpfad, der aufwärts führte, und so stiegen wir zwischen Rebenhügeln und Laubholz mit raschem Schritt hinauf, um vor Untergang der Sonne die Höhe zu erreichen. Schon auf der Hälfte des Weges thaten wir einige Rückblicke, die unsere Schritte beflügelten, denn wo sich eine freie Aussicht durch das Gebüsch eröffnete, sahen wir den, im Purpur der Abendsonne glänzenden Spiegel des Meeres, und die zerstreuten Inseln mit ihren Buchten und Bergen.

Von der Spielwuth der Neapolitaner erlebten wir auf diesem Gange ein merkwürdiges Beispiel.

Wir hörten vor uns her zwei Lastträger keuchen, welche Säcke mit Mais oder Mehl auf dem Rücken an Bändern trugen, die an der Stirn befestigt waren; dabei gesticulirten sie auf das Lebhafteste mit den Händen und stießen einzelne, wie es schien, inarticulirte Töne aus, daß wir sie, wenn sie nicht so festen Fußes gegangen wären, sehr wohl für betrunken hätten halten müssen. Als wir sie eingeholt hatten, bemerkten wir, daß sie und zwar im Hinaufsteigen, das unter den Italienern so gewöhnliche Mora spielten, wobei sie die Fäuste wie Tigerklauen, bald mit mehr, bald mit weniger Fingern gegen einander ausstreckten und die muthmaßliche Zahl, welche zu errathen Aufgabe des Spiels ist, wie heisere Kettenhunde herausbellten, bis Einer oder der Andere es getroffen, worauf die Zahlung erfolgte und das Spiel von Neuem begann. Wir hörten die rauhen Kehlen noch lange hinter uns, als wir schon die Anhöhe erreicht hatten. Hier oben gab es eine neue Verlegenheit, indem wir uns zwischen hohen Gartenmauern befanden, die uns die Aussicht nach dem Meere gänzlich verwehrten und die im Westen niedersteigende Sonne verbargen. Nach keiner Seite hin fanden wir einen Ausweg, und so entschlossen wir uns, an der ersten besten Gartenthür anzuklopfen, wo uns auch sogleich ein freundlicher Gärtnerbursche aufmachte. Unbekannt mit dem Terrain und ohne

zu wiſſen, daß dieſer ganze meilenlange Bergrücken, auf welchem wir ſtanden, der Poſilipo genannt wird, während wir nur einen einzelnen Punkt unter dieſem Namen ſuchten, verwirrten wir den Burſchen durch unſere Fragen eben ſo ſehr, als ſeine Antworten uns unverſtändlich waren. Wir verlangten nach dem Poſilipo geführt zu werden, und er verſicherte uns, daß wir ganz am rechten Orte wären; wir verlangten eine freie Ausſicht nach dem Meere, er entgegnete, daß es dergleichen hier nicht gebe. Wir wußten, daß das Grab Virgils ſich auf dem Poſilipp befinde, und unſer Führer betheuerte, daß wir mehr als eine Stunde Zeit nöthig hätten, um dies berühmte Grab zu erreichen. So blieben wir in ewigen Mißverſtändniſſen, welche dadurch noch vermehrt wurden, daß weder der Neapolitaner unſer toscaniſches und römiſches, noch wir ſein neapolitaniſches Rothwälſch verſtanden, zumal er ſeine Mundart mit vielfach eingeſtreuten engliſchen yes für uns, die er für Engländer hielt, genießbarer machen wollte. Selbſt das Wort, worauf uns hier Alles ankam, il Posilipo, war lange nicht möglich, dieſem Burſchen verſtändlich zu machen, wir mochten den Accent auf die erſte, auf die zweite oder dritte Sylbe legen, bis er endlich von ſelbſt darauf kam, daß wir nach dem „P'sil," welches Wort er zu einer Silbe zuſammen zog, fragten. Zu unſerem

Glück trabten einige Engländer mit ihren Ladies in beſchleunigten Schritten auf ihren Eſeln des Weges daher, und da ſie von einem „very beautifull sunsetting“ mit großer Lebhaftigkeit ſprachen, ſchloſſen wir uns ohne Bedenken an ſie an und erreichten bald eine freie Stelle, wo ſich uns ein Blick in die Herrlichkeit dieſer Welt aufthat, der uns mit Schweigen und Seligkeit erfüllte. „Ich ſah an dieſer göttlichen Grenzſtadt der Waſſerwelt, an dieſem aufſteigenden Gebirge von Palläſten hinauf, bis wo das hohe St. Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfaßt die Erde das ſchöne Meer; auf ihrem rechten, auf dem Poſilippo trägt ſie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hält ſie Städte und umſpannt ſeine Wogen und zieht ſie an ihre Bruſt heran. Wie ein Sphynx liegt dunkel das zackige Capri am Horizont im Waſſer und bewacht die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauſchte im Aether der Vulcan und zuweilen ſpielten Funken über ihm wie Sterne. — — Neapels halber Erdgürtel mit abendrothen Palläſten, ſein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel der Landhäuſer an den Bergen und am Ufer hinauf, und ſein grünender Thron von St. Elmo ſtanden ſtolz zwiſchen zwei Bergen vor dem Meere. — Iſchia's Epomeo ſtand wie ein Rieſe des Meeres in der Ferne, mit

einem Wald umgürtet und mit kahlem, weißem Haupt. Allmählig erſchienen auf der unermeßlichen Ebene die Inſeln nach einander wie zerſtreute Dörfer, und wild drangen und wateten die Vorgebirge in das Meer. — Jetzt that ſich gewaltiger und lebendiger, als das vertrocknete, vereinzelte, ſtarre Land, das Waſſerreich auf, deſſen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an, bis zum Tropfen, zuſammengreifen und ſich zugleich bewegen. Allmächtiges und doch ſanftes Element! grimmig ſchießeſt du auf die Länder und verſchlingſt ſie, mit deinen aushöhlenden Polypenarmen liegſt du an der ganzen Kugel. Aber du bändigſt die wilden Ströme und zerſchmilzeſt ſie zu Wellen, ſanft ſpieleſt du mit deinen kleinen Kindern, den Inſeln, und ſpieleſt an der plätſchernden Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und ſchickſt deine kleinen Wellen, die vor uns ſpielen, dann uns tragen und dann hinter uns ſpielen."

Was bleibt nach ſolcher Schilderung uns Anderen noch zu ſagen übrig? Unſere Augen waren von dieſer, an ausgeſtreuten Wundern überreichen, Welt ſo betroffen, daß ſie nicht Alles zu faſſen wußten, und noch weniger hätten wir es vermocht, mit Worten einen Kranz um dies Bild zu legen, welches nicht einmal der Blick ganz zu umſpannen vermochte. Und doch geht uns das rechte Verſtändniß über eine ſolche Gegend erſt dadurch auf,

daß wir es in dem Spiegelbilde der poetiſchen Auffaſſung wiedererblicken. Nun verſchwinden wir nicht mehr in dieſer Unendlichkeit, wir kommen zu dem Genuß dieſer Seligkeit, indem wir uns ſelbſt darin wiederfinden; die Poeſie iſt die Beatrice, ohne die wir uns ſo wenig in dieſem Himmel zurecht finden können, als Dante in dem Seinen.

Sobald die Sonne hinter dem Epomeo auf Iſchia herabgeſtiegen war, riefen wir unſerem Führer zu, uns den Weg zur Stadt zu zeigen. Dieſer ehrliche Freund führte uns durch Gärten und Gehege auf's Neue in der Irre umher; ſo oft wir auch wegen der Kreuz- und Quer-Wege bedenkliche Fragen an ihn richteten, bedeutete er uns immer mit „yes," dem er zur Verſtärkung noch ein „non dubitate" hinzufügte. Die Dämmerung war ſchon völlig hereingebrochen, als wir uns noch immer zwiſchen den unheimlichen Gartenmauern des Poſilipps befanden, und ſchon regte ſich ein gelindes Mißtrauen gegen unſeren Begleiter, als er mit einem Mal ſeitwärts vom Wege abſprang, an eine Gartenpforte anklopfte und gellend pfiff. Von innen wurde geantwortet, und er brachte uns mit erheiterter Miene den Beſcheid, daß er uns nun, wie wir es verlangt, zu dem Grabe Virgils geführt habe. Die Pforte öffnete ſich, und ſo ſpät es war, begaben wir uns noch auf die Wallfahrt zu dem heiligen Dichtergrabe, von dem wir

jedoch heute nichts zu ſehen bekamen und uns ſchon damit begnügten, die Gegend zu wiſſen, in welcher wir dieſe lorbeerumkränzte Ruheſtätte zu ſuchen hatten. Wir waren der Stadt viel näher, als wir glaubten, und beſonders lieb war es uns, daß wir nicht nöthig hatten, auf dem Rückwege die unterirdiſche Bergſtraße wieder zu paſſiren, da wir über den Rücken des Poſilipps herabgeſtiegen waren. Bald ſahen wir uns wieder von der tobenden Menge umringt und fortgeſchoben. Von der Genügſamkeit und Frugalität der Neapolitaner gab es auf dem Nachhauſewege genug zu ſehen; geröſtete kleine Fiſche, gekochte Krabben, Pfannenkuchen, in Oel geſotten, galten ſchon für leckere Sonntagsgerichte, zu denen ſich nur Leute von leidlichem Anſehen, zum wenigſten mit Schuhen verſehen, herandrängten. Die niedere Claſſe begnügte ſich mit einigen Scheiben Waſſermelone, oder mit einer Mais-Aehre in Salzwaſſer gekocht, deren gelbe Körner mit vielem Appetit und großem Geſchick von dem Stengel abgenagt wurden. Dabei ſangen, tanzten und jubelten die Leute, als ob Hochzeit wäre, und dennoch ſahen wir nirgend ein Glas mit Wein oder Branntwein, nur Eiswaſſer mit Limonenſaft, jedoch ohne Zucker, wurde aus zierlichen Fäſſern mit einer Lobpreiſung ausgeſchenkt, als ob es Sect, und mit ſo bedächtiger Miene getrunken, als ob es Dreiundachtziger von

Hochheim wäre. Bei alledem reizten uns Durst und Neugier, doch auch ein Gläschen zu versuchen; das Getränk hatte die gute Eigenschaft, daß es kühlend war, allein von dieser Sorte haben wir doch nicht wieder begehrt, so lange wir noch in einer Sorbetteria mit Gefrornem in seinen vielen Farben und Gestalten und mit den vortrefflichsten Eis-, Hagel- und Schnee-Limonaden (gelo, grele, neve) versehen werden konnten. Da unser Wirthshaus in einer engen Straße der Stadt lag, zogen wir es vor, in einer Trattoria am Meere unsere Abendtafel zu halten. Vor der Thüre hatten Austerhändler ihre Tafeln aufgeschlagen, die uns sogleich nach Wunsche bedienten und für das Dutzend der schönsten ostriche del Fusaro nicht mehr als 12 Grani (3 Sgr.) forderten. Als wir aber bei dem zweiten und dritten Dutzend Besorgnisse äußerten, als könnten diese verführerischen Sirenen durch stumme Verlockung uns gefährlicher werden, als die singenden dem Ulysses, versicherte uns von einer anderen Tafel ein Herr, der schon einen ziemlichen Berg von Schalen aufgethürmt hatte und sich auch außerdem als einen Landsmann von uns auswies, daß vom October an die Austern hier ohne alle Gefahr genossen werden könnten, zumal wenn man sie mit einem Glas gutem Ischia versetze. Eine nähere Bekanntschaft wurde durch diesen guten Rath eingeleitet, und wir hat-

ten die Freude, hier unvermuthet Hrn. Iwan Müller, den berühmten Clarinettiſten, den wir vor einigen Jahren in Berlin gehört hatten, zu finden. Bald darauf trat noch ein zweiter Landsmann, Hr. Götzloff, Landſchafts- und Genre-Maler aus Sachſen, in den Salon, und durch ihn erfuhren wir nun, daß eben jetzt in Neapel mehrere befreundete Landsleute anweſend wären; vorläufig wurden uns der preußiſche Major von Scharnhorſt und der baieriſche Oberſt von Heidegger, die aus Griechenland zurückkehrten, der Prof. Ranke und die Landſchaftsmaler Schirmer, Aalborn und Beckmann aus Berlin genannt, und da wir außerdem bei unſerem Geſandten, dem Grafen Voß, und dem Prediger der evangeliſchen Gemeinde, Hrn. Dr. Bellermann, eine freundliche Aufnahme zu erwarten hatten, ſo gingen wir mit dem beruhigenden Vertrauen durch die ſchreiende und wogende Menge des Toledo nach unſerer Herberge, daß wir nicht mehr fürchten durften, von dieſem Völkerſtrudel verſchlungen zu werden.

Sechsundzwanzigster Brief.

Neapel, im October.

Wir freuten uns, gestern Abend aus dem nächtlichen Straßenlärm in den ruhigern Hafen einer Seitenstraße einlaufen zu können, wo wir auf eine ungestörte Nacht hoffen durften. Diese war uns auch in den ersten Stunden gegönnt, allein von drei Uhr des Morgens an begann schon wieder das Geschrei der Esel und ihrer Treiber, wobei Julia's Zweifel, ob es die Nachtigall oder die Lerche sei, durchaus nicht statt finden konnte. Bald gesellten sich andere Schreihälse noch dazu und so wurden wir noch oft aus unseren süßen Morgenträumen aufgeschreckt, bis wir uns endlich entschlossen, es Tag sein zu lassen. Nachdem wir, wie gewöhnlich, ein Stündchen am Schreibtische gesessen, suchten wir wieder das Freie und im

Freien eine Taſſe Kaffee, deſſen Güte in der Villa reale uns beſonders gerühmt worden war. Dort ward uns ein zierliches Tiſchchen, ſo weiß gedeckt, wie wir es noch in keinem italieniſchen Kaffeehauſe gefunden hatten, auf die Terraſſe unmittelbar an das Meer geſtellt, und bald ſtand nicht nur der Kaffee und die ſchönſte Sahne in ſilbernen Gefäßen vor uns, es waren auch friſche Butter, geröſtetes Weißbrod und weichgeſottene Eier zu einem vollſtändigen **english breakfast** aufgetragen. Und hierzu in der Vergoldung des Morgens welche Landſchaft! Die ſonſt dunkele Rauchſäule des Veſuvs war durch die dahinter ſtehende Sonne in eine glühende Feuerſäule verwandelt; das geheimnißvolle Arbeiten einer Unterwelt, die noch niemals ergründet wurde, obgleich ihr Leben ſich in ſo vernehmlichen Pulsſchlägen kund gibt, feſſelt Geiſt und Blick mit magiſcher Gewalt an ſich. Mag der dampfende Höllenſchlund mit Schauder daran erinnern, welches Verderben er ſchon oft über die blühenden Umgebungen auswarf und durch glühende Ströme Dörfer und Städte verſchlang, immer wird das nachfolgende Geſchlecht ſich wiederum unwiderſtehlich von den ſanften Linien, mit welchen der Berg in meilenlanger Ausdehnung ſich zur Ebene verflacht, angezogen fühlen und auf ſeinen ſanften Abhängen hinaufſteigen. Wie die Alten ihre Grabmäler mit

Bacchanten-Zügen und weinbekränzten Mänaden schmückten, so sehen wir auch die von dem Vesuv aufgeschütteten Grabhügel mit Rebengeländen bedeckt, in welchen ein lustiges Völkchen unter Gesang und Spiel das heiterste und unbesorgteste Leben führt. Wie ein Magnetberg hat der Vesuv Städte, Dörfer und Landhäuser an sich herangezogen, so daß es auf ihn und um ihn von kleineren und größeren, vereinzelten und beisammenstehenden Gebäuden wie von schimmernden Heerden spielender Lämmer wimmelt.

Das Meer hat dagegen ebenfalls seine Zauberkraft ausgeübt und die betriebsamen, fröhlichen Menschen herab an seinen krystallenen Spiegel gelockt. So weit das Auge reicht, sieht man am flachen Ufer sowohl, als auf den, das Meer begrenzenden, Anhöhen die freundlichsten Ortschaften, so daß man kaum unterscheiden kann, wo Neapel aufhört und wo eine zweite und dritte Stadt anfängt, denn in fast ununterbrochener Reihe schließen sich Portici, Resina, Torre del Greco, Torre del Annunciata und Castellamare am niederen Ufer, dann Vico, Piano di Sorrento und Sorrento auf dem hohen Ufer an einander an. In schönem Halbkreise übersahen wir den Golf bis zum Cape Campanella, und das Sphynx-Capri lag wie eine ausgeschnittene Silhouette uns gegenüber; es ist ein Gesicht, welches man nie wieder vergißt und wel-

ches so einfache, bestimmte Züge hat, daß selbst ein ungeübter Zeichner diese Physiognomie, eben so wie die des alten Fritz, mit wenigen Strichen zeichnen lernt. Nachdem wir uns der Poesie dieses Lebens und dieses Landes in dem freiesten Fluge über Meer und Inseln hin überlassen hatten, sollten wir auch an die Prosa erinnert werden, indem der Kellner uns für das Frühstück einen Ducato abforderte, was wir bis jetzt für den Kaffee in Italien noch nicht bezahlt hatten. Noch unbekannt mit den neapolitanischen Münzsorten, drückten wir einige Verwunderung über diese Forderung aus, worauf der Kellner uns mit vieler Beredtsamkeit aus einander setzte, daß er statt des Ducatens sich auch mit zehn Carlini würde abfinden lassen, was keineswegs zu unserer Beruhigung diente. Wir wurden nun zwar darüber aufgeklärt, daß es mit den hiesigen Carolinen und Ducaten nicht so arg gemeint sei, indem der Carlin nur 2 Gr. 6 Pf. und der Ducato etwas über einen Thaler beträgt, wir fanden aber dennoch, daß uns die freie Aussicht bei dem englischen Ducaten-Frühstück mit in Rechnung gestellt worden war.

Jetzt war es Zeit, dem preußischen Gesandten, Herrn Grafen Voß, die Aufwartung zu machen, der unfern des königl. Schlosses ein Hôtel bewohnt, dessen Lage, unmittelbar an dem Meere

auf einem vorſpringenden Wall, nicht ſchöner ausgewählt werden könnte. Bei der Anmeldung gab es durch die neapolitaniſche Geberdenſprache einiges Mißverſtändniß, indem der Cameriere, der aus dem Zimmer des Grafen zurückkam, uns mit abwärts gewendeter Hand entgegen winkte, welches wir uns in das Deutſche nicht anders überſetzen konnten, als daß wir uns zurückziehen ſollten. Wir thaten dies, und da der Cameriere jetzt noch heftiger uns fortwinkte, beſchleunigten wir unſeren Rückzug, was jedoch nur Veranlaſſung ward, daß jener immer ſtärkere Bewegungen mit beiden Händen machte. Wir waren ſchon in den Vorſaal hinaus, als er uns einholte und uns nun mit Worten bedeutete, daß Excellenza uns zu empfangen bereit ſei und wir näher treten möchten.

Wir fanden bei dem Hrn. Grafen Voß die freundlichſte Aufnahme, eine frühere, nur flüchtige Bekanntſchaft wurde erneut, und durch das Wohlwollen einer höchſt gebildeten und liebenswürdigen Familie dürfen wir hoffen, daß uns der Aufenthalt in Neapel auf die anmuthigſte Weiſe verſchönt werden wird.

Um unſere Landsleute zu treffen, waren wir zur Mittagszeit in eine deutſche Trattoria beſchieden, die ſich den Freunden durch eine gefällige Wirthstochter und außerdem noch dadurch empfahl, daß bei bedrängten Umſtänden wandernder Künſtler

der Wirth die Kreide zur Hand nimmt und geduldig abwartet, bis die neapolitaniſchen Seeſtücke und Mondſcheinlandſchaften in Rom verſilbert worden ſind. Wir fanden die Einrichtung unſauber und keineswegs ſo einladend, um wieder hier einzuſprechen.

Nach Tiſch machten wir einen Ausflug zur See nach der Schule Virgils, wozu uns die Landſchafter und Landsmannſchafter Schirmer und Aalborn aus Berlin abholten. Wir mietheten jenſeits der Villa reale einen kleinen Kahn, den ein Vater Lazaroni mit ſeinem Söhnchen regierte. So ſtachen wir luſtig in die See, das Segel von einem leichten Hauche geſchwellt, fuhren wir unfern der Küſte des Poſilipps, den wir heute in ſeiner ganzen Ausdehnung kennen lernten, entlang, und freuten uns an den ſchönbebauten Hügeln, wo wir zum erſten Mal die Palme im Freien ſahen, und an den Höhlen und verfallenen Ruinen, in denen wir mehrere Landſchaften unſeres berühmten Landsmanns Catel wieder erkannten, welchem dieſe Umgegend ſich ſo ausſchließlich als dem allein Begünſtigten ergeben hat, daß kein anderer Künſtler ſich eines ſo vertraulichen Blickes, wie er, rühmen darf. Nachdem uns die Wellen ein Stündchen gewiegt und geſchaukelt hatten, erreichten wir die Spitze des Vorgebirges, welches der Poſilipp hier bildet (punta di Posilipo), und fuhren nun

zwiſchen den, von den Wellen zerriſſenen, von der Seeluft zernagten Sand- und Tuffſteinfelſen bis zur ſogenannten Schule des Virgil heran. Dieſe Schule beſteht in einigen Ueberreſten eines Bades aus dem Zeitalter der Luculle; doch entdeckt man auch Gemäuer aus einer ſpäteren Zeit. Der Felſen iſt vielfach durchbrochen und durchhöhlt, woher die Benennung dieſes Vorgebirges la Gajola (der Käfig) ſtammen mag. Eine Brandung des Meeres war trotz der vielen Klippen hier nicht zu ſpüren, und während die Künſtler ſich jeder ein Plätzchen zum Zeichnen wählte, ließ ich mich von unſerem Schiffer von einer Klippe zur anderen fahren, um das Vorgebirge in ſeinen verſchiedenen Einſchnitten und Aushöhlungen kennen zu lernen. Auf einer der Klippen ſteht ein einſames Häuschen von Stein mit plattem Dache, eine ſteinerne Treppe führt hinauf, einige Säulenknäufe, welche zu Sitzen dienen, liegen mehr zufällig, als abſichtlich, davor, und drei buntbemalte Statuen von Heiligen ſtehen auf einzelnen Spitzen. Ich hielt es für eine Fiſcherwohnung, da ich ein Netz dort liegen, ein zweites an einem langen Stabe da, wo man durchfahren muß, in der Form eines kleinen Klingebeutels befeſtiget ſah. Mich nahm dieſe Form Wunder, und ich fragte meinen Fuhrmann, was man denn für Fiſche in ſo kleinem Netze fange? worauf dieſer mit ſchalkhaftem Lä-

cheln zur Antwort gab: „Mit diesem Netze werden die frommen Seelen gefischt, und wenn Eccellenza eine gute Fahrt machen wollen, so dürfen wir hier nicht passiren, ohne uns fangen zu lassen. Was meine Seele betrifft, so ist sie nicht mehr als einen halben Gran werth, allein Ew. Eccellenza wird der St. Gennaro höher tariren. Dabei machte er sein Kreuz und warf seinen Kreuzer in das Netz, dem ich denn ein kleines Silberstück hinzufügte; sogleich kroch aus der oberen Spelunke ein eisbärtiger Alter in härnem Gewande hervor, als ob diese Kreuzspinne die Fliege gespürt, die sich in dem frommen Netze gefangen hatte, grüßte und segnete uns. Um die häusliche Einrichtung des einsiedlerischen Mannes näher kennen zu lernen, stieg ich an's Land und ließ mich in seine Zelle führen. Der ganze Hausrath bestand in einer Strohmatte, einigen Heiligenbildern, einem Wasserkruge und einem hölzernen Schemel. Der siebenzigjährige Greis erzählte mir, daß er seit einigen zwanzig Jahren hier wohne, den Ort nie verlassen habe und von dem lebe, was fromme Hände ihm brächten. Als ich von ihm näheren Bericht über die Scuola di Virgilio, von der er einen Theil bewohnte, verlangte, gab er mir zur Antwort: „selbst gekannt habe ich ihn nicht, er ist vor mir hier gewesen und war ein gewaltiger Magus, der große Thaten vollbracht hat;" und so zählte er von dem

Sante Virgilio eine Menge von Werken auf, von denen die Professoren auf dem Gymnasium uns nichts gesagt hatten, so daß wir in der That uns nun rühmen können, nicht ohne Gewinn zum zweiten Male durch die Schule Virgils gegangen zu sein. Obwohl nun mein alter Eremit von dem Virgil, den wir zu Hause kennen gelernt hatten, nicht das Mindeste wußte, so erinnerte er mich durch seine Aeußerung, daß der am glücklichsten sei, der so, wie er, sein Leben dem Nachdenken über die Geheimnisse der Welt gewidmet und, von ihr entfernt, weder das Schicksal, noch die Wellen des Meeres fürchte, an jene berühmten Verse des Dichters, die mir ein verehrter Lehrer einst in mein Stammbuch schrieb und die mir ein Wahlspruch für mein Leben wurden. Freunde, die nach mir die Einsiedelei besuchen, werden sie, wenn sie nicht zu schnell wieder von der Seeluft verzehrt sind, dort an dem Gemäuer finden:

Felix qui potuit rerum cognoscere causas
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari *).

---

*) Glücklich, welcher erkannt der Dinge verborgenen Urgrund,
Jegliche Furcht überwand und das unerbittliche Schicksal
Siegreich beherrscht und verachtet des gierigen Acherons Toben.

Nachdem ich mich mit einem Trunk frischen Wassers erquickt, setzte ich meine Fahrt nach einem gegenüberliegenden Felsen fort, auf welchem ich Ueberreste von altem Gemäuer bemerkt hatte. Von dem Fährmann erfuhr ich, daß diese Ruinen aus neuerer Zeit herrührten, wo es auf diesem Felsen immer sehr bunt hergegangen sei. Zuerst, so erzählte er, habe hier eine Capelle gestanden, dann sei daraus in der Revolution eine Weinschenke gemacht worden, später hätten die Franzosen eine Festung angelegt, und zuletzt sei wiederum eine Trattoria mit einem schönen Garten hier eingerichtet worden, allein die Regierung habe in Erfahrung gebracht, daß hier die Carbonari Zusammenkünfte gehalten, und so hätte sie ohne Umstände Befehl gegeben, das Haus zu demoliren und Niemandem mehr den Aufenthalt hier zu gestatten; jedoch fänden sich dann und wann zur Nachtzeit noch immer verdächtige Gäste ein. — Ich stieg durch eine Felsenhöhle wie durch eine Casematte auf steinernen Stufen hinauf und fand bald die Spuren der verschiedenen Bauwerke, die hier gestanden hatten, heraus. Am besten erhalten hatte sich von der Zeit, als hier ein Fort stand, ein Stück Caserne, wo steinerne Tische und Bänke noch vorhanden waren. Auch ein tiefer Felsenbrunnen war noch in gutem Stande, und an frischen Feuerstellen ließ sich erkennen, daß hier noch vor Kurzem irgend

eine geheime Gesellschaft einen nächtlichen Schmaus gehalten hatte. Wie aber überall die Natur über alle Verwüstung der Menschen und der Zeit Herr wird, so hatte auch hier sich Grünes und Buntes auf dem verfallenen Gemäuer angesiedelt, und in der zerstörten Gartenanlage blühen die Tulpen und Myrten auf ihre eigene Hand weiter, und die indischen Feigen legen ihre breiten Blätterzungen durstig auf den trockenen Sandboden.

Vor mir lag wiederum die schöne Begrenzung des Golfs; die Ansicht der am Felsen hinaufgethürmten Stadt genoß ich heute zum ersten Mal im hellsten Glanze, und wenn mir auch das stolze Genua noch frisch im Andenken war, so wirkte doch der Zauber dieser gegenwärtigen Schönheit zu mächtig, daß ich ihr nicht den Kranz gereicht hätte, den sie zwar nicht bedarf, da ihr der Himmel mit eigener Hand ihn ewiggrün um das heitere Haupt gelegt hat. Und dieser Kranz von immergrünen Eichen, Lorbeer, Limonen, Myrten und anderem Waldgesträuch ist es vornehmlich, wodurch Neapel an Reiz Genua, welches ganz von waldlosen Anhöhen umgeben ist, übertrifft; keine Braut trägt an ihrem Ehrentage einen schöneren Schmuck, und hier ist die Stelle, wo wir besser, als aus irgend einem Grammatiker, die Bedeutung des Namens „Parthenope" (Jung-

frauen-Antlitz), womit die Griechen einſt Neapel begrüßten, verſtehen lernen.

Die Freunde kamen jetzt, da die Sonne ſich neigte, mit ihrem Boot heran zu meiner Felſeninſel, und während Phöbus ſeinen Purpur über das Vorgebirge Miſene, die Inſeln Miſida und Iſchia ausbreitete, ſchenkte Bacchus von ſeinem köſtlichſten Purpur uns die Gläſer voll, und wir ließen die Gluth beider Götter wohlthätig auf uns einwirken. — Ein ſanfter Wellen- und Ruderſchlag trieb unſeren Nachen der Stadt wieder zu, deren erleuchtete Fenſter ſchon aus der Ferne uns entgegenblinkten. Später trat hinter dem Veſuv der Mond hervor, der wie eine Zauberlaterne am dunklen Himmel erſchien und uns die Inſeln und Gebirge in neuen, wunderbaren Umriſſen und Geſtalten zeigte, von denen wir am hellen Tage keine Ahndung gehabt. Bei Villa reale ſtiegen wir an das Land und fanden in der Trattoria bei Sta. Lucia unſere Geſellſchaft vom geſtrigen Abende wieder.

Siebenundzwanzigster Brief.

Neapel, im October.

Wir haben heute eine Privatwohnung am Meere bezogen. Da wir mehrere Wochen in Neapel und der Umgegend zuzubringen gedenken, war unser nächster Wunsch eine gutgelegene Wohnung, die wir auch, weil in dieser Jahreszeit der Andrang von Fremden nicht sehr groß ist, leichter fanden, als es in den Frühlingsmonaten der Fall gewesen sein würde. Unsere Freunde haben uns eine Wohnung verschafft, die ihrer Lage nach zu den schönsten gehört, die es auf der bewohnten Erde gibt.

Wir wohnen in der Straße Sta. Lucia a Mare, Nr. 21, im zweiten Stockwerk; das Haus steht auf der äußersten Spitze des Festlandes, welches hier in einem ausspringenden Winkel, wie ein Vorgebirge, in das Meer hineintritt. Dieses Vorgebirge besteht aus vulcanischem Gestein, wie der

ganze Posilipp, und obwohl es das Ansehen von schroffer Felsenwand hat, so ist es doch noch weicher als Sandstein. Unser Haus, welches am Fuße dieses Berges liegt, ist, wie die meisten Häuser an dieser Seite, zum Theil in den Felsen hinein gebaut, so daß die Rückwände einiger Zimmer und Corridore natürlicher Fels sind. So ist das Haus terrassenförmig an dem Felsen in die Höhe gebaut, und zwar bildet das flache Dach der Parterrewohnung einen offenen Balcon für die Wohnung des ersten Stockwerkes, und aus meinem Zimmer führt eine Glasthüre auf das Dach des ersten Stockwerks, welches unseren Balcon bildet, der so geräumig ist, daß sich ein kleines Gärtchen mit einem Springbrunnen darauf befindet. Das Dach oder vielmehr die Bedeckung unserer Zimmer bildet wiederum den Balcon für das dritte Geschoß, wo sich ebenfalls noch eine kleine Gartenanlage befindet. Da das Haus ein Eckhaus ist, so haben wir den Vortheil, daß der Balcon sich um den Felsen herumzieht und wir das prächtige Panorama des Golfs nach zwei Seiten hin übersehen können. Zu meiner Linken liegt die eigentliche Stadt zum Theil an dem Hügel hinauf, zum Theil an dem Meere entlang gebaut, die flachen Dächer, die eben so, wie das meine, zur Hälfte zu Gärten verwandelt oder doch mit Granatbäumen, Lorbeer und Orangerie besetzt sind,

geben der sonst düsteren Häusermasse ein belebtes, freundliches Ansehen. Unter uns in dem Meere liegt auf einem Felsen das Castello novo, welches hier zur Beschützung des Hafens und des Ufers schon vor alter Zeit angelegt wurde. Eine freundlichere Ansicht gewährt das k. preuß. Gesandtschaftshôtel zu meiner Linken, welches ebenfalls unmittelbar an dem Meere liegt und auf dessen Balcon, unter dem schützenden Schirm eines blau- und weißgestreiften Segeltuches, sich die Gesellschaft, von Blumen und Blüthen umgeben, versammelt. — Dahinter wird ein Theil des königlichen Pallastes sichtbar, und weiter hinab am Meere stehen auf der äußersten Spitze des Hafendammes der Leuchtthurm. Von den Schiffen, welche der innere Hafen aufgenommen hat, sah ich nur die braunen Masten, welche jedoch hier keinen so dichten Wald, wie in Genua, bilden. Eine russische Fregatte, welche den Gesandten, Hrn. von Ribeaupierre, nach Constantinopel bringt, liegt mit einigen anderen Kriegsschiffen auf der Rhede, oder eigentlich im Golf selbst, vor Anker und erinnert daran, daß wir hier nicht ein Bassin und Binnenwasser, sondern das offene Meer vor uns haben. Wie mit dem Cirkel ist der Halbkreis ausgeschnitten, welchen das Ufer vom Hafen an nach Portici, Resina bis Torre del Greco bildet, und hinter diesem Uferkranze von Städten und Gärten, welcher den

ſchimmernden Meeresſpiegel einfaßt, erhebt ſich der braunrothe, rauchende Veſuv mit ſeiner Nachbarin, der Somma, einem ausgebrannten Vulcane. Auf der ſchönen Linie, mit welcher der Veſuv ſich nach dem Hügel der Capelle der Camaldoli della Torre verflacht, gleitet das Auge mit demſelben Wohlgefallen hinab, wie über den ſchöngebogenen Rücken der mediziſchen Venus. Dies iſt keineswegs zu viel geſagt, und wenn mir früherhin die Begeiſterung der aus Italien zurückgekehrten Landſchaftsmaler für die italieniſchen Bergformen und Gebirgslinien übertrieben und gewaltſam erſchien, ſo erfuhr ich es nun an mir ſelbſt, welchen Zauber dieſe Linien ausüben. Auch von der ganz eigenthümlichen Durchſichtigkeit der hieſigen Atmoſphäre hab' ich Gelegenheit, mich von meinem Balcon aus zu überzeugen, denn von hier aus kann ich in dem mir gegenüber liegenden Sorrent in einer Entfernung von funfzehn Miglien die auf dem Piano liegenden Häuſer einzeln, ſogar der Farbe nach, mit bloßem Auge unterſcheiden. Was aber das ſonderbarſte iſt: bei trüber Stimmung der Luft rücken die Gegenſtände näher und werden deutlicher, wogegen ſie bei heißem Wetter, zumal bei Sirocco, von einem flimmernden, gelbbraunen Duft bedeckt werden. Gehe ich nun nach der anderen Seite meines Balcons, ſo hab' ich zunächſt den Theil der Stadt neben mir, der ſich an der

Villa reale und dem Posilipp hinzieht, ich verfolge die Gärten und Landhäuser dieses Bergrückens, steige dann hinüber zu dem Cap Misene und fliege von einer Insel zur andern. Der Epomeo auf Ischia steht auf dieser Seite als Grenzpfeiler, aber das Meer reiht die Inseln wie eine Korallenschnur an einander, und der am fernen Horizonte schimmernde Streifen der bewegten Wellen erscheint wie eine silberne Kette, welche die gegenüber liegenden Vorgebirge an einander schließt.

Hat man eine solche Welt der Wunderschönheit unmittelbar vor sich liegen, ohne daß man einen Fuß danach zu rühren nöthig hat, so verlangt einem gar nicht hinaus, es sei denn, daß eine Gondel oder ein Dampfboot vorüberfegelt; dann werden Wünsche beflügelt, denen man gern nachzugeben geneigt ist. So wenig wir aber auch geneigt waren, schon heute nähere Bekanntschaft mit dem Innern der Stadt zu machen, so veranlaßten uns hierzu die Briefe, die wir abzugeben hatten. Wie aber dem Fremden, zumal in den ersten Tagen, kein Schritt, den er durch Neapel thut, uninteressant ist, so gab es auch für uns, zumal auf dem Toledo, diesem eigentlichen Tummelplatze aller Ausschreier, vielfache Unterhaltung. Um jedoch einen reellen Gewinn von diesem Gange mit nach Haus zu bringen, richteten wir unseren Weg nach den Studien (gli Studj), dem großen

akademischen Gebäude, in welchem sämmtliche Kunstsammlungen aufgestellt sind, wo wir Briefe an den ersten Conservatore der Antiken, den Abbate Jorio, abzugeben hatten. Schon am Tage unserer Ankunft hatte das Museo Borbonico, wie es auch genannt wird, sich, als wir vorüberfuhren, durch seine ungewöhnliche Größe von Außen als ein außerordentliches Bauwerk angekündigt, und was die innere Anordnung betrifft, von der wir heute nur einen ganz flüchtigen Eindruck erhielten, so könnte sie, die Aufstellung der Gemälde ausgenommen, allen anderen Museen als Muster empfohlen werden, denn bei so großem Reichthume dürfte nirgend anderwärts eine so geschickte Vertheilung und Benutzung der Räume, und eine so zweckmäßige Aufstellung der Gegenstände statt finden. Als wir nach Sgr. Jorio fragten, wurden wir in die Säle der pompejanischen Wandmalereien gewiesen, die sich im Erdgeschoß zur Rechten des Einganges befinden. So sehr ich mich auch durch das mit mehreren Freunden in dem wissenschaftlichen Kunstverein in Berlin unternommene, gemeinsame Studium der Original-Zeichnungen zu dem Zahnschen Prachtwerke pompejanischer Wandgemälde, welches Hr. Buchhändler Reimer in Steindruck herausgegeben hat, für diese Denkmäler der antiken Kunst vorbereitet zu haben glaubte, so war doch die Ueberraschung für mich eben so

groß, als sie für eine unserer Damen fein müßte, die Alles, was Toilette und Ballstaat verlangt, erreicht zu haben glaubt, wenn sie den Paradiesvogel auf dem Kopfe befestiget hat und sich nun mit einem Male in Brasilien oder auf irgend einer der glücklichen Inseln von Hunderten solcher Vögel umschwärmt sieht.

Während ich gleich an einer der ersten in dem Saale aufgerichteten Seitenwand von kleinen pompejanischen Gemälden, welche an die schönsten niederländischen Stillleben erinnerten, festgehalten wurde, hörte ich auf der anderen Seite zwei Italiener in lebhaftem Gespräch, und zwar in einem archäologischen, wobei sich der Eine mit großem Vertrauen auf Ansichten und Urtheile Winckelmanns berief. Findet man hier einen solchen Landsmann genannt und gekannt, dann glaubt man an ihm in der Fremde einen guten Fürsprecher zu haben und ist geneigt, statt aller Empfehlungsbriefe sich als den Compatriota di Sgr. Winckelmann vorzustellen. Dies thaten wir auch und fanden bei dem Abbate Jorio — denn er war es, dem wir mit dem berühmten Sgr. Mai aus Rom in gelehrter Unterhaltung begegneten, die freundlichste Aufnahme. Beide Herren standen vor einem, erst im vorigen Jahre ausgegrabenen, Wandgemälde, welches wir bereits aus einer Zeichnung des Hrn. Professors Jahn kannten und worüber die deutschen Kunst-

freunde und Alterthumsforscher schon mehrfältige Erklärungen versucht haben. Ein schöne, halbentkleidete Frauengestalt liegt in freier Landschaft am Ufer eines Baches schlafend, mit dem Kopf in dem Schoße einer Dienerin, Amoretten und Traumgötter nahen sich, in der Ferne zeigt sich eine thronende Göttin. — Die Herren hier zu Lande haben sich nicht sehr den Kopf dabei zerbrochen, sondern das Bild ohne weiteres eine schlafende Ariadne genannt. Unser verehrter Hofrath Hirt hatte in dem wissenschaftlichen Kunstverein eine eben so gelehrte, als geistreiche Deutung dieses Bildes gegeben, indem er, mit Bezugnahme auf Homer, die Vermählung der Nymphe Passiphae mit dem Traumgott hier dargestellt findet. Da wir nun den hier in rühmlichem Andenken stehenden Sgr. Consigliere Hirt di Berlino als Landsmann und Bekannten nennen und sogleich an Ort und Stelle von seiner fortwährenden Theilnahme an jedem neuen Kunstgewinn Bericht und Zeugniß geben konnten, hatten wir Sgr. Jorio's Freundschaft für immer gewonnen. Sobald sich der, etwas vornehm sich gebarende, Sgr. Mai bald empfahl, nahm sich Ferund Jorio unser ausschließlich an. Die Persönlichkeit dieses Conservatore hat etwas so Ausgezeichnetes und Liebenswürdiges, daß wir uns freuen, an ihm einen treuen Führer durch die Labyrinthe der hiesigen Kunstschätze gewonnen zu

haben. Was den Umgang mit ihm vorzüglich angenehm macht, ist, daß er von jeder Art gelehrter Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei entfernt ist, ohne daß man bei ihm gründliche Gelehrsamkeit vermißt. „Es sind," sagte er uns, „nicht blos die alten Schriftsteller und noch weniger die Noten der neuerer Erklärer, welche uns in den Stand setzen, die alten Kunstwerke zu verstehen, eine Quelle gibt es, die man bisher viel zu wenig benutzt hat, und diese ist: unser gegenwärtiges Volksleben. Die Alten haben gebetet, geliebt, gespielt, Wein getrunken und getanzt wie wir, und vor Allem müssen wir unsere Sitten und Gewohnheiten kennen lernen, wenn wir die der Alten verstehen wollen. Wie können unsere Gelehrten, die nicht weiter als in den Beichtstuhl kommen, oder nur in ihren Bibliotheken sitzen, den Markt von Rom oder die Feste von Hellas verstehen? Ich seh' mich überall um, ich geh' zu den Handwerkern in ihre Werkstätten, zu den schönen Wäscherinnen am Brunnen, zu den Winzerinnen in den Weinberg, zu den Fischern an das Meer, und keine Kunst, kein Handwerk, keine Fertigkeit des Körpers ist mir fremd. Sie sollten mich zu Pferde sitzen sehen; man muß die Anatomie des Pferdes so genau, wie die des Menschen kennen, und selbst die Schwierigkeiten, welche das Studium des Nackten hat, mußte ich zu überwinden. Wir

wollen eine kleine Seefahrt machen, ich werde Ihnen die Vortheile unserer Schwimmkunst zeigen, und da versteht man, was es heißt: eine Brust, die sich den Wellen trotzig entgegen stemmt." Hierbei citirte er einen mir nicht mehr gegenwärtigen Vers aus der Odyssee und rühmte uns wiederholentlich seine Fertigkeit im Schwimmen.

Wenn wir nun auch in dieser, mit lebhafter Declamation vorgetragenen, Rede einen kleinen Anflug von jener Renommisterei erkannten, welche dem Italiener überhaupt eigen ist, wenn er lebhaft spricht, so lag doch im ganzen Sinn der Rede eine zu offenbare Wahrheit, als daß wir dieser unsere Anerkennung und Beistimmung hätten versagen können, zumal da Sgr. Jorio in seinem sonstigen Wesen durchaus nichts von gelehrtem Ciarletanismus hat. Zum Theil aber schien es auch, als wollte er uns gleich bei der ersten Bekanntschaft jede Befangenheit benehmen, welche uns sein priesterliches Gewand etwa machen könnte, wie wir schon früher Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß die Abbati und Monsignori gegen uns ultramontane Weltkinder gern affectiren, daß sie auch, wie wir zu sagen pflegen, mitmachen dürfen und in religiösen, wie in ihren Lebensansichten, zu den Liberalen und Aufgeklärten gehören. — Nachdem uns der gefällige Conservatore auf die interessantesten Bilder der Sammlung auf-

merksam gemacht hatte, führte er uns noch in den Saal der Metallstatuen, um uns hier zu einigen Figuren den, aus dem Leben gewonnenen, Commentar zu geben. Auch hierbei kam er wieder auf seine Lieblingsneigung, die Schwimmkunst, zu sprechen, indem er zwei Statuen, die man bisher für Diskuswerfer gehalten hat, für Taucher erklärt, die, um ein Stück Geld aus dem Meere hervor zu holen, sich vom Ufer aus mit vorgehaltenen Armen unter die Wellen stürzen; ein Kunststück, was wir bereits am Meeresufer gesehen hatten. „Wir wollen," sagte er, „heute nur einen giro oder Spaziergang durch die verschiedenen Säle machen, denn es ist immer gut, wenn der Fremde sobald als möglich sich hier mit dem bekannt macht, was ihm bevorsteht, was er hier finden kann, denn wittern die Freunde, die uns besuchen, erst unsere Meer- und Berglüfte, thun sie einen Blick nach den Inseln, nach Sorrent, oder gar nach Sicilien, dann ist es mit dem Studiren vorbei und wir bekommen sie nicht mehr zu sehen; — unser Museum gilt hier nur für einen Regenschirm, und als solcher steht er ihnen an jedem trüben Tage zu Diensten."

Die Sammlung der Marmorstatuen, Reliefs u. s. w. befindet sich ebenfalls in den unteren Räumen, und wenn diese auch nicht von solcher Ausdehnung sind, als die des Vaticans, so hält es dennoch nicht minder schwer, sich hier zu orien-

tiren, denn eher wird man die himmliſchen Kreiſe nach Zeichen und Conſtellation kennen lernen, als aus dieſem Irrſaal der Götterbilder ſich herausfinden, wie wir denn auch auf der heutigen Wanderung ein paar Freunde verloren, die wir, als wir von dem oberen Geſchoß wieder zurück kamen, hinter einer eiſernen Gitterthür herumirrend fanden, ohne daß ſie uns ſelbſt ſagen konnten, welcher Gott ſie dahin geführt. — Wir anderen hatten uns indeſſen mit den oberen Räumen bekannt gemacht; ich ſage — mit den Räumen, denn mit dem, was ſie enthalten, bekannt zu werden, war heute nicht unſere Abſicht. Die Bildergallerie iſt auf beiden Flügeln in mehrere große Zimmer und Säle vertheilt; ſo groß der Reichthum an vortrefflichen Bildern aus allen Zeiten und Schulen iſt, ſo ſcheint man dennoch auf die Anordnung dieſer Abtheilung des Muſeums nicht gleiche Sorgfalt, als auf die anderen Abtheilungen, gewendet zu haben. Um es flüchtigen Beſuchern bequem zu machen, hat man die berühmteſten Bilder in einen Saal zuſammengetragen, dem man die Inſchrift: „Scuola dei capi d'opera“ gegeben hat, als ob die Meiſterwerke der verſchiedenen Zeiten und Schulen wiederum unter ſich eine beſondere Schule gebildet hätten. Eine ſonderbare Begegnung führte uns hier einen Engel, der ſich auf der Außenſeite des Danziger Bildes grau in grau gemalt befindet,

im schönsten Farbenglanze entgegen. Dieser Engel ist nicht mit dem heiligen Michael in der mittleren Haupttafel des jüngsten Gerichts selbst zu verwechseln; obwohl er mit diesem in der Gestalt viel Aehnlichkeit hat, so unterscheidet er sich doch auf den ersten Blick dadurch, daß zwei Teufelskratzen ihm nahe stehen, von denen die Eine ganz schelmisch unter dem aufgehobenen Mantel des ritterlich geharnischten Engels hervorguckt. Zwei Donatare knien auf dem neapolitanischen Bilde, und zwei Heilige stehen daneben. Nach dem Kataloge wird dies Bild einem Neapolitaner, Simon Pepe, zugeschrieben, der ein Zeitgenosse van Eyks war. Dies Bild dürfte für die Kunstgeschichte in so fern vom höchsten Interesse sein, als dadurch die vielfach besprochene und bestrittene Frage: ob das Danziger Bild von Johann und Hubert van Eyk sei? eine endliche Entscheidung gewinnen könnte.

Eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewährten uns die in den Sälen der Bildergallerie aufgestellten Reliefs von Pompeji, die den Wunsch, sobald als möglich jene aus dem Grabe auferstandene Stadt zu besuchen, lebhaft aufregten. Auch die Tempel und Grabmäler von Pästum fanden wir hier in gutgearbeiteten Modellen, und wenn der Tempel des Neptun schon in dieser kleinen Nachbildung einen so großartigen Eindruck

machte, wie sehr mußte sich nicht das Verlangen steigern, ihn in der Nähe zu sehen.

Neu und überraschend war uns die Sammlung der antiken Hausgeräthe und Werkzeuge, die uns das häusliche Leben, den eigentlichen comfort der Alten, in einer so vollständigen Weise kennen lehrten, als ob wir uns mitten unter ihnen befänden. Mir ist es hier einleuchtend geworden, daß man bis jetzt viel zu wenig in deutschen Museen für dergleichen Sammlungen gesorgt hat. Die Kunstwerke schließen uns das Leben der Alten nur nach einer Seite hin auf; um sie ganz zu verstehen, muß man auch einen Blick in ihre häusliche Einrichtung, in ihre Wohnungen, ihre Werkstätten, in Küchen und Keller gethan haben, denn wer diese Schule nicht durchgemacht hat, der wird nicht im Stande sein, Catull, Tibull, Horaz und Properz, oder den Feinschmecker Martial zu verstehen. Unter den Küchengeräthen gefiel uns ganz besonders ein kleiner tragbarer Heerd, mit Vorrichtungen zum Braten, Backen und Kochen; Muscheln von Bronce zum Ragout, oder Macaroni en coquille, waren in zierlichster Form vorhanden; eben so runde Metallscheiben mit Aushöhlungen, um Eier darin einzeln zu backen oder zu kochen. Ein hoher Kunstsinn und die feinste Eleganz zeigt sich bei dem kleinsten und gewöhnlichsten Gefäß, doch sind die Lampen, die Schalen und

die Dreifüße ganz besonders geschmackvoll und kunstreich gearbeitet. Oft wird man überrascht, nicht nur Hausgeräth, sondern auch Handwerkzeug ganz so zu finden, wie unsere Handwerker es jetzt noch führen. So zeigte man uns unter dem Werkzeuge eines Hufschmieds das Messer zum Ausschneiden des Hufes von gleicher Form, wie es jetzt noch jeder deutsche Hufschmied führt, nur daß die Alten auch hierbei für Eleganz sorgten und auf dem Eisen selbst eine hübsch gearbeitete Vorstellung von dem Gebrauche dieses Eisens anbrachten. Auch an chirurgischen Instrumenten ist die Sammlung reich, allein hierin sind wir ihnen wohl überlegen, denn die der ars obstetricia angehörigen Zangen und dergleichen Hülfen scheinen keinen Vergleich mit einem Londner Besteck aushalten zu können. Selbst aus dem Keller und der Vorrathskammer sind noch beaux restes vorhanden; in Krügen und Trinkgefäßen eingetrockneter Wein, Früchte aller Art, ja sogar ein Körbchen mit Eiern, welche die Schale seit 2000 Jahren weiß und wohlerhalten bewahrt haben. Wenn ich schon in diesem Zimmer mich überzeugte, daß es eine Alterthumskunde gibt, für welche die Frauen sich lebhaft interessiren würden, so überzeugte ich mich hiervon noch mehr in einem anderen Zimmer, in welchem außer den geschnittenen Steinen sich auch eine schöne Sammlung von Damenschmuck befin-

det, worunter an Ringen, Armbändern, Ohr- und Halsgehängen von purem Golde ein reicher Vorrath. Auch Toilettengeräthschaften, Kämme, Haarnadeln von Elfenbein, und Schminkdosen fehlten nicht; doch lag, als Symbol der Häuslichkeit, ein Spinnrocken dabei.

Da auf neapolitanischem Gebiet zeither der Boden war, aus welchem vorzugsweise die Museen der ganzen Welt mit antiken Urnen und Vasen versorgt wurden, so darf man sich nicht verwundern, hier in diesem Fache das Außerordentlichste beisammen zu finden. Nur eine Sammlung gibt es, die selbst die hiesige noch an Reichthum und Vollständigkeit übertrifft, das ist die des Berliner Museums. Sehen wir aber, wie in Berlin das, mit dem Werthe solcher antiken Töpferarbeit noch nicht vertraute Publicum in Erstaunen geräth, wenn es hört, daß einzelne Vasen mit sechs und sieben tausend Thaler bezahlt wurden, so würden sie sich beruhigen, wenn sie hier Vasen, wie die mit einer Vorstellung des letzten Tages von Troja, bei Nola gefundene, sähen, welche der König an Ort und Stelle mit 10,000 Piaster bezahlte. Man fand diese Vase in eine andere eingesetzt und deshalb ist sie so vollkommen erhalten; was aber die Zeichnungen betrifft, die aus Hamilton und anderen Werken bekannt sind, so können sie durchaus nicht Anspruch auf beson-

ren Kunstwerth machen. Im Vergleich wenigstens mit den Wandgemälden kann man nicht umhin, die Zeichner der Vasengemälde noch um einige Stufen niedriger zu stellen; indessen war es hierbei auch nicht sowohl auf Malerei, als vielmehr nur auf die schöne Form des Gefäßes abgesehen, und in dieser Hinsicht verdient die Schönheit der Vasen dieselbe Anerkennung, wie die der Säulenordnungen.

Die Sammlung der antiken Gläser lehrte uns eine Kunst der Alten kennen, die uns bisher fast ganz fremd gewesen, denn wenn wir auch wußten, daß die Römer sich diese phönizische Erfindung angeeignet hatten, so hatten wir doch eine solche vollständige Kenntniß des Glasblasens bei ihnen nicht vorausgesetzt. Zwar kann die Masse ihres Glases, welche immer eine in das Grünliche spielende Trübung hat, nicht den Vergleich mit den durchsichtigen böhmischen und englischen Krystallen aushalten, allein es gibt fast kein Gefäß unserer Schenk- und Trinkstuben, kein Oel- und Riechfläschchen unserer Putz- und Speisekammern, welches man nicht in elegantester Form hier wiederfände.

In dem Waffensaale waren es vornehmlich Helme von griechischer Arbeit, welche durch Schönheit der Form und Ausführung der Verzierungen sich ganz besonders auszeichneten. Kein Helm aus

unſerem ritterlichen Mittelalter, der nicht hier ſein Vorbild fände; ſowohl die breite Hutkrempe der Sturmhaube, als auch das geſchloſſene Viſir des Ritters innerhalb der Schranke findet man bereits an dieſen Helmen, die außerdem mit getriebener Arbeit ſo reich und ſchön verziert ſind, daß man an der Ausführung des Schildes des Achilles nicht mehr zweifelt und es wohl begreift, wie der kunſterfahrene Gott der Schmiede bei den Alten ſo hoch in Ehren gehalten wurde.

Bedenkt man nun, daß in dieſem Gebäude ſich noch eine große Bibliothek, eine reiche Handſchriftenſammlung, ein ägyptiſches Muſeum, eine zweite Abtheilung antiker Gemälde, worin beſonders ſchöne Moſaik-Arbeiten, und noch einige reſervirte zoologiſche Cabinette befinden, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Umfange dieſes Gebäudes machen. — Sgr. Jorio lud uns mit vieler Freundlichkeit ein, ihn jeden Tag wieder aufzuſuchen, was wir mit zuverläſſiger Verſicherung verſprachen, worauf er bedenklich lächelnd hinzufügte: „Ich bin ſchon ſehr zufrieden, wenn ſie nur vor dem Regenwetter hier eine Zuflucht ſuchen.“

Als wir wieder am Ufer des Meeres uns reſtaurirt hatten, lockte das ſchöne Wetter uns bald wieder hinaus in das Weite, und nach der einmal angenommenen Gewohnheit, nicht eher neue Gegenden aufzuſuchen, bevor wir nicht an einer Lieb-

lingsſtelle heimiſch geworden, beſtiegen wir wiederum einen ſchaukelnden Kahn, der uns am Poſilipp entlang wieder hinaus nach der Schule Virgils trug. Die Landſchafter ſetzten ihre angefangenen Studien fort und wir Anderen erſtiegen die Spitze des Vorgebirges, um uns, wie geſtern, wiederum den Inſeln gegenüber, von den Wellen umbrauſt auf einſamer Felſenhöhe zu lagern und die uns umgebenden Götter wohlthätig auf uns einwirken zu laſſen. Auf ſolchem Lager, bald der Stadt, bald dem Veſuv, bald den Inſeln, bald der Ferne des unendlichen Meeres zugewandt, wird man inne, was es denn eigentlich mit dem dolce far niente beſagen will, wobei uns die oft gerühmte deutſche Vielſeitigkeit, die ſich das Fremdeſte leicht anzueignen verſteht, ſehr wohl zu ſtatten kommt.

Achtundzwanzigster Brief.

Neapel, im October.

So nah', wie hier, hatte ich noch in keiner Stadt Italiens mein Lieblingsplätzchen, denn wie schön es auch auf dem Posilipp, an der Schule Virgils, in der Villa reale und anderer Orten ist, so ist mein Altan, mein Schreibtisch, ja selbst mein Bett mir noch lieber. Wo wär' auch eine zweite Schlafstelle zu finden, wo uns, vom frühen Sonnenstrahl geweckt, der Vesuv mit glühender Rauchsäule den ersten Morgengruß bietet und wir durch ein einziges Fenster das Schönste sehen, was Himmel, Erde, Luft und Meer irgend aufzuzeigen haben? Es gehört hier immer ein Entschluß dazu, ein solches Zuhause zu verlassen, denn man kann sich nicht überreden, daß es anderwärts noch schöner sein könnte. Nur auf die ernstlichsten Vorstellungen der Freunde, daß man es doch nicht verant-

worten könne, von Neapel zurück zu kehren, ohne einen Lorbeerzweig von Virgils Grabe mit nach Hause zu bringen, wurde gestern dieser schöne Spaziergang unternommen, der uns an dem Tage unserer Ankunft nicht ganz gelungen war. Auf einem Abhange des Posilipp liegt ein etwas wild angelegter Weingarten; steinerne Stufen führen zu dem Gartenpförtchen, wo man uns auch diesmal eine gute Weile vergeblich klopfen ließ. Eine freundliche Winzerin trat mit einem Körbchen der schönsten Feigen und Trauben uns entgegen und entschuldigte sich so auf die angenehmste Weise, daß sie uns hatte warten lassen. „Ihr werdet," sagte sie zu einem der Maler, der schon öfter in dem Garten gezeichnet hatte, „heut der Cicerone sein, denn da ich zum Tanze gehe, mag ich nicht zum Grabe gehen." Der Freund versicherte, daß wir uns sehr gut allein zurecht finden würden, und die Winzerin verließ uns mit der scherzhaften Warnung, daß wir wohl bedenken sollten, daß wir zu dem Grabe des wunderthätigen Magus Virgils gingen, dem nicht zu trauen sei.

Auf vielfach verschlungenem Wege gelangten wir zu dem Grabgewölbe, welches eine niedere Kuppel von Backsteinen ist, mit kleinen Nischen, in denen einst Aschenkrüge standen, und mit einigen später hineingebrochenen Oeffnungen, durch die man zu dem Eingang in die Grotte des Posilipps

hinab wie in eine tiefe Schlucht blickt. Tritt man weiter vorwärts auf den Felsen, so gewinnt man eine freiere Aussicht nach der Stadt und dem Meere, und ein Lager hier war allerdings dem dumpfen Aufenthalte in dem Grabgewölbe vorzuziehen, so wie ich für meinen Theil die heiteren Eklogen des Virgilius Maro bei weitem den trüben Spuk- und Zauber-Mährchen vorziehe, die man sich hier von dem Dichter erzählt. Auch „Tytirus recubans sub tegmine fagi" mit seiner „tenui avena" fehlte zu den anderen Erinnerungen an Virgil nicht, denn über uns, auf vorragender Felsenspitze, saß unser Freund und Landsmann mit seiner Clarinette, und noch niemals hatte dies Instrument einen so unglaublich schönen Eindruck auf uns Alle gemacht, als an dieser Stelle, zumal da der Virtuos seine Phantasie dem Ort und der Gelegenheit wohl anzupassen verstand und uns ein Pastorale blies, welches in seiner Weise ebenfalls für eine Uebersetzung eines Virgilschen Hirtengesanges gelten konnte, so einfache und rührendfrohe Naturtöne wurden uns vorgetragen.

Der Hr. Graf Voß hatte Veranlassung genommen, sämmtliche hier anwesende Preußen zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen am 15. October zu einem festlichen Mittagsmahle einzuladen. Es hatten sich gegen dreißig Landsleute eingefunden, theils solche, die hier seit längerer Zeit schon

verweilen, wie unſer Geſandtſchaftsprediger, Dr. Bellermann, mehrentheils aber waren wir nordiſche Zugvögel, die der ſchöne Süden nur für einige Monate hierher lockte. An Bedeutung gewann dies Feſt dadurch, daß vor einem Jahre der durchlauchtigſte Kronprinz ſeinen Geburtstag in Neapel feierte. Mehrere aus der Geſellſchaft erinnerten daran, mit welchem Jubel der für die Schönheiten der Natur und der Kunſt empfängliche Fürſt in der heiterſten Geſellſchaft auf dem Veſuv ſich eines ſo glücklichen Tages gefreut habe. Zur Feier des heutigen Feſtes und zugleich zur Erinnerung der vorjährigen Feier wurde von der Geſellſchaft folgendes Lied geſungen.

Am 15ten October 1829.

(In Neapel.)

Bekränzt mit Lorbeer die kryſtall'ne Schale
Und klinget fröhlich an:
Es töne heut aus dem Kampanerthale
Der Jubel himmelan!

Ob noch ſo fern vom Vaterland wir wären,
Getreu das Herz uns ſchlägt,

Und freudig ſingen heut wir Ihm zu Ehren,
Der einſt die Krone trägt.

Wo aber gäb' es auf dem Erdenrunde
Ein reichgeſchmückt'res Land,
Wo Himmel, Erde, Meer zu ſchön'rem Bunde
Einſt Vater Zeus verband?

Und hier, wo, wie die alten Dichter ſingen,
Der Götter Heimath war,
Sind ſie nicht fern; und wie die Gläſer klingen,
Naht ſich die frohe Schar.

Herein! herein! Ihr ſeid willkomm'ne Gäſte,
Wir leben gern mit Euch!
Ihr ſchmückt die Hallen und bekränzt die Feſte
Mit Gaben voll und reich.

Es naht der Gott der Sänger und der Siege,
Apollon ſteigt herab,
Bringt heil'ge Zweige uns von Taſſo's Wiege
Und von Virgilens Grab.

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen edle Reben!"
Singt Bacchus wehmuthsvoll,
Doch heut will ich ſie vom Veſuv Euch geben,
Und Syrakuſer Blut!

Selene zieht am dunklen Himmelsbogen
Herauf in ſtiller Pracht,
Iſt Phöbus, ſpricht ſie, Euch am Tag' gewogen,
Gehöret mir die Nacht.

Und wie ihr Bild auf feuchtem Spiegel zittert,
Mit ſanft verklärtem Blick,
Vom milden Hauch der Himmelsluft umwittert,
Wer bliebe da zurück?

Neptun, gelockt vom zarten Wiederſcheine,
Fährt aus der Fluth empor,
Und in das Feſtlied ſtimmen im Vereine
Tritonen ein im Chor.

Da hören wir's in naher Bergſchlucht toben —
Das iſt Hephäſtos Schlag!
Aus ſeiner Werkſtatt donnert er nach oben,
Grüßt uns am frohen Tag.

Ich kenn' ihn wohl, des Nordens jungen Helden,
Ruft er vom Berges-Rand,
Und weiß von einem Götterfeſt zu melden,
Das er hier oben fand.

Da klangen auch, wo ich das Feuer ſchüre,
Die Gläſer hell und laut,
Und daß [illegible] and'rer Mund ſie mehr berühre,
Sind ſie mir anvertraut.

Doch ach! hier fand er nicht die holden Sterne
Mit treuem Liebesblick,
Mit banger Sehnſucht ſchaut' er in die Ferne
Nach ſeinem ſchönſten Glück.

Dank Dir, Hephäſtos, für ſo frohe Kunde,
Von ihm und ſeinem Glück,

Und ſei gewiß, er denkt in ſchöner Stunde
Oft an dies Land zurück.

Mag Berg und Meer und Thal dann wiederhallen,
Stoßt an und trinket aus!
Heil Ihm! Heil Ihr! die er erwählt vor Allen,
Und Heil dem Königshaus!

Neunundzwanzigster Brief.

Neapel, im October.

Von mehreren kleinen Ausflügen, die wir in die Umgegend gemacht haben, dürfte der nach Puzzuoli und nach Bajä für immer die schönsten und lebhaftesten Erinnerungen zurücklassen. Wir bestiegen Sonntag den 18ten in aller Frühe einen Fiaker auf dem Platze bei Villa reale, fuhren zuerst durch die Grotte des Posilipp, dann auf der mit einer Ulmenallee besetzten Chaussee am Meere entlang nach Puzzuoli, wo wir in der achten Morgenstunde eintrafen. Das Städtchen liegt unmittelbar am Meer, und hat ein heiteres Ansehen, denn über die Ruinen des alten Puteoli ist nicht nur Gras, sondern auch Gesträuch gewachsen; nur einige Tempel und ein Amphitheater sind in neuerer Zeit vom Schutt befreit worden. Auf

dem Marktplatze stehen der heilige Januarius und M. T. Cicero sich stumm einander gegenüber, auch wüßte ich nicht, was sich diese beiden Herren einander zu sagen hätten, nur so viel ist gewiß, daß die Straßenjugend vorzugsweise dem römischen Redner ihre Neigung zugewendet hat, denn während wir den Namen des Heiligen nicht einmal genannt hörten, wurde uns der Name Cicero's unaufhörlich gedoppelt zugeschrien, da eine Menge zerlumpter Cicerone sich bereit erklärten, uns in Cicero's Villa zu führen. Wenn schon an den Wochentagen die Straßen der italienischen Städte mit Tagedieben zur Genüge versehen sind, so drängen sich am Sonntag auch die sonst gewerbfleißigen Leute zu diesem Geschäft hinzu, und es hält in solchen, täglich von Fremden besuchten Orten schwer, nur bis zu dem Gasthof zu gelangen, ohne sich, im eigentlichsten Sinne des Wortes durch die gefälligen Anerbietungen durchzuschlagen. — Hatten wir uns nun auch von den Land-Ciceronen glücklich befreit, so wurden wir, sobald wir in dem, am Hafen gelegenen Wirthshause abgestiegen waren, von den See-Ciceronen nicht minder heftig bestürmt. Kaum hatten wir vier oder fünf zur Thür hinausgedrängt, so stiegen ein halb Dutzend andere zum Fenster wieder herein, und rühmten uns in verwirrtem Geschrei die Schwitzbäder Nero's, das Grabmal der Agrip-

pina, die hundert Kammern, die Cumäiſche Sibylle, den Eingang zur Hölle und noch viele dergleichen Herrlichkeiten, wohin ſie uns auf ihren Kähnen zu fahren, auf ihren Schultern zu tragen verſprachen. Endlich kam der Freund, der die Beſorgung eines Führers und Schiffets übernommen hatte, zurück, und dieſe ſorgten nun ſelbſt dafür, daß wir in Ruhe frühſtücken konnten. Da wir den ganzen Tag dazu verwenden wollten, uns in der berühmten Bai von Bajä umherzutummeln, ſo wurde das Schiff mit der nöthigen Proviſion verſehen. Wir ſtiegen zuerſt bei dem, nur durch einen ſchmalen Landſtrich von dem Meere getrennten, Lucriner See an das Land, in deſſen Nähe der Monte nuovo ſich erhebt, der den 30. September 1538 aus dieſem See über Nacht emporſtieg. Von hier traten wir eine Fußwanderung nach dem Averner See an. Der Weg dahin führt durch ein ſchattiges Gehölz, es wird immer einſamer und ſtiller, von dem Toben der Meeresbrandung hört man nichts mehr, der ſonſt in's Unendliche ſchweifende Blick iſt auf einen engen Raum begrenzt, und wie ein dunkler Zauberſpiegel liegt, von einem waldbewachſenen Hügel eingefaßt, der Averner See mit einem Mal vor uns. Die Heimlichkeit dieſer Gegend hat etwas ſo Düſtres und ſogar Unheimliches, daß es uns nicht befremden darf, daß griechiſche und römiſche

Dichter den Eingang in die Unterwelt, die Grotte der Sibylle von Cumä und die Nacht des kimmerischen Waldes hierher verlegten. Wir drangen bis zu dem Eingange der Sibyllen-Grotte vor, begnügten uns aber mit einem Blick hinein, da wir zu erhitzt waren, um den Gang in die kühle Unterwelt wagen zu dürfen, und kehrten nach unserer Barke zurück, die uns nach dem Hafen des berühmten, von den römischen Dichtern oft besungenen Bajä trug. Die Tempelruinen, die hier noch stehen, haben nichts Großartiges, weder Säulenreihen noch Stufen, nur einige Bogen und gewölbte Hallen von roher Bauart sind übrig geblieben. Die Zeichner vertheilten sich nach verschiedenen Punkten; ich warf mich an der Schwelle des Tempels der meerentstiegenen Göttin in die Wellen des Meeres. Hier gab es für mich die sonderbarste Begegnung, die mir noch zu Wasser vorgekommen war; als ich ein Stück seewärts geschwommen war, sah ich aus den Wellen zwei Köpfe auftauchen, die sich, so fremd und bärtig ihr Aussehen war, doch in gutem Deutsch unterhielten. Nicht wenig erfreut, auf dem unwirthbaren Elemente ein Paar Landsleuten zu begegnen, rief ich ihnen mit gastfreundlicher Miene, „woher des Landes? oder vielmehr, woher des Wassers?" zu. — „Directe aus Griechenland!" gab mir ein bärtiges Gesicht zur Antwort, welches

ich für den vielgewanderten Odysseus hätte anſprechen können, wenn er nicht die Cigarre im Munde gehabt hätte. War es nun auch nicht der herrliche Dulder von Ithaka, ſo war es doch ein ihm nah verwandter, vielverſuchter Kriegsmann, zugleich berühmter Schlachten- und Landſchaftsmaler, der Oberſt von Heidegger, der für die Befreiung Griechenlands gefochten, ſich dort manche ſchöne Landſchaft erobert, die ſchönſten Marſtälle arabiſcher Hengſte, viele ſogar nebſt Sattel und Zeug, auch einige Schlachtfelder, mit Allem, was darauf vorgefallen, heimbringt. Er kam, und zwar zu Waſſer, direct aus Nauplia; doch war er nicht, wie Lord Byron einſt über den Hellespont, durch das ioniſche Meer geſchwommen, ſondern hatte zu ſeiner Unterſtützung noch ein Schiff bei ſich.

Lieblich gewiegt auf dem Buſen der ſanftaufathmenden Bajä,
Trugen die Wellen uns jetzt wieder zurück an das Land.
Sorglos lagerten wir am grünbekränzten Geſtade,
Und der Olive Gezweig gab uns ein wirthliches Dach.
Scherzend tauchten die Nymphen herauf aus blanlicher Meerfluth,
Warfen mit neckender Hand ſchöne Geſchenke mir zu.

Denn in der Halle verbirgt Poseidon köſtliche Schätze,
Die er in ſtürmiſcher Zeit hier in die Tiefen verſenkt.
Faßten wir luſtig hinein in den goldenen Sand, in die Wellen,
Immer mit glücklichem Fang kehrten wir wieder zurück.
Hier gewannen wir uns die glänzende Purpurkoralle,
Die den gefürchteten Arm Livia's ſchmückte, da ſie
Mord verübte, die ſchöne Giftmiſcherin, als dem Marcellus
Sie mit verderblichem Kraut würzte das gaſtliche Mahl.
Dann auch fanden wir hier den köſtlich geſchnittenen Onyx,
Der in dem goldenen Ring zierte den Finger Lucull's,
Jenes leckeren Gaums, der hier mit dem Fleiſche der Sklaven
Sich die Muräne zum Mahl mäſtete ſchwellend von Fett.
Bunter Kryſtall auch kam uns zur Hand aus getäfeltem Prunkſaal,
Wo man zu künſtlichem Bild Steinchen zu Steinchen gefügt.
Was an geraubtem Gut, vom Indus und von dem Euphrat
Sich der Proconſul zurück, was von dem fluthenden Nil
Der Imperator zurück zu dem heimiſchen Herd ſich entführte,
Hier in dem glücklichen Golf häuften die Schätze ſie auf.

Doch nicht der Welterobrer allein und der ſchwelgende Cäſar
Bauten mit ſchimmernder Pracht hier ſich ein goldenes Haus,
Der Philoſoph auch ſuchte, der Dichter behagliche Wohnung
Hier in dem ſchattigen Hain, oder am Ufer des Meers.
Sagt, wo ſind' ich den glänzenden Saal, wo die Grotten und Tempel,
Die ſich die Götter erwählt, die ſich die Menſchen erbaut?
Trümmer nur liegen umher in grauenhafter Verwüſtung,
Weiter zurück aus dem See dampft ſolfatariſcher Pfuhl.
Aber ein heiterer Geiſt ſchwebt frei über Tod und Zerſtörung,
Und ohnmächtig erſcheint hier die vernichtende Zeit.
Noch umweht uns der Hauch balſamiſcher Düfte des Frühlings,
Wie er vor tauſend Jahr hier von dem Himmel geſtrömt.
Noch umtönt uns, Horaz, dein Lied, wir füllen den Becher
Mit der begeiſternden Gluth golden falerniſchen Weins.
Freudig bekränzen wir uns auf dem Grab mit Myrten und Lorbeer,
Und es entſchwebt aus der Gruft Pſyche mit freierem Flug!

Von der Landspitze, wo ich unter einem Oelbaum gelagert, mich von der Wasserpromenade ausruhte, brachte ich den Freunden nicht blos diese Verse, sondern auch eine Hand voll schöner Andenken, die ich mir theils selbst gefischt, theils von den am Ufer spielenden Kindern eingehandelt hatte, zurück. Das werthvollste ist ein antiker geschnittener Stein, Onyx, mit einer weißen und rothen Lage, in welchen ein gekrümmtes Fischchen gravirt ist; außerdem fand ich eine Menge farbiger, viereckter Steinchen, oder vielmehr antiken Glasfluß, wie er zu musivischer Arbeit verwendet wurde, auch einige Münzen, Korallen u. s. w. warfen die kleinen Wassernixen und Undinen, die in den Wellen mit aufgenommenen Hemdchen umherplätscherten, für einige Kupfermünzen mir zu.

Nachdem wir uns in den heißen Quellen der Bäder des Nero (stufe di Nero) einige Eier gesotten, und andere Merkwürdigkeiten des Ufers zu Schiff besucht, stiegen wir wieder an das Land, gaben den Schiffern die Weisung, uns an dem Vorgebirg Miseno zu erwarten, und traten nun zu Fuß den Weg nach den elysäischen Feldern an. Der Weg führte zunächst durch das Dorf Bacola, wo die Leute in ihrem Sonntagsstaat vor den Thüren saßen, und sich im Vergleich mit den Neapolitanern ungewöhnlich reinlich ausnahmen. Kinder, von der Sonne gebräunt, spran-

gen in weißgewaschenen Hemdchen wie kleine Dämonen uns mit blühenden Orangenzweigen entgegen, und stritten sich um den Vorzug, als Cicerone uns in das Elysium zu führen.

Das Wort Cicerone, glaub' ich, lernen die Kinder hier zu Lande noch früher, als „Papa" und „Mama" aussprechen, denn kaum, daß sie lallen können, so bieten sie sich auch schon als Führer und Begleiter an. Die Wohnhäuser von Bacola, sind, wie alle Dörfer und Städte hiesiger Gegend auf und aus Trümmern der Vorwelt aufgebaut; hier fanden wir sogar einige Gräber der alten Römer zu behaglichen Wohnungen eingerichtet. In den Nischen, in welchen einst die Aschenkrüge standen, haben jetzt Weinkrüge, Oelflaschen, Töpfe und anderes Hausgeschirr ihre Stelle, und auf dem Opferaltar stieg wohlgefälliger Duft aus dem Kessel, in welchem Maccaroni gesotten wurden, empor. — Durch die elysäischen Felder, wo Wein und Oliven vortrefflich gedeihen, gelangten wir zu einer Vigne, die auf der äußersten Anhöhe des Vorgebirges liegt, und eine Aussicht eröffnet, die wir wiederum: einen Blick in eine neue Welt, nennen durften.

Das Gefühl der Seligkeit in diesem Elysium erhielt eine noch bestimmtere Richtung durch einige Foglietten des trefflichsten Falerner, der uns aus einem vollen Schlauche unter dem Titel eines

„vino laminato dolce“ in goldenem Purpurſtrahle zuſtrömte. So fehlte uns in dieſem überirdiſchen Elyſium auch der Becher aus Lethe's Fluthen nicht, in welche jedes Andenken an die Bedrängniſſe des Lebens verſenkt wurde, aus denen uns aber dafür die ſchönſten Erinnerungen auftauchten. Wenn gute Freunde beim Weine unter dem Oelbaum oder der Palme ihr Lager aufſchlagen, dann ſind die Lieben in der Heimath immer der erſte und letzte Gedanke; es liegt ſo nah, in der Ferne die Gläſer auf Euer Wohl klingen zu laſſen, daß jeder eine ſo ſchöne Gelegenheit gern ergreift. Eine zweite Veranlaſſung, einen Feiertag zu machen, war es, daß wir heute den 18. October, den Schlachttag von Leipzig, feſtlich zu begehen hatten. Mehrmals ermahnten wir uns gegenſeitig, daß es nun Zeit zum Aufbruch ſei, da die Sonne ſchon wieder zu dem Epomeo hinabſank, allein wir befanden uns zu wohl auf dieſem Boden, auf welchem wir mit jedem Viertelſtündchen feſter wurzelten; denn nur zu leicht nimmt der nordiſche Gaſt hier etwas von der Natur italieniſcher Schmarotzerpflanzen an, die ſelbſt auf dieſen Felſenabhängen und Klippen gut gedeihen. Dennoch ſaßen wir nicht ſo feſt, als wir es vermuthet; ein dumpfer Donner in der Ferne zog unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, und als wir gleich darauf ein Beben der Erde unter uns ſpürten, waren wir

sämmtlich sehr schnell auf den Beinen, um den weiteren Verlauf des Phänomens als naturforschende Gesellschaft gemeinschaftlich weiter zu beobachten. Der Donner und die Erdstöße wiederholten sich noch einige Mal; die Naturforscher konnten sich jedoch nicht darüber vereinigen, ob der Vesuv uns diese freund- und nachbarlichen Stöße schicke, oder ob dieser Proceß am Himmel geführt werde, ob im Hafen ankommende Schiffe, oder in der Stadt der heilige Januarius mit einigen Kanonensalven regalirt würden. Waren wir nun auch nicht so empfindsam, wie die chinesischen Seidenwürmer, von denen oft eine ganze Plantage vom Schlag gerührt wird, wenn ein Hündchen sich die Freiheit nimmt, unter einem Maulbeerbaume zu klaffen, so trauten wir doch der Felsennase, auf welcher wir saßen, nicht so ganz, und fürchteten, wenn sich das Niesen wiederholte, abgesattelt zu werden, und in das Meer zu fallen. Dem kamen wir zuvor, und stiegen zu unserem Boot hinab, in der stillen Ueberzeugung, daß ein Erdbeben doch immer noch kein Meerbeben sei, und daß im schlimmsten Falle die Stöße zur See nicht so hart sein dürften, als die zu Lande. Noch einmal wurde der Schlauch, dessen Inhalt keineswegs so windig, wie der des Aeolus war, angezapft, und unser Schnellsegler mit einer Falerner Batterie wohl versehen. Die Lüfte wehten

günſtig, die Schiffer legten die Ruder nieder, die Segel wurden gehiſſt, und wir durchſchnitten die See im Fluge. Unſere Sänger ließen ſich nun auch vernehmen, und da die Geſellſchaft zu Ehren des heutigen Tages ein appartes Lied verlangte, bei welchem ein Jeder den Rundreim kräftig mitſingen könne, wurde das nachfolgende Lied als Improviſation vorgetragen.

Am 18. October
im Golf von Bajä.

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben wie die Götter,
Das Meer iſt unſer Luſtrevier,
Falerner gibt die Erde hier,
Der Himmel heitres Wetter.

Bald kehren wir in Bajä ein,
Den heißen Durſt zu ſtillen,
Bald fahren wir bei Fackelſchein,
Tief in die Unterwelt hinein
Zu trefflichen Sibyllen.

Wir grüßen dich, Camaldoli,
Auf hohem Königsſtuhle!
O ſchöner Golf di Napoli!
Wir weilen gerne ſpät und früh,
Virgil, in deiner Schule!

Im elyſäiſchen Gefild,
Und auf dem Peſtilyye,
Wird jeder Kummer uns geſtillt,
Und ſind die Gläſer angefüllt,
Wir fürchten keine Klippe.

Ein gutes Zeichen ſei uns heut,
Veſuv, dein Donnerwetter,
Heut ward das Vaterland befreit,
Es gilt dies Glas der großen Zeit
Und Blücher, unſerm Retter!

Und wer daheim was Liebes fand,
Denkt redlich an die Fernen,
Wohlan! den Becher friſch zur Hand,
Ein Lebehoch dem Vaterland,
Und ſeinen ſchönſten Sternen!

„Wer gern tanzt," heißt das Sprichwort, „dem iſt leicht gepfiffen! Und wer gern trinkt," dies haben wir öfters erfahren, „dem iſt leicht geſungen; zumal in dem Schiffchen, das uns am ſchönen Abende durch die Bai von Bajä zurück nach Puzzuoli trug. — Dieſe Witterung, dieſe Umgebungen, dieſer Blick in den tiefblauen Himmel, und — über das ſchimmernde Meer, dieſer Athemzug der reinſten Luft, dieſe ganze Stimmung der Natur bilden den muſicaliſchen Hinter-

grund und die vollſtimmige Harmonie-Muſik zu unſeren raſch geſungenen und raſch verklungenen Liedern.

Da wir in Puzzuoli keine Caleſſari mehr vorfanden — das Sonntagspublicum hatte ſie heut ſchon ſämmtlich in Beſchlag genommen — mußten wir uns entſchließen, den Rückweg nach Neapel zu Fuß zu machen. Wir hatten noch Zeit, vorher den Tempel des Jupiter Serapis zu beſuchen, von dem leider! die ſchönſten Säulen bei dem Bau des Schloſſes Caſerta verwendet worden ſind. Da man die Würfel der Säulenfüße zurückgelaſſen hat, kann man den Grundriß des runden Tempels und ſeines Porticus wohl erkennen. Daß der Zahn der Zeit an Allem, ſelbſt an dem härteſten Granit nagt, davon hatten wir ſchon oft Spuren gefunden, allein ſo in der Nähe, wie hier, hatten wir dieſe Feindin der Antike noch nicht zu belauſchen Gelegenheit gehabt. Wir fanden nämlich hier die noch übriggebliebenen Säulen vielfach durchbohrt und durchlöchert, ohne anfänglich die Urſache zu erkennen, bis wir endlich entdeckten, daß Tauſende von kleinen und größern Bohrmuſcheln ſich in dieſe Säulen auf langſam gewaltſame Weiſe einquartirt haben. — Von den Badezellen, welche als beſonders heilſam unter dem unmittelbaren Schutze des Gottes und der Aufſicht der Prieſter

ſtanden, ſind einige ſo wohl erhalten, daß ſie noch gegenwärtig als warme Bäder benutzt werden.

Der Heimweg zuerſt am Meere entlang, dann durch die ſchöne Ulmenallee, dem Poſilipp zu, war unterhaltend genug, da es nicht an luſtiger Geſellſchaft fehlte. Durch den Staub und das Getümmel der Grotte ſchlugen wir uns nicht ohne Gefahr und Anſtrengung hindurch, obwohl man eigentlich beſorgter iſt, als man es nöthig hat, da ja der Baumeiſter dieſer Straße, der alte Zauberer Virgil, als Schutzgeiſt hier Wache hält, ſo daß ſeit Menſchen Gedenken kein Unfall geſchehen iſt. In der Villa reale ruhten wir noch ein Weilchen auf einer Bank, und ließen uns die erquickende Seeluft entgegenwehen; dann wurde der achtzehnte October in der Corona di Ferro mit anderen guten Freunden, die nicht mit in Puzzuoli waren, beſchloſſen.

Nachſchrift.

Der Profeſſor Gerhard aus Rom, mein gelehrter und geehrter Freund, iſt hier eingetroffen; in ſeiner Geſellſchaft werden wir Pompeji und Päſtum beſuchen, wohin wir morgen oder übermorgen die Wallfahrt antreten werden.

Unſere Abreiſe iſt um einen Tag verſchoben

worden; der Falerner in den elyſäiſchen Feldern iſt ein bedenkliches Getränk, und beinah hätte er Einige von uns aus dem überirdiſchen in das unterirdiſche Elyſium geführt. Wir hatten bei der Seefahrt uns nicht vor Erkältung gehütet, und wurden in der Nacht von der heftigſten Kolik befallen, eine Krankheit, der freilich ſelbſt der vorſichtigſte Reiſende in Italien, und namentlich in Neapel ſo leicht nicht entgeht. Bei Einigen von uns nahm die Krankheit ſogar den Charakter der Cholera an, wenn auch nicht der aſiatiſchen. Unter den Mitteln aber, welche gegen dieſe heftige Krankheit genannt werden, vermiſſe ich Eines, welches wir mit Glück gegen die ähnliche Krankheit, die uns hier befiel, anwendeten. Als der Cameriere mich am frühen Morgen in dem beklagenswertheſten Zuſtande fand, und ich kaum Kraft hatte, ihm meinen Nothſtand zu klagen, beruhigte er mich mit einem: non dubitate, und verſicherte, daß wir weder den Doctor, noch den Apotheker brauchten, da er ſogleich das ſicherſte Hausmittel bringen werde. Bald kehrte er zurück, und brachte mir ein großes Glas „neve," eine Limonade mit kleinen Eisſtücken, wie ſtarke Hagelkörner, und wie bedenklich mir auch nach zeitheriger Praxis bei dieſer Krankheit der Genuß von Gefrornem zu ſein ſchien, ſo that es mir doch ſo wohl, den inneren Brand mit dieſen Eisſtücken abzukühlen, daß

ich bald ein zweites Glas verlangte, und merkliche Erleichterung verspürte. Damit war aber die Cur nicht vollendet; kaum fühlte ich mich stark genug, um aufstehen zu können, so führte mein Hausdocter mich hinab, ich mußte mir Bewegung machen, und in der Villa reale einen Teller mit Trauben essen. Am anderen Tage war ich völlig hergestellt; als Präservativ ist mir empfohlen, anstatt des Kaffee, ein Glas Nevé zu trinken, und so durch eine Grundlage von Eis mich gegen die Hitze des Tages zu schützen.

Dreißigster Brief.

Amalfi, den 22. October. Auf dem Kloster St. Francesco.

Nach einer kurzen, aber glücklichen Fahrt, auf welcher ich mehr Wunderbares gesehen und erlebt, als wenn ich mit Cook und Forster um die Welt, oder mit Herschel vom Sirius bis Uranus gesegelt wär, bin ich in dem schönen Amalfi angekommen. Es thut mir wohl, hier in der Einsamkeit einer Klosterzelle, wo der Lärm der Stadt und das Brausen des Meeres tief unter mir liegen, mich den Erinnerungen von Pompeji und Pästum, von wo wir hierher zurückkehrten, ungestört überlassen zu können. Obwohl sich hier schon wieder neue Herrlichkeiten vor mir aufthun, so wagte ich doch vorerst nur einen verstohlnen Blick hinein, und will mich in ihnen nicht zer-

ſtreuen, bevor ich nicht die Ergebniſſe der letzten Tage Euch mitgetheilt habe.

Wir verließen Neapel den 19. October früh bei guter Zeit, und fuhren zu drei, Profeſſor Gerhard, mein Bruder und ich in einem Wagen, der uns heut nach Salerno bringen ſollte, wobei wir Zeit hatten, mehrere Stunden in Pompeji zu verweilen.

Die neapolitaniſchen Vetturine ſind Schelme von einem Schlage, wie wir ihn noch nicht gehabt hatten. Wir waren noch innerhalb der Stadt, als ſich bereits ein Geſellſchafter einfand, der auf den Wink des Vetturins hinten aufſtieg; bald darauf ſtieg ein zweiter zu ihm auf den Bock, und auf unſere ernſtlichen Einwendungen, daß wir ausdrücklich den Wagen für uns allein bedungen hätten, ſuchte er uns mit dem hier gewöhnlichen: non dubitate — (ſein Sie ohne Sorge, oder, wie der Berliner ſagen würde: „Haben Sie man keene Bange nich") zu beruhigen, und fügte, ſo lumpig er ſelbſt gekleidet war, mit ſpaniſcher Grandezza hinzu: „questo è il mio cammeriere, e quell' altro il mio staliere!" Alle Einwendungen gegen dieſen Kammerdiener und Stallmeiſter waren vergeblich, vielmehr zogen dieſe nun auch noch von ihrem Anhang zu ſich herauf, es kam noch eine bella sorella und ein reverendissimo padre hinzu, und wir mußten innerhalb des Wa-

gens mehrmals deutsches Hausrecht geltend machen. Da indessen den Pferden die neapolitanische Galeppade nicht geschenkt wurde, und schon in Portici die blinden Passagiere sich zum großen Theil wieder verloren, so ergaben wir uns in unser Schicksal, zumal da wir sahen, wie die zweirädrigen Einspänner, die sogenannten Calessari, die mit ihrem Sitz in Form eines Tulpenstengels oder Lilienkelches, für eine einzige Person eingerichtet sind, oft mit sieben bis zehn Personen an uns vorbeidonnerten. Wie Kletten hängt und hockt auf solchem Carrikel die bunteste Gesellschaft über und unter einander; die Gabel der Deichsel, so wie eine ähnliche hinterwärts angebrachte Balancirstange sind besetzt, auf einem Tritt, wo bei uns kaum ein Bedienter stehen könnte, wissen vier bis fünf sich festzuhalten, und einer von unseren Cammerieres hatte sogar in einem, unter dem Wagen angebrachten Netze von geknoteten Stricken sich sein stilles Plätzchen ausgesucht, und war in dieser unsanft schaukelnden Hängematte so fest eingeschlafen, daß wir Mühe hatten, ihn zu erwecken.

Unsere lustige Begleitung und die mannigfaltigen Begegnungen auf der Landstraße, die wegen der fast ununterbrochenen Häuserreihe, welche die, längs dem Ufer gelegenen, Ortschaften bilden, zur lebhaftesten Stadtstraße wird, dabei die Aussicht auf das Meer und auf den uns immer

näher rückenden Vesuv waren Veranlassung, daß wir, eh' wir uns dessen versahen, vor Pompeji hielten. Wir ließen die Wagen vor der Stadt in der sogenannten Rappel-Taverne (taverna del rapillo) zurück, mit dem Bescheid, uns am anderen Ende der Stadt auf der nach Salerno führenden Straße am Nachmittag zu erwarten. — Pompeji wurde, nachdem es im Jahre 63 n. Chr. durch ein heftiges Erdbeben viel gelitten hatte, sechzehn Jahre darauf (79 n. Chr.) durch erneute Umtriebe des Vesurs und darauf erfolgten Ausbruch von einem mehrtägigen Aschen- und Steinauswurf ganz eingeschneit und eingehagelt*). Ueber anderthalbtausend Jahre ruhte diese, durch ihre schöne Lage mehr, als durch ihren Reichthum berühmte Stadt unter der Erde, die nur wenige Fuß hoch sich darüber gebildet hatte, und zu Feldern und Weinpflanzungen benutzt wurde. So wenig kümmert sich der Italiener, zumal in diesem Süden, um die Vergangenheit, selbst um die ihm so nah liegende; er gehört ganz der Gegenwart an, und für ihn hat die Traube, die auf dem Hügel reift,

*) Schon Plinius braucht dies, später noch oft wiederholte Gleichniß „der eingeschneiten Stadt." „Alles," (sagt er Cap. VI, 20.) „erschien den zitternden Augen verändert, und von Asche gleichsam wie mit Schnee bedeckt."

mehr Werth, als die ganze Stadt, die darunter begraben liegt. Zu den schönsten Eroberungen, welche die Ausländer, und namentlich die Franzosen in Italien gemacht haben, gehören die Städte und Schätze unter der Erde, mehr noch, als die über der Erde, denn jene sind der ganzen Welt zu Gute gekommen, und wir Alle laben uns noch daran, während sie diese für sich allein behielten. Deshalb ist auch König Murat, der Napoleonide, bei Künstlern und Gelehrten sowohl, als bei den Lazzaroni und anderen armen Leuten in dem besten Andenken, da während seiner Regierung immer viele Hunderte von Händen bei den Ausgrabungen beschäftigt waren, während man jetzt damit sehr sparsam umgeht, und wir fanden kaum zehn Arbeiter, die sich noch dazu sehr Zeit ließen, und das Sprichwort zu kennen schienen, daß Rom nicht an einem Tage gebaut worden sei. Nachdem unser gelehrter Freund uns in dem, vor dem Thore gelegenen Hause des Freigelassenen, Arrius Diomedes, und dem Landhause Cicero's mit der Einrichtung einer vollständigen Wohnung der Alten genau bekannt gemacht hatte, traten wir in die Gräberstraße ein. So ernst und feierlich dieser Name klingt, so pflegten dennoch die Alten ihren Grabmonumenten ein so heitres, an das Leben geknüpftes Ansehen zu geben, daß man ohne störende Anwandlungen von Schwermuth herzu-

tritt. Viele dieser Grabmäler sind wohl erhalten, zum Theil mit Marmor überkleidet, zum Theil von Backsteinen aufgebaut, und mit einem Kalk- und Gipsanwurf bedeckt. Zu jedem größeren Grabmal gehörte ein kleines Blumenbeet, von dem man noch die Einfassungsmauer findet; gegenüber waren an mehreren Stellen Ruheplätze für die Lebenden angelegt, auch hiervon haben sich einige noch erhalten; mehrere scheinen sogar die Bestimmung gehabt zu haben, sich hier dem frohesten Lebensgenusse zu überlassen. Von den Trümmern der Stadtmauer, zur Seite des Thores, genossen wir eine schöne Aussicht über den Golf von Neapel, und hielten darauf unsern Einzug in die Stadt selbst. In so unmittelbarer Nähe und Lebendigkeit war noch an keinem Orte Alt-Italien uns entgegengetreten; überall hatten wir nur Ruinen und Antiquitäten gefunden; Pompeji macht den Eindruck einer noch bewohnten alten Stadt, in welcher die Bürger eben ihre Mittagsruhe halten. Die Häuserreihen stehen noch in geschlossener Ordnung, die Dächer vermißt man nicht, da man in Italien sich daran gewöhnt hat, keine Giebel zu sehen, eben so ist es mit den Glasfenstern, die man schon in den kleineren Städten und Dörfern Oberitaliens nicht mehr antrifft. Dagegen leuchten uns aus den offenen Hallen und Gemächern die glänzenden Farben der

Wände, zuweilen mit den zierlichsten Malereien bedeckt, entgegen, und der Fußboden ist in den Zimmern oft so schön musivisch ausgelegt, daß man sich an der Thür nach der Bürste umsieht, um nicht mit bestäubten Füßen einzutreten. Nicht der feuerspeiende Vesuv und die zweitausend Jahre haben hier die schlimmste Verwüstung angerichtet, sondern die Conservatoren sind der eigentliche Ruin der Stadt gewesen und sind es noch. Erst wenn man sich in die inneren Gemächer führen läßt, sieht man, wie diese gelehrten Raubvögel hier mit ihrer Beute umgegangen sind. Wo sich irgend ein Wandgemälde oder ein Fußboden von Bedeutung blicken ließ, war man sogleich mit Meißel und Säge bei der Hand, und nachdem man, was sich an Hausgeräth nur irgend vorfand, rein ausgeplündert, wurde selbst dasjenige, was Wand-, Band-, Brand-, Niet- und Nagel-fest war, davon geschleppt, um in dem Museum der Alterthümer aufgestellt zu werden, während diese Gegenstände hier ganz an ihrem Platze waren. Nur in einigen Häusern findet man noch gute Gemälde, für deren Erhaltung zum Theil durch Glas und Rahmen gesorgt worden ist, allein nicht ein einziges Haus hat man — was doch so leicht auszuführen wär — so wieder hergestellt und aufgeputzt, daß uns etwas mehr als die vier leeren Wände gegeben würde, und wir die Anschauung

der inneren Einrichtung mit den Geräthschaften des Luxus und des Bedürfnisses, wie sie in alter Zeit vorhanden waren, erhielten. Die Phantasie und Einbildungskraft werden indessen hier so lebhaft aufgeregt, daß wir das Fehlende leicht ergänzen konnten, zumal wir durch das Museum von Neapel eine genaue Kenntniß von Allem, was in diese innern Räume gehört, uns bereits verschafft hatten. Da wir außerdem einen gründlichen Kenner des Alterthums zum Führer hatten, hielt es nicht schwer, uns in die Einrichtung und die häusliche Lebensweise eines Römers zurecht zu finden, und je genauer wir uns in diesen Wohnungen umsahen, desto mehr überzeugten wir uns, daß es die Alten sehr wohl verstanden, die höchste Eleganz mit der größten Bequemlichkeit bei der Benutzung der Räume zu verbinden, wobei freilich immer darauf Rücksicht genommen werden muß, ob man in das Haus eines vollständig eingerichteten Patriziers, oder in die dürftig versorgte Wohnung eines Plebejers tritt. Mehrentheils fanden wir die Vertheilung der Räume ganz so, wie sie die alten Schriftsteller uns beschreiben. Von außen verrathen diese Häuser nicht, was wir dahinter zu erwarten haben; da der schönen Römerin nicht gestattet war, am Fenster vorn heraus auf erhöhtem Tritt zu sitzen, um Fensterpromenaden der vorbei paradirenden Cavaliere anzu-

nehmen, da eben so wenig der Mann es für angemessen fand, die Nachbarschaft gegenüber, oder die Straßengesellschaft zum Zuschauer bei seinen Gelagen und sonstigen häuslichen Vergnügungen und Beschäftigungen zu haben, so finden wir die Front nach vorn heraus entweder zu Verkaufsläden eingerichtet, oder das Haus liegt tiefer zurück, so daß man zuerst in den Vorhof (vestibulum) tritt. Dieser führt zur Vorhalle (atrium), in welcher die Wände oft reich mit Malereien verziert sind; Nebenzimmer für die Dienerschaft liegen zu beiden Seiten. Jetzt tritt man in einen zweiten Hof (impluvium), in welchem eine bedeckte Cisterne zur Auffammlung des Regenwassers liegt, woraus, wie aus einem Ziehbrunnen das Wasser in Eimern heraufgewunden wurde. In dem Hause des Arrius Diomedes sahen wir noch in der Brunneneinfassung von Lava den Einschnitt der Stricke. Da hier ein kühler Aufenthalt war, zumal dieser Hof gewöhnlich noch mit einem Säulengange (peristylium) umgeben ist, pflegte dies den Tag über ein beliebter Aufenthalt zu sein. Die Schlaf- und Wohnzimmer umgaben diesen Hof, aus welchem man entweder in einen geräumigen Saal, oder in ein Hausgärtchen (viridarium) tritt. Auf diese Gärtchen scheint man eine ganz besondere Sorgfalt verwendet zu haben; wir fanden wohlerhalten darin die zierlichsten Brunnengrotten, mit Mu-

scheln und Steinchen ausgelegt, wie es in den französischen Gärten vor funfzig Jahren bei uns beliebte Mode war. Es könnte wohl dieser chinesische Putz einigen Verdacht gegen den Geschmack der Pompejaner in dieser Zeit erwecken, wenn wir nicht zu viele Beweise daneben fänden, daß selbst in dieser späteren Zeit noch immer ein schöner Nachklang der griechischen Kunst sich erhalten hatte. Vor Allen aber ist es die Malerei, die uns an ein classisches Alterthum erinnert. Mit den großen Ansprüchen und Prätensionen freilich, die wir heutiges Tages an die technische Vollendung und Ausführung dieser Kunst machen, dürfen wir nicht zu solchen Werken treten. Unsre jungen Künstler gefielen sich daher auch hier wieder in einer scharfen und bittern Kritik „dieser elenden Mauerpinseleien, die wir auf den Aushängeschilden unserer Schnappsläden und auf einer jeden französischen Tapete bei weitem besser finden könnten." Dabei wurden, was selbst uns Laien in der Kunst nicht schwer geworden wär, die offenbaren und handgreiflichen Mängel der Zeichnung, die leichtfertige Behandlung des Faltenwurfs, die fabrikmäßige Pinselführung, Mangel an Perspective und Helldunkel nicht unbemerkt gelassen. „Dieses Herabsetzen der alten Kunst," wurde den Künstlern entgegnet, „gilt, wir wissen es recht wohl, nicht so sehr Euren alten Collegen,

sondern bei weitem mehr den neueren Kunstfreunden und Alterthumsforschern, die zum Theil mit übertriebenem Eifer Alles, was neuere Kunst heißt, verachten, und wohl gar so weit gegangen sind, die Künstler unserer Tage zu diesen Alten in die Schule schicken zu wollen. Wir geben Euch gern zu, daß es sehr bedenklich um unsere Akademien und Ateliers stehen würde, wenn sie für Zeichnung, Anatomie, Perspective und Colorit keine anderen Vorlegeblätter, als die Pompejanischen Wandmalereien geben könnten; einen Vorzug aber müssen wir dennoch für die classische Kunst in Anspruch nehmen, — geistreiche Erfindung und geschickte Verwendung für das Leben, und hierin werden sie für immer unsere Vorbilder und Meister bleiben." Wir waren eben in den Theil der Stadt gekommen, wo die neuesten Ausgrabungen zu Tage gefördert waren. Unter den Gemälden, die wir selbst in einem, noch halb von Schutt bedecktem Hause von Staub und Asche befreiten, fanden wir eine Vorstellung des Narciß, bei welcher die Künstler sogleich ihre, gegen die alte Kunst angeführten Argumente, wir aber die unsrigen für dieselbe geltend zu machen suchten. So einfach der Mythus dieses eitlen, in sein eignes Spiegelbild verliebten Jünglings ist, so haben ihm dennoch die Alten eine so große Mannigfaltigkeit in der Darstellung abzugewinnen

verſtanden, daß, obgleich wir in dem Muſeum bereits an zehn verſchiedene Compoſitionen dieſes Gegenſtandes geſehen haben, wir hier wiederum dennoch eine neue fanden. Narciß ſitzt an einem reichverzierten Becken oder Baſſin, in welches Amor aus zierlich geformtem Kruge das Waſſer gießt. Die Andeutung, daß Amor ſelbſt es iſt, der dem ſchönen Jüngling den kryſtallenen Spiegel bereitet und vorhält, erſchien den Kunſtfreunden ſo zart gedacht, und die ganze Gruppe ſo gut ausgeführt, daß wir für dieſes Bild den Vorzug der geiſtreichen Erfindung vor vielen anderen in Anſpruch zu nehmen uns für berechtiget hielten, wogegen die Künſtler mit gleicher Lebhaftigkeit einige auffallende Verzeichnungen in Rechnung ſtellten. Die Hitze des Streits und des Tages hatte uns durſtig, und der Durſt friedlich geſtimmt, weshalb wir uns durſtig und friedlich in dem Hauſe des tragiſchen Poeten im Triclinium niederließen, die Sklaven brachten gefüllte Krüge, und für das Gabelfrühſtück war auch geſorgt. Wie arm und untergeordnet erſcheinen alle gelehrte Hiſtorien und Speculationen über das Alterthum, alle Scholien und Commentare, Noten und Emendationen, gegen dies Leben an Ort und Stelle unter ihnen! Da wir uns für einen zweiten Beſuch die öffentlichen Gebäude, Theater und Tempel vorbehielten, ſo beſchränkten wir uns diesmal auf die Privatwoh-

nungen, mit denen wir auf das Genaueste bekannt zu werden suchten, was hier nicht ohne Beschwerde zu erreichen ist. Diejenigen Häuser nämlich, in denen irgend etwas Sehenswerthes vorhanden ist, sind mit Gitterthüren verschlossen, und ein jedes hat seinen eignen Custoden, wozu Invaliden verwendet werden. Dies ist für den Fremden in so fern unbequem, als ein jeder dieser Haus- und Hofmeister dem anderen den Zuspruch abzujagen sucht, und für ein jedes Haus ein besonderes Trinkgeld gefordert wird. — Es that uns wohl, aus den unbedeckten Gemächern der Häuser und den offnen Hallen des Marktes endlich einen schattigen Platz zu erreichen, wo ein von Thränenweiden und Platanen umgebener Brunnen eine erfrischende Kühlung gewährte. Man nennt diesen Platz das Soldatenquartier, weil man beim Aufgraben hier eine Art Rüstkammer gefunden hat. — So durchstreiften wir sämmtliche Haupt- und Nebenstraßen der Stadt, und das classische Pflaster von Pompeji, dem es nicht an lateinischen Zeilen fehlt, hatte unsere Füße ziemlich ermüdet, obwohl die hochgelegenen Trottoirs oder Bürgersteige für den Fußgänger bequemer sind, als wenn man durch diese Straßen fahren sollte. Zwar ist der Fahrdamm mit breiten Lavastücken belegt, allein die Räder haben an vielen Stellen tiefe Rinnen eingeschnitten, woraus

man ſieht, daß ſich das Fuhrweſen hier nur auf die Karren der Landleute beſchränkte. Die Straßen, welche in der Stadt zu den Theatern führen, ſcheinen für Wagen ganz geſperrt geweſen zu ſein; hier bemerkten wir keine Rinneneinſchnitte der Räder, dagegen aber in der Mitte der Straße in beſtimmten Zwiſchenräumen hohe Würfel eingeſetzt, welche das Durchfahren verhinderten, und zugleich das Ueberſchreiten der Straße bei ſchmutzigem Wetter erleichterten.

Ein Winzer von dem Hügel jenſeits des Theaters brachte uns ein Körbchen mit Trauben, die auf der Aſche von Pompeji vortrefflich gedeihen, am Brunnen wurde mit Limonen, Wein und Zucker eine kühlende Limonade gemacht, und mit erfriſchten Kräften und ſchönen Erinnerungen beſtiegen wir in Gemeinſchaft des Landſchafts- und Architektur-Malers Beckmann aus Berlin, der ſich an uns angeſchloſſen hatte, unſern Wagen, der in der Nähe uns erwartete, und fuhren auf gutgebahnter Straße dem ſchönen Salerno zu. Der Blick von der Anhöhe herab auf dieſen Golf hat zwar weder das Impoſante der Umgebung von Genua, noch das überraſchend Mannigfaltige und Unbegreifliche des Golfs von Neapel, allein die Ausſicht hatte einen ſtillen, eigenthümlichen Reiz, zumal heut in der magiſchen Beleuchtung der untergehenden Sonne. Die Gebirgslinien ha-

ben eine ähnliche liebliche Phyſiognomie, wie die Albaner Gebirge bei Rom, und unſere Künſtler waren nicht länger im Wagen zu halten; ſie baten die Gegend noch um eine Sitzung im Abendroth, und brachten uns die intereſſanteſten Silhouetten der bis nach Päſtum überſichtlichen landſchaftlichen Schönheiten nach Salerno, wo wir ſie in einer wohleingerichteten Trattoria am Meere erwarteten. — Leider ſahen wir uns genöthiget, unſer Nachtquartier in einer nicht empfehlenswerthen Herberge bei Signor Zuppo zu ſuchen, da in den andern Wirthshäuſern kein Platz mehr war. Während die Freunde für einen Fuhrmann ſorgten, der uns in aller Frühe am folgenden Tage nach Päſtum bringen ſollte, machte ich noch einen einſamen Spaziergang an das Meer hinaus. Am fernen Horizonte lag auf dem dunklen Meere ein langer Streifen des Abendrothes, glühend wie eine Kohle, ſo daß die Schiffe, die auf der Höhe des Meeres vorüberfuhren, ſich wie Figuren im chineſiſchen Schattenſpiel zu verfolgen ſchienen. Am Himmel ſtand das erſte Viertel des Mondes, und daneben die leuchtenden Sterne der Venus und des Mercurs, die einander ſtill zublinkten.

Wanderlied.

Am Golf von Salerno.

(Den 19. October.)

Die Sonne ſtieg hinunter
Am goldnen Meeresrand,
Es ward ihr ſo ſchwer zu ſcheiden
Von dieſem ſchönen Land.

Nun kam der Mond gegangen,
Und blickt ihr ſchweigend nach,
Und kann ſie nimmer erreichen,
Wie weit er wandern mag.

Zwei Schifflein zieh'n vorüber,
Wie Schatten ſo geſchwind,
Getrieben fern von einander
Von Wellen und von Wind.

Zwei Sternlein geh'n am Himmel,
Mit bleichem Angeſicht,
Sie ſuchen und ſuchen ſich immer,
Und finden ſich doch nicht.

Ach! Sonne, Mond und Sterne,
Die wandern ſtill und ſtumm,
Und kommen ſie nicht zu einander,
Sie kümmern ſich nicht d'rum.

Doch wer zu seinen Lieben
Sich sehnt mit raschem Blut,
Der hat es wohl erfahren,
Wie weh das Wandern thut!

Von Salerno nach Pästum hat die Gegend nicht die schöne Abwechselung, wie von Neapel nach Salerno, da der Weg, auch da, wo er sich vom Meere entfernt, im ebenen Lande hinführt; zur Linken nur hatten wir einige Hügelreihen, die sich durch gefällige Formen auszeichneten. Die Erwartung aber, heut noch unter den berühmtesten Tempeltrümmern von Großgriechenland zu wandern, nahm unsere Gedanken so in Anspruch, daß wir der Gegend wenig Aufmerksamkeit schenkten. So waren wir ganz bei der Vergangenheit, bis uns der rauhe Fährmann der Sele, vordem Silurus, durch unbillige Forderung an die Gegenwart erinnerte. Die neapolitanische Regierung hat die Brücke, die ehemals über diesen Fluß führte, verfallen lassen, erhebt aber von den Fremden noch immer einen Brückenzoll von beinahe drei Thaler. Diese theure Selen-Wanderung hätten wir jedoch ersparen können, wenn wir die Pferde diesseits des Flusses gelassen hätten, wo wir dann als Seelen zu Fuß an diesem si-

gischen Gewässer nur den gewöhnlichen Obolus erlegt hätten.

Aus einer armseligen Bauernhütte, vor dem alten, von großen Werkstücken aufgethürmten Stadtthore, kamen einige Kinder herausgeschlichen, und boten uns Münzen und kleine Figuren von gebranntem Thon, wie man sie hier in großer Menge findet, an. Eine ältere Person trat hinzu, die sehr wohl für die Großmutter dieser Kinder gelten konnte; wie sehr erstaunten wir, als wir von ihr hörten, daß sie die ältere Schwester und noch nicht zwanzig Jahr alt sei. Eine böse Fieberluft vergiftet hier das Leben, kein einziges frisches Gesicht begegnete uns, alle sehen abgezehrt und gelb aus, die Kinder haben unnatürlich aufgetriebene Leiber, und es scheinen sich hier nur die Büffel und Schweine wohl zu befinden. Die, von griechischen und römischen Dichtern besungenen Rosen, die hier in dem alten Posidonien in üppiger Fülle blühten, sind verschwunden, das Land der Sybariten ist rings umher, wenn auch nicht zur Wüste, doch zur Wildniß geworden, nur der Weinstock hat sich von der Fieberluft nicht verdrängen lassen, wir fanden in einem Gehege die schönsten Trauben, aber keine schöne Winzerin reichte uns das Körbchen, eine bleiche, verzerrte Gestalt, die es in Zweifel ließ, ob sie ein Bild des Hungers oder der Pest zu nennen sei. Mit-

ten, aus dieſen wüſten und grauenhaften Umgebungen erhebt ſich ſtandhaft, unerſchüttert und ernſt der alte Tempel Neptuns, der, obwohl er dreitauſend Jahr auf ſeinen Schultern trägt, und ſeine Stirn von der Zeit gefurcht wurde, in der Ferne noch ein ganz unverfallenes Anſehen hat. Die Stufen ſind frei, die hinauf zu ihm führen, die Säulen ſtehen vollzählig, und tragen die Laſt der Architrave aus ungeheuern Werkſtücken, und das Frontiſpiz der Vorderſeite hält feſt geſchloſſen zuſammen, wie aus einem Stück gehauen. Es iſt wahr, das Pantheon, die Peterskirche, das Coloſſeum machen einen gewaltigen Eindruck auf den, der ſie zum erſten Male ſieht, allein vor dieſem Tempel war unſere Ueberraſchung ſo groß, als die eines Kindes ſein mag, welches bisher nur mit dem Kätzchen und Seidenhäschen ſpielte, und nun zum erſten Male den Löwen erblickt. — Wenn gleich dieſer Tempel der Maſſe nach von den genannten Bauwerken überboten wird, ſo iſt doch hier das Maß*) von einer Wirkung, wie ſonſt nirgends. Mit heiliger Scheu näherten

*) Der Tempel bildet ein längliches Viereck, deſſen Länge 175 Fuß, deſſen Breite 72 Fuß beträgt. Die beiden Fronten haben eine jede ſechs, die Seitenwände vierzehn gerieſte Säulen von 27 Fuß Höhe und 18 Fuß Peripherie.

wir uns dieſem Tempel, der vor andern Bauwerken, die aus dem Alterthume auf uns gekommen ſind, auch noch den Vorzug hat, daß, je näher man herzutritt, je genauer man ihn ſieht, deſto vollſtändiger erſcheint er, deſto mehr ſtellt er ſich als ein Ganzes dar, an welchem das geübte Auge das Fehlende leicht ergänzt. Er gleicht darin den berühmten Bildwerken der griechiſchen Sculptur, dem Hercules und Illyſſus der Elginſchen Sammlung, oder dem Torſo des Vaticans, die, je näher man hinzutritt, je länger man ſie anſchaut, deſto mehr an Leben und Wahrheit gewinnen, und ſich ſelbſt unter unſern Augen zu ergänzen ſcheinen. Unſere Künſtler erholten ſich bald von ihrem Erſtaunen, und ſuchten mit ihrem Griffel ſich des Tempels zu verſichern, vor dem auf wüſter Haide eine ſechzehn Fuß hohe Aloe mit hundert flammenden Blüthen als Fackelträger ſtand.

Päſtum.

Den 20. October.

Gegrüßt ihr Tempeltrümmer,
Verſunkener Altar,
Wo einſt in goldnem Schimmer
Poſeidons Heimath war.

Die reichgeſchmückten Hallen
Sind ihres Schmucks beraubt,
Der Säulen Häupter fallen
Verwittert und entlaubt.

Wo einſt im Flug der Adler
Den weiten Himmel maß,
Da krächzen heiſ're Raben,
Und ſuchen ihren Fraß.
Es ziſchen böſe Schlangen
Aus feuchtem Grab empor,
Es ſtreckt die gift'gen Zangen
Der Skorpion hervor.

Die Roſen ſind verſchwunden,
Die einſt der Jungfrau Hand
Zum vollen Kranz verbunden,
Sich in die Locken wand.
Es zieh'n die Hungerbleichen,
Die kranken Menſchen dort
Matt, wie lebend'ge Leichen
Durch den verlaſſ'nen Ort.

Es hebt ſich, wie ein Kaiſer
Auf wüſtem Fels verbannt,
Der alte, heil'ge Tempel
Hoch an des Meeres Rand.
Der Purpur iſt verblichen,
Der glänzend ihn umfloß,
Zerfallen iſt die Krone,
Die einſt ſein Haupt umſchloß.

Bei nächtlich ſtiller Weile
Nptun dem Meer entſteigt,
Setzt auf die Stufen ſich nieder,
Und ſchüttelt das Haupt und ſchweigt.
Dann ſtampft er in den Boden
Mit ſeinem Dreizack hart,
Und rauft mit wilder Geberde
Den triefenden, greiſen Bart.

Er ſtarrt zur Erde nieder,
Der Dreizack entſinkt der Hand,
Da ruft er mit tiefem Jammer:
O! du, mein Griechenland!
Gib dich zur Ruh, du Alter,
Steig' nieder in dein Meer,
Dein Griechenland wird leben,
Noch lebt Athen und Homer!

Von den beiden anderen Tempeln, deren Säulen mit den ſie verbindenden Architraven hier noch ſtehen, wird der eine für eine Verſammlungshalle (Baſilica) gehalten; den anderen nennt man einen Tempel der Ceres. Dieſer letztere hat das Eigenthümliche, daß ſich darin zu beiden Seiten der Zelle, in welcher der Altar ſtand, gemauerte Gräber befinden. Der Gedanke, ſich nach dem Tode dem Schooße der Erde unter dem Schutz der Ceres anvertraut zu wiſſen, hat etwas Be-

deutsames, und steht in naher Beziehung zu dem Mythus dieser Göttin, der die Tochter von dem Gott der Unterwelt entführt wurde, und die mit Wehmuth das Korn in die Erde senkte, und in dem grünen Halme sich die tröstliche Hoffnung der Wiederkehr des geliebten Kindes zu erhalten suchte.

Mein gelehrter Freund stellte nun noch eine Excursion nach den Ruinen eines Amphitheaters und eines gewölbten Stadtthores an, wohin ich ihm gern folgte. Unbegreiflich war es uns, daß man hier, auf diesem gewiß ergiebigen Trümmerfelde keine Anstalten zu Nachgrabungen gemacht hat, da doch hier reiche Fundgruben zu vermuthen sind. Die Alterthümer stehen, um in einem bergmännischen Ausdruck zu reden, in gediegenen Stufen zu Tage, und ich schlug einige Stücken von Capitälern los, welche ihrem Korne nach Pariſcher Herkunft zu sein scheinen, um meinen Freund Jorio in Neapel zu veranlassen, Ausgrabungen in Päſtum in Anregung zu bringen. Außerdem fanden wir in einem aufgeworfenen Graben, welcher das Gebiet der Tempel abschließt, mit leichter Mühe mehrere der schon erwähnten kleinen Köpfe von gebranntem Thone, deren geschmackvolle Anordnung des Haares und schöne Profile die griechische Herkunft auf den ersten Blick verrathen. Der hiesige Custode und

Cicerone ist ein barfüßiger, fieberkranker Bettler, dem man in der Umzäunung des Tempels eine Hütte gebaut hat; er war vor einigen Tagen von einem Skorpion in den Fuß gestochen worden, woran er sehr litt; dennoch aber ließ er sich nicht abhalten, uns aller Orten hin zu begleiten, denn für Leute vom Fach, so studirt und voll Eifer, wie wir, versicherte er uns, scheu' er keine Mühe. Auch war der Mann bei weitem gefälliger gegen uns, als es die Custoden in Pompeji sind und sein dürfen, wo man sich nicht bücken darf, ohne daß der Begleiter mit aller Höflichkeit daran erinnert, ja nichts von diesen Heiligthümern mitzunehmen, da ihm für die kleinste Gefälligkeit gegen uns leicht eine Anstellung auf den Galeeren zu Theil werden könnte. Hier war man bei weitem nachsichtiger, und unser Führer freute sich über jeden glücklichen Fund, den wir thaten. Wir suchten uns noch einen etwas höher gelegeneren Punkt, von wo wir den ganzen Umkreis der Stadt überschauen konnten, und nachdem wir die Reste einiger Grabmäler besucht, in denen man prächtige Waffenrüstungen aus griechischer Zeit — wir sahen sie bereits in dem Museum in Neapel — gefunden, kehrten wir zu unseren Gefährten und unserem Wagen zurück, und machten uns noch am Abend auf den Weg, um Salerno wieder zu erreichen. Man scheut sich, die Nacht in Pästum

zuzubringen, theils wegen der Fieberluft, theils wegen der Unsicherheit. Erst kürzlich ward hier ein Engländer nebst seiner Frau ermordet; wozu indessen die Italiener die Nacht nicht abwarten, sondern den hellen Tag geeigneter finden. Die Künstler, die gegen die Räuber eine Art von Privilegium zu haben glauben, wie die Aerzte gegen die Pest, haben sich dennoch hier ein Nachtquartier eingerichtet, und wir begegneten einigen Architekten, welche schon mehrere Tage mit Zeichnungen und Ausmessung zubrachten. Erwünscht war uns hier die Begegnung mit Landsleuten, von denen Einige aus Griechenland, die andern aus Sicilien zurückkehrten, und uns versicherten, daß der Neptun-Tempel zu Pästum von keinem anderen, so viel sie deren auch auf ihren Reisen gesehen, übertroffen werde, da keiner so den Eindruck des Ganzen und Großartigen mache.

Wir kamen spät nach Salerno zurück, waren aber schon früh wieder heraus, um die, auf einer bedeutenden Anhöhe hinter der Stadt gelegene Burg, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Normannen hier angelegt wurde, zu besuchen. Wenn schon eine unbedeutende Gegend, eine Ebene wie die bei Lützen und Leipzig durch geschichtliche Erinnerungen bedeutend werden kann, um wie viel mehr nicht dieses Land, in welchem zu den Wundern der Natur und der Kunst sich auch noch die

Wunder der Weltgeschichte gesellen. Hier haben wir Griechenland und Rom im Gedächtniß, hier werden wir an den romantischen Kampf der Normänner und Sarazenen erinnert, und an die ritterliche Heldenzeit der Kreuzzüge. Die Burgen am Rhein haben mich oft durch die Kühnheit, mit der sie auf die zackigen Felsenspitzen hinauf- und hinausgebaut sind, in Erstaunen gesetzt, und dennoch erscheinen sie mir jetzt wie ein Spielwerk gegen die Bauwerke, die hier das Mittelalter zurückgelassen hat. Nicht der ritterliche Buschklepper horstete hier in seinem Felsennest einsam wie der Raubvogel, hier hängen ganze Städte mit hohen Domen und stattlichen Gebäuden an schroffer Wand, so daß man mit aller Mühe den Zugang zu ihnen nicht entdecken kann.

Der Weg zur normännischen Burg von Salerno führt anfänglich durch die Stadt, die eben so wie Neapel, nur in kleinerem Umfange, auf Terrassen an einem Berg hinaufgebaut ist. Orangen und Citronen mit ihren goldenen Früchten geben den Gärten ein hesperisches Ansehen, und anstatt der römischen Pinie, sieht man hier die Palme das gekrönte Haupt hoch über die anderen Bäume erheben. — Weiter an dem Berge hinauf stehen Oelbäume, die sich mit wenigem Erdreich auf dem zerbröckelten Kalkfelsen begnügen. Für Maulthiere ist ein Weg über den Berg ge-

führt, auf welchem sie mit gleicher Geschicklichkeit und Sicherheit, wie ihre Stammgenossen auf dem Rigi und Gotthard über die hohen Stufen und Abhänge zu klettern verstehen. In der Burg, von der nur noch einzelne Mauern und Thürme stehen, sah es wüst und verfallen aus, hier und da war das Gemäuer mit der Kaperpflanze, wie mit Immergrün oder Epheu bedeckt. Raubvögel und Krähen wurden durch unsere Ankunft aus ihren Schlupfwinkeln aufgescheucht, als wir sehr vernehmlich in unserer Nähe ein kleines Kind jämmerlich schreien hörten. Anfänglich waren die Meinungen noch getheilt, ob es nicht vielleicht Katzengesang sei, ja Einer erinnerte sogar daran, daß wir keinen unvorsichtigen Schritt thun sollten, da bekanntlich die Hyäne die Stimme weinender Kinder annehme, um ihre Beute an sich zu locken. Nicht minder bedenklich war die Vermuthung, daß hier vielleicht eine Räuberbraut ihre Wiege aufgeschlagen haben dürfte, und wir leicht wegen eines Pathenpfenniges in Anspruch genommen werden könnten. Neugier aber und Menschenliebe besiegten jede Bedenklichkeit, das Kind schrie immer vernehmlicher, und wir folgten dem kläglichen Gewimmer. Da fanden wir in einem inneren Hofraume eine, in neuerer Zeit eingerichtete Wohnung, wir stiegen getrost die verfallenen Stufen hinauf, und durften nun nicht mehr zweifeln, daß

wir in der That eine menschliche Stimme vernahmen, denn ein ungeduldiges Kind lag hier auf einem dürftigen Lager von Blättern und Moos. Unterhalb sahen wir nun auch eine Frau in einem Gärtchen beschäftiget, die nicht wenig erschrak, als wir von oben ihr zuriefen, daß sie sich des Kindes annehmen möchte. Der Vater und ältere Geschwister kamen nach und nach herbei, und so sahen wir uns bald von einer zahlreichen Familie umgeben. Es waren gutmüthige, freundliche Leute, von denen uns jeder etwas Liebes erzeigen wollte. Sie brachten Feigen und Orangen, boten uns zu trinken an, und was für uns besonderen Werth hatte, beschenkten uns mit einigen normännischen und sarazenischen Münzen, die sie hier gefunden hatten, wofür wir ihnen kleine Gegengeschenke in gangbaren Münzsorten machten. — Wir überschauten die Gegend nach verschiedenen Richtungen, da wir uns auf einer Anhöhe befanden, von der sich uns nach der anderen Seite ein weites Thal eröffnete. Salerno aber mit seinem Golf und dem schönen Frühstück, das dort unser wartete, zog uns mit überwiegender Gewalt zu sich hinab. Hier besuchten wir zuvörderst noch die Kathedrale, ein merkwürdiges und stattliches Gebäude aus dem eilften Jahrhundert, auf Veranlassung Robert Guiscards erbaut, nachdem die Sarazenen die ältere Kirche zerstört hatten, wie

dies eine Inschrift rühmend aufbewahrt. So ein originelles Gemisch von byzantinisch-mauriſcher Baukunſt iſt uns anderwärts noch nicht vorgekommen; der Eindruck auf uns würde angenehmer geweſen ſein, wenn wir nicht eben von dem griechiſchen Tempel zu Päſtum gekommen wären, der unſer Auge für alle künftige Fälle darüber belehrt hat, was einfache Größe und Verhältniß des Maßes in der Baukunſt bedeuten. Daß aber jene Baumeiſter des Mittelalters in der Nähe eines Tempels, wie der zu Päſtum, dennoch den Muth hatten, keine Rückſicht auf ſolche Vorbilder zu nehmen, verdient alle Anerkennung. Wie arm an Erfindung und Selbſtändigkeit erſcheint dagegen die Baukunſt unſerer Tage, die, wo ſie das Vortrefflichſte leiſtet, ihre Säulen aus Griechenland, ihre Kuppeln aus Rom, ihre Bogen und Thürmchen aus gothiſcher Zeit herholt. — Die Kirche iſt dem Evangeliſten Matthäus gewidmet, deſſen Leichnam im Jahre 954 aus Päſtum hierher gebracht wurde, wo man ihn angeblich in dem Tempel der Ceres gefunden. Ein Sacriſtan war eifrig bemüht, uns dieſe heiligſten Gebeine zu zeigen, allein Reliquien von ganz anderer Bedeutung nahmen hier unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir fanden nämlich in dem Vorhofe ſowohl, als innerhalb der Kirche mehrere griechiſche Sarkophage, zum Theil von ſehr vorzüglicher Arbeit, die

ebenfalls aus Päſtum hierher gebracht wurden, und einen Ehrenplatz in jedem Muſeum verdienten. Und wie wahrlos und unchriſtlich geht man mit dieſen heidniſchen Denkmälern hier um! Auf einem derſelben iſt ein Feſtzug des Bacchus und die Begegnung des Gottes mit der verlaſſenen Ariadne vorgeſtellt, die Arbeit iſt vortrefflich, einzelne Theile der Figuren ſind ganz frei aus dem Relief losgearbeitet, wie es an dem berühmten Sarkophag in dem Muſeum zu Dresden der Fall iſt. Hier nun hat der Küſter ſich die Freiheit genommen, den ſchönen Armen der Ariadne und den Füßen des Bacchus Ketten anzulegen, und daran die Stühle zu befeſtigen, die er an die ſonntägigen Reßgänger vermiethet. Durch dieſen Sklavendienſt, zu welchem man hier die Götter Griechenlands verurtheilt hat, ſind ſie vielfach beſchädigt und verſtümmelt worden. Als wir vor dieſen alten Kunſtwerken mit beſonderer Andacht verweilten, und uns etwas laut über die ſchmähliche Behandlung, welche ſie hier erfahren, äußerten, hatten wir bald eine kleine Verſammlung von Neugierigen um uns, unter denen ſich auch ein Geiſtlicher höheren Ranges befand, der ſich mit Gefälligkeit unſerer annahm. Als wir ihm nun unſer Befremden über die Mißhandlung dieſer Kunſtwerke zu erkennen gaben, bedeutete er uns mit gleichgültiger Miene: **non importa, è tutto**

roba antica! (was liegt daran, es ist lauter altes Gerümpel!) Das war uns denn doch zu viel, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Strafpredigt zu versuchen, worin ich die Vorsteher der Kirche Barbaren und Schänder der Heiligthümer nannte, die keine Achtung vor den Kunstwerken des Alterthums hätten u. s. w. Dies alles und noch mehr wurde ruhig hingenommen; als ich ihnen aber sagte: sie sollten bedenken, daß sie die Gebeine des heiligen Evangelisten Matthäus, ihres Patrones, in einem solchen Grabmal gefunden hätten, und daß sämmtliche heilige Evangelisten und viele Märtyrer in solche Koffer gelegt worden wären, die sich über die Unehre, mit der man ihren Ruhestätten in der berühmten Stadt Salerno begegnete, entsetzlich betrüben, und dafür einst am Tage des Gerichts von den Vorstehern und dem Sacristan gebührende Rechenschaft fordern würden, da ward dem Küster doch etwas bange, und auf dem Rückwege hatten wir die Genugthuung, ihn beschäftiget zu finden, dem Bacchus und der Ariadne die entehrenden Ketten abzunehmen. Außerdem nahmen wir uns die Freiheit, in eine Seitencapelle einzutreten, wo wir eine Anzahl vornehmer Geistlicher beisammen fanden, bei denen wir unsere Beschwerde nochmals anzubringen wußten. Wir fanden nicht nur ein billiges Gehör, sondern einer

der Herren schlug sich sogleich mit entschiedener Meinung auf unsere Seite, nannte uns Leute, die zu raisonniren verständen, und in den schönen Künsten wohl bewandert wären. Er bezeigte uns seine Freundschaft noch weiter dadurch, daß er uns bat, ihm in eine andere Capelle zu folgen, wo er uns ein ganz stupendes Werk zeigen würde. Er ließ uns einen hölzernen Schrein aufschließen, und aus demselben langte er große Tafeln hervor, die mit altbyzantinischer Elfenbeinarbeit bedeckt waren. Scenen aus dem alten und neuen Testament sind hier in einer sinnreichen Folge zusammengestellt, wie man es in späterer Zeit, selbst bei größeren Darstellungen, z. B. auf Kirchenthüren, beibehielt. Diesem Schnitzwerk eigenthümlich war eine Scene der Weltschöpfung, wo der heilige Geist als Taube auf den Gewässern spazieren geht, während zu beiden Seiten Sonne und Mond als Apoll und Diana mit Fackeln in den Händen, am Himmel erscheinen. Da diese geistlichen Herren in den Kirchenvätern und heiligen Legenden sehr gut, in der Bibel aber nicht zum besten bewandert sind, so kamen sie hier oft in Verlegenheit, wenn sie mit zuvorkommender Gefälligkeit uns die vorgestellten Scenen erklären wollten, wogegen sie sich nicht wenig wunderten, daß solche Ketzer, wie wir, über alle diese biblischen Geschichten vortrefflich Bescheid wußten.

Unser geistlicher Cicerone machte uns nun auch noch mit anderen Merkwürdigkeiten der Kirche bekannt, worunter ein, ebenfalls aus den Tempeln zu Pästum genommener, mussivischer Fußboden und das Grabmal des welthistorischen Papstes Gregors VII., der hier begraben liegt, das Wichtigste waren.

Wie gern hätten wir wochenlang hier verweilt, allein das Schiff lag schon segelfertig, das uns nach Amalfi bringen sollte. Es war ein Marktschiff, mit Früchten, Gemüsen, Federvieh und anderer hübschen Gesellschaft wohl versehen. Unsere Ruderer mußten sich anfänglich tüchtig anstrengen, denn kein Lüftchen regte sich, was sich hilfreich ihrer angenommen hätte. Die Gesellschaft suchte sich, so gut es gehen wollte, zu unterhalten, und als wir, um doch auch etwas für das allgemeine Beste zu thun, ein Lied angestimmt hatten, fand unsere geringe Kunst so großen Beifall, daß Männer und Frauen uns nicht eher wieder zu Athem kommen ließen, als bis auf der Höhe des Cap Orso der Himmel einige starke Register zog und Aeolus mit vollen Wangen in unsere Segel blies.

Kein Ufer von Allen, die wir bisher befuhren, läßt sich mit dem von Salerno nach Amalfi vergleichen. Wir sahen das schönste Gegenstück zu der Landschaft, die sich von Neapel nach Portici

und Torre del Greco hinzieht. Während dort das Land gegen das Meer hin zur Ebene wird, wo freundliche Städte und Gärten sich in ununterbrochener Folge an einander reihen, so tritt hier das Ufer in schroffen Wänden und Abhängen an das Meer, Burgen mit hohen Zinnen bekränzen die steilsten Höhen, und ganze Städte ruhen wie gezackte Mauerkronen auf den unzugänglichen Felsen. Tiefgerissene Schluchten trennen diese Städte von einander, so daß eine jede eine Anhöhe für sich beherrscht und sich trotzig der andern gegenüber stellt. Von den entfernteren Felsenwänden sieht man Wasserfälle herabstürzen, die sich unten durch ein beengtes Bett durcharbeiten; man würde ihren rauschenden Gang vernehmen, wenn nicht das Meer in hoher Brandung so sehr gegen das geborstene Ufer und die vorliegenden Felsstücke andonnerte, daß dadurch jede andere Rede übertönt wurde. Als wir das Capo d'Orso umfahren hatten, traten nach einander Majori, Minori, Ravella, Atrani und zuletzt das ersehnte Amalfi hervor, und vor Allen kündigte sich uns das Kloster St. Francesco, wohin unser Pilgerbrief lautete, als eine schöngelegene und freundliche Herberge an. Am Ufer wurden wir von der Menge, wie sie an allen Landungsplätzen zu Haus ist, empfangen; hier begnügten sich aber die dienstfertigen Leute nicht, uns am Lande zu erwarten, sie kamen

uns, da die See hoch und das Schiff in Gefahr war, auf den Strand geworfen zu werden, ſchon auf halbem Wege entgegen, jeder Paſſagier wurde von zwei ſtämmigen Fiſchern auf die Schulter genommen, und ſo trugen uns dieſe großen Chriſtoffel, die ein ganz anderer Menſchenſchlag, als die Neapolitaner, zu ſein ſcheinen, ſicher durch die Fluth. Befanden wir uns nun ſchon durch das Schaukeln des Schiffes in einem ſchwankenden Zuſtande, ſo daß wir nicht ſobald feſten Fuß am Lande faſſen konnten, ſo war der Empfang eben nicht geeignet, uns das nöthige Gleichgewicht wieder zu geben. Kaum hatten unſere Träger uns auf eine nicht ganz ſanfte Weiſe abgeſetzt, ſo umdrängte uns Groß und Klein und ſuchten ſich unſer zu bemächtigen; zum Glück hatten wir nur weniges Gepäck in dem Schiff, allein dennoch wurde unſer Gefolge nach dem Kloſter anſehnlich, da ſich an jede Kleinigkeit einige Träger anhängten, ſo daß z. B. den Regenſchirm zwei Buben ſich über die Schultern legten, als ob es ein Maſtbaum wäre. Die größte Anfechtung aber hatten wir in den nächſten, ſehr engen Straßen und Durchgängen zu beſtehen, wo man uns mit Gewalt abhalten wollte, den Weg nach dem Kloſter fortzuſetzen, und mit Bitten, Warnungen und Drohungen für die Herbergen der Stadt zu gewinnen ſuchte. Endlich ſahen wir uns genöthiget, mit Gewalt

gegen alle Höflichkeiten, die man uns erweisen wollte, zu proteſtiren, wodurch es uns gelang, unnöthiges Gefolge zu entfernen; auch kamen die Leute des Kloſterwirthes uns entgegen, welche das Weichbild ihres Gebietes nicht von dem Stadtvolk überſchreiten ließen. Das Kloſter liegt eine Viertelſtunde von der Stadt auf einer Anhöhe, zu der wir jetzt auf mehr als hundert Felſenſtufen hinaufſtiegen. Sogleich vertheilten wir uns in die noch unbeſetzten Zellen, und wir riefen gleich bei dem erſten Blick aus unſerem Fenſter: „Hier laßt uns Hütten bauen.“

In den uns zur Herausgabe mitgetheilten Papieren finden wir jetzt eine Reihe von Briefen an Eliſa. Es iſt uns geſtattet worden, eine Auswahl dieſer Briefe mitzutheilen, die, obſchon ſie perſönliche und individuelle Intereſſen berühren, dennoch mit einiger Theilnahme geleſen werden dürften.

Einunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

An Elisa.

„Bis hierher waren meine Begegnisse von so allgemeiner Art, daß ich davon in Briefen an alle Welt schreiben konnte und für Dich nur ein und das andere Blättchen einzulegen hatte; Kunst und Natur entführten mir nach der einen Seite mein Leben, nach der anderen meine Liebe, und ich kam in dem eigentlichsten Sinne des Wortes nicht zu mir selbst. Hier aber gehör' ich Dir ganz und allein an, Leben und Liebe haben sich wiedergefunden und sind Eins, und ich wüßte nicht, mit wem auf der Welt ich noch ein Wort von hier aus zu sprechen hätte, als mit Dir, denn ich weiß ja, daß mich außer Dir Niemand verstehen würde. — Schon in Genua, meine Geliebte, glaubt' ich, die Welt in aller Herrlichkeit und Schönheit vor mir

liegen zu ſehen, allein Italien, das Land, wo die Citronen blühen, und wie es ſich Mignons Sehnſucht als das verlorene Paradies zurückruft, hab' ich erſt hier in Amalfi gefunden. Nie hätte ich geglaubt, daß ich mich in der engen Zelle eines Kloſters ſo heimiſch fühlen könnte, wie hier am Ort, wo ich ſogleich entſchloſſen wär', durch ein ewiges Gelübde mich zu binden, wenn Du dieſe Zelle mit mir theilen wollteſt. Um mich Deiner lieben Nähe einigermaßen zu verſichern, ſind einige Heilige delogirt worden, und die Stelle des heil. Franziscus nimmt jetzt Dein Bild ein. Sitz' ich nun ſo an meinem Fenſter und ſehe zu dem Meere hinunter, zu den hochgewölbten Brückenbogen, den Häuſern, Gärten, Thürmen und Burgen, die ſich vom Ufer an bis zur höchſten Bergeshöhe terraſſenförmig über einander aufbauen, dann über das Meer hinüber, wo in der Nebelferne der dunkele Neptuntempel in verlaſſener Natur, wie ein dem Meere entſtiegenes Ungeheuer, auf einſamer Weide ſteht, dann mein' ich, ich könnte mich nie wieder von dieſem Plätzchen trennen, und wenn mich dann doch wieder die heitere Himmelswitterung einmal hinausgelockt hat, dann mein' ich, ich müßte Tag und Nacht draußen herumirren in dieſer paradieſiſchen Wildniß. Wie gerne möcht' ich von jedem Schritte, den ich hier thue, Dir erzählen; aber wie ſich an jeden Blick tauſend Flügel heften und uns über

Meer und Berge tragen, so geschieht es auch den Gedanken, die, so lange wir nicht des ganzen Eindrucks uns bemächtiget haben, unstät und flüchtig von einem Gegenstande zu dem anderen irren und vor lauter Freude nicht dazu kommen, davon zu sprechen, zu schreiben, zu dichten. Auf die Gefahr also, daß Du, meine Geliebte, Dich mit mir den Wellen und Winden und dem noch unstäteren Spiel der Neigung und Phantasie überlassen willst, sei der Versuch gewagt, Dich durch meine neue Heimath zu führen.

Unser Kloster liegt auf einer Terrasse, welche zum Theil von der Natur gebildet, zum Theil durch menschliche Thätigkeit erweitert wurde, indem man den Felsen, der hier von dem Meere schroff aufsteigt, da wo er in einer Höhe von ungefähr 300 Fuß einen Vorsprung bildete, ebnete und die überhängenden Theile aushöhlte, Stufen hinab zu dem Ufer und einen Fußweg zur Stadt anlegte. Hinter dem Kloster steigt das Gebirge, erst grün bewachsen und bebaut, dann in schroffen Wänden noch über 2000 Fuß in die Höhe und bildet den Wetterschirm, der hier das Land gegen die kältere Nordluft, tramontana genannt, die oft noch in Neapel empfindlich weht, schützt. Dies mag der vornehmste Grund sein, weshalb sich hier die südliche Natur in reicherer Fülle und Freiheit entfaltet, als jenseit des Gebirges am Vesuv und bei

Neapel. Die Fruchtbäume, die dort nur in Pflanzungen eingehegt vorkommen, erscheinen hier in freier Natur, sich selbst überlassen; ein Citronenbaum von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe ragt zu dem Altan des Klosters herauf, den das Messer des Gärtners noch nie berührte, und doch pflücken wir von ihm die saftreichsten Limonen. Eben so grünt und gedeiht hier die Orange, sich selbst überlassen, der Brodfruchtbaum verbreitet seine schattigen Zweige, gleich unserer Buche, und fast auf keiner Terrasse fehlt die sicilianische Palme. Die Sonne wirkt im October noch so wohlthätig, daß wir schon in früher Morgenstunde zum Baden uns in das Meer werfen und oft auch am Abend dieses Abkühlungs- und Stärkungsmittel wiederholen. Die Gegend von Bajä, die mit ihren elysäischen Feldern uns so reizend erschien, hat nun ihre Farbe verloren und erscheint im Vergleiche mit Amalfi dürftig und kahl, denn hier wird selbst die Wildniß und das Waldgebirge zu einem Zaubergarten Armidens.

Wie schön verbringt man hier seinen Tag! Mein Zimmer ist so gelegen, daß der erste Sonnenstrahl, der über den Gebirgen von Pästum aufblitzt, mich weckt, wenn er mich nicht schon wach bei der stillen Klosterlampe findet, denn ich bin hier so haushälterisch mit dem Tage geworden, daß ich, so lange die Sonne scheint, die Feder nicht an-

rühre. Haben wir nun auf dem Altan den heraufsteigenden Sonnengott mit der Opferschale des Aufgangs — dem Caffè di levante — begrüßt, so steigen wir in dem leichtesten Morgenanzuge auf den Felsentreppen zum Meerbad hinab. Selbst bei heiterem Himmel ist hier der Wellenschlag fast eben so mächtig, wie in Genua, und wir lassen uns gern mit den übermüthigen Tritonen und Nereiden in einen Kampf ein, der gewöhnlich damit endet, daß sie uns auf einer Welle mit starkem, aber doch geschmeidigem, Nacken an das sandige Ufer werfen, wobei wir als geübte Schwimmer gut zu steuern suchen, um nicht gegen eine Klippe geworfen zu werden. Durch diese kleinen Seegefechte sind wir mit dem Elemente selbst immer vertrauter geworden, und wie lieb uns auch das Festland ist, so werden wir doch oft den Feld- und Waldgöttern ungetreu und geben dem Neptun und seinen krystallenen Grotten den Vorzug. Eine Menge neuer Erscheinungen haben mich auf und unter den Wellen überrascht, und wie die Griechen in allen ihren Mythen einen tiefen Sinn für die Geheimnisse der Natur verrathen, so hab' ich nun erst verstehen gelernt, weshalb sie die Göttin der Schönheit und Liebe den Fluthen entsteigen lassen, weshalb Proteus, dem die Kunst eigen ist, seine Gestalt tausendfach zu wechseln, in das Meer verwiesen wurde, und was dieser Mythen mehr noch

sind. Ich darf nur von meinem Fenster einen Blick hinüber thun, so breitet die hohe Gebieterin der Fluthen, Amphitrite, ihren Mantel in aller Farbenpracht vor meinen Blicken aus. Die Alten nannten als die Farbe des Meeres den dunklen Purpur, und dies ist in der That die Grundfarbe des Gewandes der Göttin, welches in den schönsten Schattirungen, smaragdgrün und sapphirblau, spielt und die weiß aufschäumenden Wellen am Ufer bilden die schönste Hermelin-Verbrämung zu diesem Königsmantel. Durch die ewige Bewegung der Wellen, durch die wechselnde Einwirkung des Windes, der Wolken, der Beleuchtung ändert sich die Färbung wie ein schillernder Taffet unaufhörlich, was man vorzüglich dann wahrnimmt, wenn man sich auf dem Meere selbst befindet und aus dem flachen Fahrzeuge über die weite Ebene hinblickt. Sinkt die Sonne gegen Abend so tief, daß eine größere Fläche von den Strahlen berührt wird, so wird jeder aufschäumende Tropfen zum Brillanten, und jede Welle glänzt wie ein gekröntes Haupt. Ruhiger erscheint das Meer, wenn in stiller Nacht die Säule des Mondes darauf ruht, die hier jedoch nicht, wie auf unseren Landseen, bewegungslos und feierlich darauf ruht, sondern ein magisches Gespinnst, eine Kettenbrücke von Golddraht darüber legt, auf der Elfen und Engelskinder sich schaukeln. Steht aber auch der

Mond nicht am Himmel, so wird es dennoch nicht dunkel auf dem Meere, denn ein phosphorisches Licht schlägt in hellen Funken heraus, wo die Schiffe segeln oder die Ruder hineinschlagen. Eine unbeschreibliche Sehnsucht lockt mich, so oft ich in diese ferne Unendlichkeit blicke, hinaus, und wenn Du mich nicht an dem Fädchen hieltest, ich zöge mit dem ersten Ostindienfahrer davon.

Wenn wir auch von dem römischen Hofpoeten Horaz nicht das Geständniß hätten, daß er in der Schlacht bei Philippi das Schild von sich warf und feig davon lief, so wär' schon seine mit poetischem Schmuck ausstaffirte Tirade:

„Dreifaches Erz war dem um die Brust gelegt, welcher zuerst den schwankenden Kiel in die Fluth gesenkt!"

hinreichend, um diese zaghafte Seele kennen zu lernen. Zwar will ich nicht behaupten, daß ein vom Sturme aufgeregtes Meer nicht eine der fürchterlichsten Naturerscheinungen sei, allein der ruhige oder leichtbewegte Spiegel lockt unwiderstehlich hinaus, und vor Allem übt die ferne Linie des Meeres, wo es mit dem Horizonte in Eins zusammengeht, einen wahrhaft magnetischen Zug aus. Wir sehnen uns mit leidenschaftlicher Begier des Entdeckens und Forschens hinaus auf jene Höhe, jenseit der wir eine neue Welt vermuthen! Nein! da konnte Columbus nicht widerstehen,

der als Knabe schon auf dem Felsenufer von Genua mit ahndungsvoller Sehnsucht die kleine Barke bestieg, um die silberne Kette, womit nach dem Mährchen das Meer an den Himmel geschlossen sein sollte, zu lösen. Daß aber immer diejenige Nation die Weltherrschaft gewinnen mußte, welche die Meerherrschaft gewann, ist mir nun auch, seit ich die Belebtheit der Handelsstraßen des Meeres mit eigenen Augen gesehen habe, begreiflich geworden. Hab' ich nun auch weder die Schätze der beiden Indien, noch irgend eine neue Welt jenseit des Meeres zu suchen, so heftet sich doch mein Blick und meine Sehnsucht an jedes Schiff, das in die Weite fährt, denn ich vergesse dann, daß der Welttheil, dem ich angehöre, und der Theil der Welt, den ich mein nenne, rückwärts liegt, und meine Gedanken grüßen Dich hinüber über das Meer. — Hab' ich nun aber das Meer vor mir und die Gedanken bei Dir, dann läßt es mir keine Ruhe mehr in der Klosterzelle und ich suche das Weite; auch dort bin ich gewiß, Dich zu finden.

Amphitrite.

(Am Meere bei Amalfi.)

Wer kann die Königin mir nennen!
Sie hält den Erdball feſt umſpannt,
So weit der Sonne Strahlen brennen,
Gebietet ſie mit mächt'ger Hand.
Das Volk, das ſich mit ihr verbunden,
Beherrſchte bald die ganze Welt,
Wem ſie den Siegeskranz gewunden,
Der ward an Ruhm der reichſte Held.

Der dunkle Purpur iſt ihr eigen,
Sie ſchmückt ſich mit azurnem Blau,
Doch mag ſie ſich am ſchönſten zeigen
Im friſchen Grün der Frühlingsau.
Es rauſcht in faltenreichen Wogen
Der Mantel, den ſie um ſich ſchlägt,
Sobald nur an dem Himmelsbogen
Ein Zephyr leiſe ſich bewegt.

Es glänzt im Morgenſonnenſcheine
Des Kleides golddurchwirkter Saum,
Vom reinſten Waſſer funkeln Steine
Um ihres Buſens ſchönen Raum.
Und wenn in nächtlich ſtiller Feier
Der Mond am Himmel wandeln geht,
Dann iſt ihr zartgewebter Schleier
Mit goldnen Sternen überſä't.

Es glüht von leuchtenden Kryſtallen
Der Herrin königliches Schloß,
Und reich an Perlen und Korallen
Erglänzt ihr Gürtel und ihr Schooß.
Sie ſchmücket Diadem und Kronen.
Mit ihrer Völker Thränen aus,
Denn ungezählte Millionen
Bewohnen ihr demantnes Haus.

Dem Donnergott hat ſie zu eigen
In ſtiller Neigung ſich vertraut,
Sie ſchweigt, gebietet er zu ſchweigen,
Doch wenn er ruht, dann wird ſie laut.
Und treibt er ſie zu wildem Toben
Dann ſchwindet ihrer Schönheit Pracht,
Dann zeigt, das ſtolze Haupt erhoben,
Sie eines Ungeheuers Macht.

Der Leib, entſtellt zu tauſend Drachen,
Bäumt ſich in Schlangenwindung auf,
Mit tauſend offnen Leuenrachen
Stürzt ſie zum Land im vollen Lauf.
Da iſt kein Damm zu hoch gelegen,
Den ſie nicht muthig überſpringt,
Kein Felsſtück, das ſie nicht verwegen
Mit wilder Gier und Luſt verſchlingt.

Es ſteht der Schaum ihr vor dem Munde,
Man ſieht, wie ſie den Felſen ſchürft,
Man hört, wie ſie mit hohlem Schlunde,
Die Kieſelbank hinunterſchlürft.
Und lächelt ſchon der Himmel nieder
Und ſpricht zu ihr mit ſanftem Wort,

Nicht leicht beſänftigt er ſie wieder,
Sie tobt und raſ't noch lang ſo fort.

Doch endlich ebnet ſich die Welle
Der hochempörten, wilden Bruſt,
Der Blick wird klar, das Auge helle,
Und ſchwimmt in ſel'ger Liebesluſt.
Die Sterne blinken freundlich nieder
Und ſpiegeln ſich im feuchten Blau,
Und gern vertrauen wir uns wieder
Der hohen, königlichen Frau!

Zweiunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Gestern wollte ich Dir, meine Liebe, von der schönen Lage meines Klosters, in welchem ich jetzt unter dem Namen Don Federico eine stille Zelle bewohne, erzählen, allein der Blick über das Meer lockte mich hinab, und bald trug mich ein Fahrzeug so weit hinaus, daß die schönen Ufer, von denen ich schreiben wollte, mir, wenn auch nicht aus den Augen, doch aus dem Sinn entschwanden. Nun sitz' ich wieder an meinem Fenster und will diesmal versuchen, mich mehr am und auf dem Lande zu halten. Amalfi liegt in einem engeren Ausschnitt des Meerbusens von Salerno, und da unser St. Francesco auf einer vorspringenden Höhe liegt, so übersah ich nach zwei Seiten hin die Ufer, jedoch öffnet sich der östliche Halbkreis freier und weiter als der west-

liche, welcher anfänglich durch eine vorspringende Felswand geschlossen wird, über welche erst in weiter Entfernung das Vorgebirge, mit welchem der Monte St. Angelo sich in das Meer streckt, hervorragt. Außerdem, daß die Gegend schon reich genug an Wundern der Pflanzenwelt ist, gefällt sich hier die Natur auch noch in ungewöhnlichen Gebilden und Formen der starren Felsen und des leblosen Gesteins. Zwei Grotten liegen uns ganz nah, die tief in den Felsen hineingehen und sich hoch, wie gothische Gewölbe, heben, weshalb sie auch mit Cruzifixen und Heiligenbildern ausgeschmückt sind und als Capellen besucht werden. Doch vergönnt man uns auch, in der heißen Mittagsstunde in ihnen Zuflucht zu suchen, und da in ihnen der Wein eine erwünschte Kühlung annimmt, pflegen wir dort wohl auch zuweilen ein geselliges Lager aufzuschlagen und lassen des Basses Grundgewalt in den hohen Räumen wiederhallen. Was den Klosterhaushalt betrifft, so geht es darin sehr weltlustig zu, indem die Brüder Franziscaner seit der französischen Revolution das Kloster geräumt haben, die Güter sind der Krone anheim gefallen, und jetzt hat ein Pächter einigermaßen sich auf Fremdenbesuch eingerichtet. Unser Wirth gab uns gestern Abend ein Schauspiel, auf welches er uns schon seit einigen Tagen eingeladen hatte. Als es dunkel geworden war, führte er

uns auf einen Altan, von welchem man in die, dem Kloſter zunächſt liegende, Höhle ſehen kann. Wir fanden das ganze Gewölbe mit hellaufſchlagenden Flammen erleuchtet, wodurch die von Tropfſtein gebildeten Zacken der Decke und die geborſtenen Seitenwände ähnliche Formen erhielten, wie wir ſie in den Höhlen des Harzes ſahen, und auch hier ſahen wir Orgel, Kanzel, Helm und Schwert, und was unſere Phantaſie in dieſem Helldunkel ſonſt noch für gut fand, uns erſcheinen zu laſſen. Faſt noch mehr Aufmerkſamkeit aber erregte ein koloſſaler Kopf, größer als irgend einer zu Memphis oder Theben, den hier ein, in das Meer hinausragender, Felſen bildet. Ueber dies verſteinerte Rieſengeſicht waren wir Alle ſogleich einverſtanden; Stirn und Naſe treten ſehr prononcirt hervor, ein lang herabhängender Bart wird von Immergrün und anderen Schmarotzer-Pflanzen gebildet, ſelbſt die dunkele Augenhöhle mit buſchigen Brauen fehlt dem alten Cyklopen nicht, und auf ſeiner Sturmhaube, die ſich trotz der des Rieſengebirges erhebt, trägt er einen Kranz von Lorbeer, Oliven und Weinlaub, und eine Gruppe Palmen weht von oben herab wie ein fliegender Reiherbuſch.

Nach der anderen Seite wird das Auge zunächſt von der Stadt Amalfi aufgehalten, die von dem Ufer an in ein enges Thal hineingebaut iſt

und an beiden Seiten der Felsen, welche diese Schlucht bilden, mit ihren hängenden Gärten, steinernen Häusern, Dom und Capellen hinaufsteigt, bis zuletzt der Felsen zu schroff und unersteiglich wird. Da aber, wo kaum das Auge hinauf zu klimmen wagt, haben die Mauren und Sarazenen ihre Burgen hinauf gelegt, mit verwegenerer Baukunst, als jemals ein Adler seinen Horst zwischen Felsenklippen hing. Um einen Fahrweg am Ufer nach dem nahen Städtchen Atrani zu führen, mußte der Felsen gesprengt und von unten herauf Pfeiler und Bogen von beträchtlicher Höhe aufgeführt werden, die sich gegen das Meer hin öffnen, als ob für jedes einzelne Schiff ein Thor gebaut wäre. Dreimaster könnten freilich hier nicht mit vollen Segeln einlaufen, auf diese ist der Hafen von Amalfi nicht eingerichtet, kleinere Kauffahrer und Marktschiffe kommen wohl heran, doch ist der Verkehr nicht mehr so lebhaft, wie er es zur Zeit der Kreuzzüge hier war. Mehrentheils sind es nur Fischerboote, die hier die See befahren, und selbst von diesen lag immer eine große Anzahl auf dem Ufer im Trocknen.

Wenn ich bei Florenz auf St. Miniato, auf den Höhen von Assisi und anderer Orten schon bei einem flüchtigen Besuche mich überzeugte, wie gut die Klosterbrüder es verstanden, überall das beste Theil für sich zu erwählen, so hab' ich hier die

erwünſchteſte Gelegenheit, dies ausgezeichnete Talent der Franziscaner auf's Neue anzuerkennen, was ich um ſo lieber thue, da mir ihre Stiftung hier als Zellen-Bruder ſo ſehr zu Gute kommt, ohne daß ich dem Orden dafür verpflichtet wäre, der, wie Du ſchon weißt, dies Kloſter längſt hat räumen müſſen. Wenn ſchon die Einrichtung unſeres Wirthes dürftig iſt, ſeine Keller und ſeine Küche nicht ſo gut verſorgt ſind, als ſie unter dem geiſtlichen Regiment es waren, ſo ſind wir doch ganz nach unſerem Wunſche bedient. Bei dem Frühſtück fehlen Sahne und Butter nicht, welche letztere hier nicht leicht zu haben iſt und in kleinen Schläuchen von Käſe, in der Form unſerer Cervelatwürſte, verkauft wird. Die Bereitung dieſer Schläuche iſt uns nicht genau bekannt geworden; nur ſo viel erfuhren wir, daß der Käſe, noch weich und flüſſig, um die Butter gegoſſen oder gelegt wird, ſo daß dieſe gegen jeden Zudrang der Luft geſchützt iſt, weshalb ſie auch Jahre lang friſch und wohlſchmeckend bleibt. Für Mittag- und Abendtiſch iſt es uns überlaſſen, den Küchenzettel zu ſchreiben, wobei wir uns gern einige Beſchränkung gefallen laſſen, da unſer Wirth, wie er ſelbſt ſagt, nur Dilettant in der Kochkunſt iſt, und von dem Speiſezettel der Corona di Ferro aus Neapel, der uns zufällig unter anderen Papieren hierher gefolgt iſt, ſind ihm ſogar dem Namen nach

nur sehr wenig Schüsseln bekannt. Wie gern aber ist man hier genügsam, wenigstens verlangt uns nicht nach ausgesuchten Leckereien, zumal da der Wein gut ist und uns besser bekommt, als der vielgerühmte Falerner. Die Mylords freilich und andere vornehme Herrschaften, die im Fluge von einem Orte zum andern eilen und doch langweilig bleiben, die ihren Müßiggang täglich mit zwölf Schüsseln füttern und ihn doch nicht sättigen, finden hier ihre Rechnung nicht; denn bei dem besten Willen war es dem Wirth nicht möglich, uns für den Tag mehr als einen Gulden abzufordern, womit die Cassen der deutschen Maler sehr einverstanden waren. Noch gestern kam so ein Zug Engländer die hohen Stufen in der Mittagshitze heraufgekeucht; der wohlgenährte Papa mit großem Bolivarhute, der sein rothwangiges Gesicht gegen die Sonnenstrahlen schützte, führte den Zug an; die Hände auf den Rücken gelegt, sah er mit gebücktem Kopfe und gekrümmtem Rücken zur Erde, und so zudringlich ihm auch die mit fünf Töchtern folgende Gemahlin regelmäßig immer bei jeder dritten Stufe, die sie erstieg, zurief: „what a very fine view! Mylord!“ so sehr auch die vom Kopf zum Fuß in schwarzen Taffet eingehüllten Töchter im Chor ihr „beautifull!“ und „very fine!“ anstimmten, so rückte der alte Herr seinen Kopf, der niedergedrückt war, als ob

er die ganze Familie am Joch oder im Schlepptau den Berg heraufzöge, weder zur Rechten, noch zur Linken, blies die Backen bedeutend auf, entließ die eingepumpte Luft in Stoßſeufzern, und erſt als er die letzte Stufe erſtiegen, erhob er ſein Haupt und rief mit tiefem Athemzuge: „thank to heaven!“ Die Damen nahmen ſogleich den Wirth in Beſchlag und verlangten nach einem höherliegenden Punkte geführt zu werden, wo ſie eine freiere Ausſicht hätten. Das war meinem alten Herren denn doch zu viel; indeſſen kam er nicht aus ſeiner Gemüthsruhe; „what is the matter?“ ſagte er mit hausgebieteriſchem Tone; die Frauen, die ſchon jede einzeln dem Jockey die Sketch-books und Bleifedern abgefordert und jede einzeln mit einem „quite well“ erhalten, verſtummten, Papa winkte dem Padrone, und als dieſer mit italieniſcher Beredſamkeit ihn mit den ſchönſten Punkten der Gegend von dem Altan aus bekannt machen wollte, unterbrach er ihn ganz gelaſſen mit einigen gebrochenen Worten in franzöſiſch-italieniſcher Sprache, deren Hauptinhalt war: „la carte à mangiar!“ Der Wirth zog ſogleich die ihm von uns anvertraute Speiſekarte der erſten Reſtauration Neapels aus ſeiner Brieftaſche. Kaum daß ſich dieſer Bogen in Realfolio mit ſeinen zweihundert Vor-, Haupt- und Nach-Schüſſeln vor unſerm Engliſhman entfaltete, verklärte ſich ſogleich ſein

Gesicht, der Mutter und den Kindern ward gestattet, mit den Skizzenbüchern weiter zu steigen und sich in der Gegend zu orientiren, während er sich den Speisezettel zur Orientirung vorbehielt, in dem unglücklichen Wahne, daß er zu Mittag die Auswahl haben werde. Wir dachten das Ende dieser Scene nicht abzuwarten, hielten unsern Mittagstisch und stiegen dann etwas in das Gebirge. Der Zufall hatte uns auf dem Rückwege dahin geführt, wo die Damen zeichneten, unsere Künstler sagten ihnen Einiges über die glückliche Wahl des Standpunktes und über die Fertigkeit, mit der sie die Gegend skizzirt hatten. Zu Haus fanden wir nach drei Stunden den Papa noch auf derselben Stelle, dem Meere und der Stadt den Rücken, die Nase aber der Speisekarte mit so prüfender Richtung zugewendet, als ob alle Schüsseln dampfend und siedend ihm ihre Wohlgerüche und Opferdüfte zusendeten. Die Damen wurden von ihm sehr unzufrieden empfangen, und er gab ihnen zum Voraus die Schuld, daß Fisch und Braten, Pudding und Rostbeef viel zu lang am Feuer gestanden hätten. Nur zu bald aber wurde der gute Mann aus dieser Besorgniß gerissen.

Sobald er seiner Hausfrau die Ergebnisse seines Studiums vorgetragen und sie sich vorläufig über fünf bis sechs Schüsseln nach einigen Debatten vereinigt hatten, wurde der Wirth gerufen

und ihm angedeutet, was er auftragen ſollte. Die gegenſeitige Verſtändigung hielt ſchwer, da der Engländer ſeine ſchönen Hoffnungen auf eine wohlbeſetzte Tafel durchaus nicht aufgeben wollte, obwohl ihm die, bei jedem Gericht, welches er verlangte, von dem Wirth mehrmals gemachte Verſicherung: „Njor no!“ (Signor no) und die Aufklärung, die ich ihm über den Zettel gab, nur zu bald über ſein herbes Schickſal enttäuſchten. „Muß ich,“ ſagte er und warf den Zettel zur Erde, noch zweimal ſo hoch als die Peterskirche ſteigen, um hier mich an einer Karte hungrig zu leſen! „Hol die Peſt die pittoresken Gegenden, wenn man darin nichts zu eſſen findet.“ Der Wirth ſuchte den erzürnten Mann damit zu beruhigen, daß er vortreffliche Seefiſche, ein unglaubliches Biſtecco und eine insalata stupenda bereit habe, womit ſich auch die jungen Ladies ſehr einverſtanden erklärten; allein Papa ſtand auf und ließ die Koffer, die ſchon in die Zimmer gebracht waren, herabholen; „ſoll ich Euch,“ ſagte er, „in ſchöne Gegenden führen, ſo will ich zum wenigſten nicht darin des Hungers ſterben!“ Ohne ſich in weitere Unterhandlungen einzulaſſen, eröffnete er den ſchwarzen Zug, und die Damen folgten den Koffern mit geſenktem Haupte, als ob es die Koffer zur Reiſe in die andere Welt — die Engländer brauchen für Koffer und Sarg daſſelbe Wort —

wären. — So sehr nun auch die Landschaftsmaler es bedauerten, die schönen Engländerinnen, an denen sie gelehrige Schülerinnen zu gewinnen hofften, so bald wieder zu verlieren, so war es mir doch sehr lieb, daß diese Gesellschaft sich schnell wieder empfahl. Mir klang das fünfmalige „Mey Sketschbuk!" und das das darauf fünfmal wiederholte: „queit unwell!" so barbarisch in die Ohren, daß mir diese Mißtöne die Harmonie der schönen Umgebung verderben würden; und doch lese ich gern jeden Tag einige Seiten im Shakspeare, — aber nicht laut, und dann ist diese stille Musik seiner Sprache so süß, wie die des Tasso und Petrarca es nur immer sein könnten.

Nachschrift.

Aus dem Fremdenbuche ersehe ich, daß der Sgr. Inglese sich „Mr. Knatschbull Squeier" eingeschrieben hat! Da klingt es doch süßer, wenn Julia vom Altan: „Romeo! Romeo!" herabruft. Und nun tausend gute Nacht!

Dreiunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Heute gedenk' ich, ungestört Dich, meine Liebe, in unsern Klostergarten führen zu können und vielleicht noch eine weitere Ausflucht mit Dir zu machen. Durch ein Hinterpförtchen treten wir in den Garten, der weniger mit Kunst, als mit Kühnheit an den Felsen in zwölf Terrassen hinaufgebaut ist, von denen die unteren bis an den Abhang zum Meere hinab, die oberen bis in den Wald, der sich unmittelbar anschließt, hinaufreichen. Hier zu Lande hält es freilich nicht schwer, den Garten mit den in unserer Heimath seltensten Gewächsen und Gesträuchen zu bepflanzen, denn da hier Lorbeer, Granate, indische Feige und vornehmlich die Myrte zu dem Unkraut und dem Gestripp der Wildniß gehören, so braucht der Gärtner bei einer neuen Gartenanlage nur einige dieser Zierpflanzen

nicht gänzlich auszurotten, und wir finden uns schon überrascht und befriedigt. Die frommen Väter aber, welche ursprünglich diesen Garten anlegten, waren nicht sowohl Botaniker, als gute Winzer, weshalb sie ihre Hauptsorge der Pflege des Weinstocks zuwandten. Dies erkennt man nicht allein aus den geschickt angelegten Weinlauben, die von Terrasse zu Terrasse schattige, bedeckte Gänge bilden, sondern auch an den Trauben, die wir nach öfter wiederholter Prüfung für echtes Syrakusergewächs erklären durften. Zwischen dem Weinstock ist hier und da noch ein Plätzchen für Orangen, Limonen, Feigen und für den Johannisbrodbaum erübrigt worden. So schön aber auch diese künstlichen Anlagen sind, so ziehe ich es dennoch vor, mich in der paradisischen Wildniß zu verlieren, die mich außerhalb der Kloster- und Stadtmauer umgibt. Der Garten ist oberhalb durch keine Befriedigung eingegrenzt, und ich steige gern so weit ich kommen kann, ohne mich um Weg und Steg zu kümmern, denn hier ist es ein wahrhaftes Vergnügen, sich zu verirren, da man immer von der wundervollsten Pflanzenwelt umgeben ist und ich gar nicht müde werden, mich durch Myrten, Lorbeer, Granaten und anderes edle Gesträuch durchzubrechen und durchzuschlagen. Wie war ich heut überrascht, als ich mich auf einsamem Spaziergange in ein Felsenthal verirrte,

welches, wie ich bald erfuhr, das Mühlenthal heißt. Den Namen führt es in der That mit vollem Rechte, denn mehr als zwanzig Mühlen, welche Neapel mit Macaroni-Mehl und Papier versorgen, klappern hier in unausgesetzter Thätigkeit. Kaum einhundert Schritte liegt eine Mühle von der andern entfernt, und da ich dem Bächlein, welches sie treibt, bis zur engsten Schlucht aufwärts nachging, wo ein hohes Alpengebirge das Thal schließt, fand ich einen Eisenhammer, dessen funken- und feuersprühende Oefen und Schornsteine bei schon einbrechender Nacht einen drohenden Hintergrund bildeten. Zuvor aber hatte ich mich zur Rechten und Linken wohl umgesehen, war hier und da eingesprochen, so daß ich unbesorgt um den Rückweg war, da ich lauter freundliche und thätige Menschen fand. Nirgend habe ich bis jetzt in Italien eine solche rege Betriebsamkeit gefunden, als in diesem Thale, welches auch in dieser Hinsicht mit einem Tyroler- oder Schweizer-Thale zu vergleichen wäre. Tritt man freilich von dem heiteren Meeresufer, wo eine unbegränzte Aussicht in unendliche Weite vor uns liegt, herein zwischen diese überhangenden Felsstücken, in diesen vielfach gewundenen Thalweg, wo wir kaum auf zehn Schritte weit den Fortgang und nirgend einen Ausgang sehen, so wird es uns beängstigend und unheimlich, und hätt' ich nicht hinter jedem

vorſpringenden Felſen immer wieder noch eine Mühle klappern gehört, ich würde ſchon früher umgekehrt ſein. Daß wir uns aber hier weder in Tyrol, noch in der Schweiz, ſondern in dem eigentlichen und wahrhaften Italien befinden, merken wir, ſobald wir nur etwas ſeitwärts treten und in dem erſten beſten Gartenhauſe einſprechen. Die freundliche Winzerin ladet uns ein, zu ihr hinauf in die pergola (Weinlaube) zu kommen, von wo ſie uns eine ſchöne Ausſicht verſpricht. Wir ſehen uns bedenklich um, ob wir den Weg da hinauf finden werden, da kommen uns ſchon die Kinder mit einem Körbchen mit Trauben und Orangen entgegen, um uns zur Mutter zu geleiten. Felſenſtufen führen ſeitwärts zu dem Hofe, in welchem ein griechiſcher Sarkophag mit verwittertem Bildwerk als Brunnen dient, die Mauer dahinter iſt mit einer Säulenreihe verziert, die der mauriſchen Kunſt angehören, ein Dach von Weinlaub mit herabhängenden Trauben ſchützt den Brunnen gegen die Sonne. Epheu und Brunnenkreſſe bedecken mit ihrem friſchen Grün eine Grotte daneben, in welcher ein geſchwätziger Quell über die leicht bewegten Blätter und krauſe Gehängen herabträufelt; die ſorgfältigſte Kunſt würde nicht im Stande ſein, eine Grotte mit dieſem zierlichen Blätterſchmuck zu bekleiden und ſo friſch zu erhalten. Ein Strahl der Abendſonne fiel jetzt hinein,

und nun glänzten in dem grünen Gelock Tausende von Brillanten, da an jedem Blättchen ein schimmernder Tropfen hing. Die Gartenwohnung ist ein Gebäude von der sonderbarsten Construction; drei Eingänge von sehr verschiedener Bauart scheinen zu drei, im Innern eben so sehr verschiedenen, Gebäuden zu führen. Zur Rechten haben wir ein Portal aus dem Mittelalter von gothischer Bauart, die folgende Thür ist mit korinthischen Säulen geziert, und der dritte Eingang von einem ehrlichen Zimmermann unserer Zeit zusammengefügt. Auch die Bedachung ist verschieden, indem das erste Dach terrassenförmig aufsteigt, das zweite abgeplattet ist und das dritte einen Giebel bildet. Bei näherer Nachfrage erfuhren wir, daß der älteste Theil des Hauses eine Capelle der Sta. Maria rosaria ist, an welche sich hier ein Winzer mit Wohnhaus und Stallung angebaut hat. Das Wunderbarste aber schien uns ein Weinstock von ganz ungewöhnlicher Stärke, der an der Seite der Capelle steht, wo er zuerst für die Einfassung der Fenster sorgt und dann über sämmtliche drei Gebäude ein verbindendes Dach bildet, welches sich noch weiter hinaus nach einem Altan ausbreitet, auf welchem wir eine Gesellschaft mit der Spindel und dem Spinnrocken fanden. Die Aussicht, die uns die Winzerin versprochen, öffnete sich über die tiefer liegende Stadt nach dem Meere hinaus,

und das Bild gewann dadurch, daß im Vordergrunde zwei Felsenburgen die Anhöhen zu beiden Seiten der Stadt einnehmen, eine bestimmte Abgränzung. Hinter uns aber stieg der Weingarten mit Feigen-, Citronen-, Orangen- und Johannisbrodbäumen in vielen Terrassen in die Höhe, und da ich gern, wo es den Blick auf das Meer gilt, den höchsten Punkt zu gewinnen suche, verließen wir nach kurzer Rast die Pergola und stiegen weiter aufwärts. Von Stufe zu Stufe, von Hügel zu Hügel öffnete sich uns eine freiere Aussicht über die Stadt und das Meer, aber dennoch behielten wir heut den Berg, den wir hinauf stiegen, ganz besonders im Auge, denn ein solcher Reichthum der wildwachsenden Pflanzenwelt war uns anderwärts noch nicht vorgekommen. Zwar ist es immer noch die niedere Myrte, welche auch hier den Wanderer mit dichtem Gesträuch die Füße verwirrt und aufhält, während der hohe Lorbeer ihm die Stirn verletzt; einen neuen und eigenthümlichen Zauber gewinnt indeß das Gebirge durch den Erdbeerbaum (arbutus), der mit seinen schimmernden Früchten und Blüthen uns eine Freude macht, wie wir sie, seit uns der Weihnachtsbaum nicht mehr angesteckt wird, vor keinem Baume gehabt hatten. Wir kannten diesen Baum aus unseren Treibhäusern, wo man sich freut, wenn es ge-

lingt, mit sorgsamer Pflege ein Paar verkümmerte Früchtchen zu erzielen; hier bedeckt er das ganze Gebirge und erreicht die Größe eines Kirschbaums, mit welchem er, dem Blatt und der Frucht nach, große Aehnlichkeit hat. Die Früchte sind von der Größe der Ananas-Erdbeere, und wenn sie auch nicht das Aroma derselben haben, so lassen wir sie uns doch sehr wohl schmecken. Mehr aber als der Gaumen erfreut sich das Auge an dem Baume, denn da sich Blüthen, reifende und reife Früchte oft an demselben Zweige befinden, so spielen diese durch alle Schattirungen vom hellen Grün, zu Gelb und Orange bis zum dunklen Purpur hindurch mit dem schönsten Farbenspiel. Die Granaten, von der Größe, daß wir sie mit beiden Händen nicht umfassen konnten, indische, eßbare Feigen, ein Cactus mit Blättern wie eine Bratenschüssel, an einem Stamme, der den Umfang und das Aussehen einer hundertjährigen Eiche hat, bringen etwas Groteskes in die sonst zierliche Pflanzung. Von solchem Spaziergange kehrten wir immer, wie die Sieger nach der Prager Schlacht, „geschmückt mit grünen Reisern" zurück, denn hier blieb es nicht bei der niedern Botanik der Kräuter und Blumen, hier wurde Forstbotanik mit dem Waidmesser getrieben und von Lorbeer, Myrten und dem vollhängenden Erdbeerbaume

wurden die reichſten Zweige abgeſchnitten, denn man wird hier wirklich zum Kinde und möchte ſich lieber den ganzen Wald nebſt Felſen und Burgen einpacken, und da es uns unverwehrt iſt, nehmen wir wenigſtens ſo viel mit, als wir zu tragen vermögen. Wie zu Pfingſten daheim mit Maien, ſchmücken wir hier Saal und Zelle mit den duftenden Zweigen aus, und ſind damit um ſo freigebiger, da uns ein jeder Tag neues Grün beſcheert. — Wer einmal in Italien war, den wird die Sehnſucht ewig nach dieſem ſchönen Lande zurückziehen; in dieſem Vertrauen leg' ich für die Freundin, die im vergangenen Jahre hier war, einige Zeilen bei.

Italien

an Giovanna.

Nimm dieſen Gruß aus weiter Ferne,
  Den Dir der Hauch des Frühlings bringt,
Der wie von einem lieben Sterne
  So mild und traulich niederklingt.
Du wirſt mich freundlich wiederkennen,
  An ſchönen Tagen war ich Dein,

Nicht meinen Namen will ich nennen,
Ich weiß es wohl, Du denkeſt mein.

Und zog Dich niemals das Verlangen
Nach jenem heit'ren Land zurück,
Wo Dir das Leben aufgegangen,
Ein neues, niegefühltes Glück.
Dort nahte Dir im leichten Tanze
Der Jugendgötter munt're Schar,
Sie flochten Dir in reichem Kranze
Die Myrten in das dunkle Haar.

Wo fandeſt Du die Hügel wieder,
Wo dieſes Meeres Purpurfluth,
Wo ſank in ſolchem Schimmer nieder
Der Abendröthe gold'ne Gluth.
Wer kann Dir dieſen Himmel geben,
Die Welt iſt außer mir ein Grab,
Aus meinem Boden quillt das Leben,
Das ich mit voller Luſt Dir gab.

Wo tönte Dir in ſchön'rem Klange
Des Liedes ſüßbekannter Ton,
Und trug auf ſchwellendem Geſange
Dein ahnungsvolles Herz davon.
Wo grüßen wohl des Mondes Strahlen
So ſtill das dichtbelaubte Haus, —
Kein Maler wird es jemals malen,
Kein Dichter ſpricht es wieder aus.

Doch wenn in den bewegten Lüften
Die Blüthen der Orangen weh'n,

Dann ſiehſt Du, wie in Zauberdüften,
Ein Dir vertrautes Bild entſteh'n.
Du ſiehſt es nah und näher ſchwanken
Und wie Dein Herz es treu umſchließt,
Ruft Du mit Wehmuth in Gedanken:
Sei mir, Italien, gegrüßt!

Vierunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Nun fehlt mir zu Mignons Liede kein Bild mehr, denn das Italien, wohin ihre Sehnsucht sie zieht und welches ich weder in Florenz, noch in Rom fand, hab' ich hier gefunden. Hier ist das Land, wo die Goldorange glüht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht; auf Säulen ruht das Dach, in den Höhlen fürchten wir der Drachen alte Brut; das Maulthier, das im Nebel seinen Weg sucht, die Fluth, die über den Felsen stürzt, fehlen nicht, und was mir nun dies Lied ganz in Erfüllung gehen läßt, ist, daß Mignon selbst sich hier zu mir gesellt hat. Auf meinen Spaziergängen in der Nähe des Klostergartens war mir schon einige Mal ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren erst entfernter, dann immer näher nachgegangen; ich hatte nicht darauf geachtet,

da Neugier und Bettelei die gewöhnliche Veranlassung sind. Da sie sah, daß ich eine besondere Freude an den Blumen und Früchten des Gartens und des Berges hatte, erwartete sie mich, so oft ich zurückkehrte, an der Pforte des Klosters und hielt mir einen Strauß entgegen, lief aber, sobald ich ihn angenommen, schnell davon, ohne mir Zeit zu lassen, ihr etwas für ihr Geschenk geben zu können, wodurch sie zuerst sich mir als eine ungewöhnliche Erscheinung in dem hiesigen Lande ankündigte. Während sie mir aber bisher schüchtern und beinahe menschenscheu erschien, so hat sie mich heute durch eine an das Leidenschaftliche gränzende Verwegenheit erschreckt. Sie war mir, als ich hinter dem Klostergarten den Berg hinauf stieg, in der Entfernung gefolgt, ohne daß ich mich weiter um sie gekümmert hatte. Einer purpurfarbenen Lilie, zum Geschlechte der Iris gehörend, hatte ich schon seit einigen Tagen nachgestrebt, allein sie stand auf einem Abhange, zu welchem ich bis jetzt den Zugang noch nicht gefunden hatte. Heut war es mir vermittelst eines Springstocks gelungen, von einem, aus früher Zeit herrührendem, verfallenen Gemäuer hinab zu springen, wo dicht an der Felsenwand auf sandigem Gluthboden die Lilie stand. Eben suchte ich mit Hülfe meines Stockes auf dem abschüssigen Gerölle wieder aufwärts zu steigen, als das Mädchen, das mir unbemerkt gefolgt

war, sich von dem Gemäuer, von dem ich einen gewagten Sprung gethan, rücksichtslos herabstürzte, mich heftig beim Arme faßte und mit dem Rufe: „una serpe! per santissima madre di dio! una serpe!“ zurückzog. Ich war bei weitem mehr über das Mädchen und ihr Geschrei erschrocken, als über die Schlange, die ich im schönsten Farbenspiel, zum Kampfe aufgerichtet, züngelnd und mit blitzenden Augen vor mir sah, als wäre sie die Hüterin der heiligen Lilie. An einen eiligen Rückzug war nicht zu denken, da wir hinter uns das Gemäuer, vor uns einen steilen Abhang hatten. Zu langem Besinnen ließ uns die Schlange nicht Zeit, denn sie war zum Sprunge fertig, allein bevor ich noch meinen Stock wieder zur Hand nahm, sprang Mignon vor, und mit einem Lorbeer-Reiße, von dem sie die Blätter schnell abgestreift, führte sie einen so sichern Schlag, daß die Schlange, in zwei Hälften getheilt, sich zu unsern Füßen krümmte. Jetzt griff sie rasch nach der Lilie, pflückte die schöne Blume und zog mich dann, als wär' uns der Raub eines Heiligthums geglückt, von der unheimlichen Stelle fort. Kaum ließ sie mir Zeit, den erlegten Lindwurm als Zeichen unseres Sieges mit einer Weinrebe an meinem Wanderstabe zu befestigen, so rasch lief sie durch das Dickicht auf einem unwegsamen Pfade, der mir auf's Neue die größte Sorge um das

Kind machte, da er über den steilsten Felsenhang, unter welchem sich die Höhle befindet, hinführte und so abschüssig war, daß ich mich kaum mit meinem Stocke zu halten vermochte. Mignon aber, die mit bloßen Füßen einen sicherern Tritt hatte, schritt, die Lilie in der Hand, leicht und flüchtig voraus, sah sich sorgsam um, ob ich folgte, und zeigte mir die Steine, auf die ich treten sollte. Noch konnte ich nicht absehen, welches Ende der Weg nehmen würde, als meine Führerin vor meinen Augen verschwand und mich auf's Neue um sie besorgt machte; allein sie rief mir mit heiterer Stimme zu, ihr getrost zu folgen, und als ich näher hinzu trat, sah ich, daß sie auf das platte Dach eines Gebäudes gesprungen war, welches mit dem Kloster in Verbindung steht und unmittelbar an den Felsen angebaut ist. Da das Dach nicht im besten baulichen Stande zu sein schien, nahm ich einigen Anstand, ihr zu folgen, und untersuchte zuvörderst den Weg mit meinem Alpenstocke; sie aber rief mir mit zuversichtlicher Gebehrde: „non dubitate!" zu und hieß mich getrost folgen. Indem ich aber mehr auf den unsichern Weg, als auf meine Führerin sah, war sie mir zum zweiten Male vor sichtlichen Augen verschwunden, und vergebens sah ich mich nach ihr um, als mir, wie aus einem Gewölbe: „Signor Maestro!" von ihrer Stimme heraustönte. Ich horchte, ich

folgte dem Tone und fand nun zwiſchen der Mauer des nächſtes Gebäudes und dem Dach, auf welchem ich ging, eine verfallene Treppe, die mich durch einen dunklen Gang zu nicht geringer Ueberraſchung in die, nicht mehr zum Gottesdienſte gebrauchte, Kloſterkirche führte. Schon längſt diente ſie dem Pächter der Oekonomie und dem Gärtner als Vorraths- und Rumpelkammer, Breter und Balken lagen darin über einander, Stroh ſtand aufgeſchichtet, Johannisbrod und Mais lag in Haufen auf dem Boden, herabgenommene Bilder waren als Unterlage, oder als Schutz gegen Staub und Fliegen verwendet, ſelbſt die Altäre hatte man nicht verſchont und allerhand Gemüſe und Körner dort aufgeſpeichert. Durch dieſen Wuſt und Wirrwarr ſah ich Mignon nach der Tiefe der Kirche mit gleicher Anmuth und Sicherheit, wie oben auf dem Felſen, vor mir her ſchreiten, ſie winkte mir, legte jedoch den Finger auf den Mund, um mich zu bedeuten, daß ich der Schweigenden ſchweigend folgen ſollte; mir war, als ob ein Engel mit der Lilie vor mir herſchritt, allein wer mich in meinem leinenen Staubmantel, mit dem bekränzten, breitkrempigen Hute und dem Schlangenſtabe geſehen hätte, würde in Verlegenheit gekommen ſein, wohin ich gehöre, ob in die griechiſche, oder in die chriſtliche Mythologie. Mignon war jetzt ſeitwärts in eine Capelle getreten, wo ſich

ein Altar befand, durch ihre Sorgfalt, wie ich nicht zweifeln durfte, reinlich, wenn gleich dürftig ausgestattet. Ein weißes Linnentuch war darüber gebreitet, in irdenen Gefäßen ſtanden friſche Blumen, das Altarbild war eine Verkündigung, in welcher ich den Engel, der mich führte, leicht wiedererkannte. Das Kind nahm einen Roſenkranz von dem Altar, kniete auf die Stufen nieder und zog mich, als ich mich ihr näherte, ſanft zu ſich nieder. Ich nahm meinen Pilgerhut vor das Geſicht und weiß wohl, daß ich mein ſtilles Vaterunſer ſeit langer Zeit nicht in ſo ungetrübter Andacht gebetet hatte, als hier. Als Mignon aufſtand, bat ich ſie um die Lilien und ſteckte ſie auf den Altar zu den anderen Blumen; ſie wollte es anfänglich nicht zugeben und beruhigte ſich nicht eher, als bis ich eine Blüthe zurücknahm, wozu ſie noch einige andere Blumen hinzufügte. Die Thüre des Haupteinganges, die ich verſchloſſen glaubte, öffnete ſie leicht von Innen, da ſie nur angelehnt war; ſo kamen wir in den Kreuzgang und von da in den Hof, wo die kleine Führerin mich verließ und mich flehentlich bat, doch ja nicht wieder nach jener Gegend zu gehen, da dort die giftigen Schlangen ſo häufig wären.

Nachschrift.

Ich konnte es doch nicht laſſen, mich bei der Wirthin näher nach Mignon zu erkundigen; es iſt eine jüngere Schweſter von ihr, heißt Maria und wartet das kleine Kind eines franzöſiſchen Architekturmalers, der in dem Kloſter ſchon ſeit einem Jahre mit ſeiner Frau wohnt. Erſt am Abend fiel es mir wieder ein, daß ſie mich „Meiſter," genannt, wenn ich ſie Mignon rief. Da ſie einen Jeden, der hier einkehrt und ein Zeichenbuch in der Hand hat, für einen Künſtler hält, ſo hat ſie mir ſogleich den Titel eines Sgr. Maeſtro zugetheilt.

Fünfunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Die Müllerin und der Mühlbach.

(Im Mühlenthal bei Amalfi.)

Müllerin.

Sag' an, du Bächlein, frisch und hell,
Sag' an, wohin? woher?

Mühlbach.

Ich komme von dem Felsenquell,
Und geh' hinab zum Meer.

Müllerin.

Was eilst du doch so schnell von hier,
So weile doch einmal!

Mühlbach.

Gewiß, ich bliebe gern bei dir,
Im ſchönen grünen Thal.
Mich aber treibt es fort und fort,
Und habe keine Raſt,
Ich wandre hin von Ort zu Ort,
Nur als ein flücht'ger Gaſt.

Müllerin.

Iſt ſchon das Wandern deine Luſt,
So laß dir einmal Zeit,
Du gehſt vielleicht nur, weil du mußt,
Und mußt vielleicht noch weit.

Mühlbach.

Gewiß, ich muß noch weit hinaus,
Das Wandern iſt ſo ſchön,
Komm', liebes Kind, verlaß dein Haus,
Du darfſt ſchon mit mir geh'n.

Müllerin.

Wenn dir das Wandern ſo gefällt,
Geh' du allein hinaus,
Du ſuchſt die weite, weite Welt,
Und ich bleib gern zu Haus.

Beide.

Ade! es muß geſchieden ſein,
Ade! leb' wohl, ade!
Ach, geht man ſo für ſich allein,
Thut wohl das Wandern weh!

Wir ſind noch immer hier, und obwohl für Amalfi nur ein oder zwei Tage beſtimmt waren, ſo befinden wir uns doch ſo glücklich hier, daß ſich ein Jeder von uns hütet, von der Abreiſe zu ſprechen, denn Keiner will, wie es ſcheint, die Verantwortung auf ſich nehmen, dieſen ſchönen Aufenthalt, für den wir nirgend Erſatz finden werden, verlaſſen zu haben. Die Landſchaftsmaler können ſich nicht von der Landſchaft, die Architekten nicht von den Bauwerken, die Archäologen nicht von den Alterthümern, und ich mich nicht von allen dieſen und von Mignon trennen.“ Das Kind hat mir wieder rührende Beweiſe ihrer Aufmerkſamkeit gegeben. Geſtern hatte ich ihr geſagt, daß die Mädchen bei uns ihr Haar in Flechten und Zöpfen bei weitem hübſcher zu tragen verſtänden, als hier; ich mußte ihr eine genaue Beſchreibung davon geben, und nun überraſchte ſie mich heut damit, daß ſie ihr ſchönes ſchwarzes Haar in Flechten gelegt, und an den Schläfen zu Schnecken zuſammengerollt hatte. — Jeden Morgen, wenn ſie das Frühſtück bringt, muß ich ihr verſprechen, nicht nach dem Schlangenberge zu gehen; dagegen hat ſie mich heut nach einer Vigne begleitet, die um ein Bedeutendes höher, als unſer Kloſter liegt. Mich verlangte beſonders deshalb hinauf, weil einige Palmen in jenem Garten von ungewöhnlicher Größe im Freien ſtanden, mit de-

nen ich nähere Bekanntschaft zu machen wünschte. Der Weg war schwieriger zu finden, als ich anfänglich glaubte, denn von unserem Klosterhofe aus scheinen die Palmen unmittelbar auf der Anhöhe zu stehen, welche über der Felsenhöhle sich erhebt, allein nur auf einem großen Umwege waren sie zu erreichen. Wir mußten zuerst die Hälfte der Stufen, welche zu dem Meere führen, hinabsteigen, dann bog der Weg um eine Ecke, wo sich eine zweite Felsengrotte und eine tiefe Bergschlucht befinden. Fast wär' ich jetzt lieber zu dem Meere hinabgestiegen, wohin mich eine Fischerhütte, die ihrer Lage und ihrer Bauart nach eher eine Fischerburg heißen könnte, lockte. Sie ist ganz von Steinen erbaut, und steht auf Felsen, welche sie gegen die herandonnernden Meereswellen, die hier mit heftiger Brandung gegenschlagen, schützen. Unerklärlich bleibt es mir, wie ein solcher Bau zu Stande gebracht werden konnte; nicht wahrscheinlich ist es, daß die Fischerei die Veranlassung zu solchem Bau war, der vielmehr zum Seeraub oder als Warte für die Herren von Amalfi angelegt worden sein mag. In den Mappen unserer berühmten Landsleute, der Landschaftsmaler Schirmer und Aalborn hatten wir bereits in Neapel Skizzen von dieser Fischerhütte gesehen, deren Ausführung im Großen wir mit Sehnsucht erwarten.

Von dem Ufer wendeten wir uns jetzt zur Rechten, und stiegen in der Schlucht aufwärts; vergebens beschwor ich Mignon, welche das, etwa ein Jahr alte Kind des französischen Malers auf dem Arme hatte, umzukehren, da ich nun schon den Weg allein finden würde, allein sie stieg mit einer Behendigkeit und Ausdauer vor mir den steilen Berg hinauf, daß ich nicht im Stande war, sie einzuholen, und keine andere Auskunft wußte, ihr Zeit zur Erholung zu schaffen, als dadurch, daß ich von Zeit zu Zeit mich niedersetzte, wo sie dann ebenfalls für einige Momente das Kind auf die Erde setzte. Endlich erreichten wir die Vigne, und zwei alte Gärtnersleute kamen mir auf Mignons Ruf schon an der Thüre entgegen. Je mehr man auf den Landstraßen und in den großen Städten an der Ehrlichkeit der Italiener verzweifeln muß, desto erfreulicher ist es mir, hier in diesem Gebirge überall, wo ich als Fremdling einspreche, Einfachheit der Sitte, Gastfreiheit und Ehrlichkeit, wie in einem entlegenen Thale Tyrols zu finden. Dies war auch heut der Fall; die beiden alten Leute nahmen mich mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit auf, als ob ich ein Freund wär, den sie lang erwartet, oder der Herr des Besitzthumes, den sie als ihren Wohlthäter auf alle Weise sich geneigt zu erhalten suchen wollten. Hier blieb die in Italien gewöhnliche Redensart:

ella è padrone! nicht ein bloßes Compliment, sondern ich wurde in dem eigentlichsten Sinne des Wortes als Herr von Allem betrachtet, was ich nur ansah, oder wonach ich fragte. Mein erstes Augenmerk war auf die Palmen gerichtet, und als ich erzählte, daß man bei uns keine solchen Bäume habe, und von den Blätterstielen Stöcke als eine Seltenheit trage, band der Alte seinen Esel sogleich an einen der Bäume an, stieg mit seinem Winzermesser hinauf, und hieb mit dem Zuruf: Ihr seid Herr von Allem! die stärksten Blätter herunter. Nicht geringere Verwunderung hatte ich über die vollhängenden Orangenbäume geäußert, die ich noch nirgend schöner gesehen; die Winzerin hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit dem Rufe: „Ihr seid Herr von Allem!" eine Bank an den Baum zu rücken, und ohne auf meine Einwendungen zu achten, ein ansehnliches Körbchen voll zu pflücken, wobei sie sich von der kleinen Maria unterstützen ließ. Diese hatte unterdessen ihr Kind müde, wie es war, unter einem Palmenbaume niedergelegt, und da die Sonne schon hoch stand, fügte ich einige der abgeschlagenen Palmenblätter zu einem schützenden Schirm für das Kind zusammen. Unter dem Schatten des Baumes an den geduldigen Esel gelehnt, sah ich mit Wohlgefallen auf das schlafende Kind, zu welchem jetzt Maria zurückkehrte. Und wie sie

nun vor demſelben in die Knie ſank, und die goldenen Früchte behutſam daneben niederlegte, hatte ich das lebende Bild einer Ruhe auf der Flucht nach Aegypten vor mir, deſſen Anblick ich wohl einem unſerer Maler gegönnt hätte, wenn ich auch als St. Joſeph nicht ganz an meiner Stelle war. — Hierbei machte ich auf's Neue die Erfahrung, wie nah die Geſchichten der heiligen Schrift ſich in dieſem Lande dem gewöhnlichen Leben und der täglichen Umgebung anſchließen, und wie ſchöne Motive der Hiſtorien- und Genremaler unter dieſem Himmel für ſolche Darſtellungen findet.

Einen hübſchen Zug von Unbefangenheit und gutem Zutrauen dieſer Leute darf ich nicht unerwähnt laſſen. Da ich kein kleines Geld bei mir hatte, bat ich den Gärtner, mir einen Piaſter zu wechſeln. „Ich kenne," ſagte er, „dies Geldſtück nicht, allein, wir werden Euch Münze dafür bringen." Er kam bald mit ſeiner Frau zurück, beide Hände mit kleinen Silber- und Kupferſtücken ſo überfüllt, daß er ſie gegen ſeine Bruſt halten mußte. „Dies iſt," ſagte er, „unſer ganzes Vermögen; Ihr ſeid Herr, nehmt Euch ſo viel Euch beliebt." Ich legte nun meinen Piaſter dazu, und da er ſah, daß ich nur einige Kupferſtücke dafür nahm, um auf dieſe Weiſe ihm meinen Dank zu bezeugen, ward er ſo im vollen Ernſte unwillig,

daß ich, um ihn nicht zu beleidigen, meinen spanischen Thaler zurücknehmen mußte. Daß es aber einen hohen Grad von eigner Ehrlichkeit voraussetzt, einem wildfremden Menschen in dem einsamen Gebirge die ganze Baarschaft offen entgegen zu tragen, läßt sich wohl nicht verkennen.

Die Flucht nach Aegypten wurde nun noch weiter fortgesetzt; denn da ich weder die Früchte noch die Palmen, welche der Winzer mir zugedacht hatte, tragen konnte, wurde der Esel sogleich damit beladen. Maria wurde, wie sehr sie sich auch sträubte, mit dem Kinde darauf gesetzt, um das Körbchen mit den Früchten und Weintrauben zu halten, und die Palmen dienten ihr wieder als Sonnenschirm. Der Alte überließ mir das behutsamtretende Thier mit der Versicherung, daß es den Weg zurück allein zu finden wisse. Ich führte den Esel mit seiner schönen Last hinter mir her, an der Klostertreppe wurde abgepackt, und bald waren einige Fischerknaben bei der Hand, um die Zweige und Früchte nach meiner Wohnung zu bringen.

Sechsunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Mignon's Gruß.

(An Laura.)

Es tritt mit zärtlichem Verlangen
Zu Dir ein stilles, frommes Kind,
Aus fremden Landen kommt's gegangen,
Doch ist es treu und hold gesinnt.
Es schreitet hin mit leichten Füßen,
Im weißen, fliegenden Gewand,
Es naht und spricht: „Dich soll ich grüßen,"
Und faßt Dich traulich bei der Hand.

„Nimm hin den Strauß, den ich gebunden,"
Spricht es mit frohem Kindeswort,
„Und diesen Kranz, den ich gewunden,
Er kommt vom wunderschönsten Ort.

Die auf den hellen Hügeln glänzen,
Die unter dunklem Laube glüh'n,
Sie wählt' ich aus, Dich zu bekränzen,
Die Stirn Dir festlich zu umzieh'n."

„Für Dich das Schönste auszuwählen,
Hab' ich mich oft und gern gebückt;
Die stille Myrte darf nicht fehlen,
Die einst Dein bräutlich Haar geschmückt.
Granate soll im Kranze blühen,
Und volle Trauben band ich ein,
Die Goldorange siehst Du glühen,
Und der Olive Silberschein."

„Auch will ich einen Zweig Dir reichen,
Der mit Dir gleichen Namen trägt,
Ein Klang, der wie ein frohes Zeichen
Wohl Manchem schon das Herz bewegt.
Wer in des Lebens schönsten Stunden,
Der Liebe süßen Schmerz empfand,
Hat wohl zur Heilung seiner Wunden,
Den Namen Laura oft genannt."

Kaum hat das Kind dies Wort geendet,
Verläßt es bang und still das Haus,
Das Auge himmelwärts gewendet,
Bricht es in helle Thränen aus.
Du eilst ihm nach, Du rufst es wieder,
Du fragst: was hat man Dir gethan?
Du schlägst die schönen Augen nieder,
Und ziehst es sanft zu Dir heran.

Dies iſt mein Lied, dies iſt mein Leben,
Wie reich es auch ein Gott geſchmückt,
Das Schönſte, was er mir gegeben,
Du biſt es ja, die mich beglückt.
Und blickſt Du einſam in die Sterne,
In Lieb' und Sehnſucht mir vereint,
Denk' an den Freund, der in der Ferne,
Um Dich ſo manche Thräne weint!

Als ich heut von einer weiteren Ausflucht in das Gebirge nach meiner ſtillen Zelle zurückkehrte, war mir durch meine kleine Freundin eine neue Ueberraſchung bereitet worden; doch davon nachher, da ich Dir zuerſt von dieſer Wanderung Bericht zu geben habe. Unſere Architekten und Landſchafter erinnerten ſchon ſeit einigen Tagen daran, daß wir nicht verſäumen dürften, das nahgelegene Ravello, wo ſich bedeutende Ueberreſte mauriſcher Baukunſt und Bildnerei befänden, von hier aus zu beſuchen, und da ich zugleich erfuhr, daß dort in dem Beſitz eines Privatmannes eine handſchriftliche Chronik der Stadt Amalfi aufbewahrt würde, ſchloß ich mich gern an die künſtleriſche Expedition an. Der Weg führte uns zunächſt durch die Stadt, und dieſe hat freilich im Inneren ſo wenig Einladendes, daß ſich mancher Reiſende bei

dem erſten Eintritt abſchrecken läßt, und ohne längeren Aufenthalt weiter fährt. Das Städtchen zählt nicht mehr als gegen dreitauſend Einwohner, da indeſſen die ganze Bevölkerung mit dem geſammten Haus- und Viehſtande mehr auf Markt und Straßen, als in den Häuſern wohnt, iſt es lebhafter, als in einer deutſchen Stadt von dreifach ſtärkerer Bevölkerung, und für den Freund ſolcher Straßenlebendigkeit findet ſich hier Unterhaltung mancher Art. Nur die Mittagshitze treibt die Leute in ihre unſaubern Stuben, in die jedem Vorübergehenden die Einſicht offen ſteht. Denn da einige Straßen ganz überwölbt, oder die Dächer unmittelbar an einander gerückt ſind, und keine Fenſter haben, gewinnen die Bewohner nur durch die offnen Thüren ein ſpärliches Licht. Die Nachbarn leben dabei in dem geſelligſten Verhältniſſe, und ich fand, wo gekocht oder geſponnen wurde, immer zahlreiche Zuſchauer und Gehülfen, und die Spinnerinnen, die nicht, wie bei uns, durch das ſchnurrende Rad in ihrer Unterhaltung geſtört werden, laſſen neben der Spindel am Rocken auch dem Zünglein freies Spiel, ſo daß es bei ihnen wo möglich noch ausgelaſſener bei dieſer Arbeit, als in unſeren Spinnſtuben zugeht. Auf dem Markte, wo einige Hallen für Schatten, ein Brunnen für Erfriſchung, und einige Schmerpfannen für Backwerk und Bratfiſche ſorgen, trifft

man zu jeder Zeit eine große Volksmenge an, die ſich hier unterhält, zankt, nährt, mit großem Lärmen Kleinigkeiten zum Verkauf ausruft, und im Allgemeinen ein ſehr unſauberes Aeußere hat. Kinder und Schweine leben in vertrauteſter Gütergemeinſchaft, und es traf ſich öfter, daß wir ſie nicht nur das Futter, ſondern auch das Lager im ſchmutzigen Rinnſteine theilen ſahen. Hat man ſich durch das zudringliche Volk der Schiffer und Strandläufer bis zur Kirchentreppe hindurchgeſchlagen, ſo ſtürzt ein ganzes Spital voll Krüppel und Bettler auf uns los. Epileptiſche ſpringen und ſchreien in ihren Verzuckungen Dir entgegen, Blinde und Lahme verrennen den Weg, Taubſtumme bellen Dich an, Verſtümmelte kommen auf allen Vieren herangerutſcht, mit einer beſonderen Art von Holzſchuhen an den Händen. Wohin man ſich innerhalb der Stadt wenden mag, das Elend tritt uns überall in den ſcheußlichſten Geſtalten entgegen. Dadurch aber, daß dieſe Unglücklichen in ſolchen Maſſen anrücken, und auf ſo ungeſtüme und unverſchämte Weiſe auf uns einſtürmen, wird faſt alles Mitleid ertödtet; denn, wenn es ſo weit kommt, gegen Blinde und Lahme mit Stockſchlägen zu verfahren, muß man wohl auf das Aeußerſte gebracht worden ſein. — Auch diesmal kamen wir nicht ohne Anfechtungen dieſer Art durch die Stadt hindurch, und wendeten uns

zuerſt nach Atrani, welches ebenfalls am Mee auf ſteilem Felſenufer, liegt. Von hier ſchlugi wir nach Ravelli einen Fußpfad ein, der ſ doch mehr eine Treppe genannt werden muß, t man, mit geringer Unterbrechung, faſt immi Stufen, die in den Felſen gehauen ſind, zu ſte gen hat. Da dieſe Stufen auf einen ſtarke Schritt berechnet ſind, wobei inſonderheit auf di Maulthiere Rückſicht genommen wird, ſo fande wir bald, daß weder der Rigi-Culm, noch St Peters-Kuppel uns ſo ſchwer zu erſteigen gewei den, als dieſe Felſentreppe.

In Ravello, einem Flecken mit hübſchei Häuſern, beſuchten wir zuerſt die Caſa Ruſſa, ei alter, verfallener Pallaſt, der in der Zeit entſtan den war, als die Mauren dies ſchöne Küſtenland beherrſchten. Durch ein Thor, von welchem her ab Krokodilköpfe den Eintretenden angrinzen, ge longt man in einer Weinlaube zu der verfallener Burg, wo nach wiederholtem Anklopfen eine alte Haushälterin öffnete, und uns ſagte: daß Ihre Eminenz noch beim Frühſtück wären. Wir ver- ſicherten, daß dies für uns juſt die gelegenſte Zeit ſei, unſere Aufwartung zu machen, und erreichten auch unſeren Zweck, indem wir von dem alten geiſtlichen Herrn, der hier hauſet, gaſtfrei empfan- gen wurden. Zwar glaubten wir zuerſt, die Wirthſchafterin habe uns einen Streich geſpielt,

und uns, anſtatt zur Eminenz, in einen Taubenſchlag geführt; denn eine ganze Schar dieſer Vögel flog uns, und leider! ungebraten, in dem Zimmer entgegen; allein auf den Ruf ihres Gebieters begaben ſie ſich zur Ruhe, und kehrten auf ſeinen Schreibtiſch zurück. Die Zeichner aber, welchen mehr an den Säulenknäufen und Gewinden der mauriſchen Baukunſt, als an den Schlangenwindungen der Maccaroni und andern Schnörkeln italieniſcher Kochkunſt gelegen war, eilten bald wieder hinunter in den Hof, wo Bogengänge und Säulenreihen, in Schutt verſunken und vergraben, kaum noch mit den zierlich gefurmten Häuptern aus dem Wuſt hervorſchauten; nur ein einziger, den Kreuzgängen in den Kloſterkirchen ähnlicher, Gang ſieht noch wohl erhalten. Mich unterhielt unterdeſſen, daß die Freunde unten zeichneten, der geiſtliche Herr ſehr angenehm, indem er nicht unbewandert in der alten Geſchichte dieſer Gegend war, und bei jeder Foglietta, die wir leerten, geſprächiger wurde. Auch über die Chronik erhielt ich die erwünſchte Auskunft, doch war ſie nicht mehr in Ravello, ſondern an einen gelehrten Juriſten in Neapel abgegeben, welcher ſie durch den Druck bekannt zu machen gedenkt.

Von dem Schloſſe wanderten wir zu dem Dome, der für unſere Studien eine reiche Aus-

beute darbot, indem wir auch hier wiederum, Griechenland und das Mittelalter, den Orient und den Occident, Heidnisches, Mohamedanisches und Christliches beisammen fanden. Ein Relief, griechischer Arbeit, von schönem parischem Marmor: Amoretten, welche Fruchtgewinde halten, sind freilich nicht in dem Style der beiden schwerfälligen Kanzeln, die einander gegenüber angelegt sind, und auf eine glückliche Zeit schließen lassen, wo, wie in dem englischen Parlamente, dem Sprecher gegenüber, auch die Opposition zum Worte kommen kann. Eine Inschrift belehrte uns, daß die Kanzeln im Jahre 1260 vollendet wurden, und den Meister Nicolaus de Bartholomeo da Fogia zum Erbauer hatten, der sich selbst einen Marmorarius nennt. Die Thüren der Kirche sind in Bronze gegossen, und der Inschrift nach schon im Jahre 1179 vollendet worden. Die Bildwerke darauf stellen Kämpfer vor, von denen die Einen, ihrer Rüstung nach, Normannen, die Anderen Bogenschützen, Sarazenen oder Mauren zu sein scheinen.

Unseren Rückweg nahmen wir durch das Mühlenthal, wo wir schon so vielfache Bekanntschaften gemacht haben, daß wir fast in jedem Weingarten und in jeder Mühle als willkommene Gäste aufgenommen werden. Heute ließ uns einer der Papiermüller nicht vorüber, dem wir so leicht nicht entgehen konnten; denn das Thal ist an eini-

gen Stellen so eng, daß ein einziges Haus den ganzen Thalweg einnimmt, und man nur durch dasselbe seinen Weg weiter fortsetzen kann. Der Wirth selbst kam uns als ein stattlicher Jäger mit gezogener Doppelflinte entgegen, und bat uns, doch nicht, wie gewöhnlich, sein Haus nur als Durchgang zu benutzen, sondern auch einmal bei ihm einzukehren, denn da wir, wie er gemerkt hätte, Künstler wären, so würden wir doch auch seine Kunst respectiren, ohne die ja die unsere nicht bestehen könnte, da das Papier überhaupt das Fundament aller Wissenschaft, aller Kunst, in neuester Zeit auch aller Staaten geworden sei, da Bücher, Bilder und die Finanzen nicht ohne Papier zu Stande kämen. Wir machten ihm bemerklich, daß man darin nicht zu weit zurückgehen dürfe, indem sonst der Ursprung aller dieser Herrlichkeit sehr lumpichter Herkunft sei, wobei es an Wortspielen nicht fehlte, da im Italienischen „cencio" eben so wie „Lumpen" im Deutschen in doppelter Bedeutung gebraucht wird. Der für seine Kunst mit löblicher Vorliebe eingenommene Mann zeigte uns alle seine Einrichtungen und die ganze Fabrication von A bis Z, was er vielleicht nicht gethan haben würde, wenn wir nicht einige Bekanntschaft mit seinem Geschäfte verrathen, ihn von manchem Vortheile unserer Papierfabriken, vor Allem aber von dem unendlichen Formate un-

serer Patent-Velin-Papiere zu erzählen gewußt hätten. Auch hier bemerkten wir wieder, wie Gewerbthätigkeit und geistige Bildung, Kirche und Staat, Handwerk und Kunst, Wissenschaft und Industrie bei weitem in einem näheren Zusammenhang stehen, als man es gewöhnlich glaubt. Hätte sich Italien, eben so wie England und Deutschland, von dem Mönchs- und Pfaffenwesen frei gemacht, so würde es seine Windmühlen, seine Philosophie und Appartements haben, so gut als wir.

Als ich nach Haus kam, fand ich meine Zelle auf das Prächtigste und Feierlichste geschmückt; ein Blumen- und Fruchtgehänge war von einem Fensterpfeiler zu dem anderen gezogen, zwischen den Zweigen des Lorbeers und des Erdbeerbaums hingen schwere Trauben, goldene Orangen und purpurfarbene Granaten in bunter Fülle, Palmenblätter von der ganzen Höhe des Zimmers bildeten die Einfassung der Fenster-Nische, und über dem Fenster fand ich Dein Bild mit einem Kranze von frischen Blumen eingefaßt. — Eben wollte ich die kleine Künstlerin, die mir dies Fest bereitet hatte, aufsuchen, als Mignon mit dem Kinde auf dem Arme hereintrat, und mir zurief: „Meister, Ihr seid zu früh gekommen, es fehlt noch etwas!" und nun lief sie rasch nach dem Fenster, heb das hübsche Lockenköpfchen des Kindes zwi-

ſchen die Guirlande, und munterte es auf, mit den kleinen Händchen nach den Früchten und Blumen zu faſſen. — Nun verſtand ich auch, was dieſe Ueberraſchung bedeuten ſollte. Als wir nämlich in jener verfallenen Kloſterkirche waren, hatte ich mit beſonderem Wohlgefallen nach den Ueberreſten einer Fresco-Malerei geſehen, wo Engelskinder ſich auf Blumengewinden ſchaukeln. „Ich kann zwar nicht mit Farben und mit dem Pinſel malen," ſagte Mignon, „ma l' arte mia è la natura!" (allein meine Kunſt iſt die Natur.)

Wär' doch ein Zaubermantel mein, und könnt' ich Dich hierher entführen! es wird mir zu Haus viel fehlen, dieſen Himmel nicht mit Dir getheilt zu haben! — Um Dir eine, wenn auch nur entfernte Andeutung von meinem Zimmer zu geben, lege ich eine flüchtige Zeichnung davon bei; einer unſerer Gefährten iſt jedoch ſchon damit beſchäftiget, ein bleibenderes Andenken dieſes ſchönen Aufenthalts in Oel auszuführen.

Siebenunddreißigster Brief.

Amalfi, im October.

Endlich haben wir uns doch entschließen müssen, dem schönen Amalfi Lebewohl zu sagen; mir ist, als nähm' ich hier Abschied von ganz Italien, und ich wünschte nur, ich könnte in einer einzigen Nacht im Fluge zu Dir zurückkehren, um diese Eindrücke so frisch und lebhaft, wie ich sie jetzt empfinde, Dir mitzubringen. Was mir den Ort besonders lieb gemacht hat, war, daß ich, wie von Außen die wohlthätige Himmelsluft, so im Innern die poetische Stimmung als wirkliches Gefühl, als einen lebendigen Strom in den Adern, als einen freieren Athem in der Brust empfand. — So leb' denn wohl, Amalfi! Es gab nur ein Lebewohl in diesem Leben für mich, welches mir weher that, als dieses! —

Lebewohl.

Von dir, Amalfi, ſoll ich ſcheiden,
Von deinem Ufer ſoll ich flieh'n,
Soll dieſen ſchönen Himmel meiden,
Und nach dem fernen Norden zieh'n.
Es füllt das Auge ſich mit Thränen,
Zu eng wird die bewegte Bruſt,
Und im unendlich bangen Sehnen,
Bin ich des Schmerzes mir bewußt.

Hier endlich war das Land gefunden,
Wo ſanft der Weſt vom Himmel weht,
Der Lorbeer ſich zum Kranz gewunden,
Und ſtill die Myrte duftend ſteht.
Wie Mignon's Lied es uns geſungen,
Nicht war es ein erträumtes Bild,
Was einſt in Tönen mir erklungen,
Hat ſich in Wahrheit nun erfüllt.

Und ſelber iſt ſie mir erſchienen
In ihrer Heimath Zauberland,
Und hat mit frommen Kindesmienen
Beſchützer mich und Freund genannt.
Sie hat das Lager mir bereitet,
Auf meinem Schooß hat ſie geruht,
Zur Felſengrotte mich geleitet,
Und nieder zu des Meeres Fluth.

Nun muß ich Lebewohl ihr ſagen,
Dir Lebewohl, du ſchöne Welt,

Du bist's, woran zu fernen Tagen,
Mein Herz mit treuer Neigung hält.
Und fühl' ich mich bedrängt im Leben,
Dann tönt es leis: dahin! dahin!
Und alle gute Geister schweben
Um mich, und alle Sorgen fliehn.

Achtunddreißigster Brief.

Sorrent, im October.

Es ist in der That zu entschuldigen, wenn die Italiener in den Neigungen ihres Herzens etwas wandelbar sind: denn es hält schwer, sich hier für immer und ausschließlich für eine einzige Schönheit zu entscheiden, da ein jeder Tag uns eine neue zuführt. Wir nordischen Gäste aber sind gewissenhafter, und obschon ich den verlockenden Gesang der Sirenen, welche hier in der Nähe auf glücklichen Inseln wohnen, vernehme, und Sorrent eine der gefährlichsten Schönheiten Italiens ist, so bleib' ich dennoch Dir und Amalfi getreu!

Der Abschied von Amalfi war in der That eine schmerzliche Stunde, doch ging die Trennung rasch vor sich, da wir uns früh bei dem Kaffee zum Abzug entschlossen, und nach einer Stunde

hatten wir das Kloſter mit allem Lieben und Schönen, welches wir dort verließen, ſchon tief unter uns liegen. Als Mignon ſah, daß wir unſere Reiſebündel ſchnürten, fragte ſie mich mit zitternder Stimme: ob wir ganz fortzögen, oder wiederkämen? Ich verſicherte ihr, daß ich gern ſchon morgen zurückkehren würde, da es mir an keinem Orte der ganzen Welt jemals ſo wie hier gefallen hätte und gefallen werde. „So ſprechen alle die Herren Fremden," ſagte das Kind, und die dunklen Augen füllten ſich mit Thränen, „allein es iſt noch Keiner zurückgekehrt, wenn Ihr es mir aber verſprecht, will ich es glauben, und will mich recht freuen." Ihr Geſicht heiterte ſich jetzt auf; ich wollte ihr ein kleines Geſchenk geben, allein ſie ſah mich mit Verwunderung und betreten an. „Nein, kein Andenken," ſagte ſie, „Ihr kommt ja wieder! Und daß ich ſicher bin, daß Ihr wiederkommt, ſage ich Euch kein addio, und von Euch will ich dies Wort nicht hören, „questo sarebbe una stilettata!" (dies würde ein Dolchſtoß ſein!) Somit rannte ſie fort; „nicht wahr, nach Serrent geht Ihr?" rief ſie noch von der Gartenterraſſe herab, rannte dann im raſcheſten Laufe bergan, und war bald in dem Gebüſch verſchwunden. Als wir am Ufer entlang gingen, ſahen wir ſie auf einem der höchſten Punkte des Berges, wo ſie mit einem weißen Tuche winkte;

wahrscheinlich glaubte sie, wir würden zu Schiff nach Sorrent fahren, wo sie unserem Fahrzeuge weit hinaus mit ihrem Blick hätte folgen können. Allein wir hatten auf die Empfehlung einiger Freunde in Neapel den, allerdings kühnen, Entschluß gefaßt, den Monte St. Angelo zu übersteigen, und das Meer bei Castellamare zu erreichen. Dieser von uns gewählte Weg war hier so wenig bekannt, daß wir in ganz Amalfi keinen Führer fanden, und uns einen Winzer vom Gebirg holen lassen mußten. Wir machten dadurch noch eine angenehme Bekanntschaft; der Winzer bat uns im Vorübergehen in sein Haus einzutreten, wo wir seine junge Frau am Webstuhl fanden. Dieser war von einer so einfachen Bauart, daß die ganze Gestalt der schönen Frau, zumal der schöne Nacken, die wohlgeformten Hände und Füße nicht verborgen blieben. „Was haben wir uns," sagte Einer der Künstler, „nicht mit der Aufgabe gequält, Penelope, den Schleier webend, darzustellen, welche neumodische Näh- und Stickermamsells sind dabei nicht zum Vorschein gekommen, mit Tambourin und Schooßrahmen, und hier sitzt nun die schöne Gemahlin des Odysseus vor uns mit dem ganzen Apparate und in der herrlichsten Umgebung. Er unterließ nicht, eine Skizze von dieser Gruppe zu machen, und selbst als Genre-Bild würde die Zeichnung, wenn sie

ausgeführt würde, Beifall finden. Die Winzerin beschenkte uns beim Abschied mit Melisse und Rosmarin, als heilsame Kräuter, die uns gegen böse Anfechtungen schützen sollten; dankbarer waren wir noch für ein Körbchen mit schönen Trauben, welche sie zur Erquickung uns für den heißen Tag mitgab. Nachdem wir auf beschwerlichem Felsenwege zwei Stunden bergan gestiegen waren, und manchen belohnenden Rückblick auf die Stadt, die Ufer und das Meer gethan, fanden wir unvermuthet ebnes, grünes Land, und einen dichten Kastanienwald. Einige Häuser liegen zerstreut in dem Walde, und eine kleine Dorfkirche steht einsam in friedlicher Abgeschiedenheit; das Dörfchen heißt Agerola, und an der Neugier, mit welcher man uns begrüßte und folgte, konnten wir merken, daß selten Fremde hierher sich verirren. Hinter Agerola erhebt sich der Berg auf's Neue, doch hatten wir fast ununterbrochen schattige Waldung; selbst Erlen, die sonst nur in tiefer gelegenem Sumpfboden vorkommen, haben sich auf diese Höhe verstiegen. Der beschwerlichste Steig war über den „salito di san Angelo," den höchsten Paß dieses Gebirges, wo uns ein erkältender Luftstrom merken ließ, daß wir eine bedeutende Höhe erreicht hatten. Jenseits ging es auf vulcanischem Letten durch dichtes Gebüsch munter herab nach Grignano, von wo aus ein guter

Fahrweg nach Castellamare führte. Wir hatten nun die Wahl, entweder zu Schiff oder zu Esel nach Sorrent zu gehen. Da uns der Wind entgegen war, mußten wir die Seefahrt aufgeben und uns zur Landreise entschließen, die wohl zu den beschwerlichsten gehört, die wir auf dieser Reise gemacht haben. So gutes Zutrauen wir auch zu unserer kleinen, berggeübten Cavallerie hatten, so wurde uns doch auf diesem ganz ungebahntem Klippenstege am steilen Meeresufer einige Mal so unheimlich zu Muthe, daß wir auf unseren eigenen Füßen am sichersten zu stehen glaubten, ja, Einer von der Gesellschaft kam sogar in die Verlegenheit, unsere Hülfe in Anspruch nehmen zu müssen, um seinen Esel über ein Felsstück hinüber zu heben. Erst als wir Meta erreicht hatten, wurde der Weg eben, und so sprengten wir denn mit verhängtem Zügel spät am Abend nach Sorrent hinein, wo wir in der „Rosa grassa" ein stattliches Nachtquartier fanden. Die unförmliche Wirthin, die sich uns sogleich als die fette Rose präsentirte, und von fünfundzwanzig Wochenbetten erzählte, welche sie glücklich überstande habe, verleidete mir anfänglich durch ihre dick-prosaische Erscheinung den Aufenthalt in dieser idealisch reichen Welt; seit ich aber das schöner gelegene und prachtvoll eingerichtete Gasthaus der Cocumella kennen gelernt habe, dürfte es mir

nicht ſchwer angehen, hier heimiſch zu werden. — Sorrent iſt gewiß der freundlichſte und heiterſte Aufenthalt, den man in ganz Italien, zumal in Geſellſchaft von Frauen, wählen konnte. Das Städtchen hat reinliche Straßen, hübſche, helle Häuſer, und ſelbſt die rothen Ziegeldächer, die hier die flachen Dächer verdrängt haben, erinnern uns Nordländer auf eine heitre Weiſe an unſere Heimath, obſchon uns die Orangen-Pflanzungen, in welche die Stadt von der einen Seite faſt ganz eingefaßt iſt, uns bedeuten, daß wir uns nicht etwa auf der Nordſeite der Alpen befinden. Von den Spaziergängen zu Lande iſt der belohnendſte nach der hochgelegenen Deſerta, wo man über die Spitze des Vorgebirges Campanella nach den Sirenen-Inſeln und Capri, nach dem Veſuv und dem Golf von Neapel ein prächtiges Rundgemälde vor ſich hat. — Die Felſenſchluchten von Sorrent ſind Dir durch die Zeichnungen der Landſchaftsmaler Reinhardt und Röſel, und neuerdings durch ein großes Gemälde im Diorama der Herren Gropius in Berlin bekannt. In natura nimmt ſich dergleichen freilich immer noch anders aus; indeſſen kann ich nicht ſagen, daß dieſe berühmten Felſenſchluchten mich eben ſehr in Erſtaunen geſetzt hätten. Die Urſache davon war einmal, daß ich eben aus dem Mühlenthale von Amalfi kam, welches bei weitem großartiger iſt,

dann aber wollen mir auch die Formen dieſes vulcaniſchen Letten, der es nicht viel weiter, als zur Feſtigkeit und Schwere des Bimsſteins bringt, nicht gefallen. Die hohen Wände ſehen, als ob ſie mit dem Meſſer zugeſchnitten wären, und man kommt in die Verſuchung, Vorſchläge zu machen, wie dieſer oder jener Partie noch etwas nachgeholfen werden könnte. In der That hat man ſich es auch hier ziemlich leicht mit den Anlagen von Grotten und Gängen gemacht, indem es in dieſem Geſtein nicht nöthig iſt, mit Pulver und mit Keilen zu ſprengen. Die Höhlen der Cocumella, die wir zu Schiff beſuchten, ſind theils von dem Meere ausgeſpült, theils von Menſchenhänden ausgegraben, wo es eben nicht ſchwer hielt, einen ganzen Berg zu durchſtechen, und mit Stufen und Lichtöffnungen zu verſehen. Immer bleibt aber die Fahrt nach dieſen Höhlen ſehr belohnend, da man aus denſelben ſich nach verſchiedenen Richtungen hin die ſchönſten Landſchaften einrahmen kann, deren Beleuchtung an Lebhaftigkeit dadurch ſehr gewinnt, daß die Höhle unſer Auge von anderen Gegenſtänden in der Nähe abſchließt, und durch die dunkle Umgebung beruhigt und ſtärkt, wie man auf Bildergallerien aus demſelben Grunde ein Sehrohr ohne Gläſer vor die Augen nimmt. Mein Lieblingsplätzchen würde ich mir aber hier gewiß auf dem Olivenhügel nehmen, von dem

unſere Freundin uns ein ſo reizendes Bild mit nach Haus brachte. Von dort aus überblickt man die Stadt mit ihren Fruchtgärten, die eben jetzt in reichſter Fülle prangen, das Meer bis hinüber zum Veſuv und nach Neapel, und zunächſt unter uns liegt Taſſo's Vaterhaus dicht an dem Meere freundlich und wohnlich mit ſtattlichem Balcon. Der Freundin meinen Gruß, und tauſend Dank für die Empfehlung des ſchönen Plätzchens.

An Hedwig.

(Sorrent im October.)

Ich ſaß auf grünem Hügel
Dort nahe bei Sorrent,
Im Lande, dem der Himmel
Das ſchönſte Glück gegönnt.
Es liegt im Zaubergarten
Die Stadt am Bergeshang,
Wo Taſſo einſt als Knabe
Die erſten Lieder ſang.

Hier hat mit der Olive
Die Rebe ſich vermählt,

Und hier die Goldorange
Die Heimath ſich gewählt.
Es grünet ſtill die Myrte,
So friſch und blüthenvoll,
Als wär ſie die Braut wohl ſelber,
Die ſie bekränzen ſoll.

Dort ſtürzt im wilden Toſen
Der Gießbach durch die Schlucht,
Wo er im Felſengrunde
Die Bahn zum Meere ſucht.
Ich folge ſeinem Rauſchen,
Ich geh' ihm ſchweigend nach,
Und ſchau ich hinaus in die Ferne,
Wird mir die Sehnſucht wach.

Und für mich ſang ich alleine:
„Wenn ich ein Vöglein wär,
Ich flög' wohl über die Berge,
Und flög' wohl über das Meer!"
Des Mondes heller Schimmer
Umfloß mich wunderbar,
Da rief zu mir aus den Zweigen
Der Elfen muntre Schar:

„Wir kennen deine Weiſe,
Wir kennen dieſen Klang,
Da einſt die Vielgeliebte
Hier ihre Lieder ſang."

„Und findeſt du ſie wieder
Weit über Berg und Thal,

O grüße die Liebe, die Holde
Von uns viel tauſendmal.“

So ſend' ich Dir in die Ferne,
Der Elfen Gruß getreu,
Und denke wohl im Stillen
Mein Gruß ſei auch dabei.

Neununddreißigster Brief.

Neapel, im November.

Obwohl, meine Liebe, man hier bei offenem Balconfenster und mildem Herbstwetter nicht im mindesten daran erinnert wird, daß der Winter vor der Thür ist, so hat mich doch bei der Angabe des Datums und bei dem Worte November ein gelindes Frösteln überfallen, zumal ich aus Euern Briefen ersehe, daß in Deutschland der Winter nicht etwa nur vor der Thüre ist, sondern bereits als gestrenger Herr seinen Einzug gehalten hat. — Da lob' ich mir doch die Temperatur hier zu Lande, wo wir noch bis zum letzten October in dem Meere gebadet haben, wo von keinem Einfahren des Winterholzes und von keinem Ofensetzen die Rede ist. Mir wird es nicht so leicht, in Neapel wieder einzugewohnen, denn Amalfi hat es mir nun einmal angethan, so daß ich gegen

andere Schönheiten sogar ungerecht wurde und von dem hochgefeierten Sorrent mich nur auf kurze Zeit fesseln ließ. Es kann hier die Vorliebe für eine Gegend zur tiefgefühlten Leidenschaft werden, und wie es unser Herz auch sonst wohl erfahren hat, daß, wenn wir einmal unsern Gegenstand gefunden und ergriffen haben, wir an den gerühmtesten Schönheiten ungerührt vorübergehen können, so geschieht es uns auch hier, und ich merke wohl, daß der italienische Leichtsinn mir fremd bleiben wird.

Unser Unternehmen, von Sorrent aus die Insel Capri zu besuchen, wurde durch widrigen Wind vereitelt, und wir gedenken diese Fahrt später von hier aus zu machen. Von widrigem Winde sollte man indessen bei Lustfahrten in diesem Golf nicht sprechen, denn wird man im schlimmsten Falle auch nach der entgegengesetzten Seite getrieben, so verlohnt es sich schon der Mühe, an jedem Punkte an das Ufer zu steigen. Als uns daher Capri nicht annehmen wollte, wendeten wir das Steuer und fuhren nach Torre del Annunciata, um von hier aus einen zweiten Besuch in Pompeji zu machen und dann den Vesuv zu ersteigen. Die Schiffer, die uns fuhren, fragten uns mit mehr Neugierde, als es uns bisher bei Leuten dieses Schlages vorgekommen war, über unser Vaterland, unsere Lebensverhältnisse und zu-

letzt auch über unſern Glauben aus. Wir machten daraus kein Hehl, daß wir uns zu dem Glauben des ſamoſen Luther bekannten, worauf Einer der Fährleute mit ſehr heiterer, obwohl bedenklicher Miene den andern beiden Geſellen in einem uns unverſtändlichen Jargon ſehr lebhaft zuredete. Wir machten uns gegenſeitig auf das Benehmen dieſer Burſche aufmerkſam und legten bereits Meſſer und Stöcke zurecht, um auf den ſchlimmſten Fall vorbereitet zu ſein, als jene die Ruder ruhen ließen und Einer mit höflichſt freundlicher Anrede uns die Bitte vortrug, daß jeder von uns einige Zahlen nennen ſollte, die ſie in dem Lotto beſetzen wollten. Wir waren gern bereit dazu und ſchrieben einem Jeden von ihnen einige Nummern auf. Als wir nun in ſie drangen, uns zu ſagen, weshalb ſie ſo großes Vertrauen zu unſerem Glücksſterne hätten? geſtanden ſie nach einigen ausweichenden Antworten: „dieſes verwünſchte Spiel iſt ja, wie Ihr ſelbſt am beſten wißt, ein Spiel des Teufels; da nun Ihr lutheriſchen Ketzer, wenn auch nicht, wie man allgemein glaubt, wirkliche Kinder des Teufels ſeid, ſo hat doch der Fürſt der Hölle für Euch ganz gewiß eine ſo große Vorliebe, daß er Eure Nummern immer am beſten bedenken wird.“ Die Leute wurden ſogar ſo generös, uns einige Carlini am Fährgeld erlaſſen zu wollen, wenn wir ihnen nun, nachdem wir das

Geheimniß wüßten, noch einige Nummern geben würden. Uns wurde es nicht schwer, diesmal die Freigebigen zu spielen und sie ganz nach ihrem Wunsche mit einer vollständigen Gewinnliste zu versorgen.

Unser zweiter Besuch in Pompeji gewährte uns nicht minderes Vergnügen, als der erste; wir waren wiederum von dem schönsten Wetter begünstigt und konnten um so ungestörter die noch rückständigen Besuche der öffentlichen Gebäude, namentlich der Theater und Amphitheater, unternehmen. Am interessantesten waren für uns die Beobachtungen über die akustischen Verhältnisse in dem Odeon, welches in alter Zeit zur Aufführung von Gesang- und Musikstücken gedient haben soll. Das Gebäude ist amphitheatralisch, die Sitzreihen erheben sich als breite Marmorstufen wohlerhalten und unverfallen, für das Orchester befindet sich in der Tiefe ein angemessener Raum. Zwei von unseren Freunden sangen aus Titus das bekannte Duett: „In Deinem Arm zu weilen!" es sammelte sich bald eine zahlreiche Zuhörerschaft und wir überzeugten uns, daß, obwohl dies Odeon ganz unbedeckt und unbedacht ist, auf keiner Stelle, gleichviel, ob man hoch, oder niedrig stand, das leiseste Piano verloren ging. Bei dem Besuche der hiesigen Theater fanden wir die von Kephalides angestellten Untersuchungen und Berechnun-

gen über die Vertheilung der Plätze und die Anzahl der Zuschauer, welche hier Raum fanden, sehr unterrichtend. Auch an dieser Stelle ward uns, wie es uns schon oft auf diesem classischen Boden begegnete, die Vergangenheit der Gegenwart nahe gerückt, indem Einer von uns, der seinen Wanderstab als Wünschelruthe in dem aufgehäuften Schutte einer neuen Aufgrabung antiquarische Nachforschungen anstellen ließ, eine metallene Marke fand, auf welcher die Sitzreihe und die Nummer des Platzes zu der Vorstellung bezeichnet war, die vielleicht an denſelben Tag statt finden sollte, als der Vesuv mit leidenschaftlichem Ausbruch auf tragischem Kothurn über die Bühne schritt. Die Einlaßkarte wurde jedoch heut nicht mehr als gültig angenommen; der Custode, der uns mit nicht geringer Verwunderung von der höchsten Mauer des Amphitheaters herabsteigen sah, wohin wir auf gewagtem und unzugänglichem Wege gelangt waren, machte uns sehr anzügliche Vorwürfe darüber, daß wir das Theater besuchen wollten, ohne Entree zu bezahlen, wozu wir uns nur in dem Falle bereit erklärten, daß er, sei es am Tage, oder am Abend, uns eine Komödie, Oper oder Tragödie zum Besten geben würde. Ein Italiener ist nicht so leicht in Verlegenheit zu setzen; der Custode ging gleich auf den Scherz ein, daß er General-Intendant sämmtlicher Theater sei

und für die Oper bereits gesorgt habe, wobei er uns auf unsere eigene Leistung verwies. Für Lust- und Trauerspiel versprach er ebenfalls zu sorgen, wenn wir uns nur Zeit ließen, es abzuwarten. Auch wurden wir bald nach unserem Wunsche zufrieden gestellt, indem zunächst eine Gesellschaft ausgelassener Franzosen ein Intriguenstück aufführten, dessen Knoten sehr lose geschürzt war. Das Trauerspiel gab uns zum Schluß ein Engländer, welcher trotz aller Vorstellungen nicht zurück zu halten war, in das Theater einzureiten, dann seinen Esel die Hälfte der Sitzreihen hinauf trieb und von oben herab mit vernehmlicher Stimme: „to be, or not to be! that is the question!“ mit tragischem Pathos ausrief. Der Custode erwartete uns am Ausgange, bedauerte, daß wir sein Theater schon verlassen wollten, da er uns noch eine ganze Reihe von Vorstellungen versprechen könne. Wir versicherten, vollständig befriedigt worden zu sein und bezahlten unsern Eintritt beim Austritt, einen Gebrauch, den man billiger Weise bei allen Theatern einführen sollte.

Unser Triclinium schlugen wir heut in der Gräberstraße auf, wo eine geräumige Nische uns einen schattigen Raum gewährte, um auf diesem Nachtstücke der betrübten Vergangenheit ein Frühstück der heitersten Gegenwart einzunehmen. In der Nähe hatten wir gelehrte Herren aus Neapel,

die ſich über einen ſo eben gemachten Fund nicht vereinigen konnten. Es war eine kleine Viole von Glas, die eben ſo gut auf dem Putztiſche einer Dame als Schminkbüchschen, in dem Gewürzladen des Kochs als Salbengefäß, oder in dem Grabmal als Thränenfläſchchen gedient haben konnte. Wir hatten eben auch ein ähnliches Fläſchchen mit Thränen vom Veſuv gefüllt und beſchloſſen, daſſelbe als ein Weihgeſchenk an Goethe, deſſen Elegie: „Pompeji," wir bei unſerem kleinen Feſte geleſen hatten, gelangen zu laſſen. Dazu entſtanden folgende Diſtichen:

An Goethe.

(Mit einem Thränenfläſchchen.)

Wie ſie doch ſchaufeln und wühlen in Gräbern und Katakomben,
Siehe! welch glücklichen Fund haben ſie heute gethan.
Aber ſchon ſtreiten ſie ſich, die Hochgelahrten, doch endlich
Ward für ein Thränengefäß, was ſie gefunden, erkannt.
Wie? auch Thränen, die gab es in dieſem glücklichen Lande?
Ja, und der Thränen fürwahr gibt es auch heut noch allhier.

Scheuert und spült mir das Glas! mit Thränen wollen wir's füllen,
Die auf dem Heerd' des Vesuvs glühend die Traube gemeint.
Aber dem Todten nicht gilt, was wir hier sammeln in Liebe,
Ihm, dem Lebenden gilt's, der uns in's Leben geführt.
Hast Du uns Thränen in's Auge gelockt und Lust in die Seele,
Sei nun die Thräne der Lust, Dir, dem Beglückten, geweiht*)!

Schon in Sorrent hatten wir gehört, daß der Vesuv seit einigen Tagen unruhiger, als gewöhnlich sei, und die Fremden nicht blos mit Rauch- und Feuersäulen, sondern auch mit Erdbeben und glühendem Steinhagel regalire. Wir machten uns daher am Nachmittag nach Resina auf den Weg, um von da aus den Berg zu ersteigen. Schon in diesem Orte erhielten wir einen Vorgeschmack von dem, was man **den Auswurf** des Vesuvs

---

*) Den Freunden, welche damals in Pompeji gegenwärtig waren, sei hier die Anzeige gemacht, daß dem Dichterfürsten an seinem 83sten Geburtstage dies kleine Geschenk übergeben und von ihm freundlich aufgenommen wurde.

nennen kann, denn eine so verworfene Rotte von Gesindel war uns bisher noch niemals vorgekommen. Kaum hielt der Wagen still, so waren wir umringt, und eh' wir noch den Fuß heraussetzten, wurden wir schon innerhalb geviertheilt, indem von allen Seiten Volk zusprang und uns bei Kopf und Kragen, bei Rockschoß und Beinen festnahm und fortzog und wie angekommene Waare sogleich zur weiteren Fortschaffung auf die Esel verpackte. Vergebens protestirten wir mit Hand und Fuß gegen diesen Transport, vergebens riefen wir nach dem uns empfohlenen Führer, Sgr. Salvator, der uns als der einzige raisonnable Mann in ganz Resina genannt worden war; ein Jeder schrie uns zu, daß er der Bruder, der Vetter desselben, oder der Salvator selbst sei. Wir baten, da es nun einmal auf unseren Ruin abgesehen schien, es uns als eine Gnade aus, in ein Gasthaus geführt zu werden, um unser Gepäck in Sicherheit zu bringen und einige Erfrischungen zu nehmen. Dies wurde gewährt; diejenigen, welche sich unser zunächst bemächtiget hatten, schoben uns mit ihren Eseln in einen engen, schmutzigen Hof hinein und schlugen die Pforte hinter sich zu, um eine weitere Concurrenz der anderen Eseltreiber abzuschneiden. Nur vier bis fünf dergleichen Leute waren jetzt noch bei uns; diesen Vortheil wahrnehmend, verlangte ich noch einmal, mir zu sagen: wer von

ihnen der Salvator sey? Sogleich trat Einer der Unverschämtesten vor und gab bei allen Heiligen die Versicherung, daß er der Salvator sei, und versuchte uns auf die ungebührlichste Weise in sein Haus zu drängen. Nun war es an der Zeit, rasch zu handeln, ich faßte den Burschen bei der Kehle und rief ihm mit ganz vernehmlicher Stimme zu: „Du Lügner und Gauner, ich kenne den Salvator, aber Du bist es nicht, und wer von Euch mir den Salvator zur Stelle schafft, erhält diese zwei Carlini!" — Diese Begegnung und noch mehr der ausgebotene Preis machte die Rotte schwankend; auch draußen hatte man den Silberklang der zwei Carlini vernommen, es währte nicht lang, so ward das Thor eingeschlagen und wir gelangten wieder in das Freie, wo die Menge mit einiger Scheu vor einem stattlichen Manne zurück trat, der sich von den anderen nicht sowohl durch seine Kleidung, als durch seine Haltung und sein Benehmen unterschied. — „Ihr wollt' Euch," sagte er, „unter den Schutz des Salvators stellen, und der Salvator wird dafür sorgen, daß Euch mit Achtung begegnet werde. Ihr anderen Leute geht zurück und Keiner trete mir über die Schwelle. Das Volk zerstreute sich, schimpfte und lärmte, allein wir waren frei, wurden in einen geräumigen Hof geführt, und der Salvator bat uns, zuvörderst uns in seinem Zimmer etwas zu erfrischen,

unterdessen er für die Esel und für die nöthige Provision zur Reise sorgen werde. Nach kurzer Rast bestiegen wir erfrischt und gestärkt unsere Thiere; der Salvator selbst erbot sich, uns zu begleiten. Wir hielten es der Vorsicht gemäß, zuvor die Bedingungen zu hören, erhielten jedoch von ihm die Antwort: „Der Salvator geht selbst mit Euch, macht Euch keine Sorge, der Salvator ist ein honetter Mann.“ Er nahm einige Fackeln für den Heimweg mit und schickte seinen Burschen, Macaroni genannt, mit einem gutversorgten Körbchen vorauf, um, wie er sagte, die Einkehr bei dem spitzbübischen Eremiten, der sich sein saures Getränk mit Gold aufwiegen lasse, zu vermeiden.

Unsere Fahrt auf den Vesuv bildet in der italienischen Reise ein so abgeschlossenes und selbstständiges Bild, daß ich es gern in einen eigenen Rahmen fassen möchte, was ich mir für spätere Zeit vorbehalten muß, da ich jetzt nur eine flüchtige Skizze davon geben kann. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein Phänomen der Natur in seinem Anfange, Fortgange und Schlusse eine so dramatische Entwickelung haben und auf die Phantasie einen Eindruck machen könnte, wie eine welthistorische Begebenheit, oder ein Shakespearesches Trauerspiel, wo wir, selbst in den heiteren Scenen, den vulcanischen Boden unter den Sohlen

fühlen. — Der Weg beginnt zwar sogleich aufsteigend, allein er führt bequem zwischen anmuthigen Weingärten hin, und artige Winzerinnen bringen uns Körbchen mit den süßen Trauben, aus welchen der köstliche Wein, den man die Thränen Christi genannt hat, gekeltert wird. Je höher wir steigen, desto weiter und herrlicher wird die Aussicht über den Golf mit den reichbebauten Ufern, links der Städtekranz bis nach Sorrent, rechts das, bis zu dem Camaldolenser-Kloster aufgethürmte, Neapel, hinter welchem sich die Campagna Felice mit dem prachtvollen Caserta ausbreitet. Die Inseln schließen von diesem hohen Standpunkte die Aussicht nicht ab, wir sehen sie rings von den Wellen umspült und fern hinter ihnen schließt der Silberstreifen des Meeres sich dem begrenzenden Horizonte an. Das Haus des Eremiten ist wegen der schönen Aussicht, die man von dort hat, berühmt; der fromme Capuziner lud uns sehr zuvorkommend ein, es uns bei ihm gefallen zu lassen, da heut bei ihm Ball sei und er für hübsche Mädchen und guten Wein gesorgt habe. Auch hörten wir in dieser Einsiedelei, die keineswegs einschläferig eingerichtet ist, ein Toben und Lärmen, als ob Kirchweihtanz wäre, betrunkene Officiere stürzten heraus, Dirnen sangen, Musicanten spielten auf, was für uns genug Veranlassung war, dem Pater für seine Einladung zu danken, mit dem

Verſprechen, vielleicht die Nacht bei ihm zuzubringen; auch gab unſer Salvator uns verſchiedene Winke, hier nicht zu verweilen. Weiter hinauf hört mit einem Male alle Vegetation auf und wir befinden uns auf dem Acker des Todes, auf dem Boden ſtarrer, unwiderruflicher Verwüſtung. Niemals hat mich ein Ereigniß im Leben, niemals eine Scene auf der Bühne ſo mit Grauſen erfüllt, als dieſes ſchwarze Lava-Eismeer, welches ich hier durchzog. Auf den Gletſchern und zwiſchen den Eisfeldern der Alpen überläuft es zwar auch eiskalt, aber dort ſieht man doch noch, wie ein milder Sonnenſtrahl dieſe harten Maſſen erweicht, oder ihnen eine Thräne entlockt; man hört unter ihnen die Quellen rauſchen, durch die ſie die tiefer gelegene Landſchaft erquicken, und in den Kryſtallen des Eiſes und Schnees ſpielen die Strahlen in einem bunten, bewegten Farbenſchimmer; allein in dieſen ſchwarzen Lava-Schollen, in dieſen ſtarrgewordenen Schlammwellen wohnt keine Hoffnung auf Licht und Leben, und jene fürchterlichen Verſe, welche Dante über die ewigen Pforten der Hölle ſchrieb, würden hier an ihrer Stelle ſein. Mühſam und vorſichtig klettert das Maulthier über die Schlacken, durch welche nach und nach ein neuer Steg getreten worden iſt. Auf eine Zeit lang kann man ſich täuſchen und glauben, man befinde ſich auf einem friſch aufgeriſſenen Felde, allein

Cyklopen müßten hier mit rieſenmäßigem Pflugſchar und Elephanten-Vorſpann gepflügt haben, auch wird die Unordnung des Feldes ſo wild und groß, daß wir die Verwüſtungen eines Eisganges des ſchwarzen Kozythus, der die Dämme durchbrach und die Flur bedeckte, vor uns zu ſehen glauben, ſo hohe Schichten von Schlammwulſten liegen hier über einander geſchoben, und aus tauſend nächtlichen Augenhöhlen koloſſaler Todtenköpfe ſtarrt uns Verderben und Tod entgegen. Den erſten freien Athemzug nahmen wir, als wir endlich am Fuße des Aſchenkegels, welcher den Krater umgibt, ankamen, wo wir abſaßen, und von großen Baſaltblöcken umgeben, mit denen hier der Veſuv gewürfelt hat, einige Thränenflaſchen leerten, und einen tröſtlichen Blick nach dem Meer und der glücklichen Landſchaft im Thale thaten. Vor uns lag nun die kegelförmige Spitze, aus Gerülle von Bimsſtein, Lavaſtücken und lockerer Steinaſche gebildet, kein Steg, kein Weg führt hinauf, jeder Tritt, den man vorwärts thut, begräbt die Spur des früheren, öfter ſteigt man immer zu, und bleibt doch, wie der Dompfaff in der Tretmühle des Vogelbauers, auf derſelben Stelle, indem man, ohne feſten Fuß zu faſſen, immer wieder zurückrutſcht. Da wir bergauf einen Wettlauf machten, brachten wir auf dieſem letzten Gange nicht über eine halbe Stunde zu, obſchon

wir durch die Beschwerlichkeit des Weges sowohl, als vornehmlich auch dadurch aufgehalten wurden, daß oft ein unterirdischer Donner das schwankende Erdreich erschütterte, und zwischen dem Gestein ein heißer Schwefelbrodem in blauen Flammen herausschnob. Endlich hatte ich, als der Erste, den Gipfel erreicht, und warf mich ermattet auf ein überhangendes Felsstück, ohne zu ahnden, daß ich mich auf dem schmalen Rande des Kraters selbst befand. Da donnerte es fürchterlich unter mir, Sturmgeheul brauf'te, als ob die Windsbraut daherfahre, eine doppelte Flammensäule schlug herauf, und mit fürchterlichem Geprassel entlud sich der unheimliche Höllenrachen in der Tiefe eines glühenden Steinhagels, der wie ein niegesehenes Feuerwerk seine Tausende von Leuchtkugeln und Raketen weit hinaus über unsere Häupter schleuderte. Der Durchmesser des Kessels, auf dessen Rande wir uns befanden, mochte oben gegen vierhundert Fuß betragen; nach unten läuft er trichterförmig zu, doch so, daß der Durchmesser der unteren Fläche noch immer zweihundert Fuß und darüber betragen dürfte; die Tiefe schätzten wir auf dreihundert Fuß. An einigen Stellen sind die Felsenwände des Kessels ganz steil, an anderen zwar abschüssig, doch so, daß man ohne Gefahr auf den Boden hinabsteigen kann. Mitten auf diesem Boden erhebt sich ein, etwa funfzig Fuß hoher,

ſchwarzer Hügel, welcher eben jetzt von dem eigentlichen Krater, der ſich dieſes Hügels als Schornſtein bedient, durch welchen er ſeinen Auswurf hat, gebildet wird. Der ganze Boden des Keſſels iſt mit einem vielfarbigen Schwefelſchlamm ausgegoſſen, der von der darunter unterhaltenen Gluth vielfach geborſten iſt, und nicht nur das gewöhnliche Schwefelgelb zeigt, ſondern auch in das Grüne, Blaue, Rothe und Orange ſchillert, und da bekanntlich die metalliſchen Farben alle anderen an Glanz übertreffen, ſo hatten wir, ſo lange die Sonne ſchien, einen wunderbar ſchimmernden Teppich vor uns liegen, der jedoch bei aller Pracht, mit welcher er dem Auge ſchmeichelt, dennoch das Unheimliche einer buntgefleckten Molch- und Schlangenhaut hat. Die Farben des Bodens gewinnen an Lebhaftigkeit vornehmlich dadurch, daß der ſchwarze Hügel in der Mitte einen ſo auffallenden Contraſt dagegen bildet. Der Proceß des Auswerfens ſcheint einen ganz regelmäßigen Verlauf zu haben, wie es viele Naturforſcher, und am genaueſten unſer berühmter Landsmann, Leopold von Buch, beobachtet haben. Zuerſt vernimmt man einen unterirdiſchen Donner, dann folgt ein heftiges Windesbrauſen, Flammen ſchlagen zu der Doppelöffnung des Kraters aus dem ſchwarzen Hügel hervor, und darauf folgt ein dreimaliger Steinauswurf; der ganze Verlauf währte re-

gelmäßig acht bis zehn Minuten. Mit großer Spannung hört und sieht man diesem furchtbaren Schauspiele zu, so daß man darüber das Gefährliche der Expedition selbst vergißt, und Einer der Gesellschaft wurde sogar so dreist, sich während des glühenden Steinregens dem Krater zu nähern, um sich bei der nächsten Versammlung der Naturforscher rühmen zu können, seine Cigarre an dem Feuer des Vesuvs angezündet zu haben.

Ein freundlicheres und beruhigenderes Schauspiel zog uns jetzt zur höchsten Höhe des Bergrandes; es war der Untergang der Sonne, die hinter Ischia in das Meer stieg, und mit einem glühenden Kusse von der Welt schied. Die grünen Inseln schwammen in der Purpurfluth des Meeres, und die Wellen schlugen wie Goldschaum an das bekränzte Gestade. Man wird irre in seinem Glauben an Paradies und Himmelreich, wenn man hier auf Erden solche Herrlichkeit findet! — Ein großes Schauspiel drängte sich auf das andere; kaum war die Sonne hinunter, und die Erde in die Schatten der Nacht gehüllt, als die Ausbrüche des Vesuvs den dunklen Hintergrund gewannen, auf welchem sie erst in allem Glanze zum Vorschein kamen. Bisher hatten wir dies Feuerwerk nur bei Tage gesehen, jetzt aber wurde es von der dunkelsten Nacht begünstiget. Von einem Donnersturm angekündigt, stiegen die

glühenden Steine hoch über uns hinaus und bilden zugleich mit der aufschlagenden Flammensäule einen sprühenden Springbrunnen, in welchem Tausende feuriger Kugeln auf- und niederspielen. Zuletzt fallen die rothen Steine auf den schwarzen Hügel nieder, rollen an ihm herab und liegen dann vereinzelt, wie ungeheuere Glühwürmer, auf dem schwarzverhangenen Katafalk und auf dem bunten Teppich umher, wo sie so lange glühen, bis ein neuer Feuerregen niederfällt. — Endlich erinnerte uns unser Salvator daran, daß es Zeit sei, aufzubrechen, da der Heimweg bergab nicht minder beschwerlich sei, als wir den Weg bergauf gefunden hatten. Er zündete eine Fackel an und trat zuletzt mit allerhand Beschwörungsformeln auf den Rand des Kessels, um den Fra Diabolo, der nach seinem Glauben hier unten hauset, herauf zu beschwören, oder ihn doch wenigstens so zu ärgern, daß er mit Ungestüm gegen uns losbrechen sollte. Dies gelang ihm auch vollständig, indem der Höllenfürst uns mit einer dreimaligen Salve bediente, wie wir sie den ganzen Abend noch nicht gehabt hatten. Nun ging es in raschem Trabe den Aschenkegel hinab, wo wir schon um deswillen keinen Fehltritt thun konnten, da nirgend gebahnter Weg war, sondern wir durch tiefen Sand und Kies uns unsere Bahn nach eigenem Gefallen nach Fall und Zufall wäh-

ten durften. Unten hielt Sancho Panſa Macaroni mit den Eſeln, die wir nun beſtiegen und die mit unfehlbarem Fußtritt uns bei den, von Zeit zu Zeit aufblitzenden, Flammenſtrahlen des Veſuvs und bei dem Fackelſcheine unſerer Führer ſicher durch das ſchwarze Schlackenfeld und dann den Berg hinab nach Reſina trugen, wo der Salvator für ein gutes Abendbrod und für ein anſtändiges Nachtlager ſorgte. Er hatte zu uns ein ſo vollkommenes Zutrauen gewonnen, da er hörte, daß wir Sgri. Pruſſiani wären, daß er uns durchaus keine Zeche machte, ſondern es ganz in unſer Belieben ſtellte, was wir zahlen wollten. Obſchon wir ihm erklärten, daß wir von einem weiteren Ausfluge zurückkehrten und ſich unſere Caſſe nicht mehr in ſo glänzendem Zuſtande befinde, um ihn ſo ſplendid zu belohnen, als er es um uns verdient habe, weshalb wir uns eine beſtimmte Rechnung ausbitten müßten, ſo war er doch nicht dazu zu bewegen, und war ſehr zufrieden mit dem, was wir ihm zahlten, zumal da wir ihm in ſein Fremdenbuch, in welchem wir die Profeſſoren Link und Mitſcherlich aus Berlin zu Vorgängern hatten, die rühmlichſte Empfehlung mit beſtem Gewiſſen einſchreiben konnten. Da der Salvator ſich ſelbſt um die Mineralogie bekümmert und für Liebhaber Sammlungen von verſchiedener Größe von den mannigfaltigen Spielarten der Lava des

Vesurs und der Somma angelegt hat, nahmen wir uns ebenfalls einige Käſtchen von ihm mit, die er uns auf Treu und Glauben überließ, da wir ihm erſt von Neapel aus das Geld dafür zuſtellen konnten. Wir brachten den andern Vormittag mit dem Beſuch des verſchütteten Theaters von Herculanum und anderen Aufgrabungen dieſer verſunkenen Stadt zu, welche ungleich prachtvoller als Pompeji war, allein leider auf eine noch ſchrecklichere Weiſe, als jene Stadt, verwüſtet worden iſt. Herculanum gerieth durch die herabgeſchleuderten glühenden Steine in Brand, Ströme ſiedenden Waſſers ergoſſen ſich, mit vulcaniſcher Aſche gemiſcht, in die Straßen und Wohnungen, Lava drang bis in das Innerſte der Häuſer, ſo daß ſie, nicht blos wie in Pompeji, mit loſem Geröll und Aſche, ſondern mit einer zu Stein gehärteten Maſſe ausgefüllt wurden. In den ſpäteren Jahrhunderten haben noch öfter Lavaſtröme ihren Weg zu der verſchütteten Stadt genommen, ſo daß man ſechs verſchiedene Lavaſchichten über einander liegen findet. Von dem Theater iſt nur ein kleiner Theil ausgegraben, oder vielmehr ausgehauen, da man hier nicht mit Schaufel und Grabſcheit, ſondern mit Schlägel und Eiſen, wie in einem Bergwerke, arbeiten mußte. Den ſchönſten Fund aus dieſem Theater, einige weibliche Statuen, von denen die Eine wegen ihres Ge-

wandes einen classischen Ruf hat, besitzt bekanntlich die Antikensammlung in Dresden, und wir ließen uns die Stelle zeigen, wo diese Statuen bei der Grabung eines Brunnens gefunden wurden. Da Resina und Portici auf dem Lavagrunde stehen, welcher Herculanum bedeckt, hat man Anstand genommen, gründliche Nachgrabungen anzustellen, doch sind die Gemälde, Mosaik, Marmor und vor Allen die Bronzen, welche hier gefunden wurden, bei weitem von vortrefflicherer Arbeit, als Alles, was man in dem ärmeren Pompeji fand. Neuerdings hat man angefangen, zwei Landhäuser aufzudecken, welche nicht mit so harter Lavamasse, wie das Theater, sondern nur mit einem lockeren Bimsstein ausgefüllt sind. So weit sie sichtbar waren, zeigten sie uns Spuren von der größten Eleganz; die Wandmalereien waren ausgezeichnet, und das Getäfel der Fußböden bestand aus dem kostbarsten, fein abgeschliffenen, bunten Marmor. Allein auch hier hatte das Feuer seine verheerenden Spuren zurück gelassen, denn die stärksten Thürpfosten und anderes Gebälk fanden wir selbst innerhalb starker Mauern ganz verkohlt. Nachdem wir hier unter und über der Erde unsere Neugier noch an manchem Punkte befriedigt hatten, setzten wir uns auf einen Calessar und fuhren im gestreckten Galop nach Neapel zurück. Hier fanden wir in unserer Wohnung, die wir uns reservirt hatten,

eine Einladung für den Abend bei dem Herrn Grafen Voß, mit dem Bemerken, daß wir heut wiederum einen vaterländischen Festtag zu feiern hätten. Wir hatten kaum Zeit, unsere Ankunft melden zu lassen und unsere Kleider zu wechseln, als wir zur Tafel des Gesandten beschieden wurden. Das heutige Fest galt dem Prinzen Friedrich von Preußen und seiner Gemahlin, deren beider Geburtstag heute war; mir wurde dies mit dem Bedeuten angekündigt, daß ich als Improvisatore mein Amt wahrnehmen sollte, wobei ich mir die schönen Erinnerungen an Alexisbad, an die von dem Prinzen hergestellte Burg Rheinstein bei Bacharach, und an das Turnier zu Potsdam in's Gedächtniß rief, und auf den Zuruf aus Goethe's Faust:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie!"

schrieb ich einige Strophen in meine Schreibtafel, welche alsbald vorgetragen und im Chorus wiederholt wurden.

Am 30. October.

Auf! windet von Myrten und Lorbeer den Kranz!
Zwei goldene Sterne
Daheim in der Ferne,
Begrüßen wir freudig in ſtrahlendem Glanz.

Es warb um den Lorbeer der fürſtliche Held,
Ihm ward er gewunden,
Wir zogen verbunden
Mit ihm in die Freiheit hinaus, in das Feld.

Und neben dem Lorbeer, auf ſtillem Gefild,
Erblüht' ihm zu eigen,
Mit grünenden Zweigen,
Die Myrte, der Liebe beſcheidenes Bild.

O, ſagt mir, wo glänzen im lieblichſten Schein
Die Sterne ſo helle? —
Wohl kenn' ich die Stelle,
Das iſt ja der deutſche, geſegnete Rhein!

Am Rhein, da hält auf romantiſchem Schloß,
Von blühenden Reben,
Vom Eichwald umgeben,
Der fürſtliche Ritter mit Reiter und Roß.

Tief unten liegt Bacharach freundlich im Thal,
Johannisberg blinket

Und Rüdesheim winket,
Es ſchimmert von Waffen der glänzende Saal.

Dort ſammelt ſich heut die geſellige Schar,
Die Römer erklingen
Beim Elffer, ſie ſingen:
Hoch lebe das fürſtliche, glückliche Paar!

Und müſſen wir heut auch den brauſenden Rhein,
Den Elffer entbehren,
Wer ſollt' es uns wehren,
Des feſtlichen Tages uns hier zu erfreu'n!

Wir ſitzen, Veſuv, dir am grünenden Fuß!
Du haſt uns die Reben
Zum Feſte gegeben,
Das Mittelmeer brauſet zu unſerem Gruß.

So ſammelt zum Feſt ſich die fröhliche Schar,
Und ruft im Vereine:
Hoch leb' an dem Rheine,
Hoch lebe das glückliche, fürſtliche Paar!

Es iſt freilich bedenklich, ſolche flüchtige Improviſationen ſchwarz auf weiß in Papier zu verpacken und zu verſenden; es ſind ephemere Erſcheinungen, die ſich nur ſo lange halten, als ſie,

in Weingeiſt geſetzt und von Gläſerklang begleitet, von frohen Menſchen geſungen werden, die auch in der glücklichen Ferne des Vaterlandes, und was ſie dort Theures und Liebes zurückließen, gern gedenken!

Vierzigster Brief.

Neapel, im November.

Als wir gestern Mittag unsere Studien in dem Museum schlossen, wurde ein Spaziergang nach dem hochgelegenen Kloster der Camaldolenser in Vorschlag gebracht; wir hatten schon oft genug von dem berühmten Camaldoli gehört, so daß wir uns gern der Gesellschaft anschlossen. Sobald wir nur erst die engen und steilen Straßen innerhalb der Stadt hinter uns und droben im Grünen ein leidliches Wirthshaus gefunden hatten, wo man uns mit Oliven, Wein und gesottenen Fischen nach Verlangen bediente, ertrugen wir die drückende Mittagssonne des schönen Novembertages mit fröhlicher Ausdauer und stiegen dann vollends durch die schattigen Gehege zum Ziele der Wallfahrt hinauf. Mit wiederholten und vernehmlichen

Hammerschlägen mußten wir an der verschlossenen Klosterpforte uns anmelden, bevor nach langem Zögern der Pförtner erschien, der uns jedoch nicht eher öffnete, als bis wir auf Pflicht und Gewissen versichert hatten, daß sich keine Frauenzimmer in der Gesellschaft befänden. „Wir sind von der strengsten Regel," sagte der greise Pförtner, „über unsere Lippen kommt kein Fleisch, kein Wort und kein Kuß; das letztere wird uns freilich nicht schwer, da wir keinen aufnehmen, der nicht bereits das sechzigste Jahr erreicht hat." Der Pförtner überwies uns nun an denjenigen Bruder, dem es für heut gestattet war, zu sprechen und die Fremden zu führen. Er war ein gesprächiger, freundlicher Mann, neugierig war er, wie alle Mönche, allein auf eine feine Weise. „Wir sehen hier," sagte er, „Fremde von allen Nationen, auch die Könige und Kaiser lassen sich die Mühe nicht verdrießen, dieses berühmte Camaldoli zu ersteigen. Diese Herren haben gewiß auch schon in ihrem Vaterlande, welches ich verehre, obwohl ich noch nicht die Ehre habe, es zu kennen, von unserem Kloster gehört." Da wir dies bejahten, ohne eine nähere Angabe über unsere Herkunft zu machen, fuhr er fort: „Aber, meine Herren, womit kann ich Ihnen zuerst aufwarten? Wollen Eure Excellenzen zuerst nach dem entfernten Ende des Gartens gehen und sich an der schönen Aussicht er-

freuen, oder sollen wir zuvor uns bei einer Flasche aus unserem kühlen Klosterkeller von der großen Strapaze des weiten Weges erholen?" Da sogleich die Mehrzahl für die Flasche stimmte, so rief der schalkhafte Mann: „Nun bin ich gewiß, daß Ihr keine Engländer seid, denn diese geschäftigen Leute können sich nie Zeit zu einem Glase Wein nehmen, und da Ihr zu ehrliche Gesichter habt, als daß man Euch für Franzosen halten könnte, so seid Ihr ganz gewiß Deutsche, und Ihr sollt etwas Gutes zu trinken erhalten." — Er war höchlich vergnügt, als wir seinen Scharfsinn belobten, und bald war er mit gefüllten Krügen und Gläsern wieder bei uns. Nachdem wir unter schattigen Kastanienbäumen auf einer steinernen Bank geruht und dem wackeren Mönche Bescheid gethan, führte er uns weiter vor nach dem Punkte, wo, nach seiner Versicherung, der Versucher dem Heilande die Welt gezeigt haben soll, um ihm das Schönste sehen zu lassen, was uns auf dieser Erde geboten werden kann. Als ich einst in sandiger Steppengegend des Großherzogthums Strelitz in der Nähe des Städtchens Penzlin über die Dürftigkeit der Landschaft meine Verwunderung aussprach, versicherte mich ein treuherziger Mecklenburger: „do hat ok de Düwel den Dum upholten, als he unsen Herrgott de Werld gezügt hat." Nun will ich dem Penzliner gern Glauben schen-

ken. Wir waren doch, was die schönen Gegenden betrifft, bereits an starke Genüsse gewöhnt, allein die Aussicht von Camaldoli wirkte dennoch so berauschend auf unsere Sinne, daß wir uns, wie im Taumel, bald nach dieser, bald nach jener Seite wendeten, ohne sogleich mit Ruhe das große Rundgemälde fassen und genießen zu können. Wir legten uns nieder in das Grüne, um sicher zu sein, einen festen Boden unter uns zu haben, und ließen den Blick bald hinaus über die schwimmende Inselgruppe von zwanzig größeren und kleineren Inseln zu der unendlichen Fläche des Meeres schweifen, bald hielten wir uns am grünen Gestade, wo zwischen Oliven und Weingehegen die schimmernden Landseen, Hohlspiegeln gleich, die Strahlen der Sonne blendend zurückwerfen. Aus der Tiefe dampfte die Solfatara, dieser unheimliche Schwefelpfuhl, in der Nähe erhebt sich das reizende Cap Misene, und von hier breitet sich das Ufer mit Dörfern, Städten, Villen und königlichen Lustschlössern, Federn, Weingärten und Pflanzungen in weiter Ebene, die von kleineren und größeren Flüssen, wie von silberhellen Adern, durchströmt wird; auf vorspringender Spitze sieht man das acht Stunden entfernte Gaeta liegen, und dahinter erkennt man noch deutlich die Höhen von Terracina; das Vorgebirge Circello schließt auf dieser Seite die Aussicht ab. Nach der entgegen-

gesetzten Seite sind wir schon mehr zu Haus; der Golf von Neapel, den wir bisher in einzelnen Abschnitten kennen gelernt, liegt in ganzer, vollständiger Uebersicht von dem Posilipp bis zu dem Capo Campanella vor uns, so daß wir lauter bekannte Ortschaften, Wege, die wir betraten, Ufer, die wir befahren, Berge, die wir erstiegen, wiederfanden, und vor Allem begrüßten wir unsern alten Freund Vesuvius, diesen revolutionairen Carbonaro mit dem dampfenden Scheitel, den rothglühenden Wangen und dem, mit Weingärten, Lavaströmen und Städten durchwirkten, Mantel, der uns bei Tag und bei Nacht als Wegweiser, Laternenträger und Fanal gedient hatte. Und auf einem solchen Königsstuhle (so wird dieser Hügel genannt), der für einen Jupiter nicht zu gering zum Throne geachtet werden darf, sitzen diese nichtsnützigen Mönche, die sich noch dazu nicht einmal an dieser herrlichen Gotteswelt erfreuen, sondern sich in ihre streng abgegrenzten Zellen einsperren, kein Wort sprechen und — was wir ihnen als das größte Verbrechen und die größte Thorheit anrechnen müssen — den Frauen keinen Zutritt in ihre Umfriedung vergönnen. Einer unserer Freunde konnte seinen Unwillen nicht zurückhalten und brach über diesen letzten Punkt in eine heftige Strafrede aus. Unser Camaldolenser hörte ganz gelassen zu, wechselte ziemlich ungenirt seine

Leibwäsche, die freilich nur, wie die der Compagnie Falstaffs, in einem Handtuche vom Zaune, welches als Hemd dient, bestand, und sagte dann: „Geliebtester Freund, wenn Ihr diesen Garten hier das Paradies nennt, so habt Ihr ganz Recht, allein dann bedenkt auch, daß wir sehr wohl thun, keine Frauen herein zu lassen, denn durch sie ist schon einmal jener himmlische Thiergarten verloren gegangen. Und dennoch," fuhr der geistliche, lustige Bruder fort, „versteh' ich mich vielleicht so gut, als diese Herren, auf die Schönheit der Frauen. Wer kann mir von ihnen die funfzehn Requisite nennen, welche zu einer vollständigen weiblichen Schönheit gehören?" — Wir besannen uns. — „Ja, gewiß, meine verehrtesten Herren, St. Petrus ist ein strenger Examinator an der Himmelspforte, und wir müssen auf alle Fragen Bescheid geben können."

Wir vereinigten unsere gemeinsamen Anstrengungen und zählten aus allen Schönheitstheorien a priori und a posteriori Stück für Stück auf, allein mehr als zehn brachten wir nicht zusammen. — „Nun wohlan," sagte der Mönch, „so merket auf, damit Ihr die Hauptstücke meiner Heilsordnung wohl behaltet; wir zählen deren funfzehn:

„Tre cose bianche: dente, ungue, carnagione;
tre cose nere: capelli, ochii, sopracilie;

tre cose rosse: labri, guanche, estremita di orecchii;

tre cose large: fronte, petto, groppe;

tre cose strette: bocca, piede, vita*).“

Wir ließen uns das Recept noch einmal wiederholen, um es genau zu behalten, und mußten gestehen, daß selbst aus Winckelmann hier nichts weiter hinzu zu setzen sei.

Ernsterer Art waren die Betrachtungen, welche wir in der Klosterkirche, wohin wir jetzt unseren Weg nahmen, anstellten. In einzelne Betstühle vertheilt saßen hier einige Greise von einem so frommen Ausdruck, daß wir auf keinem Bilde sie schöner und wahrhafter gesehen hatten. Vor allem Anderen werden mir zwei Köpfe im Gedächtniß bleiben, die mich, obwohl sie Greisen von mehr als siebzig Jahren angehörten, zunächst an die beiden Engelskinder unter der Madonna Sistina, von Rafael, in Dresden erinnerten. Mit diesen hatten sie nicht nur in der äußerlichen Haltung dies gemein, daß der Eine mit aufgelegtem, rechtem Arme das ernste, gedankenschwere Haupt un-

---

*) Drei weiße Dinge: Zähne, Nägel, Hautfarbe;
drei schwarze: Haar, Augen, Brauen;
drei rothe: Lippen, Wangen, Rand der Ohren;
drei breite: Stirn, Brust, Gruppe;
drei schmale: Mund, Fuß, Leib.

terſtützte, der Andere auf beide über einander geſchlagene Arme den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen gelegt hatte, ſondern auch in dem Ausdruck ihres inneren Weſens erinnerten ſie durch den hochverklärten Blick, der mit unverwandter Feſtigkeit, ohne ſich um die Außenwelt zu bekümmern, auf das Ewige gerichtet ſchien, an jene wunderlieblichen und doch ſo ernſten Engelsangeſichter. Die beiden Alten ſaßen ſo feſt in ihren Gedanken, daß ich nicht fürchten durfte, durch meine Anweſenheit ſie zu ſtören, und als die andern Freunde die Kirche verließen, blieb ich noch längere Zeit zurück, um mich an dem Anblicke dieſer Greiſe zu erfreuen, die mich manches Aergerniß vergeſſen machten, welches mir bis jetzt die Mönchsphyſiognomien in Italien verurſacht hatten.

So mußte ich Italien auf's Neue den Vorzug zugeſtehen, daß es der Boden iſt, auf welchem die Natur ſich nach allen Richtungen hin, in der Landſchaft, in der Thier- und Pflanzenwelt, in menſchlicher Jugend, wie im Alter, die ideale Form in ſo vollendeter Weiſe ausgebildet hat, daß der Künſtler, zumal der Maler chriſtlicher Geſchichten, niemals um ein ideales Vorbild in der Wirklichkeit in Verlegenheit geräth. Schon oft hatte ich ſchöne, bärtige Greiſe auf den Meſſen in Leipzig und in den Kaffeehäuſern in Wien geſehen, allein weder die polniſchen Juden, noch die Arme-

vier und Türken hatten das Gepräge solcher heiteren, christlichen Frömmigkeit, als diese beiden Camaldolenser. Als Einer von ihnen vom Betstuhle aufstand und die Kirche verließ, ging ich ihm nach und bat ihn, mir zu erlauben, ihn in seine Zelle zu begleiten; er bedeutete mich, mit dem Finger auf dem Munde, ihm schweigend zu folgen. Wie war ich über Ordnung, Reinlichkeit und Freundlichkeit seiner Wohnung überrascht! Ein jeder dieser Mönche bewohnt für sich ein eigenes kleines Häuschen mit einem Gärtchen. Auf dem Flur des Hauses befindet sich ein kleiner Herd mit einigem Geräth zum Kochen, in dem Wohnzimmer steht ein hölzerner Stuhl, ein Tisch mit geistlichen Büchern, und an der Wand das Bett, eine Matratze von Lorbeerblättern und Moos und eine härne Decke. Auf den Fenstergesimsen standen gutgepflegte Blumentöpfe; der Alte pflückte mir einen Strauß der schönsten Rosen und wohlriechender Kräuter, dann öffnete er eine zweite Thür und zeigte mir seine kleine Hauscapelle, die er ebenfalls mit Blumen und Bildern geschmackvoll ausgestattet hatte. Mit einem herzlichen Händedruck entließ er mich schweigend, ohne daß seine Miene sich nur im geringsten verändert hätte. Das vieljährige Schweigen schien den Gesichtszügen und selbst den Muskeln eine solche Unbeweglichkeit gegeben zu haben, daß eine Veränderung der Gemüthsbewe-

gung sich nicht mehr äußerlich bemerkbar machte. — Die Freunde fand ich auf dem Hofraum in lebhaftem Gespräch mit dem Führer, gegen dessen Verbot sie in die Klosterküche eingedrungen waren und ihm etwas in die Fleischtöpfe geguckt hatten. Er versicherte, daß nur für die Kranken etwas Brühe gekocht würde, da keiner von den anderen jemals Fleisch genießen dürfe, fügte aber doch hinzu, er werde Verdruß davon haben, daß er uns in das Allerheiligste habe eintreten lassen. Auch wurde er sogleich abgerufen und wir bald darauf von dem Schließer aufgefordert, uns zu entfernen, da es Abend sei und das Kloster geschlossen werde.

Beim Herabsteigen hörten wir auf dem Heimwege ein sonderbares Zurufen, welches aus dem untersten Theile der Stadt sich durch die Straßen, Terrassen, Weinberge und Gärten bis zu den entferntesten Häusern auf der Höhe fortsetzte. Auf Befragen erfuhren wir, daß unten in der Stadt das Lotto gezogen werde, wo die Veranstaltung getroffen sei, daß sehr schnell die glücklichen Nummern durch mündliche Telegraphen-Posten von Terrasse zu Terrasse ausgerufen würden. Wie Viele bei diesem Spiel betheiligt waren, konnten wir daran merken, daß auf allen Ecken und Enden Neugierige erschienen und auf die Ausrufer hörten.

Für den Abend hatte ich eine Einladung bei dem preußischen Consul, Herrn Banquier Degen, angenommen, wo ich ein so vollständiges „english dinner“ fand, daß ich demselben das „right honourable“ nicht versagen kann. Der Schwiegersohn und Compagnon des Hrn. Degen, Hr. Furse, ist ein Engländer, und wir waren heut mit einigen englischen Seeofficieren seine Gäste. Hatte ich mich nun auf Camaldoli einigermaßen mit dem Mönchswesen versöhnt, so fand ich hier die englische Küche und Gesellschaft so vortrefflich, daß ich nicht begreifen konnte, wie eine so derbe und in jeder Hinsicht tüchtige Nation so viele Carricaturen in das Ausland schicken kann, und gern vergaß ich alle ärgerliche Begegnungen, die ich seit Isola bella mit Engländern gehabt hatte. Wir lebten heut Abend ganz nach englischer Sitte; gegen Ende der Tafel entfernten sich die Frauen, die Tischtücher wurden abgenommen, schwere Weine aufgetragen und Lieder angestimmt. Die englischen Seeleute sind unverwüstlich in der Gesanglust und reich an schönen Liedern, deren Stoff Alt-England und ihre Seehelden sind; selbst einzelne Schiffe, z. B. Arethusa, sind durch Lieder verewigt worden. Vorherrschend ist jedoch in ihren Liedern ihr Uebermuth gegen die Franzosen, und es sprach sich deutlich genug aus, daß zwischen diesen beiden Nationen eine so allgemeine

und zugleich individuelle Abneigung und Antipathie Statt findet, daß die Diplomaten bei allem guten Willen eine vollständige Aussöhnung, gegenseitige Achtung und Anerkennung so bald nicht zu Stande bringen werden.

Die Reise nach Sicilien haben wir aufgegeben, nicht allein, weil unsere Zeit zu beschränkt hierzu ist, sondern auch deshalb, weil Sicilien in dieser Jahreszeit einer Wüste gleichen soll, indem der heiße Sommer Alles verbrannt hat. Nur im Frühjahre, d. h. im Februar, muß man jene Insel sehen. Wir werden uns dafür durch einen längeren Aufenthalt in Rom entschädigen.

Einundvierzigster Brief.

Rom, im November.

Wir sind von Neapel vertrieben worden, nicht von der Polizei, sondern von dem Himmel, der so unfreundlich und stürmisch wurde, daß wir uns nach Rom, wie der Schiffer nach dem Hafen sehnten. Als wir Neapel am 5. November früh vor Sonnenaufgang mit Angrisani's Extrapost verließen, fanden wir die Campagna Felice mit Reif bedeckt, und in Capua, wo wir uns durch einen Kaffee zu erwärmen suchten, standen die edelsten Bürger der Stadt auf dem Markte und den Straßen in Gruppen und wärmten sich bei angezündeten Strohhalmen, welche Knaben aufsammelten, oder von Bauernwagen stahlen. Die Nacht hindurch mußten wir unsere Füße mit Heu gegen die empfindliche Kälte verwahren, wobei

wir jedoch zur Ehre des Landes hörten, daß dergleichen unerhört sei.

Hier in Rom haben wir das schönste Herbstwetter, und was meinen Aufenthalt mir ganz besonders angenehm macht, ist, daß ich mit einigen befreundeten Künstlern auf der, dem Könige von Baiern gehörenden, Villa di Malta auf dem Monte Pincio wohne; in ganz Rom gäb es keine Wohnung, die ich mit der meinigen vertauschen möchte. Da wir von sieben Uhr des Morgens bis des Abends um sechs Uhr hellen, heiteren Himmel, und in den Mittagsstunden funfzehn bis zwanzig Grad Wärme — in der Sonne noch mehr — haben, so benutzen wir diese schönen Tage vielfach zu Ausflügen in die Umgegend, in welcher vor allen anderen Orten Tivoli mit seinen Olivenpflanzungen, mit seinen Cascaden und Cascatellen, mit seinen Tempeln und Villen den tiefsten Eindruck zurückgelassen hat.

Du wirst Dich vielleicht verwundern, daß ich Dir aus Neapel so wenig über Theater und Oper mittheile, da Du weißt, welches Interesse ich sonst an beiden zu nehmen pflege. Allein es gehörte für mich immer ein großer Entschluß dazu, mich am Abend von dem Ufer des Meeres und der Mondscheinlandschaft zu trennen und mich vor gemalte Decorationen des Vesuvs zu setzen, den ich in natura von meinem Bett aus so schön vor

mir hatte. Und was die Stücke und das Spiel betrifft, so hat man ja hier zu Lande den ganzen Tag über genug zu sehen, da für uns Fremde die alltäglichste Begebenheit auf der Straße zur Scene und zur Komödie wird, während im Theater die Nationalität gewöhnlich zurücktritt und es auf der Bühne und in den Logen so ziemlich wie bei uns hergeht. Auffallend war es mir, daß ich in der großen Oper in Neapel, in dem berühmten St. Carlo-Theater, das Publicum anständiger und aufmerksamer fand, als in Mailand, obwohl keine so ausgezeichneten Sänger und Sängerinnen auftraten. Der berühmte Basso, la Blache ist nicht mehr in dem vollen Besitz der Stimme, mit welcher er vor vier Jahren in Wien Furore machte, und die Primadonna, Sgra. Boccabadati, ist, so viel mir bekannt, obwohl sie schon auf dem Rückwege geht, nie zu einer europäischen Theater-Celebrität gelangt.

Das eigentliche italienische Lustspiel fand ich am besten in dem kleinen Theater St. Carlino in Neapel. — Ueberraschend war es für mich, in dieser ungeheuren Stadt, welche eine Bevölkerung von mehr als 400,000 Einwohnern zählt, in ein Theater zu treten, welches kaum 400 Menschen fassen möchte. Durch einen schmutzigen Kellerhals steigt man zur Casse und dann zu dem, mit lauter gesperrten Sitzen versehenen, Parterre hinab;

außerdem gibt es noch zwei Logenreihen, jede mit dreizehn Logen, von denen keine mehr als vier bis sechs Zuschauer faßt. Was mir nicht minder auffiel, war, daß ich hier nicht nur die gute, sondern die feinste Gesellschaft fand, und mein gefälliger Nachbar im Parterre, ein Garde-Capitain, nannte mir mehrere Prinzen und Prinzessinnen und andere angesehene Personen, die in den Logen saßen und gegen die schmutzigen Tapeten um so mehr abstachen, als für eine helle Beleuchtung des Hauses, welche freilich hier mit acht mäßigen Oellampen herzustellen ist, bestens gesorgt wird. Man gab heute: „Il trionfo d'Amore." Es ist dies eine Localposse, bei welcher der Dichter sich nicht sowohl auf sein Gedicht, als auf die guten Schauspieler und auf das Publicum, welches hier Scenen des neapolitanischen Lebens vorgestellt findet, verlassen durfte. Die Fabel des Stücks selbst ist ein alter Rahmen, der aber noch immer seine Dienste thut, wenn auf die verwischte Leinwand von geschickter Hand wiederum einige neue Lichter gesetzt werden. Madamigella Brambilla, eine über die erste Blüthe längst hinausgerückte Vorsteherin eines Putzladens, spielt die Hauptrolle. Sie ist in einen jungen Kaufmann verliebt, den sie dadurch, daß sie ihn auf seinen Liebesschlichen zur Tochter des Herrn Pandolfo ertappt, so weit bringt, daß er ihr die Hand zu reichen verspricht.

Der Witz der Hauptrolle lag besonders darin, daß diese alte Jungfer sich nicht nur übertrieben nach den neuesten französischen Moden kleidet, sondern auch ihr Italienisch mit einer Menge übel angebrachter französischer Brocken aufstutzt. Wodurch die Schauspielerin: indeß ganz besonders der Liebling des Publicums geworden zu sein scheint, ist ihre kolossale Corpulenz, die sie jedoch nicht hindert, sich leicht, ja sogar gradis zu bewegen. Wenn nun so wohlbeleibte Personen schon an und für sich eine komische Figur spielen, so wird die Wirkung um so sicherer, wenn sie dabei angenehme Bewegungen und ein gefälliges Mienenspiel besitzen. Um den einfachen Gang der Handlung gleich zu Ende zu führen, erwähn' ich nur, daß die alte Putzmacherin den jungen Freund wirklich dahin bringt, daß er vor Notar und Zeugen den Ehe-Contract unterzeichnet, wobei sich jedoch am Schluß ergibt, daß in der Urkunde sich die Namen der beiden jungen Leute finden, die sich verstohlen liebten. Eine Parforce-Scene der Putzmacherin war zuerst die, wo sie ihren Liebhaber bei ihrer Nebenbuhlerin ertappt und darüber in einen tragischen Ausbruch der Leidenschaft geräth, in welchem sie die Helden des hiesigen Trauerspiels parodirt. Gleich darauf folgt eine zweite, nicht minder ergötzliche Scene, in welcher der untreue Geliebte sie durch allerhand Betheurungen überzeugt,

daß er sie wirklich liebe, und zu ihrer völligen Beruhigung ihr verspricht, noch an diesem Abende Hochzeit zu machen. Jetzt geräth die dicke Person in einen solchen Wahnsinn der Liebe, daß sie Alles umarmt, was ihr in den Weg kommt, wodurch viele komische Situationen veranlaßt werden. Eine zweite Hauptperson der Komödie ist Sgr. Pandolfo, der Vater des jungen Mädchens, auf welche der Liebhaber es abgesehen hat. Seine komische Natur besteht darin, daß er nirgend erscheinen kann, ohne ein Unglück anzurichten, worüber er denn sich herzlich freut, weil er sich generös zeugen und die Leute mit seinem Gelde zufrieden stellen kann. Besonders waren die Schlußscenen eines jedes Actes darauf zugeschnitten, daß sie mit einer, durch Sgr. Pandolfo veranlaßten, Calamität schlossen. Als er am Schluß des zweiten Actes sich oben auf seinem Balcon rasiren will, fällt der Waschnapf herunter auf einen Präsentirteller, auf welchem ein Cameriere Kaffee servirt, die Gesellschaft wird begossen, aus einander gesprengt, Tische und Stühle werden umgeworfen, ein Volksauflauf entsteht, man springt zu den Fenstern heraus, und eine Menge Unglück muß auf Sgr. Pandolfo's Rechnung wieder gutgemacht werden. Die dritte komische Hauptfigur war ein junger neapolitanischer Stutzer, welcher bis an die Ohren in der schwarzen Halsbinde saß, die Haare in

einem hohen Toupé, à la Cacadou, und darauf einen Gesellschafts-Klapphut, à l'Anglaise, trug. Die größte Verlegenheit, in welche er gerieth, war, daß ihm auf seine weißen Beinkleider eine Tasse Chocolade gegossen wurde; auch eine Schimpfscene mit der dicken Putz-Mamsell, welche besonders seine Aehnlichkeit mit einem Telegraphen gut durchführte, wogegen er sie mit einer Schildkröte verglich, war sehr ergötzlich. Ueberhaupt spielten alle Personen, bis auf die geringsten Nebenpersonen, vortrefflich, und zwar nicht in der Weise, wie auf den Pariser kleinen Theatern, wo man den Vorzug der Schauspieler darein setzen muß, daß man eine für ihre Kunst höchst ausgebildete, ganz besondere Classe von Leuten vor sich hat, sondern dadurch, daß man hier mehr ein Liebhaber-Theater vor sich zu haben meint, in welchem ganz ausgezeichnete Talente der Privatgesellschaft, die sonst nicht öffentlich zu haben sind, auftreten. Kann sich nun auch die neapolitanische Komödie, wie ich sie auf dem St. Carlino-Theater fand, an Feinheit und Grazie bei weitem nicht mit der Pariser Komödie messen, so steht sie ihr doch an Derbheit, Natürlichkeit und Charakteristik durchaus nicht nach.

Fast schwerer noch, als in Neapel, kann ich mich hier entschließen, in das Theater zu gehen, denn wenn ich den Tag über mich in dem Vati-

can und auf den sieben Hügeln müde gelaufen habe, sitze ich lieber mit den Freunden und Kunstgenossen in den Osterien, als in dem langweiligen Theater, wo in der Oper und im Lustspiel gegenwärtig so mittelmäßige Talente florîren, daß eine Landsmännin von uns, eine Mamsell Fischer, die, wenn ich mich nicht irre, in Berlin sich vergebens um ein Engagement bemühte, hier großen Beifall findet. Was mir aber die Theaterabende vollends verleidet, ist, daß man hier ganz unsinniger Weise die Oper und das Lustspiel so in einander schachtelt, daß nach jedem Acte Oper immer ein Act Lustspiel folgt, welches in der guten Absicht geschieht, damit man immer Eines über das Andere vergessen soll. Dergleichen kann doch bei uns nicht vorkommen; denn welche Direction dürfte wohl in Deutschland ein Publicum finden, um etwa die „Vestalin" und den „Schneider Fips" zu solch einem Theebutterbrode von Pumpernickel und Weißbrod übereinander zu schichten. — Mich überfiel gestern bei einer Vorstellung dieser Art in dem Teatro Argentino ein solcher Widerwille, daß ich die Vorstellung nicht zur Hälfte abwartete, und auf und davon lief, um mich draußen zu versichern, daß ich mich wirklich in Rom befände, denn in dem Theater hatte mich, wie in einem bösen Traume, eine wahre Bangigkeit befallen, als ob ich der alten Weltstadt plötzlich entrückt

worden sei. Es wurde mir so unheimlich auf meinem Platze, als müßte ich mich schämen, in Rom dergleichen zu erleben, und ich dachte mir, in welche Verlegenheit ich käme, wenn irgend Jemand mir zurief: also deshalb bist Du nach Rom gegangen? — Wie uns aber zuweilen das Schlimmste zum Besten ausschlägt, so ging es mir auch an diesem Abende. In dem Corridore begegnete mir beim Herausgehen Thorwaldsen, der sich mit vieler Freundlichkeit früherer Begegnungen in Berlin und Dresden erinnerte, mich nach meiner Villa noch in später Nacht begleitete, und mich einlud, am andern Morgen ihn in seiner Werkstatt aufzusuchen. Seit diesem Besuche sah ich den lieben Thorwaldsen fast jeden Tag, entweder in seiner Wohnung, die er mit Gemälden lebender Künstler, denen er mehr, als mancher Fürst zuwendet, ausgeschmückt hat, oder in seiner Werkstatt; wir besuchen den Vatican oft, aber noch öfter irgend eine der Osterien, in deutscher Kernsprache „Kneipen" genannt, wo er mit der Jugend unbefangen und lebensfroh seine Cigarre raucht, und seine Foglietta leert. In seinem Attelier findet man die Abgüsse aller Statuen und Reliefs, welche er in Rom in den dreiunddreißig Jahren, die er bereits hier verlebte, vollendete; eine Menge angefangener großer Arbeiten hat er mit zahlreichen Gehülfen noch unter

Händen. An den kleinen Holzschuppen, in welchem er seine erste Statue, einen Jason, arbeitete, hat er einen zweiten und dritten größeren Raum angebaut, und zuletzt bedurfte die Götter- und Heldenwelt, die er versammelte, eines vollständigen Olymps, so daß er damit den unteren Gelaß in dem Palazzo Barberini angefüllt hat. An jede seiner Arbeiten knüpfen sich interessante Lebensmomente des Künstlers an, und er theilt sie den Freunden gern in seiner naiven, und man kann sagen, kindlichen Weise mit. „Ich war," erzählte er mir, als er mich zu dem Abgusse des Jason in dem kleinen Holzschuppen führte, „als ein pauvrer Teufel mit ein Paar hundert Thaler nach Rom geschickt worden, und da es wohl viel zu lernen, aber nichts zu verdienen gab, mußte ich bald mein Felleisen wieder schnüren. Nichts that mir mehr leid, als daß ich meinen Jason, den ich in Thon fertig modellirt hatte, nicht ausführen, und doch auch nicht mitnehmen konnte. Mir hatte dieser Bursche viel Mühe gemacht, denn weder einen Gehülfen, noch einen Handlanger konnte ich bezahlen, ich mußte mir den Thon allein zurecht kneten, und das wollte immer nicht halten. Wenn ich am andern Morgen wieder in die Werkstatt kam, war oft heruntergefallen, was ich Tags zuvor aufgelegt hatte. Schon hatte ich von dem Vetturin, mit welchem ich Rom verlas-

ſen ſollte, die Gabarra in der Hand, als ich noch einmal, um Abſchied zu nehmen, zu meinem Jaſon ging. Es mochte wohl von dieſer Arbeit geredet worden ſein, denn zuweilen hatten mich die neugierigen Engländer beſucht. Als ich eben zum letzten Male die Thüre ſchließen will, tritt ſo ein Gentleman zu mir heran, beſieht ſich meinen Jaſon von allen Seiten und ſagt: „Ich wünſchte dieſe Figur wohl in Marmor zu beſitzen.“ Ich traute kaum meinen Ohren, fragte noch einmal, erhielt den Auftrag, die Statue auszuführen, ließ den Vetturin fahren, und ſo bin ich nun dreiunddreißig Jahr in Rom geblieben!“

Thorwaldſen iſt ſeitdem ein reicher, berühmter und vornehmer Mann geworden; er beſitzt vielleicht eine halbe Million Thaler im Vermögen; iſt Präſident der Akademie, wurde von allen europäiſchen Fürſten mit Band und Kreuz geſchmückt, und was hier am Orte noch mehr ſagen will, der Papſt Leo XII. beſuchte ihn, den Proteſtanten, in ſeiner Werkſtatt, wo ihn Thorwaldſen in ſeinem Arbeitsrock mit Meiſel und Hammer ſtehenden Fußes empfing, während die ganze Verſammlung rings umher auf den Knien lag. Und wie wenig gibt Thorwaldſen auf alle dieſe Auszeichnungen, wie ſchlicht und einfach iſt ſein Weſen, wie gehört er ganz der Kunſt und dem Künſtlerleben an. Dieſes Künſtlerleben zeichnet aber auch Rom vor je-

dem anderen Orte aus, denn nur hier werden die Künſtler ihres Daſeins froh, indem ſie hier in heiterer Genoſſenſchaft treu zuſammenhalten, wobei jedoch nicht verhehlt werden ſoll, daß es auch hier einige ſauertöpfiſche und malcontente Kopfhänger giebt. Thorwaldſen aber iſt die Seele und der Kern des jugendlichen Künſtlerlebens, er ſchließt ſich nicht vornehm ab, er dankt Gott, wenn die Principi und Principeſſe, die Banquiers und Geſandten ihn in Ruhe laſſen, denn er zieht es bei weitem vor, mit ſeinen jüngeren Kunſtverwandten in der eingeräucherten Oſteria einen frohen Abend zuzubringen. Solch ein Mann könnte ſo manchem Geheimerath und Profeſſor ein Beiſpiel ſein, welche die jungen Künſtler, die mit innigſter Verehrung ihre Bekanntſchaft ſuchen, zehnmal vergeblich anmelden, dann Stunden lang vorzimmern laſſen, weil ſie die ſeidenen Strümpfe noch nicht angelegt haben, endlich öffnen ſich die Flügelthüren, der Herr Geheimerath treten heraus, nöthigen ſehr huldreich den jungen Mann auf das Sopha, während Sie auf dem Rohrſtuhle Platz nehmen, bedauern aber recht ſehr, heute abbrechen zu müſſen, da eine Einladung bei Hof, oder der Vortrag bei dem Miniſter, oder eine Conferenz u. ſ. w. u. ſ. w. ſehr preſſiren. — Von ſolchem Vornehmthun weiß Thorwaldſen nichts, ein jeder Künſtler, weß Standes und Landes er immer ſein

mag, ist einer zuvorkommenden Aufnahme gewiß, und er denkt gar nicht daran, sich etwas zu vergeben, wenn er mit der Jugend, als mit seines Gleichen, froh vereint sich bei Wein und Gesang einen guten Tag macht.

Unser Begas brachte ein vortreffliches Bild von ihm nach Berlin, welches ich Dir ausdrücklich zu besuchen aufgebe, um Dir die edlen, heiteren Züge des Mannes zu vergegenwärtigen, durch welchen das verfallene Rom sich mir neu belebt hat. — Ein zweites, sehr gelungenes Portrait hat Magnus aus Berlin so eben vollendet, es wird ebenfalls zu Euch wandern, und dort viel Freude machen. Am glücklichsten aber hat ihn Lindau in einem Genre-Bildchen aufgefaßt, wo er ihn, so wie ich ihn am liebsten sehe, in einer Osterie unter seinen Freunden und Schülern, gemalt hat. Eine Nachbildung in verkleinertem Maßstabe dieses Bildes hat Waiblinger in seinem Taschenbuche „Italien und Griechenland" mitgetheilt, und wie freute ich mich nun in der Wirklichkeit bestätigt zu finden, was der geistvolle, junge Dichter, der leider hier an schwerer Krankheit darnieder liegt, über Thorwaldsen bei Gelegenheit dieses Bildchens sagt: „Der deutsche Künstler in Rom genirt sich im Geringsten nicht, mitten unter das Volk zu gehen, seinem Vergnügen und kleinen Festen beizuwohnen, und so sehen wir auch den

gröſsten und genialſten Nordländer, den Erwecker und Schöpfer einer neuen Plaſtik, den unſterblichen Thorwaldſen in einer römiſchen Oſterie. Nichts kann ein liebenswürdigeres Licht auf ſeinen anſpruchsloſen Charakter werfen, nichts kann uns den bewunderten Künſtler mehr als Menſchen zeigen, als eben dieſe natürliche Beſcheidenheit, die ſich ſo gern mit dem Genie gepaart findet, mit der unſer Däne, ſo zu ſagen, nichts aus ſich macht, mit den Menſchen lebt, wie mit ſeines Gleichen, und auf's Vertraulichſte genieſst, was die Natur für ihn und Andere hervorgebracht. Warum ſollte man ihn in Wolken, in Strahlen, im Nimbus bilden, warum auf dem Olymp unter die Muſen verſetzen? Das wird ihm Niemand ſtreitig machen! Das Erfreulichſte iſt, ihn zu ſehen, wie er als gewöhnlicher Menſch, in der Umgebung ſeiner Schüler ſich zeigt, wie er leibt und lebt, wie er in Wirklichkeit iſt!" — Ich ſchreibe Dir dieſe Stelle aus, weil ich den Almanach mit mir genommen habe, und Dir doch gern zur Bewährung meiner Worte das Zeugniſs eines Anderen hinzufügen wollte.

Fragen die Freunde nach mir, ſo ſage Ihnen, daſs ich nicht allein Rom, ſondern auch Thorwaldſen gefunden habe, und mehr verlangt meine Seele nicht.

Zweiundvierzigster Brief.

Rom, im December.

Es iſt ſo kalt geworden, daß wir bei dem Springbrunnen vor St. Peter Glatteis gefunden haben, und einige Engländer haben ſich Schlittſchuhe verſchrieben, und Wetten gemacht, auf der Tiber, oder doch wenigſtens auf den Teichen in der Villa Borgheſe zu laufen.

Der arme Waiblinger liegt ſchwer, und wie ich fürchte, ohne Hoffnung darnieder; er hat wiederholte Blutſtürze gehabt, und iſt keine Stunde fieberfrei. Wie er ſelbſt ſagt, haben die heißen ſicilianiſchen Weine ihm das Blut zu ſehr erhitzt. Bei alledem macht er noch Pläne für die Zukunft, und gedenkt ſogar im nächſten Jahre in Berlin Vorleſungen über Dante zu halten. Da er ſehr verlaſſen iſt, widme ich ihm gern täglich

einige Stunden. Seine Gedichte hatten mir ihn in der Ferne lieb und werth gemacht, um ſo ſchmerzlicher iſt es mir, ihn ſo leidend zu finden. Wenigſtens habe ich die Genugthuung, ihm einige Aufheiterung und ſogar einigen Schutz gewähren zu können gegen geiſtliche und weltliche Anfechtungen. Denn ſobald nur davon verlautete, daß er gefährlich krank ſei, zogen die Todtenvögel in ſchwarzen und braunen Kutten der Witterung nach und machten ſich gegenſeitig ſeine Seele ſtreitig, noch bevor ſie ihnen verfallen war. Gewiß kann uns in der letzten Stunde nichts beruhigender ſein, als die Gewißheit, verſöhnt mit Gott, mit der Welt und mit uns ſelbſt von hinnen zu ſcheiden, allein nach dem Lehrbegriff unſerer Kirche, und nach dem evangeliſchen Glauben bedarf es nicht einer letzten Oelung und Bewedelung des Leibes, damit die Seele gerettet werde; nur das Zeugniß des eigenen Gewiſſens, nur der lebendige Glaube in uns ſelbſt kann uns die wahrhafte Abſolution ertheilen; von außen aber und mit äußerlichen Zeichen wird jene Befriedigung nicht gegeben werden. Während ich geſtern mit meinem Freunde über dieſen ernſten Gegenſtand mich unterhielt, und ihn ruhiger und heiterer, zugleich aber auch angegriffener, als ſeit mehreren Tagen fand, meldete ihm ſeine treue Wirthin und Pflegerin mit Unwillen „einen Mann im ſchwarzen Talar, der

gewiß ein Prieſter ſein müſſe.“ Ich zog mich zurück, und vernahm in dem Nebenzimmer den geiſtlichen Zuſpruch, deſſen Art und Weiſe jedoch dem erſchöpften Kranken, von dem nach einer Buß- und Strafpredigt das Nachſprechen von Gebeten verlangt wurde, ſo wenig zuſagte, daß er den, gewiß in der redlichſten und reinſten Abſicht gekommenen Beichtiger bat, ſich zu entfernen. Kaum aber hatte dieſer ſich zurückgezogen, ſo hörten wir großen Lärm auf dem Vorſaale, wo ich eine ganze Kleriſei beiſammen fand. Die Dominikaner der nächſten Kirche waren mit Kreuz und Kerze gekommen, um Beſchlag auf die deutſche Dichterſeele zu legen, auf welche zwei Kapuziner vom Kloſter zu Olivete, wo Waiblinger einen Sommer gewohnt hatte, näheren Anſpruch zu haben vermeinten. Was aber den Lärmen vermehrte, war, daß die Wirthin mit der gereizten Heftigkeit einer Römerin zwiſchen die Parteien trat, und ihnen erklärte, daß ſie keinen von ihnen über die Schwelle laſſen würde, und wenn ſie nicht ſämmtlich ſogleich das Haus verließen, ſo würde ſie dem Erſten, der die Thüre des Krankenzimmers berühre, dieſen Topf kochenden Waſſers, den ſie in der Hand halte, auf dem geſchorenen Kopfe zerſchlagen. Die Mönche zogen ihre Kapuzen tief über die Ohren, und entfernten ſich ohne weiteren Aufenthalt. Auf der Treppe gab es neuen Lärm

und neue Verwirrung. Ein Landmann mit einer hübschen Tochter wollte eben herauf, als die Geistlichen hinabstiegen; er trug ein kleines Gebinde mit Wein auf dem Rücken, und fragte nach dem kranken „Signore poëta tudesco.“ Einer der Kapuziner, der an das Fäßchen geklopft, und sich von der Füllung überzeugt haben mochte, verlangte, daß der Bauersmann mit ihm nach dem Kloster kommen, und dort seine Bürde ablegen sollte, da es ihm keine Ehre und keinen Segen bringe, in so einem verrufenen Hause, wo ein deutscher Ketzer sogleich von zehn Teufeln werde zerrissen werden, zu verweilen. Schon wollte der ehrliche Alte umkehren, als ihn die Wirthin gewahr wurde. Sie rief ihm zu, eilte die Stufen hinab, und zog ihn, obwohl die Mönche ihn festzuhalten suchten, mit aller Anstrengung zu sich hinauf; es war eine Scene aus Orgagna's „jüngstem Gericht,“ wo die Engel und die Teufel sich eine Seele streitig machen. Endlich hatten wir den ehrlichen Freund mit seinem Kinde oben bei uns; es war ein Winzer aus Oliveto, bei dem Waiblinger oft eingesprochen, und der ihm, da er von seiner Krankheit gehört, ein Fäßchen des besten Weines zum Geschenk brachte.'

Nachschrift.

Heute war ich wieder bei Waiblinger; ich brachte ihm einen Zweig von Tasso's Eiche und einen blühenden Orangenzweig mit, die ich ihm zur Kühlung um die Schläfe legte, wobei ich ihm sagen durfte, daß er als deutscher Sänger auf italischem Boden sich diesen Kranz wohl verdient habe. Er sagte mit heiterer Fassung, daß dies die letzte Freude in diesem Leben für ihn sei. Die Aerzte haben ihn aufgegeben.

Da der Courier mir noch einen Tag Zeit vergönnt hat, lege ich Dir einige Gedichte bei, die ich dem Könige von Baiern zu schicken veranlaßt wurde, auf dessen Villa ich wohne, und bei dem ich in München eine so freundliche Aufnahme fand. — Professor Rauch aus Berlin ist hier angekommen.

Auf der Villa di Malte in Rom.

(Dem Könige Ludwig von Baiern gewidmet.)

Da, wo die reinſten Lüfte,
Die Götter Rom verlieh'n,
Und ſüße Morgendüfte
Den Himmel mild durchzieh'n;
Da hat ein deutſcher König
Die Villa ſich erbaut,
Und oft in tiefen Gedanken
Hinab zur Stadt geſchaut.

Fremd war ich angekommen,
Beſcheiden klopft' ich an,
Da riefen die Freunde: Willkommen!
Das Thor ward aufgethan.
Ich ſtieg in dunkler Laube
Zum Rebengezelt hinauf,
Es ging ein neuer Himmel,
Eine neue Welt mir auf.

Ich ſah aus Perlenknospen
Die Myrte ſtill erblüh'n,
Und ſah die Goldorangen
Im dunklen Laube glüh'n.
Und Alles ſchien mir Leben,
Und Liebe nur zu ſein,
Ich ſog mit frohem Beben
Des Himmels Wolluſt ein.

Und als ich einſt alleine
So für mich wandelte hin,
Hört ich im Mondenſcheine
Ein Flüſtern neben mir.
Ich ging ſogleich der Stimme
Mit leiſem Tritte nach,
Da hört' ich wie zur Roſe
Die Lorbeer alſo ſprach:

„Was neigſt Du doch, o Röſe,
Dein blühend Haupt ſo ſehr,
Als ob das Herz im Buſen
Dir ſchwer von Sorgen wär?"
„Wohl trag' ich," ſprach die Roſe,
„Im Herzen ſchweres Leid
Um Einen, den ich liebe,
Er zog von hier ſo weit."

„Er, der von meinen Lippen
Den Thau der Liebe trank,
Und mir ſein Lied geſungen,
Als treuen Minnedank.
Nun weilt er in der Ferne,
Und denket unſer nicht,
Und weiß nicht, wie im Stillen
Mein armes Herz mir bricht."

„Und ſeh ich Deine Zweige,
Betrübter Lorbeer, an,
Ich mein' es wär' Dir eben
Wohl auch ein Leids gethan."

„Gewiß, Du haſt's errathen,"
Hub drauf der Lorbeer an,
„Es hat des Sängers Scheiden
Mir ach! ſo weh gethan."

„Hier kühlt' ich ihm die Schläfe,
Dem vielgeliebten Gaſt,
Nun drückt die edle Stirne
Der Krone goldne Laſt.
Der Mund, der ſich zum Liede
Begeiſtert hier am Ort,
Er ſpricht nun des Geſetzes
Gebietend ſtrenges Wort."

So klagten ſie noch lange
Da rief ich Beiden zu:
O, ſeid um Ihn nicht bange,
Und geht getroſt zur Ruh.
Der König blieb euch ergeben
Mit des Sängers Luſt und Gemüth;
Denn Liebe heißt ſein Leben,
Und Leben heißt ſein Lied.

Und Roſ' und Lorbeer ſprachen:
„Kommſt Du zum Iſarfluß,
O, bring' in dieſem Kranze
Ihm unſern treuſten Gruß.
Wir blieben ihm ergeben,
Ob er auch von uns ſchied,
Denn Liebe heißt ſein Leben,
Und Leben heißt ſein Lied!"

Das Krönungsfeſt im Coloſſeum.

(Den 2. December.)

Welch Trommelwirbeln im Mondenſchein,
Trompetengeſchmetter und Vivatſchrei'n,
Welch Jauchzen und Grüßen und Rufen?
Voran in den Lüften der kreiſchende Aar,
So naht ſich die wogende, drängende Schar
Den capitoliniſchen Stufen!

Und über der Menge und über dem Troß
Gewahr' ich drei Reiter hoch zu Roß,
In mitternächtlicher Stunde.
Was mögen das für Cameraden ſein,
Die hier ſich begrüßen im Mondenſchein
Auf dem alten, claſſiſchen Grunde?

Der Erſte ſprach: auf dem Alpenſteg
Sucht ich mir einſt nach Rom den Weg,
Dem ich ewige Feindſchaft geſchworen.
Und zog ich auch nicht als Sieger ein,
Schon hört' ich die zitternden Römer ſchrei'n:
Der Hannibal hält vor den Thoren!

Der Zweite, geſchmückt mit eiſerner Kron,
Ich gründete, ſprach er, der Franken Thron,
Und ſchlug hier tiefe Wunden;
Wo Du die Kette der Alpen geſprengt,
Dahin hat auch der Karl ſein Roß gelenkt,
Und die heilige Roma gefunden!

Der Dritte, die Augen voll leuchtender Gluth,
In grünem Rock und mit kleinem Hut,
„Willkommen!“ rief er, „auf's Beſte;
Willkommen! Heut iſt mein Krönungstag,
Den ich nirgend anderswo feiern mag,
Und Ihr ſeid mir die würdigſten Gäſte.“

„Ihr zoget mit kühnem Schritt mir voran,
Ich folgt' Euch auf unwegſamer Bahn,
Nun ſtehen wir Drei beiſammen.
Wo der Hannibal wird und der Karl genannt,
Da ſchrieb ich mich ein mit eherner Hand,
Mit unvergänglichen Flammen.“

„Und hier auf dieſem Trümmerfeld,
Hier grünet mein Lorbeer, hier ward ich ein Held,
Als einſt der Geiſt mich getrieben.
Hier fühl' ich, daß ich unſterblich bin,
Hier fühl' ich, daß mir ein Gewinn,
Ueber Staub und Aſche geblieben!“

Nun reiten ſie weiter im raſchen Lauf,
Es thun die Pforten, die Bogen ſich auf
Den mächtigen Triumphatoren!
Und in der hellen Mondesnacht
Zieh'n ſie ein in des Coloſſeums Pracht,
Das ſie heut ſich zur Rennbahn erkoren.

Und hinterdrein ſtürzt die gefürchtete Schar,
Die einſt in ihrem Geleite war,
Viele Tauſend bleiche Gerippe.

Sie klettern hinan bis zum höchſten Rand,
Sie klammern ſich feſt mit der Knochenhand,
An der Trümmer zackigter Klippe.

Die Trompete ruft, da beginnt nun das Spiel,
Sie jagen auf klappernden Roſſen zum Ziel,
Sie rennen und reiten die Wette.
Jetzt laſſen den Panther, den Tieger ſie los,
Und der Löwe tritt ein, ſo ſtolz und groß,
Doch ſind es nur dürre Skelette.

Und als nun geendet das Krönungsfeſt,
Der Kaiſer die Sieger rufen läßt,
Und vertheilet Bänder und Orden.
Da jubelt das wüthende, wilde Heer,
Da rufen ſie: „Vive l'Empereur!“
Und zerſtieben nach Süden und Norden.

An den Ritter Thorwaldſen.

(Der neue Jaſon.)

Wo einſt der König in Thule den Becher tief verſenkt,
Da ward ein holder Knabe dem Licht der Welt geſchenkt;
Es ſchlugen der Nordſee Wellen dem Knaben an die Bruſt,
Wie ſchaut er hinauf zu den Sternen mit ahnungsvoller Luſt.

Die Mutter erzählt' ihm die Mähre von einem Wunderland,
Wohin ſeit alten Zeiten ein reicher Schatz gebannt.
Dort glänzen goldene Aepfel im dunklen Laub' ſo hell,
Und an den Zweigen hänget des Widders goldnes Fell.

Doch mehr, als des goldnen Vließes und als der Aepfel Glanz,
Ruft dort zu Kampf und Thaten ein ewig grüner Kranz;
Apoll hat ihn gewunden von ſeinem heil'gen Laub,
Das lockt des Nordlands Knaben zum allerkühnſten Raub.

Und als er ein Jüngling worden, zieht er vom Vaterhaus,
Bewehrt mit Stahl und Eiſen und mit dem Hammer aus.
Nach manchem heißen Tage, nach manchem ſchweren Gang,
Hat er das Land gefunden, er grüßet es mit Geſang.

Er ſieht im dunkeln Laube der Aepfel goldenen Glanz,
Das goldene Vließ daneben und auch den grünen Kranz;
Es ſchauen die blauen Augen hinauf mit froher Luſt,
Ihm ſchlägt das Herz ſo muthig in ſeiner tapfern Bruſt.

Auf, rüſte Dich zum Kampfe, Du junger Nordlands Held,
Siehſt Du den alten Drachen, der hier die Wache hält!

Er trägt eine große Perücke und einen Pariſer Frack,
Dazu einen kleinen Degen, und nennt ſich: den guten Geſchmack.

Dich will ich ſchon bezwingen, Du falſche Drachenbrut!
So ruft der blonde Jüngling mit gutem, treuen Muth.
Es hören's die alten Titanen, der Götter mächtiges Heer,
Doch keiner will erſcheinen, der diesmal hülfreich wär.

Und wollt ihr nicht erſcheinen, ruft er, und hülfreich ſein,
So ſchlag ich mit meinem Hammer heraus euch aus hartem Geſtein.
Und wie vordem Prometheus die Menſchen ſich erſchuf,
Erſcheinen Götter und Helden jetzt auf des Meiſters Ruf.

Zuerſt an ſeiner Seite ſieht er den Jaſon ſteh'n *),
Auch Ares und Athene, die wollen mit ihm geh'n;
Mercur, der Arguswürger, ſitzt ſinnend auf dem Stein,
Es tritt Afrodite, die Holde, es treten die Grazien ein.

Im jubelnden Siegeszuge zieht Alexander heran,
Mit Elephanten und Roſſen und hunderttauſend Mann.

---

*) Die erſte Statue, mit welcher Thorwaldſen ſeinen Ruf in Rom gründete, war ein Jaſon (1796); von den unzähligen ſpäteren Arbeiten des Meiſters konnten nur einige in dem Gedichte genannt werden.

Es nahen die Himmlischen alle in treuvereinter Schar,
Da wird ihm das Haus so enge, das sonst so geräumig war.

Nun führt er die Götter und Helden dahin, wo der Drache haust,
Und schwingt den mächtigen Hammer in allerstärkster Faust.
Er schlägt dem alten Drachen herab das stolze Haupt,
So hat er die goldenen Aepfel, das goldene Vließ ihm geraubt.

Da schließen die Himmlischen alle um unseren Helden den Kreis,
Und ihm ertheilt Apollon den Kranz als schönsten Preis.
Die Götter selbst geleiten ihn heim zu sel'ger Ruh,
So schifft er reichbeladen den nordischen Inseln zu.

Gruß an Rauch.

Schmücke dich, du stolzes Rom,
Heut in Festes Glanze,
Und den dichten Lorbeer bringt
Uns herein zum Kranze.
Doch vor Allem sei das Glas
Hier zur Hand genommen,
Unserm Freunde bieten wir
Herzliches Willkommen.

Sei gegrüßt, gegrüßt in Rom,
Unter Luſt und Leben,
Und der Götter heit're Schar
Möge Dich umgeben.
Von der Kunſt den Weihekuß
Haſt Du hier empfangen,
Wo Dir einſt des Lebens Stern
Leuchtend aufgegangen.

Ja, hier war es, wo Apoll
Einſt Dein Haupt berührte,
Wo zu tiefem heil'gen Ernſt
Dich Minerva führte.
Charis hat mit ſanftem Blick
Dich herangezogen,
Und der alte Donnergott
War Dir ſtets gewogen.

Freudig ſtiegſt Du dann hinaus
Auf die ſieben Hügel,
Und es trugen himmelwärts
Dich des Geiſtes Flügel.
Und Du ließt der Erde Nacht
Tief im Nebel liegen,
Trankeſt reine Götterluſt
Recht in vollen Zügen.

So mit dieſer Gluth erfüllt
Von dem heil'gen Brande,
Zogeſt Du mit frohem Muth
Heim zum Vaterlande.

Wo Dein Auge leuchtend ging
Iſt es hell geworden,
Wo Dein Eiſen Funken ſchlug,
Ward es warm im Norden.

Mit der beſten Heldenſchar
Seh'n wir Dich verbunden,
Blücher, Bülow, Scharnhorſt
Haben Dich gefunden.
Treulich wird Dein Genius
Dich fortan geleiten,
Mit des Vaterlandes Ruhm
Zu den fernſten Zeiten.

Dreiundvierzigſter Brief.

Rom, im December.

An den Herrn Profeſſor Dr. Zelter,

Director der Singakademie und der Liedertafel zu Berlin.

Daß Ihre Lieder, verehrter Freund, ſich mit Burgund und Tokai, mit dem Rheingau und der Champagne vortrefflich vertragen, darüber habe ich Ihnen ſchon von meinen früheren Feld- und Weltzügen her, getreuen Bericht erſtattet. Diesmal habe ich Ihnen nun von Rom aus zu melden, daß hier ſich manch edles Gewächs findet, mit welchem Ihr „ergo bibamus“ auf Beſte harmonirt. Aber nicht der glückliche Himmel allein und der Wein, und was ſonſt der Boden beſcheert, würden ausreichen, wenn man nicht frohe

Menſchen beiſammen fände, die es verſtehen, aller dieſer Herrlichkeiten in heiterem Genuſſe ſich bewußt zu werden. Mit ſolchen lebensfrohen Kunſtgenoſſen, von denen mehrere Schüler von Ihnen, Mitglieder der Singakademie und der jüngeren Liedertafel in Berlin waren, halt' ich hier gern zuſammen, mehrere Süddeutſche haben ſich angeſchloſſen, und ſo hat ſich nach und nach eine kleine Liedertafel gebildet, bei der es nicht an guten Sängern fehlt. Wir ſind hier nicht, wie in Berlin, an Ort und Zeit gebunden, ſondern führen ein munteres Wanderleben, durchſtreifen die Campagna, das Gebirg, ſuchen aller Orten die beſten Zeichen auf, und haben auf dem Capitol und im Coloſſeum unſeres Baſſes Grundgewalt zur Erbauung frommer Seelen erſchallen laſſen. Vor anderen Orten aber iſt uns die Oſterie lieb geworden, in welcher einſt Goethe gern einkehrte, und die bei den Künſtlern unter dem Namen „die Goethe-Kneipe" ſich einen ſo vorzüglichen Ruf erworben hat, daß die nach Michel Angelo und Benvenuto Cellini genannten Oſterien nicht ſo fleißig beſucht werden. Daß man dergleichen Oſterien „Kneipen" nennt, ſcheint ſie zwar nicht ſehr zu empfehlen, allein ſo verdächtig auch der Name klingt, ſo hält es doch nicht ſchwer, in ſolchen Spelunken heimiſch zu werden. Was nun die Oſteria Goethiana betrifft, ſo dürfen Sie dieſelbe

nicht auf einem der sieben Hügel unter Myrten und Lorbeer suchen, vielmehr müssen wir von dem Capitol herabsteigen, in ein enges Gäßchen einbiegen, den tarpejischen Felsen links liegen lassen, und uns rechts zum alten Amphitheater des Marcellus schlagen, wo uns über einer finstern Ladenthür, im Schilde eine goldene Glocke mit der halb erloschenen Umschrift: „la Campanella" erscheint. Wir treten in einen engen Laden, wo ein schmaler Schenktisch steht, hinter welchem eine hochherzige, schwarzäugige Römerin uns keineswegs mit Leipziger Stubenmädchen-Freundlichkeit, sondern mit edlem Ernste fragt: „che commanda Signore?" Wir versuchen es nun erst mit einer mezza foglietta des gerühmten Genzaner goldfarbenen Weines, und wenn wir uns nicht bei dem gegenüberwohnenden Pizzicaruolo, oder Wurstkrämer, mit allerlei Zuthat versorgt haben, so bestellen wir uns einige Schüsseln Maccaroni, Broccoli, Carciofoli, Lammbraten, Lerchen, Staare, und was sonst an Gethier, Geflügel und Gefische zu haben ist. Unsere Tafel wird uns in einem freien Hofraume servirt, wo ein frischer Brunnquell uns den Wein kühl hält. Gegen Abend, wenn die größere Schar sich sammelt, rücken wir tiefer hinein in den Unterbau des alten Theaters, dessen Substructionen wie Keller gewölbt, mit Tischen und Bänken wohl versehen sind, und hier

laſſen wir nun: „Integer vitae“ und „lauriger Horatius“ auf claſſiſchem Boden widerhallen. Von dem nun, was an ſolchem Orte und für ſolche Gelegenheit von uns geſungen worden iſt, ſende ich Ihnen beigehend ein erſtes Dutzend mit der Bitte, ſich nach Gefallen darunter auszuwählen, und dieſen Liedern einen lebendigen Odem einzuhauchen, worauf denn ein ſolches Heftlein der römiſchen Liedertafel willkommen ſein würde. Grüßen Sie die Freunde an der Berliner Tafelrunde, und behalten Sie in gutem Andenken

Ihren u. ſ. w.

Römiſche Trinklieder.

1.

Die Campanella*).

Es rufen in dem alten Rom
Wohl viele Tauſend Glocken,
Doch laß ich ſelbſt vom Peters-Dom
Mich nicht abſeit verlocken.

*) Goethe's berühmte Oſterie iſt eine Weinſchenke nahe bei dem Capitol in dem Unterbau des Theaters des Marcellus. Sie führt eine Glocke (campanella) im Schilde.

Ein Glöcklein nur mit hellem Klang
  Hat ſolchen wunderſchönen Sang,
Man kann nicht widerſtehen,
Muß immer nach ihr gehen;
  Das iſt die Campanella!
    Chor: Das iſt die Campanella!

Wo einſt ſein Rom zu Feſt und Spiel
  Marcellus eingeladen,
Im engen Gäßlein iſt mein Ziel,
  Dort in dem dunklen Baden.
Wir ſchlüpfen in den Hof hinein,
  Da ſpringt ein Brunnen kühl und rein;
Doch reiner perlt die Quelle
Im Glaſe golden helle
  Hier in der Campanella!

Der Himmel ſchaut ſo licht und klar
  Herab mit blauen Augen,
Doch weiß ich noch ein andres Paar,
  Die uns weit beſſer taugen.
Sie ſind noch dunkler, als die Nacht,
  Und heller, als der Sterne Pracht;
Und wenn die Sternlein blinken,
Wie hat man Luſt zu trinken
  Hier in der Campanella!

Auch haben unſern Heil'gen wir
  An dieſer guten Stelle,
Sanct Wolfgang baute ſich allhier
  Die ſtille Hauscapelle.

Hier hat manch Wunder er verübt,
Manch Herz beſeligt und betrübt;
Geſchrieben ſteht zu leſen,
Wie wohl ihm einſt geweſen
Hier in der Campanella!

Drum feiern wir an dieſem Ort
Fortan ſein Angedenken,
Und laſſen uns ſein Dichterwort
Nicht um ein Jota kränken.
So klinget an und ſchenket ein,
Und jubelt in die Nacht hinein:
Der uns den Tag gegeben,
Sanct Wolfgang der ſoll leben
Hier in der Campanella!

2.

Künſtler-Feier-Abend.

An dem Morgen früh zur Stelle,
An dem Tage ſich gerührt,
Fröhlich dann, wenn Kerzenhelle
Uns die Nacht zuſammenführt.
Wenig haben wir zu raſten,
Immer will geſchaffen ſein,
Drum ſoll nach des Tages Laſten
Feierabend uns erfreu'n.

Jeder übet ſeine Weiſe,
Aber Alle ſind wir Eins,

Freuen uns in unſerm Kreiſe
Des geſelligen Vereins.
Nun voran ihr Architekten,
Richtet uns den Tempel auf,
Stützt die Gänge, die bedeckten,
Zierlich mit der Säule Knauf.

Hammerſchläge ſollen fallen,
Friſch der Bildner an den Stein,
Und in die geweihten Hallen
Stell' er uns den Gott herein.
Zauberiſch den Schein zum Schönen
Wandle, Maler, hier am Ort,
Dann auch zu des Sängers Tönen
Schaff' der Dichter uns das Wort.

Wie der Rhein aus tauſend Quellen
Sich heran zum Strome ſchwillt,
Woll'n wir uns zuſammenſtellen
Unter unſrer Göttin Schild.
Send' er dann dem Meer die Fluthen,
Spend' er uns nur ſeinen Wein,
Und ſo ſollen dieſe Gluthen
Ewig ihr geopfert ſein.

3.

Alter Ruhm.

Unſer Ruhm, der iſt nicht ſein,
Freunde, hier zu Lande,

Brachten wir ſchon manches Werk
Ehrenvoll zu Stande.
Deutſchen will der Römer nicht
Ruhm und Ehre gönnen,
Und vor Allem ſeh'n ſie ſcheel,
Daß wir trinken können.

Tacitus allein verſtand
Unſre hohen Ahnen,
Und er rühmet ohne Neid
Tugend der Germanen,
Daß ſie nie zu hohem Rath,
Nie zur Schlacht gegangen,
Wenn das Trinkhorn ſie zuvor
Nicht im Kreiſe ſchwangen.

Auch auf Kreuz- und Römerzug,
Wenn es galt zu zechen*),
Nimmer iſt die deutſche Schar
Einen Schritt gewichen.
Und als Doctor Luther einſt
Hier thät hospitiren,
Konnt' ihn Keiner bei dem Krug
Niederdisputiren.

Laßt an ſolcher Tugend uns
Unſern Geiſt erfriſchen,
Und nach Römerſitte nicht
Wein mit Waſſer miſchen.

---

*) Des Reimes halber wurde anſtatt „zechen" auch wohl „pichen" geſungen.

Jedem Gott gehört ſein Reich,
Dir, Neptun, die Fluthen,
Und dir, Bacchus, ungetauft,
Deines Weines Gluthen!

Da wir aber alten Groll
Längſt daheim vergaßen,
Mit dem Römer Hand in Hand
Bei dem Rheinwein ſaßen,
Sei nun auch die Römerin
Hold dem neuen Bunde,
Und ſo gelte dieſes Glas
Jeder ſchönen Stunde!

4.

Waſſerkünſte.

Wie durſtig warſt du doch, o Rom,
Stets nach der Götter Willen,
Es konnte ſelbſt der Tiber Strom
Den heißen Brand nicht ſtillen.
Da wurden die mächtigen Bogen
Von Hügel zu Hügel gezogen,
Sie trugen ſo kühl und rein
Die rieſelnden Bäche herein.

Wohin man horcht, wohin man lauſcht
Bei nächtlich ſtiller Weile,
Da hört man, wie es rinnt und rauſcht
In raſtlos muntrer Eile.

Die luſtigen Kinder beſtellen
Den durſtigen Freund zu den Quellen,
Wir finden im dämmernden Schein
Bei quattro fontane uns ein.

Fontana Trevi ſchenkt man hier
Dem Gaſt zu hoher Ehre,
Aqua cetosa rühmt man ſchier,
Als ob es Rheinwein wäre.
Und wenn in den ſprudelnden Strahlen
Die Farben der Iris ſich malen,
Dort, wo ſich Sanct Peter erhebt,
Wird Alles von Freude belebt.

So waren ſeit uralter Zeit,
Des Volkes Durſt zu ſtillen,
Der Kaiſer und der Papſt bereit,
Die Krüge ſtets zu füllen.
Doch Waſſer? wer kann es vertragen,
Das mag wohl dem Römer behagen,
Und wär' euer Quell noch ſo rein
Der reinſte bleibt immer der Wein.

Drum fürchtet nicht, daß wir zu viel
Aus euren Aquäducten,
Aus Brunnenkunſt und Waſſerſpiel
Zu viel hinunterglucken.
Doch füllt bei dem fröhlichen Mahle
Uns Nina die goldene Schale
Mit perlendem, duftendem Wein,
Welch Glück dann, ein Römer zu ſein!

5.

Römiſcher Küchenzettel.

Nun haben das gelobte Land
Wir endlich hier gefunden,
Wo Himmel, Erde, Luft und Meer
Sich heut für uns verbunden.
Es wehen durch die Flur daher
Die ſüßen Wohlgerüche,
Doch lieblicher noch duften ſie
Aus Keller und aus Küche.
Minestre, bolliti, entrate, fritture,
Verdure, pasticcie, arosti, insalate!
Wer kann ſie alle nennen!
Wer kann ſie alle kennen!
O, Pizzicarolo! du treuer Kumpan,
Schaff' immer zu, ſchaff' immer zu,
Schaff' immer zu noch an!

Wie iſt das ſchöne Welſchland reich
An Früchten und an Kräutern,
Und ganz behaglich wird es hier
Den deutſchen Bärenhäutern.
Botanik haben wir ſtudirt,
Da kann es uns nicht fehlen,
Wir wiſſen uns aus Kraut und Frucht
Das Beſte auszuwählen:
Brocoli, tartufi, cavoli, carcefoli,
Olive, caſtagne, fichi, finocchi!
Wer kann ſie alle nennen u. ſ. w.

Wie Nimrod wollen wir zur Jagd
Durch die Campagne ſtreifen,
Und über Hecke, Trift und Moor
Mit frohem Muthe ſchweifen.
Wo auf dem Zweig die Amſel ſitzt,
Das Hühnlein auf dem Hügel; —
Piff! paff! da liegt's, wir ſorgen gut
Für Weidgerecht und Vergnügt.
Lodole, pernice, lepre, beccaccia,
Quaglie, ortolano, tordo, beccarina!
Wer kann ſie alle nennen u. ſ. w.

Was alle Schätze birgt das Meer
Tief in krystallnen Hallen,
Wir fragen nicht nach ſolchem Tand,
Nach Perlen und Korallen.
Doch was darinnen lebt und webt
Mit Schalen oder Floſſen,
Es ſei von unſrer Tafel nicht
Verſchmäht und ausgeſchloſſen.
Ostriche, anguille, triglie, calamari,
Tonno, sermone, cefalo, merluzzi!
Wer kann ſie alle nennen u. ſ. w.

Auch in dem Haus, auch auf dem Hof,
Auf Triften und in Ställen,
Da hegen wir uns manchen Schmauß
In Federn und in Fellen.
Was nur im Paradieſe ging
An wohlgezognen Thieren,
In Scharen ziehen ſie herein
Auf Zweien und auf Vieren.

Vaccina, capretta, polastro, cappone,
Vitella, majale, piccione, montone!
Wer kann ſie alle nennen u. ſ. w.

Doch was uns Noah auch zum Troſt
In ſeinem Schiff geborgen,
Hätt' er die Reben nicht gepflanzt,
Wie lebten wir in Sorgen!
Nur wo die volle Traube ſchwillt
Auf ſonnenhellen Höhen,
Der goldne Wein im Glaſe blinkt,
Wird Luſt und Freude wehen!
Albano, Genzano, Marsella, Pulciano,
Ischia, Fiascone, Capri, Falerno!
Wer kann ſie alle nennen!
Wer kann ſie alle kennen!
O, Pizzicarolo, du treuer Kumpan,
Schaff' immer zu! ſchaff' immer zu!
Schaff' immer zu noch an!

6.

Benvenuto Cellini.

Ein Goldſchmidt in der Werkſtatt ſaß
In ſeiner Kunſt erfahren,
Da hämmert er ohn' Unterlaß
Thät Fleiß und Gold nicht ſparen.

Und wie er ſeinen Hammer ſchwang
Und wußt' ihn zu regieren,
So pflegt' er auch im hohern Gang
Den Degen gut zu führen.

Ihr kennt den Benvenuto wohl,
Den tapferſten Geſellen,
Dem ſich ein ganzes Capitel
Zur Wehre mochte ſtellen.
Wie hat er wie ein armer Wicht
Scharwenzelt und geſchwenzelt,
Und Papſt und Kaiſer haben nicht
Ihn ungeſtraft gehänſelt.

Ein treuer Freund zu jeder Stund
Gab's irgend wo zu wagen,
Da hat er manchen Schädel wund
Mit ſeinem Schwert geſchlagen.
Von hoher Burg nach fernem Ziel
Hat er gut bombardiret,
Auch mit Geſang und Flötenſpiel
Gar lieblich muſiciret.

Und wie du manches Gläslein hier
In Lieb und Luſt geleeret,
Sei tapfrer Benvenuto dir
Dies Lied von uns verehret.
Der Himmel ſchenke deinen Muth
Den kunſtgetreuen Seelen,
Und laſſe nie die goldne Gluth
In unſerm Becher fehlen!

7.

Die Foglietta.

Nun hab' ich mein Feinsliebchen traut
Mir hier zu Land erkoren,
Wenn man ihr nur in's Auge schaut,
Man ist wie neugeboren.
O schöne Foglietta
O süßer, goldner Wein,
Du sollst die Auserwählte
Im ganzen Lande sein!

Mein Liebchen wohnt im stillen Haus
Bescheiden und gelassen,
Sie schaut nicht allerwärts hinaus
Auf Straßen und auf Gassen.
O schöne Foglietta u. s. w.

Sie ist von Wuchs so schlank, so fein,
O reizendes Umfangen!
Ihr Schwanenhals so zart, so rein,
So voll und frisch die Wangen.
O schöne Foglietta u. s. w.

Nur waget euch nicht allzudreist
Heran, ihr muntren Freier,
Denn in dem Liebchen wohnt ein Geist
Voll lichterlohem Feuer.
O schöne Foglietta u. s. w.

Wie Mancher hat ſich ſchon verbrannt
An ihren heißen Lippen,
Drum rath' ich, Freunde, hier zu Land
Nicht über Maß zu nippen.
O ſchöne Foglietta u. ſ. w.

Kein' Andre auf dem Erdenrund
Wird ſolche Luſt uns ſchenken,
Ade! ade! du ſüßer Mund
Wir werden dein gedenken!
O ſchöne Foglietta,
O ſüßer goldner Wein,
Und müſſen wir auch ſterben,
Gewiß, wir denken dein!

8.

Nunc est bibendum.

Nunc est bibendum!
So ſang Horatius,
Der iſt ein Mann geweſen,
So recht nach unſerm Fuß!
Wie gut, wenn man Latein verſteht,
Daß ſolch' ein Wort uns nicht entgeht;
Nunc est bibendum!
So ſang Horatius.

Nunc est bibendum!
Das klingt zu jeder Zeit,

Am Abend und am Morgen
Ihr findet uns bereit.
Schon manchen Tag, ſchon manche Nacht
Die haben wir ſo zugebracht:
Nunc est bibendum!
So ſang Horatius.

Nunc est bibendum!
Iſt ein gar liebes Wort,
Wohin wir zieh'n und wandern,
Wir ſingen's hier und dort!
Wo im Veſuv der Brand ſich regt,
Das Meer an's Ufer brauſend ſchlägt:
Nunc est bibendum!
So ſang Horatius.

Nunc est bibendum!
Ein Spruch für Jedermann,
Und wenn er auch nicht ſingen,
Wenn er nur trinken kann!
Zweitauſend Jahr ſchon gilt dies Wort,
Und gilt viel tauſend Jahr ſo fort:
Nunc est bibendum!
Vivat Horatius!

9.

Die alten Götter.

Der Himmel iſt mein Pantheon,
Das Glas geht in die Runde,
Wir bau'n auf gutem Grunde
Der alten, ſel'gen Götter Thron!
Es ſteigt und hebt ſich himmelan
Die hochgewölbte Halle;
Herein ihr Götter Alle,
Auf euer Wohl! wir ſtoßen an!

Sei, Jupiter, von uns gegrüßt,
Und wenn bei Ungewittern
Die ſieben Hügel zittern,
Wir hoffen, daß du günſtig biſt!
Neptun, wir ehren dich als Herrn,
Auf deinen Meereswogen,
Und nie hat uns betrogen
O Cypris, dein vertrauter Stern.

Apoll und Bacchus, ſeid uns hold;
Und ſendet euch freundlich nieder,
Du, ſchenk uns frohe Lieder,
Und du, gedeihner Trauben Gold.
Und wenn wir ſo beim Becher oft
Die hohen Götter ehren,
Wird Amor uns beſchweren
Was ſtill ein Jeder wünſcht und hofft.

Was ſucht ihr ſie mit krankem Wahn
In Grüften und in Schriften,
Es weht aus heitren Lüften
Der Hauch der Himmliſchen uns an.
Herab, wir leben gern mit euch!
So lange wir noch ſingen,
Die vollen Gläſer klingen,
Weicht der alten Götter Reich!

10.

Ablaß.

Schon ſieben ſeit unendlich langen Jahren
Viel fromme Pilger hier herein,
Sie möchten gern ihr Seelenheil bewahren,
O hört, wie ſie um Ablaß ſchrei'n!

An mancher Kloſterpforte wird gezogen
Sanct Peter und Sanct Paul citirt,
Da wird die Schuld gemeſſen und gewogen,
Und wer gut zahlt, wird abſolvirt.

So ſchöne Indulgenzen zu erlangen
Wir haben manchen Gang gethan,
Und wo die hellen Gläſer luſtig klangen,
Da ſprachen wir um Ablaß an.

Wir grüßten gern die düstere Capelle,
Wo Benvenuto einst gehaust,
Wo Goethe sang in stiller Campanelle,
Und Michel Angelo geschmaust.

Drum, Vater Papst, wir bitten dich in Hulden
Mit unsrer Schuld bemüh' dich nicht,
Doch stecken wir vielleicht einmal in Schulden,
Dann geh' mit uns nicht in's Gericht.

Und wen des Lebens böse Geister plagen,
Wir rufen ihn zu uns herein,
Eben ist der Barsch von dem Faß geschlagen,
Und heut soll voller Ablaß sein!

11.

Die Zugvögel.

(Zedlitz.)

Und kommt die schlimme Winterzeit,
Da halten wir nicht aus,
Wir fliegen fort und ziehen weit,
Weit in die Welt hinaus.
Uns hat kein Berg, kein Wall gewehrt,
Kein See den raschen Flug,
Kein Meister hat ihn uns gelehrt,
Das ist so unser Zug.

Ihr losen Vögel so gescheidt
Sind wir schon lang gewesen,
Und eh' es noch bei uns geschneit,
Wir fliegen aus dem Nest.
Wir fliegen über Berg und Thal
In's schöne, welsche Land,
Und ziehen lustig allzumal
Bis an des Meeres Strand.

Und sitzen wir nun hier beim Wein
Nach solchem weiten Zug,
Wir fassen an, wir schenken ein,
Das ist so unser Brauch.
Und wer dazu was Liebes sang,
Der singt am Tiberstrom:
E viva! du mein schönes Land!
E viva! du mein Rom!

12.

Kaiserwahl.

Ob ich mich schon, zumal beim Wein,
In Frieden gern vergleiche,
So möcht' ich doch nicht Kaiser sein
Im heil'gen römischen Reiche.
Der Papst, der schleudert seinen Bann,
Kanonen führt der Muselmann,

Dazu die ſieben Kähler
Sind juſt die rechten Leute,
Da mag ein Andrer Kaiſer ſein!
Wir leben uns Geſang und Wein.

Der große Karl ließ ſich allhier
Von Holz und auch von Eiſen
Der ſchweren Krone Laſt und Zier
Mit Kunſt zuſammen ſchweißen.
Doch ob's auch außen blinkt und blitzt,
Darunter hat ihn es gedrückt,
Und durfte nicht nach Willen
Den Durſt mit Weine ſtillen,
Da mag ein Andrer Kaiſer ſein,
Wir leben uns Geſang und Wein.

Auch hat ja ſelbſt Napoleon
Das große Glück geſprochen,
Als unter ihm der Franken Thron
Gewankt und gebrochen:
„Was iſt des Thrones Herrlichkeit?
Ein hartes Holz mit ſammtnem Kleid!“
Das Kleid zerfällt wie Zunder,
Iſt eitel Tand und Plunder;
Da mag ein Andrer Kaiſer ſein,
Wir leben uns Geſang und Wein.

Drum wird mir Geld, nicht Edelſtein,
Nicht Purpurſammt mich rühren,
Doch ſollt' ich einmal Kaiſer ſein,
Wie wollt' ich euch regieren.

Die Flasche voll Falerner Wein,
Die soll des Reiches Apfel sein,
Das Pallasch, das wir führen,
Als Scepter soll florieren
Vom alten Rom bis an den Rhein.
Da ließe sich schon Kaiser sein!

Mit Gold sei der Krone Glanz,
Doch dreifach mir gewunden,
Zu Myrt' und Rebe sei im Kranz
Der Lorbeer eingebunden.
Schenkt ihr dazu vom Besten ein,
Wer't ich ganz infallibel sein!
Es schlägt der Geist in Flammen,
Wir singen froh zusammen:
Hoch lebe Liebe, Muth und Wein!
Da ließe sich schon Kaiser sein!

13.

Est, est, est!

Es war einmal ein Herr Prälat
Aus unserm deutschen Gauen,
Von Augsburg, der berühmten Stadt,
Das heil'ge Rom zu schauen.
Er war ein frommer Mann vor Gott
Nach Jedermanns Gedenken,
Vor Allem hielt er das dabei:
Du sollst vom Besten trinken!

Er schickte seinen Knecht voran,
Und that ihm anbefehlen:
Stets wirst Du, als ein kluger Mann,
Das beste Wirthshaus wählen.
Und wo der Wein ist gut gewest
In Flaschen und Gebinden,
Schreib' an das Thor ein grosses Est,
Das weiß' ich dann schon finden.

So zog der treue Knecht voraus
Und wo er war gewesen,
War auch das Est an manchem Haus
Mit großer Schrift zu lesen.
Der fromme Herr zog hinterdrein,
Und wo er fand das Zeichen,
Da hielt er an, da kehrt er ein,
Ließ von dem Est sich reichen.

Nun sah er einst an einer Thür
Ein dreifach Est geschrieben,
Und acht ein Wirthshaus fand er hier,
Wie solche Herrn es lieben.
Mit tausend Flaschen trank er hier,
Gethürmt zu hohen Stößen,
Daß sie bis heute noch die Mähr
Vom Flaschenberg berichten.

Und wenn das Glück uns wandern läßt
Nach Montefiascone,
Wir fordern den berühmten Est
Zum schönsten Wanderlohne.

O ſüßer Wein, o alte Stadt,
O ſchöne, goldne Zeiten,
Wo ſo ein deutſcher Herr Prälat
Gen Romam konnte reiten!

14.

Auf den Kaiſerpalaſten.

O Rom, du Siegerin der Welt,
Wie liegſt du ſo im Staube,
Gleich einem hohen Baum gefällt
Der Zeit zu ſchnödem Raube.
Dein goldner Kranz, dein Purpurkleid,
Triumphe, Bauten, Herrlichkeit!
In's Grab muß Alles ſinken,
Stoßt an und laßt uns trinken!

Wo ſich die Stadt dem Donnergott
Befohlen einſt zum Schutze,
Treibt ſich ein träges Volk umher
Mit Glatze, mit Kapuze.
Und wo man Cicero gehört,
Da graſt der Stier jetzt unverwehrt;
In's Grab muß Alles ſinken,
Stoßt an und laßt uns trinken!

Wir ehren, hohe Siegerin,
Noch immer deine Rechte,
Denn fortan übt das ew'ge Rom
Die alten Zaubermächte.

Wo solche Hochgestalten blüh'n,
Wo solche Augensterne glüh'n,
In's Grab mag Alles sinken,
Stoßt an und laßt uns trinken!

O goldne Zeit, o ew'ges Rom,
Wir haben dich gefunden,
Ob auch der Krieg in Staub zerfällt;
Wir bleiben dir verbunden.
Wein, Liebe, Lieder, froher Muth,
Im Glase Wein, im Herzen Gluth,
In's Grab mag Alles sinken,
Stoßt an und laßt uns trinken!

Vierundvierzigster Brief.

Rom, im December.

Gestern haben wir unsern Abschiedsschmaus gegeben und in nächster Woche reisen wir ab. Welch ein Magnet gehört dazu, uns von Italien, von Rom wieder loszureißen! Wir haben hier tiefere Wurzel geschlagen, als ich es anfänglich geglaubt hätte. Unserem Freunde Zelter gab ich Nachricht von einer hier gestifteten Liedertafel, und zugleich nähere Auskunft über den Ort unserer Versammlung, Goethe's berühmte Osterie*). — Dahin hatten wir gestern unsere Freunde geladen,

*) Hier folgt eine Beschreibung der Campanella, welche wir, da sie mit der in dem vorigen Briefe enthaltenen, übereinstimmt, nicht wiederholen wollen.

unter denen natürlich Thorwaldsen nicht fehlte. Dort nun, in den Bogengängen eines altrömischen Theaters, aus der Zeit Julius Cäsars, wo jetzt Küche und Keller eingerichtet sind, und Schenktische bereit stehen, wird, wenn wir uns versammelt haben, irgend ein bedeutendes Dichterwerk gelesen, dann gesungen, und dabei wandern die schlanken Fogletten, mit edlem Weine gefüllt, von Hand zu Hand.

Nach dem Wunsche meiner Freunde las ich gestern eine Bearbeitung des Shakespearschen Julius Cäsar, die ich hier vollendet habe, vor, und wir fühlten Alle, daß es doch Keiner so verstanden, die Geister der Vorwelt, ja diese Vorwelt selbst frisch und lebendig heraufzubeschwören, wie es dem unerreichbaren Britten verliehen ward.

Als ich heut nach Tasso's Eiche, vielleicht zum letzten Male, ging, rief mir auf der piazza Navona ein öffentlicher Schreiber zu: ob er mit seiner berühmten Kunst mir nicht in irgend einer Angelegenheit des Herzens oder des Hauses beistehen könne? Er hatte sich sein Tischchen nebst Schemel in die Sonne gerückt, und versicherte mich, daß die Strenge der Jahreszeit keinen Einfluß auf den Fervore seines Styls ausübe. — „Was schreibt Ihr denn?" fragte ich den gefälligen Mann. — „Was Ew. Excellenza befehlen; doch besorge ich vornehmlich Aufträge an junge

Damen." — „In diesem Falle," sagte ich, „hab' ich in Euch just den Mann gefunden, dessen Hülfe ich bedarf. Ich habe hier einem jungen, schönen Frauenzimmer mein ganzes Herz geschenkt, ohne daß ich bis jetzt nähere Bekanntschaft machen, oder auch nur ihren Namen erfahren konnte. Würdet Ihr mir wohl einen Brief an die schöne Unbekannte schreiben?" — „Dies ist ganz mein Fach," sprach der Schreiber mit stolzer Zuversicht, „darauf habe ich meine Studien in den größten Akademien von ganz Italien gemacht, und dazu hat das Governo des heiligsten Vaters mir eine Stelle hier in dem öffentlichen Dienst angewiesen. Ueberlaßt mir Alles, und was die schöne Unbekannte betrifft, so wird es immer gut sein, ihr einen wohllingenden, poetischen Namen zu geben, wir nennen sie Laura und schließen mit einem zärtlichen Sonetto. Wo geht Ihr hin? wann kommt Ihr zurück? Nicht wahr, sie hat schöne Augen? Jetzt still, geht Eures Weges, und wenn Ihr zurückgekehrt sein werdet, dann soll das biglietto in optima forma bereit liegen." Er nahm sogleich einen, mit verschiedenen durchbohrten und flammenden Herzen bemalten, Briefbogen zur Hand und begann zu schreiben. — Nach einer Stunde kehrte ich des Weges zurück, und schon in der Ferne winkte er mir mit triumphirender Miene zu. Er kam mir mit

dem Brief, den er versteckt in seinem Busen verbarg, entgegen, drückte mich, als ob er mir das größte Geheimniß zu vertrauen hätte, in die Ecke einer Hausthüre, und hier mußte ich nun den ganzen Brief mir heimlich in die Ohren schreien lassen, und obendrein zu jedem Satze, ja fast zu jedem Worte erhielt ich einen erläuternden Commentar. Das Schluß-Sonett aber recitirte er mit tragisch-schwärmerischem Pathos zweimal mir vor, und versicherte, daß wenn Petrarca nur ein einziges solches Sonett gemacht hätte, dann würde seine strenge Laura ihn nicht so grausam haben schmachten lassen. — Mit zwei Paoli (etwa 8 Sgr.) erlöst'e ich mich endlich von dem zum Schwätzer gewordenen Schreiber, lege Dir aber dennoch den zartstylisirten Brief bei, der mir die schon mehrfach gemachte Bemerkung bestätigte, daß, was Sprache und Sitte betrifft, die natürliche Bildung des Volks hier bei weitem auf einem höheren Grade steht, als bei uns. Ein solcher Schreiber wird von den jungen Burschen und Mädchen der niederen Classen in Anspruch genommen, und die Briefe, die er für die Gärtnerin, oder für den Müllerknecht schreibt, sind in demselben anständigen und feinen, obschon zuweilen etwas sublimen Tone geschrieben. Hier ist der Brief:

Stimatissima Signora Laura,

Dal momento, o mia bellissima Laura, che lo scrivente a avuto la bella sorte di vedervi e mirare il vostro sembiante, e stato si fortemente penetrato d' Amore, che si trova costretto, di manifestarvelo, onde vedere sè fia possibile di persuadervi a corrisponderle.

Colle dolce lusinga che voi vi rendiate propensa ad amare un oggetto che si strugge in Amore per voi, azarda questo foglio per manifestarvelo coll' assicurarvi che e disposto ad amarvi, che dico amarvi? ad idolatrarvi, e la sola morte potrà distoglierlo dal suo divisato pensiero.

Adunque vi prega, chi rivolgiate li vostri occhj clementi verso di un oggetto, che vi assicura che abbraccia del più fervido amore per voi, e che sospira la beila sorte, che entrino nel vostro amoroso cuore i mei desiderj.

Chi sarà il piu felice e contento, se posso arrivare al fine che bramo! Nò, o mia adorabilissima Laura, che niuna persona del mondo lo sarà più di me, mentre vi assicuro che potranno bene essere ad una, ad una trasportata in Celo tutte le grane dell' Arena che circon-

dano questi vasti mari della Terra, ed istessi mari disseccarsi a goccia, a goccia, ma che io tralasci mai d' amarvi, non sarà giammai, e poi mai, ed e perciò che porgo infiniti voti al Celo, perche secondi, mediante il vostro assenso, le mie brame.

Perdonate dell' Ardire e consolate con una vostra affermativa risposta quello che si protesta d' essere

Il Vostro più fedele ed affezionatissimo Amante — —

Sonetto.

Senza di tè, Laura, Idolo mio adorato,
Sofra doglie, pene e gran martoro,
Privo di tè, o mio bene amato,
Miraccolo del Cel se non mi moro.

Senza del tuo bel volto, o mio tesoro,
Fò come fa il fiore in mezzo prato,
Che mancandole l' alimento ed il ristoro,
Rimane del tutto arso e dissecato.

Spero però che un giorno avro la sorte,
Di sposarmi a colei che a nome chiamo,
Ed uniti insieme in dolci rittorte,

Passare lieti giorni, siccome bramo,
Ne altro mi vi suellevà se non la morte,
E col nome di Laura sulle labra morir io bramo.

Ueberſetzung.

Sehr geachtete Signora,

Von dem Augenblicke an, o meine ſchönſte Laura, da der Schreiber dieſes ſo glücklich war, Sie zu ſehen und Ihr Bildniß zu bewundern, wurde er ſo heftig von Liebe durchdrungen, daß er ſich gezwungen fühlt, dieſelbe zu offenbaren und zu verſuchen, ob es möglich ſei, Sie zu überreden, mit ihm in Briefwechſel zu treten.

Mit der mir wohlthuenden Schmeichelei, daß Sie ſich geneigt fühlen mögen, einen Gegenſtand zu lieben, welcher ſich in Liebe für Sie verzehrt, wagt dieſes Blatt die Verſicherung auszuſprechen, daß ich Sie liebe, was ſage ich, liebe? daß ich Sie anbete, und daß nur der Tod allein dieſe Liebe aus meinen Ihnen offenbarten Gedanken vertilgen kann.

So flehe ich denn, daß Sie Ihre mitleidigen Augen auf einen Gegenſtand richten mögen,

welcher Sie versichert, daß er von der heftigsten Neigung für Sie ergriffen ist, und der schönen Hoffnung lebt, daß seine Wünsche Eingang in Ihr liebendes Herz finden werden.

Wer wäre glücklicher und zufriedener als ich, wenn ich das Ziel erreichte, nach welchem ich strebe! Nein, meine angebetetste Laura, Keiner wäre glücklicher, als ich! Unterdessen versichere ich Sie, daß sehr wohl alle die Sandkörner, welche diese großen Meere der Erde umlagern eines nach dem anderen in den Himmel gehoben werden, daß diese selben Meere von Tropfen zu Tropfen austrocknen können, allein, daß ich nie aufhören werde Sie zu lieben, nein, niemals, und hernach auch nie. Unaufhörlich werde ich Wünsche gen Himmel senden, damit er durch Ihre Zustimmung meine Wünsche unterstütze.

Verzeihen Sie meine Kühnheit, und trösten Sie mit einer bejahenden Antwort den, welcher zu sein versichert

Ihr

sehr ergebener und getreuester
Liebhaber u. s. w.

Sonett.

Ach! ohne Dich, die ich als Göttin ehre,
Ertrag' ich Schmerzen, Qual und große Leiden,
Geliebte Laura, wenn ich Dich entbehre,
Ein Wunder wär's, vom Leben nicht zu scheiden.

Entfernt von Dir, Du Urquell meiner Freuden,
Stehst Du, wie ich in Sehnsucht mich verzehre,
Der Blume gleich, die mitten auf der Haiden
Kein Tröpfchen hat, womit dem Durst sie wehre.

Allein ich hoff', einst wird ein Tag erscheinen,
Mit Dir, Geliebte, treu mich zu vereinen,
Zu unauflöslich festem Liebesbunde.

Dann wollen heitre Tage wir verleben,
Und sterbend wird auf meinen Lippen schweben
Der Name Laura in der letzten Stunde!

Schlußbemerkung.

Mit diesem Sonette brechen die brieflichen Mittheilungen ab; was wir an wohlgeordneten Studien, nebst beiliegenden Zeichnungen vorgefunden haben, soll in einem dritten Bändchen,

unter dem Titel „italienische Studien“ nachfolgen.

Aus einem nur flüchtig hingeworfenen Tagebuche ersehen wir, daß unser Lebender Rom noch vor Ende des Jahres verließ, und über Florenz, Bologna, Ferrara (wo er einige frohe Tage bei seinem Freunde Luigi verlebte), Venedig, Padua, Verona, Insbruck, München nach seiner Heimath Berlin zurückkehrte, wo er, wie wir von guter Hand wissen, heiteren Muthes der schwarzen Unholdin, die gegenwärtig die Welt einschüchtert, das gutgeschliffene, mit Christusthränen vom Vesuv gefüllte Glas entgegen hält, und sie und alle Sorgen mit dem Wahl- und Zauberspruch zu bannen weiß:

„Und der Lebende hat Recht!“

Druckfehler.

Bd. II. S. 170. Z. 1 v. u. statt Puderkeulen l. Putenkeulen.
" " S. 195. Z. 11 v. o. nach: „gemacht wird" füge hinzu: die Gemüther erhitzt,
" " S. 255. Z. 13 v. o. statt Pepe l. Papa.
" " S. 309. Z. 10 v. u. st. gelegeneren l. gelegenen.
" " S. 471. Z. 12 v. o. st. Marsella l. Marsalla.

Des

großen Kurfürsten

Runde

1831.

Des

großen Kurfürsten

Achte Runde

in der Neujahrsnacht

1837.

Eine Legende

von

F. F.

Berlin, 1837.

Im Verlage der Kuhrschen Buchhandlung.

G.H.BIBL. L. WEIMAR.

Da ſaßen in traulichem Verein
Sie wieder bei Braten, Kuchen und Wein;
Der Kriegsrath mit ſeinen lieben Verwandten,
Den jungen Couſinen, den alten Tanten,
Herr Bruder zur Rechten, zur Linken Frau Schweſter,
Wie das ſo Brauch iſt am Sylveſter.
Schon war es tief in die Nacht hinein,
Sie wurden munter, es wirkte der Wein,
Man brachte die Oper, das Ballet,
Theater und Wetter auf's Tapet,
Dann ſtritt man über Krieg und Frieden,
Welch Loos den Spaniern noch beſchieden,
Die in dem Schafſtall ganz gut gedeih'n,
Doch an der Börſe entſetzlich ſchrei'n.
Vor allem ſprach man, wie noch nie,
Von der Ausſtellung der Akademie.
Die Söhne Eduard's von Hildebrandt
Voran mit Ehren wurden genannt,
Zwei ſelig eingeſchlafene Engel,
Zwei Roſenknoſpen an einem Stengel.
Ein Andrer rühmte Leſſing's Huſſiten,
Die für den Kelch mit Muth geſtritten,

Meinte jedoch, der Prediger im Bild,
Sei gar zu gefährlich und zu wild,
Der Künstler hätte für zarte Seelen,
Eine andere Scene sollen wählen,
Z. B. wie in jenen Kriegen,
Die Hussiten im Lager vor Naumburg liegen,
Und die Schuljugend ihnen entgegenzieht,
Das war' doch etwas für's Gemüth. —
Ein Dritter, ein Freund von Krieg und Schlacht,
Rühmte, was die Franzosen uns gebracht,
Vor allen das aufgeregte Meer
Pottevin's, der den sinkenden Vengeur
Begabt mit solchen Siegeszeichen,
Daß alle Schiffe vor ihm die Segel streichen.
Auch Matelet's gedachte man in Ehren
Und Bädin's Neapolitaner Galeeren,
Doch war dem Herrn Ober-Auditeur
Italische Landschaft nicht nach Begehr.
„Da leb' ich mir," rief er, „mein Vaterland,
„Weisbier und den märkischen Sand.
„Dort ist der Himmel mir zu blau,
„Ich fahre lieber nach Strahlau,
„Wo wir beim Fischzug im Grünen liegen,
„Das heiß ich mir noch ein Vergnügen!"
Kein Zimmer wurde übergangen,
Man wußte, wo jedes Portrait gehangen,
Sie wurden sämmtlich durchgenommen,
Bis man in das letzte Zimmer gekommen,
Wo Kaiser Heinrich vor Papst Gregor
Die Buße verrichtet unter dem Thor.

„Gott lob!“ rief hier der Herr Präſident,
„Dergleichen Skandal hat jetzt ein End',
Der Papſt hält ſich in engen Schranken,
Das haben wir Luther und Rothſchild zu danken.
Der Ablaß reicht nicht von heut auf morgen,
Da muß St. Peter bei dem Juden borgen.“ —
„Ich konnte mich auch nicht daran erbauen,
Sprach der Aſſeſſor, ich lob' mir die hübſchen Frauen,
Die Vegas daneben aufgeſtellt,
Mein Fach iſt nun einmal die ſchöne Welt,
Bis in das äußerſte Gemach
Ging ich dem blonden Geſichtchen nach;
Mag noch ſo fromm das Auge ſchauen,
Dem loſen Grübchen iſt nicht zu trauen.“
„Wie gut,“ ſprach der Geheime Rath,
„Daß jeder für ſich ſeine Neigung hat.
Pflegt ich zur Ausſtellung zu geh'n,
Geſchah es nur, um ſie zu ſeh'n,
Die edle Geſtalt in tiefer Trauer,
Mich faßten der Andacht, der Liebe Schauer:
Ein Engel erſchien ſie vom Himmelreich,
Meine Muſe und meine Madonna zugleich!“
„Ei, ei, rief der General ihm zu,
Sie kommen ja ganz aus gewohnter Ruh;
Ich hatte dort meinen Liebling auch:
Den alten Fritz vom Profeſſor Rauch.
Nur quält Euch nicht lange mit vielen Modellen,
Ihr könnt' ihn ja akkurat ſo hinſtellen,
Wie wir ihn zu unſern Schüler-Zeiten
Zum Herbſtmanöuvre ſahen reiten.

Wenn Ihr zu lange projectirt,
Wird am Ende gar nichts ausgeführt,
Und mocht' es doch noch gern erleben,
Meine Augen auf zu ihm zu heben,
Wie er auf seinem Schimmel hält,
Der erste Held der ganzen Welt;
Er mit dem großen Kurfürsten im Bunde,
Ja, das gäb' noch eine Neujahrs-Runde! —
„Was Runde, rief erhitzt der Professor,
Erlauben Sie mir, das weiß ich besser,
Zwar nach des Pöbels gemeiner Meinung,
Giebt es noch dergleichen Geistererscheinung,
Wir andern, wir sind aufgeklärt,
Wir haben Collegia bei Fichte gehört,
Waren Freunde von Humbold und von Hegel,
Und wissen: es spukt nicht mehr in Tegel,
Denn mit der lieblichen Sonntag verschwand,
Die letzte weiße Dame hier zu Land.
Damals glaubt' ich noch an die Geisterstunde,
Nur nicht an des großen Kurfürsten Runde." —
„Je nun, sprach darauf ein gereister Mann,
Etwas Wahres ist doch vielleicht daran,
Ich war mit Fürst Pückler in fremden Landen,
Wo wir gar viel des Wunders fanden,
Und wenn er sich überall wohl gefiel,
Sein teurer Nubier blieb doch der Nil;
Hier war es, wo uns auf hohem Thron
Memnon empfing, der Sonne Sohn,
Der, wenn ihn am Morgen die Mutter grüßt,
Klingt, singt, oder nach Befinden meßt.

Wie artig er gegen uns geweſen,
Wird man bei Semilaſſo leſen.
Wir zweifelten freilich auch daran,
Daß ſo ein ſteinerner Ehrenmann,
Sollt' in dem frühen Morgenſtrahl
Singen, wie eine Nachtigall.
Nun hören Sie, was uns geſchieht:
Kaum daß er unſern Fürſten ſieht,
Als preußiſchen General und Landwehrmann,
Mit allen Orden angethan,
Singt Memnon, geblendet von dem Glanz,
Von ſelbſt den ſchönen Jungfernkranz!" —
Jetzt miſchte ſich ein Naturforſcher ein,
Sagte: meine Herren, das iſt nur Schein,
Wer die Kräfte der Natur nicht kennt,
Unwiſſend ſo manches ein Wunder nennt,
Und geht doch alles in ſchönſter Ruh
Bei uns mit rechten Dingen zu.
So, wenn der Kurfürſt die Runde reitet,
Wird er durch einen Magnet geleitet,
Den Jemand bei Ammel beſtellt,
Und dem Pferde vor die Naſe hält."
Und wie der Lärm ſo ſummt und ſchwirrte,
Sich immer mehr und mehr verwirrte,
Erhob ſich Fräulein Kunigunde.
„Et, ſprach ſie, bald ſchlägt die Geiſterſtunde,
Da wär' der Streit ſogleich geſchlichtet,
Und jeder Zweifel wär' vernichtet,
Wenn zu der langen Brücke hin,
Wir insgeſammt uns möchten bemüh'n.

Auf denn! und laßt uns ohne Zagen
Den Gang in der Geisterstunde wagen!"
Wer mag den Bitten widerstehn,
Von holden Lippen, lieb und schön?
Wenn sie nun aber gar befehlen,
Hat man nicht lange noch zu wählen
Die Gesellschaft erhob sich in einem Nu,
Der Kriegsrath verlangte die Gummischuh,
Der Assessor, auf den Füßen nicht firm,
Bat um einen Stock oder Regenschirm,
Der General griff nach seinem Degen,
Der Professor stellte sich sehr verwegen,
Dabei des Weines nicht vergaß,
Leerte zuvor sein Champagner-Glas.
Und als nun die Damen nach ihrer Wahl
Sich wohlversorgt mit Mantel und Shawl,
Schritt Fräulein Kunigunde voran,
Und führte das Heldenhäuflein an.
Ihr Schleier wehte hin und her,
Als ob er eine Oriflamme wär,
Denn seit Johanna von Orleans
Keine Jungfrau wagte so fährlichen Gang.
„Wir sind," so rief sie, „jetzt zur Stelle!
Die Gaslaternen brennen helle,
Nur immer näher, frisch gewagt,
Ihr Herren, und den Geist befragt;
Hört ihr! die dumpfe Glocke brummt,
Vom Dom die Geisterstunde summt."
Da rief der Kriegsrath: hätt' ich's bedacht,
Ich hätt' ein Fläschchen mitgebracht,

Und mir erlaubt, heut Ihro Gnaden,
Zu uns zum Sylvesterschmaus zu laden."
Hoch auf dem Postamente stand
Der Kurfürst stolz und unverwandt;
Und eh' auf den metallnen Zungen
Der Glocken letzter Ton verklungen,
Ueberläuft die edle, hohe Gestalt
Des Geisterschauers lebend'ge Gewalt.
Der Sclaventroß mit den Ketten rüttelt,
Das muthige Roß die Mähnen schüttelt,
Und Feuer schnob es aus den Nüstern:
Weh' den ungläubigen Philistern! —
Wie in der Abendsonne Glanz
Des Mückenschwarmes muntrer Tanz
Urplötzlich auseinander fährt,
Von einem Windstoß leicht gestört,
So war der Kriegeszug zerstoben,
Vom Hauch des Rappen angeschnoben.
Er scharrte dreimal mit ehrnem Huf,
Darauf erscholl des Herren Ruf:
„So sei's!" und alsbald vor dem Schloß
Der Kurfürst hielt mit seinem Roß.
„Mein Hofpoet, bist du schon hier?
„So halte dich fertig und folge mir!
„Gieb einmal den Leuten wieder Kunde
„Von meiner mitternächt'gen Runde,
„Denn, wie das so pflegt zu geschehn,
„Wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehn,
„Es nicht gedruckt in der Zeitung lesen,
„Sie meinen: ich sei gar nicht da gewesen."

Darauf ich zu meinem gnädigſten Herrn:
„Wie Ihr gebietet, ich folge gern!“
Er, gegen das hohe Schloß gewandt,
Grüßt dreimal mit erhobner Hand:
„Wollt,“ ſprach er, „meinen Glückwunſch bringen,
Ich hörte hell die Becher klingen,
Kanonengruß und Glockenläuten,
Das wußt' ich mir gar wohl zu deuten:
Eliſabeth, mein Urenkelkind,
So treu und ſtill und fromm geſinnt,
Zog weit von hier, hinaus bei dem Rhein,
Alle guten Engel mögen mit ihr ſein.“
Jetzt über die Brücke gings hinüber,
Beim Zeughaus, dem Palais gegenüber,
Hielt er und ſprach: Zum neuen Jahr
Bring ich die treu'ſten Wünſche dar
Dem Könige, der in friſcher Kraft,
Mit regem Geiſte wirkt und ſchafft.
Und wie ſo jugendlich ſein Muth,
Wallt auch geſund und friſch das Blut,
Sitzt er zu Pferd', 's iſt eine Luſt,
Gottlob! er braucht weder Wiebel, noch Ruſt.
Noch beim Manöuvre im vorigen Jahr,
Als der Herzog von Orleans bei uns war,
Der König ritt über das Templower Feld
Als wie der munterſte Siegesheld,
Wie er ſeinen Braunen angetrieben, .
Wo ſind da die anderen Herren geblieben!
Iſt's ihm doch einmal arrivirt,
Als in dem Thiergarten er ſpaziert,

Daß einer armen Witwe Sohn,
Der Börsen strickt um geringen Lohn,
Den gnädigsten König nicht gekannt,
Ihn angesprochen für einen Lieutenant!
Mög' ihn der Himmel uns lang erhalten!"
Sprach er, und thät die Hände falten.
Und freundlich gegen mich gewandt
Rief er: „wir reiten über Land,
Schwing auf mein Roß dich sonder Weile,
Denn draußen geht's in Sturmeseile."
Da hab' ich mich nicht lang besonnen,
Denn: frisch gewagt, ist halb gewonnen!
Mit gutem Schwung, gewandtem Schwuppe
Saß ich dem Rappen auf der Gruppe.
Und wie wir so die Linden hinab
Anfänglich reiten gelinden Trab,
Da klafft es nebenbei und bellt,
Daß es uns in die Ohren gällt.
„Will sich," rief ich, „der Spitz wohl scheeren!"
„„Laß ihn, wir wollen's ihm nicht wehren,
„„Er klafft ein Weilchen hinterdrein,
„„Es wird ein Cynikus wohl sein;
„„Das hat nichts weiter zu bedeuten:
„„Er bellt zu Fuß, wir aber reiten!""
So sprach mein Herr mit heitrem Sinn,
Und nun im Fluge ging's dahin. —
Sollt Einer in den nächsten Jahren
Auf der Eisenbahn nach Potsdam fahren,
Der wird dann eine Ahndung spüren,
Was es heißt: mit uns zu galoppiren.

Vorüber Feld und Bäume zogen
Als ob ſie im Blitz vorüberflogen,
Ich meinte: Steglitz wär' noch nicht da,
Als ich ſchon Glinike vor mir ſah.
Bald, rief der Kurfürſt, ſind wir am Ziel,
Schon lang hört' ich von Potsdam viel,
Nun möcht' ich in der That erfahren,
Wie ſich's geändert ſeit jenen Jahren,
Als drüben an des Ufers Rand
Einſam mein Sommer-Schlößlein ſtand,
Von Fiſcherhütten nur umgeben,
Die Fenſter beſchattet von grünen Reben.
Jetzt ſieht, wohin das Auge ſchaut,
Eine Burg, ein ſtolzes Schloß erbaut,
Wollt' Einer ein zweites Rom hier gründen,
Er würde die ſieben Hügel finden,
Laß uns ſogleich den nächſten erſteigen,
Dort wird ſich die Stadt am ſchönſten zeigen."
Und wie geſagt, ſo war's gethan,
Der Rappe trug uns raſch bergan,
Wo von dem Schloß, das er erbaut,
Prinz Wilhelm Stadt und Land beſchaut.
Und als der Kurfürſt nun oben ſtand:
„Keine ſchön're Ausſicht im ganzen Land,"
Rief er, „Ihr rühmet die Moſel, den Rhein,
Die Havel ſoll auch geprieſen ſein.
Wo fände man wohl ſchönre Hügel,
Und wo der Seen rein're Spiegel,
An Trift und Waldung es nicht fehlt,
Fürwahr, der Prinz hat gut gewählt.

Zwar hört' ich nur von einem Pavillon,
Von Schinkel gebaut, — das kenn' ich ſchon,
Still und beſcheiden fängt es an,
Dann wird ein Thürmchen hinzugethan,
So wächſt uns bald das Sommerhaus,
Hoch über unſern Kopf hinaus,
Und eh' wir's eben uns verſeh'n,
Palaſt und Luſtſchloß vor uns ſteh'n.
Auch Wald und Feld iſt wohl gelegen,
Faſan und Wildpret hier zu hegen,
Derweil der Prinz durch die Heide ſtreift,
Ein kühner Jäger jagt und ſchweift,
Die holde Gemahlin, ſinnig und ſtill,
Ihre Freude hat am Saitenſpiel,
Doch nicht allein nur Minneſang,
Sie liebt auch kriegeriſchen Klang,
Und Märſche hat ſie componirt,
Danach die ganze Armee marſchirt.
Fritz Wilhelm auch, der kleine Sohn,
Tummelt im Freien ſich tüchtig ſchon,
Hat ſeine Freude an Waffen und Wehr,
An ſchönen Pferden noch weit mehr.
Es freute mich, als ich gehört,
Wie er verlangt nach meinem Schwerdt,
Das auf dem Rüſtſaal Ihr verwahrt
Mit andern Waffen ſeltner Art.„ —
„Wenn, hoher Herr, für künft'ge Zeiten,
Des Kindes Worte etwas bedeuten,
Sei Euch berichtet getreu und wahr,
Wovon ich ſelbſt ein Zeuge war.

Auf unſerm Schloß, vor Friedrichs Bild,
Das den Knaben mit Staunen ganz erfüllt,
Ein Scepter neben der Flöte liegt,
Das ſchwer an Gold und Silber wiegt.
Der Kleine verlangte das Scepter zu tragen,
Und eh' wir ihm es noch verſagen
Hält er es ſchon in beiden Händen.
Beſorgt, das könnte übel enden,
Wollten wir ihm zu Hülfe kommen,
Das hat er ſehr ungnädig aufgenommen:
„Nicht anfaſſen!“ rief er, „das Scepter iſt mein,
„Gewiß, ich regier' es ganz allein!“
Der Kurfürſt ſprach: dies Wort in Ehren,
Einſt wird vielleicht man ein Weiteres hören,
Sollt' ihm dies Scepter beſchieden ſein,
Der läßt die Franzoſen nicht an den Rhein!
Zur Brücke ritten wir jetzt hinab,
Der unſer König den Namen gab,
Das Geländer von durchbrochner Mauer,
Die Bogen und Pfeiler für ew'ge Dauer.
Der Kurfürſt nickte ſo für ſich hin:
„Da ſieht man, wie die Finanzen blüh'n;
„Wenn ich bedenke, du liebe Zeit!
„Wie ſich das Alles verſchönert heut,
„Wollt' ich vordem zu meinem Garten,
„Ich mußte eine Stunde auf die Fähre warten.
„Eins aber freu' ich mich wiederzufinden:
„Hier dieſe Allee, das ſind meine Linden.
„Die ich gepflanzt dem Städtlein zur Zier,
„Daß meine Dorothea hier

Im Sommer ſand' eine ſchattige Bahn,
Sie hatte wohl ihre Freude daran,
Und wenn die Linden blüh'n und gedeih'n,
Gedenkt man, hoff' ich, auch noch mein."
So nun auf wohlbekanntem Pfad
Wir ritten ein in die ſchlafende Stadt;
Iſt hier bei Tag des Lärmens nicht viel,
Wie iſt's nun erſt bei Nacht ſo ſtill,
Selbſt in das neue Jahr hinüber
Schläft man in Potsdam je länger, je lieber.
Der Kurfürſt, nach ſeinem frommen Sinn,
Zum Gotteshauſe lenket hin.
Wir ſteigen ab, wir treten ein,
Es glänzten in dem lichten Schein
Des Mondes die geweihten Hallen,
Daß ernſte Schauer uns umwallen.
„Sag," hub darauf der Kurfürſt an,
„Wer dieſe Siegeszeichen gewann?
„Zerſchoſſene Fahnen, die hier hangen,
„Und Römer-Adler auf hohen Stangen?"
„„Sie alle hat im Befreiungskrieg
„„Das Heer erobert in Schlacht und Sieg,
„„Als wir der Franken Legion
„„Schlugen und den Kaiſer Napoleon,
„„Der einſt mit ſeiner Siegesſchaar
„„Auch hier bei uns in Potsdam war,
„„Und der von hier mit frevler Hand
„„Des großen Friedrichs Degen entwandt." "
Bei dieſem Wort mit hellem Klang
Auf eine ehrne Pforte ſprang

Und vor uns an geweihter Stelle
Zwei Särge standen in enger Zelle. —
Hier ruhen der Vater und der Sohn,
Die einst geherrscht auf Preußens Thron,
Einfach und groß, wie in dem Leben,
So noch im Tode sie kund sich geben;
Denn mehr als hohe Pyramiden,
Als Mausoleen der Seeschlachten,
Rührt uns der schmucklos, dunkle Sarg,
Worin man den großen König barg,
Derweil sein Geist stieg himmelan,
Zu wandeln auf lichter Sternenbahn.
Eins aber dürft' ihn doch wohl kränken,
Wird er den Blick zur Erde lenken.
„Wo ist mein Degen? ich seh' ihn nicht mehr,
„Bringt meinen Degen mir wieder her!
„Haben die Pariser Invaliden
„Ihn Euch nicht ausgeliefert im Frieden,
„So hat ja der Blücher aus der Schlacht
„Den Degen des Kaisers mitgebracht,
„Des Kaisers, der mir den meinen stahl!
„Fürwahr, es wäre gerechte Wahl:
„Napoleons gerühmten Degen
„Auf Friedrichs des Großen Sarg zu legen."
Und wiederum über die dunkle Schwelle
Wir traten zurück aus der engen Zelle.
„Hier nähm' ich noch in Augenschein,"
Sprach der Kurfürst, „die schönen Schilderei'n
„Die hier von würdiger Künstlerhand
„Die Pfeiler schmücken, Altar und Wand:

„Das Mondlicht aber unstät funkelt,
„Auch sind sie alle sehr nachgedunkelt."
Bereit stand draußen unser Roß,
Und unser Weg ging hin zum Schloß.
„Hier stand vor dem mein Sommerhaus,
„Wie schaut dies Alles ganz anders aus,
„Sonst war die Wohnung beschränkt und enge,
„Jetzt Bogenfenster und Säulengänge,
„Von Marmor die Stufen und das Portal,
„Im Innern glänzend Saal bei Saal;
„Die Schiffe aber wie vor Zeiten
„Denselben Fluß hinunter gleiten;
„Der Mensch wohl ändert seine Spur,
„Doch ewig bleibt Gott und Natur.
„Nicht aber nur für das irdische Theil,
„Man sorgt auch für der Seele Heil,
„Eine Kirche seh' ich sich hier erheben,
„Mit hoher Kuppel zum Himmel streben,
„Das Werk wird seinen Meister loben,
„Der Segen aber kommt von oben."
Darauf die Straßen, die Plätze entlang
Verfolgten wir weiter unsern Gang,
Hinaus vor's Brandenburger Thor,
Wo sanft ein Hügel steigt empor,
Der wie durch mächtiger Geister Waffen
Verwandelt scheint und umgeschaffen.
Terrassen sich auf Terrassen bauen,
Man glaubt ein Feenschloß zu schauen,
Viel tausend Fenster im Mondschein flimmern,
Im Blüthenschnee die Bäume schimmern.

Und unter den erwarmten Scheiben,
Die Reben selbst im Winter treiben.
Hier werden Ananas gezogen,
Von denen eine zwanzig Pfund gewogen,
Sie ward dem Könige nachgeschickt,
Als er Italien einst beglückt.
Die Königin von Neapel mußte gestehn,
Daß sie dergleichen nie gesehn.
Und auf dem Hügel liegt ein Haus,
Hier ruhte Friedrich von seinen Thaten aus,
Der große Denker, der Dichter und Held,
Und sah dem Prangen und Treiben der Welt
In unbeirrter Götterruh
Von Sans-Souci gelassen zu.
Noch steh'n die Zimmer unberührt,
Wie er gewandelt und studiert,
Die Schriften im verschlossnen Schrein,
Die Bücher in geordneten Reih'n,
Versammen Alles in Pult und Schränken,
Dem großen Könige zum Angedenken.
„Fürwahr! des Ruhmes ist er werth,"
Sprach drauf mein Herr, „nicht mit dem Schwerdt,
„Mit Scepter nicht und Commandostab,
„Ihr seiner Zeit die Gesetze gab,
„Seine Macht die ruhte in dem Gedanken,
„Den er befreit aus der Dumpfheit Schranken,
„Ob ihn auch die Mucker und Schlucker schelten,
„Sie werden vergeh'n und er wird gelten.
„Nicht nur die Ode hier in dem Schloß
„Stand still, als er die Augen schloß.

„Ich ſag' Euch: das ganze Weltgetrieb
„In's Stocken gerieth und ſtehen blieb!"
Und wie wir nun ſo weiter wandern
Von einem Zimmer zu dem andern,
Mit Freuden der Kurfürſt es vernahm,
Daß hier der Kronprinz Wohnung nahm,
Und in den ſchönen Sommertagen
Hier lebt und ſchafft mit frohem Behagen.
Mit Ancillon wird philoſophirt,
Mit Humboldt die Natur ſtudiert,
Hier breitet Schinkel die Mappen aus,
Die neuen Plane zu Hof und Haus,
Der muntre Rotel, der feurige Rauch,
Sie leben hier nach Künſtler Brauch,
Und die aus München und Düſſeldorf kommen,
Sind [illegible]l empfangen und aufgenommen.
Dann pflegt die Holdeſte der Frauen
Entwurf und Zeichnung gern zu ſchauen,
Mit tiefem Gefühl, mit treuem Blick
Bereichert ſie noch das reichſte Glück,
Verſchönt noch das Schöne ſinnig und zart
Durch lebendiger Anmuth Gegenwart.
Wir traten aus des Königs Haus
Auf die Terraſſe jetzt heraus,
Da lag gebreitet in ſtiller Feier
Vor uns die Landſchaft im weißen Schleier,
In zartes Schneegewand gehüllt,
Die Erde gleich einem Marmorbild.
Da rief der Kurfürſt: „o! wie ſchön
Iſt's hier im Freien ſich zu ergeh'n!

Da wir in den himmliſchen Paradieſen
Des ewigen Frühlings nur genießen,
Wie athmet den Winter meine Bruſt
In durſt'gen Zügen ein mit Luſt.
Sei es Euch nicht geſagt vergebens:
Freut Euch der Sorgen dieſes Lebens,
Man ſehnt ſich aus dem ew'gen Glück,
Nach einem Tropfen Leid zurück."

Und wie wir noch in Gedanken ſteh'n,
Erhebt ſich mit einmal ein Windesweh'n:
„Welch' ein Geſchwirr, welch' ein Geſchwärm?
„Iſt das Windmühlenflügellärm?
„Fürwahr! hier auf dem nächſten Hügel
„Dreh'n ſich die aufgeſpannten Flügel
„Solch ein Geklapper ſpät und früh,
„Gehört dies mit zu Sans-Souci?"

„„Mit der Mühle hat es ſein eigen Bewenden,
„„Sie befand ſich in eines Bauern Handen,
„„Den ruft der alte Fritz eines Tages und ſpricht:
„„Dein Klappern hier, das gefällt mir nicht,
„„Ich werde Dir deine Mühle bezahlen,
„„Da kannſt Du zieh'n und wo anders mahlen.
„„Der Bauer entgegnet: mein gnädigſter Herr,
„„Zu Gnaden haltet mir mein Begehr,
„„Die Mühle ſchon über hundert Jahr
„„In unſerm Haus ein Erbſtück war,
„„Es iſt mein redlich Stückchen Brodt
„„Und ſoll es bleiben bis zum Tod,
„„Und wie ich ehrlich darin möcht' ſterben,
„„Soll ſie mein Sohn auch wieder erben.

„„Der König unwillig wird und ſpricht:
„„Nach derlei Reden frag' ich nicht,
„„Willſt Du Dich nicht im Guten bequemen,
„„Für Deine Mühle das Geld nicht nehmen,
„„Schick' ich ein Commando Dir hinaus,
„„Und laß Dich jagen von Hof und Haus.
„„Der Bauer weiß ſich gut zu faſſen,
„„Erwiedert dem Könige ganz gelaſſen:
„„Wenn man das Kammergericht nicht wär',
„„Ja freilich, dann ging das Ding wohl eh'r.
„„Der König lächelt und ſpricht zu dem Alten:
„„Geh' nur, Du ſollſt Deine Mühle behalten.
„„Und ſo bis auf den heut'gen Tag
„„Die Mühle klappert Schlag auf Schlag.""
„Ich gönne," ſagte der Kurfürſt darauf,
„Dem Recht und der Mühle freien Lauf,
„Der Fürſt am ſicherſten regiert,
„Der Recht und Freiheit reſpectirt."

Da ſchwieg der Sturm, die Mühle ſtand ſtill,
Jenſeits am Hügel der Nebel fiel,
Dort aus dem dünngewebten Flor
Trat eine Kuppel, ein Kreuz hervor,
Und unverhüllt erſchien alsbald
Die ſchlanke, zierliche Geſtalt.
Nennt man die Kirche „Chriſti Braut,"
So haben wir ſie hier geſchaut.
Der Kurfürſt voll Verwundrung frug:
„Iſt es ein Traum? iſt es ein Trug?
„Wo ich eben noch in's Blaue ſah,
„Steht jetzt ein freundlicher Tempel da,

„Und trüg' er nicht des Kreuzes Zeichen,
„Wär' einer Moschee er zu vergleichen."
„„Herr, eine griechische Kapelle
„„Erbaute der König an dieser Stelle,
„„Für eine Russische Colonie,
„„Der er hier Haus und Gärten verlieh.
„„Alexandrewna wird dies kleine Land
„„Zu Ehren der Kaiserin genannt."" —
„Duldung des Glaubens, ein schönes Wort,
„Dazu ermahnt' ich fort und fort,
„Gebt Ihr nur Gott, was Gottes ist,
„Dem Könige, was des Königes ist,
„Erfüllt der Unterthanen Pflicht
„Getreu, dann frag' ich weiter nicht,
„Welch' einen Glauben Ihr mög't bekennen,
„Euch Moses oder Christoph nennen."
So unter ernstem Zwiegespräch,
Wir nahmen hinunter unsern Weg,
Wo Lenné's schöpferische Hand
Begrünte Labyrinthe wand.
Nicht eingeschlossen und beengt
Ist hier der Park, uneingeschränkt
Umfaßt unendlicher Bereich
Wald, Wiese, Feld und Fluß zugleich.
Wer so die schöne Gartenkunst
Uebt unter hoh'rer Muse Gunst,
Darf seiner Landschaft lebend Bild,
Mit Himmelsglanz und Erdenschmuck erfüllt,
Dem besten Watelet vergleichen,
Kein Claude Lorrain wird ihn erreichen. —

Und als wir jetzt uns seitswärts wenden,
Wo die dichten Gänge des Parks sich enden,
Vergnügt der Kurfürst rief: „nun sieh'!
„Schon wieder eine Colonie!
„So eben noch in Rußlands Norden,
„Sind wir versetzt in den Süden worden?"
Er blickte schweigend mit Wohlgefallen
Hinauf zu den bescheid'nen Hallen,
Wozu mit kunstbegabter Hand
Der hohe Besitzer den Plan erfand;
So mancher Wandrer blieb hier steh'n
Und wähnte Mignon's Haus zu seh'n,
„Kennst Du es wohl, auf Säulen ruht sein Dach?
„Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
„Und Marmorbilder steh'n und seh'n mich an,
„Was hat man Dir, Du armes Kind, gethan!"
Und immer muß ich die Verse sagen,
So oft ich hier steh' an schönen Tagen.
Der Kurfürst sprach in sanftem Ton:
„Dies Häuslein, das gefällt mir schon,
„Kaum scheint es hier am Ort entstanden,
„S' ist wie wir sie in Welschland fanden."
Den Bau ersonnen und ausgeführt,
Sprach ich, auch Sims und Karnies verziert
Hat unser Kronprinz mit geübter Hand
Und es „Charlottenhof" genannt;
Ein Klang, der dem Bruderherzen lieb,
Aus glücklichen Jahren der Jugend blieb.
Geschickt benutzt ist jeder Raum,
Sorgsam gewählt sind Strauch und Baum,

Von Reben ein Schattendach gezogen,
Der Springbrunnen steigt in hohen Bogen,
Die heiße Sommerluft zu kühlen.
Im hellen Baſſin Goldfiſchlein ſpielen,
Die Thüren geſchmückt mit zierlichen Bildern,
Blumen, Arabesken, grotesken Schildern,
Selbſt hier, an dieſem ſteinernen Sitz,
Verſuchte ſich des Künſtlers Witz,
Daß unter Nymphen und verwegnen
Tritonen wir guten Bekannten begegnen.
Der Kurfürſt Alles, Stück für Stück,
Betrachtet mit prüfendem Kenner-Blick.
„Architectura ein gutes Fach!
„Der Grund, die Pfeiler und das Dach,
„Sind auch des Staates Elemente,
„Gehören zu gutem Regimente.
„Da iſt die Liebe der Treue Lohn,
„Die Tugenden ſtehn rings um den Thron,
„Und in dem Dach erkennen wir
„Der Krone Schirm und heil'ge Zier."
Wir traten in dem nächſten Haus
Auf die freie Pergola hinaus;
Im guten Geſchmack, im zierlichen Bau,
Erkannten wir Schinkels Schule genau,
Da Perſius hier in Ruhm und Glück
Dem Meiſter folgt mit freiem Blick.
Drauf ſah'n wir, wie man die Gärten pflegt,
Von Sello ſorgſam angelegt,
Der neue Partien Tag für Tag
Hervorruft wie mit Zauberſchlag,

Die Blumenbeete aus Moor und Sand,
Ein Aehrenfeld aus der flachen Hand!
Wir ließen durch alle die neuen Anlagen
Von unſerm Rappen bequem uns tragen,
Und bald vor einem prächtigen Schloß
Hielt wiederum das treue Roß.
„Was Ihr, mein hoher Herr, hier ſchaut,
„Von Friedrich dem Großen ward es erbaut,
„Zwar zeigt es alt ſich in der Näh',
„Doch heißt es noch immer das neue Palais.
„Es ſollte damals die Welt erfahren,
„Daß nach dem Kriege von ſieben Jahren,
„Für anderweitig guten Tag
„Noch mancher Dukaten im Kaſten lag."
Wir traten zuerſt in den Gartenſaal,
Wo rings von Muſcheln, Geſtein und Kriſtall
Die reichverzierten Wände ſchimmern,
Im Irrlichtwiederſcheine flimmern.
Der Kürfürſt hatte wenig Acht
Auf dieſe unterirdiſche Pracht.
„Dort ſeh ich Panier und Schilde hangen,"
Rief er, „das iſt mehr nach meinem Verlangen,
„Wie? haltet Ihr in Potsdam hier
„Zuweilen ritterlich Turnier?"
„„Noch jüngſt,"" ſprach ich, „„vor dieſem Schloß
„„Die Ritter tummelten ſich zu Roß,
„„Es war juſt nicht ein ſcharfes Rennen,
„„Ein Ringelſtechen nur zu nennen,
„„Gehalten der Kaiſerin zu Ehren,
„„Der alle Herzen angehören,

„„Der „weißen Rose" zartes Bild
„„Die Palatine führen in dem Schild,
„„Und gält es für sie an ernsten Tagen,
„„Wir würden Leib und Leben wagen!""
„Das hör' ich," sprach der Kurfürst, „gern,
„Zog auch des Königs Liebling fern,
„Der treusten Neigung feste Bande
„Verbinden Sie mit dem Vaterlande."
Die folgenden Zimmer zu durchzieh'n
Wollten Seine Durchlaucht sich nicht bemüh'n,
Meinten: dergleichen sei
Auf allen Schlössern einerlei.
Wir wendeten nach dem Garten um,
Zu einem stillen Heiligthum,
Wo in den waldumschlossnen Räumen
Gebrochne Lilien schlafen und träumen.
Es ist der Königin Marmorbild,
Das hier mit Wehmuth uns erfüllt.
Wie hat sie treu mit uns gelitten,
Für uns gewagt, für uns gestritten,
Nun ruht die Dulderin verklärt,
Von keinem Trübsal mehr beschwert.
Der Kurfürst stand gerührt und sprach:
„Wer sehnt sich da dem Tod nicht nach!
„Wenn solche Blüthen werden Leichen,
„Wenn solche Schönheit muß erbleichen,
„Was hat das arme Erdenleben
„Dann noch zu bieten und zu geben."
Drauf schweigend, mit gesenktem Blick,
Der Kurfürst ritt durch den Park zurück.

Im Marmorpalais und neuen Garten
Konnten wir für diesmal nicht aufwarten,
Es lag uns eben nicht auf dem Weg
Und über den See da führt kein Steg.
Der Kurfürst vorüber ritt gemach
Und ich zu meinem Herren sprach:
„Die Pfauen-Insel liegt nicht weit,
„Ein Lieblingsplätzchen zur Rosenzeit
„Für unsre lebensfrohen Berliner;
„Affen, Adler, Geier und Perlhühner,
„Löwen, Lämmer, Lama und andres Gethier,
„Wird dort gehegt in geschlossnem Revier.
„Der große Bär wohnt dort in Höhlen,
„Kastor und Bullochs auch nicht fehlen,
„Und wer zum Thierkreis sonst gehört,
„Sich dort in Ruhe pflegt und nährt.
„Obschon," sprach der Kurfürst, „die Papageyen
Und Rosen uns dort jetzt nicht erfreuen,
Hätt' ich doch Lust die Insel zu schau'n,
Vor wilden Thieren hab' ich kein Grau'n."
„„Nicht weit von hier, wo Ihr zur Linken
Die Wellen seht am Gestade blinken,
Dort liegt die Insel, dahin Ihr begehrt.
Euch, hoher Herr, ist unverwehrt
Hier durch des Prinzen Carls Gehege'
Zu reiten gleich den nächsten Weg.""
Der Kurfürst schlägt an das Gartengitter,
Gleich öffnet sich's dem ehrnen Ritter.
Er rief: „schon wieder ein schönes Schloß!
Fürwahr, die Erde ist wohl groß,

Doch nirgends fänd' ich auf meiner Runde
So viel der Schlöſſer in einer Stunde.
Was ich begonnen einſt im Kleinen,
Im Großen führen's aus die Meinen,
Zuvor es Einer dem Andern thut
An Kunſtſinn und unternehmendem Muth."
So kamen wir bei der Inſel an,
Da war keine Fähre, kein Fintelmann.
„„Wär' es zum Baden nicht zu kalt,
Meint' ich, „„wir ſchwömmen an's Ufer bald.""
„Deſſ'," ſprach der Kurfürſt, „iſt nicht Noth;
„Hopp!" rief er, und auf ſein Gebot
Der Rappe ſetzt, der Rappe ſprang,
Und ſiehe da! der Sprung gelang!
Da die Blumen und die Gazellen ſchliefen,
Wir diesmal nicht Herrn Fintelmann riefen,
Der hier als Prieſter dient zugleich
In Flora's und Diana's Reich.
Nur Eines bat ſich der Kurfürſt aus:
„Wo ſteht hier das neue Palmenhaus?
„Nicht möcht' ich gern von hinnen geh'n,
„Ohne dieſen gerühmten Bau zu ſeh'n."
Und wie wir ſchreiten durch's Gartenland,
Mit einmal es leuchtend vor uns ſtand.
Zart iſt es, wie ein Traum geſponnen,
Und leicht, wie ein Gedicht erſonnen.
Wüßt' ich nicht, daß es hier zu Land
Schadow gebaut mit geſchickter Hand,
Ich wähnte: es hätten's in frühen Tagen
Die Engel hierher aus dem Paradies getragen.

In dieſem heil'gen Palmenhain
Welch' zauberiſcher Mondenſchein!
Bald grüßte Luna unverholen,
Bald durch die grünenden Fächer verſtohlen,
Wir hörten der Quellen lieblich Rauſchen,
Wir durften Suleika's Geſängen lauſchen,
Der Schenke brachte den perlenden Wein,
Hafis und Rumi ſtimmten ein,
Auf Blumengehängen bunt Gefieder,
Aus duftenden Zweigen die ſüßeſten Lieder,
Und allerholdeſte Bajaderen
Mit ſanften Händen die Mücken wehren.
Wie glücklich, wer in ſolchen Räumen
Darf leben, lieben, dichten, träumen! —
Und als wir aus ſchönem Traum erwacht,
Zu Ende neigte ſich die Nacht,
Der Kurfürſt einen Palmenzweig brach
Und zu mir freundlich alſo ſprach:
„Dies bring' unſerm Könige und lieben Herrn,
Ihm lächle des Himmels treu'ſter Stern,
Der Lorbeer ward ihm längſt beſchieden,
Sei ihm gegönnt all' Heil und Frieden!" —
Wir ritten heimwärts durch die Nacht,
Die achte Runde war vollbracht.

Gedruckt in der Nauckschen Buchdruckerei.

Subscriptions-Anzeige.

In unterzeichneter Buchhandlung werden im Laufe dieses Jahres erscheinen:

Friedr. Förſters
vermiſchte Gedichte.

circa 24–30 Bogen

in Einem Bande, in gr. 8.

Wir dürfen hoffen, einem vielfach ausgeſprochenen Wunſche allen Freunden der vaterländiſchen Muſe dadurch entgegen zu kommen, daß wir den geehrten Herrn Verfaſſer veranlaßt haben, ſich zur Herausgabe ſeiner Gedichte zu entſchließen. Vielleicht hatten noch niemals einzeln zerſtreute Gedichte eine ſolche Popularität und Beliebtheit erlangt, als die des Herrn Dr. Förſter, obwohl bis jetzt nur die Runden des großen Kurfürſten von ihm in den Buchhandel gekommen ſind.

Als Jugendfreund und Waffengefährte Theodor Körners widmete Fr. Förſter zugleich mit ihm ſeine Muſe zuerſt dem Kampfe für Freiheit und Vaterland und noch jetzt werden bei den Feſten der Freywilligen, vom Jahre 1813, die Lieder beider Freunde geſungen. Ebenſo wurde die durch Zelter geſtiftete-Liedertafel von ihm vielfach mit heitern Geſängen verſorgt, ſo wie überhaupt die Lieder des Herrn Verfaſſers durch gelungene Compoſitionen von L. M. v. Weber, B. Klein, L. Berger, Zelter, Panny und neuerdings durch die beliebten

Liederhefte von Fr. Curschmann eine größere Verbreitung erhalten haben. Vornehmlich aber fand das poetische Talent des Herrn Verfassers für Gelegenheitsgedichte Anerkennung. Kein bedeutendes Fest des Preuß. Königshauses ging seit einer längern Reihe von Jahren vorüber, ohne daß derselbe veranlaßt worden wäre, es zu besingen und in gleicher Weise wurde er bey heitern und trüben Begegnissen in häuslichen Kreisen, vielfach in Anspruch genommen.

Im Laufe dieses Jahres werden diese vermischten Gedichte, Romanzen, Legenden, Lieder und Gelegenheitsgedichte in Einem Bande erscheinen. Da wir denselben elegant und geschmackvoll auszustatten beabsichten, werden wir uns nur auf eine bestimmte Anzahl von Abdrücken beschränken und laden deshalb zur Subscription ein. —

Der Preis für die resp. Subscribenten wird um ein Viertel niedriger seyn, als der nach Erscheinen eintretende Ladenpreis, und 2 Rthlr. nicht überschreiten.

Subscriptionen nimmt jede solide Buchhandlung an.

Berlin, im Januar 1837.

Kuhrsche Buchhandlung.

Taschenbuch
auserlesener
Märchen.

Taſchenbuch
auserleſener Mährchen

von

Göthe, dem Fürſten Pückler, Friedrich Rückert und dem Herausgeber

Dr. Friedr. Förſter.

Erſter Jahrgang.

Mit eilf Kupfern.

Berlin, 1838.
J. G. Haſſelberg.

Meinen

drei freundlichen Zuhörerinnen

Nina, Maria, Hedwig

gewidmet.

Ihr Lieben, die Ihr trefflich es verſteht,
Mit holder Anmuth uns zu quälen,
Ihr bittet, ſchmeichelt, droht: du mußt erzählen!
Daß man ſo leicht Euch nicht entgeht,
Ihr habt mich richtig wieder eingefangen,
Ich komme ſchon, Ihr dürft ja nur verlangen.
Seht Ihr am Baum die goldnen Früchte glänzen?
Vom Himmel fliegen bunte Vögel an,
Und unter vollen Roſenkränzen
Liegt die Prinzeſſin noch in ſtiller Ruh.

Der Drache lauert ſchon ſie zu verſchlingen,
Der Ritter aber ſteigt zu Pferd,
Gewiß, gewiß, dem tapfern wird's gelingen,
Es reicht die Fee ihm ein demantnes Schwert.
— Doch ſtill, ich könnte leicht zu viel erzählen,
Und Ueberraſchung iſt doch auch was werth,
Schlagt auf das Buch, hier habt Ihr frei zu wählen,
Ein ſtiller Herzens-Wunſch wird Euch gewährt.
Euch führt der wohlbekannte Zaubermeiſter
Durch Feuer, Luft und Meer in's Reich der Geiſter.

Inhalt.

Seite

I.

Hertha oder die Elementargeister. Ein Märchen von F. F. 1

II.

Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen. Gedicht von Fr. Rückert 41

III.

Der neue Paris. Knabenmärchen von Goethe . . 43

IV.

Die Forellen. Gedicht von F. F. 65

V.

Die wunderthätigen Sandalen. Ein arabisches Märchen von Semilasso 68

VI.

Blau-Veilchen. Gedicht von F. F. 77

VII.

Das Kosaken-Märchen von dem tapferen Georg und dem Wolf 81

VIII.

Gott helf! Irisches Märchen 97

IX.

Der Flaschenberg. Eine Sage 106

X.

Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Gedicht von Fr. Rückert 121

Seite

XI.

Das heimliche Gericht. Ein ſchauerliches Märchen von F. F. 125

XII.

Der Weihnachtsbaum. Gedicht von F. F. . 142

XIII.

O'Donnohue's weißes Roß. Iriſche Sage vom Fürſten Pückler 149

XIV.

Klein Männlein in der Gans. Gedicht von Fr. Rückert 149

XV.

Das Märchen, von Goethe 152

XVI.

Die wandelnde Glocke. Gedicht von Goethe . . . 199

XVII.

Adair der Sackpfeifer. Iriſche Sage vom Fürſten Pückler 201

XVIII.

Der getreue Eckart. Gedicht von Goethe 210

XIX.

Parabel von Fr. Rückert 213

XX.

Wie Reinecke Fuchs Braun den Bären mit Honig tractirt 217

Taschenbuch

auserlesener Mährchen

von

F. F.

Hertha

oder die Elementargeister.

Erstes Kapitel.

„Ihr seht", sagte der alte Geister-König Tien zu seinen vier schönen Töchtern, „Locken und Bart sind mir vom Alter gebleicht, die Sorgen der Regierung haben Furchen in meine Stirne gezogen, meine Augen werden schwach, mein Arm ermattet und das Haupt kann die schwere Last der vier goldenen Kronen nicht mehr tragen. Ich habe deshalb beschlossen, die Regierung meiner Königreiche euch, meinen geliebten Töchtern, zu übergeben und mich zur Ruhe zu setzen." Die Prinzessinnen küßten dem Vater ehrerbietig die Hand und zeigten viel Neugier, welches der vier Königreiche einer jeden zu Theil werden würde; denn sie waren sehr verschieden, sowohl an Gestalt, als an Sinnes-

weiſe; alle vier aber waren ſehr ſchön. Thalatta, die älteſte, trug beſtändig ein grünes Kleid mit Silberfäden durchwirkt, und in ihrem langherabwallenden Haar, welches ebenfalls von meergrüner Farbe war, trug ſie einen Kranz von rothen Korallen. Ueberhaupt liebte ſie den Schmuck, und obwohl man ihr oft geſagt hatte: „Perlen bedeuten Thränen," ſah man ſie doch nie ohne eine reiche Schnur um den Hals und ohne Armbänder von Perlen. Sie liebte jede Art der Bewegung, je wilder, je willkommener; als Kind kam ſie nie von der Schaukel und dem Bürgerpferde, als ſie älter wurde, war ihr größtes Vergnügen der Tanz, dabei war ſie von ſehr wechſelnder Gemüthsſtimmung; denn eben ſo leicht, als ſie bis zur Ausgelaſſenheit aufgeregt war, beruhigte ſie ſich auch wieder, weshalb man wohl gern mit ihr umging, jedoch nicht volles Vertrauen zu ihr gewinnen konnte.

Die zweite Schweſter, Aetheria, war von jeher ein kleiner Sauſewind, die einem unter den Händen entſchlüpfte, wenn man eben mit ihr zu ſpielen gedachte. So blieb auch, als ſie herangewachſen war, ihr Sinn und Gemüth ſehr wetterwendiſch, ſie hatte, wie man zu ſagen pflegt, Weinen und Lachen in einem Sack; denn kaum daß ſie einen mit ihren blauen, freundlichen Augen angelächelt, ſo war ſie im Stande, bald darauf ſich zu verfinſtern und in helle Thränen auszubrechen. Eben ſo wechſelnd wie mit ihrem Herzen ſtand es auch mit ihrem Anzuge. Für die hohen Feſttage und zu feierlichen Gelegenheiten war ihr ein blaues

Gewand von den zarteſten Stoffen geſchenkt worden, reich mit Edelſteinen beſetzt, die beſonders zur Nachtzeit bei dem Schimmer des Lichtes prächtig funkelten. Allein da fragte ſie oft nichts danach, und während ſie manchmal des Morgens in dem glänzendſten Gewande einſam für ſich ſpazieren ging, ſo erſchien ſie bei der großen Mittagstafel in einem grauen Hauskleide, wohl gar die Kapuze über den Kopf gezogen. Eh man ſich's dann verſah, warf ſie Schleier und Ueberkleid ab und hüpfte in ihrem lichtblauen Gewande lachend davon.

Noch weniger aber war mit der dritten Prinzeſſin, welche Fiamma hieß, zu ſpaßen. Ihre Erſcheinung machte einen finſtern Eindruck, denn ihre Lieblingsfarbe war Schwarz. Nicht nur erſchien ſie nie anders, als im ſchwarzen Gewande, auch ihr Haar und ihre Augen hatten die Farbe der Kohlen. Wie aber die Kohle, die eben todt und dunkel wie die Nacht erſcheint, bald darauf feurig und glühend werden kann, ſo hatten die Augen Fiamma's eine gleiche Eigenſchaft, ſo daß man zuweilen ſogar bemerkte, wie ſie helle Funken ſprühten. Auch war es gefährlich, der Schleppe ihres Kleides zu nah zu kommen, denn bei der leiſeſten Bewegung, die ſie damit machte, ſchlugen Flammen daraus hervor, die mit feurigen Zungen alles verzehrten, was ihnen zu nah kam.

Da war nun freilich die vierte Schweſter, Hertha, ein frommes Kind dagegen. Zwar putzte ſie ſich, wie alle kleine Mädchen, auch gern, allein ſie war vergnügt, wenn ſie nur

ein Kränzchen von Maienblumen für ihr blondes Haar flechten, oder ihr weißes Kleidchen mit blauen Kornblumen besetzen konnte; die Veilchen waren aber ihre Lieblings-Blumen, doch pflückte sie sie nicht, sondern saß nur gern bei ihnen mit ihrer Arbeit.

Diese vier Töchter nun rief der alte König zu sich und sagte: mir sind eure Neigungen und Gewohnheiten nicht verborgen geblieben und ich darf hoffen, mein Reiche so zu vertheilen, daß eine Jede meiner geliebten Töchter zufrieden sein wird. Dir, Aetheria, übergebe ich das himmlische Reich mit Sonne, Mond und Sternen, du wohnest in Zukunft allein unter meinem blauen Zelt, geh vorsichtig mit Donner und Blitz um, willst du ausfahren, so schone ja den schon etwas schadhaft gewordenen Rollwagen, spanne lieber ein paar Sturmwinde vor die Wolkencalesche, willst du es aber noch bequemer haben, so laß du dich auf den Flügeln der Morgenröthe tragen, so weit es dir beliebt; ich darf hoffen, daß dein wetterwendischer Sinn sich am freiesten und behaglichsten in meinem himmlischen Reiche befindet.

Aetheria küßte dem Vater dankbar die Hand und bat sich nun vor allen Dingen sogleich die Schlüssel zur Donnerkammer aus, um nachzusehen, was dort noch von Kriegsvorräthen vorhanden, da sie den Antritt ihrer Regierung durch ein kleines Donnerwetter anzukündigen gedachte.

Und dir, meine tanzlustige Thalatta, dir will ich die Herrschaft des Meeres anvertrauen, da magst du dich nach

Herzenslust schaukeln und mit Korallen und Perlen dich schmücken nach Gefallen. „Und bekomme ich auch Wagen und Pferde? frug Thalatta mit freundlicher Neugier, „und eine zahlreiche Dienerschaft und Musik und was sonst zu einem glänzenden Hofstaat gehört?“ „Alles, mein Kind, sagte der Vater, alles sollst du haben, einen Wagen aus Perlenmutter, von acht Seerossen gezogen, zur Seite schwärmende Delphine und blasende Tritonen, so daß es dir nie an glänzender Gesellschaft fehlen wird.“

Wer war glücklicher als Thalatta; sie faßte ihr grünes Kleid zierlich mit den Fingerspitzen und machte schaukelnde Bewegungen mit Schulter und Armen, als ob sie sich schon auf den Wellen wiegte.

Finster und zurückgezogen saß Flamma, die dritte Schwester, am Kamin und schürte das Feuer; obschon ihr kein Wort entging, so that sie dennoch als ob sie sich wenig um die Vertheilung kümmerte.

„Tritt näher, liebe Flamma, rief ihr jetzt der Vater zu, auch dich hoff ich so königlich auszustatten, als du es nur immer wünschen magst. Mein unterirdisches Reich, von sterblichen Augen nie geschaut, in dem Mittelpunkte der Erde, wo auf goldenem Altar das ewige Feuer lodert, sei dir übergeben; gluthschnaubende Drachen ziehen deinen Wagen mit glühenden Rädern und über die verborgenen Metalle ist dir die Macht verliehen!“

Noch nie hatte man die dunklen Augen Flamma's so von Freude strahlend gesehen, als jetzt. „Mein gnädigster

König und Vater, rief Sie, ihr habt meinen heißesten Wunsch erfüllt, und möchtet ihr mir doch sogleich einen Blitzstrahl erlauben, um pfeilschnell von ihm in die innerste Tiefe meines Feuerreichs getragen zu werden.

Wo ist mein Kammeradler, sagte der alte König, er soll für meine Tochter Flamma sogleich einen Blitz besorgen! Der Adler schüttelte seine Flügel, wetzte seinen Schnabel an der Fußbank des Thrones, blieb aber unbekümmert sitzen. —

„Nun, wiederholte der König, ist's dem Herrn nicht gefällig?"

„Sobald meine Gebieterin es mir befiehlt," antwortete mit höflicher Verbeugung der Adler, „mein König hat abgedankt und ich bin nicht mehr in seinem Dienst."

„O über diesen undankbaren Kammeradler! rief erzürnt der Alte, ich werde sogleich einen Donnerkeil hervorlangen und dir Flügel machen, wenn du keine Beine hast!" Der König griff nach seinem Schlüsselbund, allein Aetheria war längst damit fort, um das Arsenal etwas durchzumustern. „Geh ihr nach, liebe Flamma, sagte der Vater, bitte die Schwester in meinem Namen um einen Blitz und ich denke wohl sie wird gefällig sein." — Flamma ging der Schwester nach, obschon sie nicht gern um eine Gefälligkeit bat.

„Aber wir vergessen ja ganz, sagte der Vater, unsre kleine Hertha; komm her mein Kind, du sollst auch eine Königin werden."

„Ich komme sogleich, lieber Papa, sagte die Kleine,

ich will nur eben noch diesen Kranz fertig machen!" „Laß deinen Kranz, rief Thalatta der Schwester unwillig zu, wer kann sich auch noch um Kränze kümmern, wenn es sich um Kronen handelt, komm geschwind, sonst wird Vater böse!"

Folgsam trippelte Hertha jetzt zu dem Thron heran, stieg, wie es Kinder zu thun pflegen, von Stufe zu Stufe, immer ein Füßchen dem andern nachziehend.

Für dich mein liebes Nestküchlein, sagte der Vater, indem er ihr glattes, blondes Köpfchen streichelte, ist mir nichts weiter übrig geblieben, als mein irdisches Reich, was du da unten, tief unten liegen siehst. Da ich lange nicht dort war, weiß ich dir nicht genau zu sagen, wie es damit aussieht, indessen du warst immer in deinen Wünschen bescheiden, und so wirst du wohl mit deinem Erbtheil zufrieden sein. „Ist das mein Reich? frug die kleine Hertha, wo ich da unten auf blumigen Wiesen am Bach die muntren Lämmer und zahmen Rehe springen seh, o wie freu ich mich dazu."

Unterdessen war in dem Vorsaal ein gewaltiger Lärm entstanden und man unterschied sehr vernehmlich die Stimmen Aetheria's und Flamma's, die in sehr lebhaften Wortwechsel gerathen waren. Die Thüre ging auf und es ergab sich, daß beide Schwestern sich um einen Blitzstrahl stritten, von dem jede ein Ende festhielt, ohne ihn wieder loszulassen. „Das Reich des Feuers gehört mir an! rief Flamma, und wo ich Flammen finde, hab' ich ein Recht darauf." — „Wenn das so gemeint wär', entgegnete Ae-

theria, so wär' ja meine ganze himmliſche Beleuchtung nebſt Sonne, Mond und Sternen vor dir nicht ſicher, nur das unterirdiſche, nicht das himmliſche Feuer gehört dir an.“ „So lange ich mir nur die Hände nicht daran verbrenne, rief immer leidenſchaftlicher Fiamma, wird mich nichts abhalten, mit deinen Sternen zu ſpielen, und mir ein Körbchen voll mitzunehmen.“

Mit beiden Händen verſuchten ſie jetzt von dem Blitzſtrahl eine Pfeilſpitze abzubrechen, wodurch ſich dieſer, ziſchend wie eine Schlange ausdehnte und glühende Funken umherſprühte. Schüchtern verbarg ſich Hertha in dem äußerſten Winkel, Thalatta aber, die nun ſchon mit den Kräften ihres Elements vertraut geworden war, ergriff eine von den ſilbernen Himmelsurnen und übergoß den Blitz und die beiden ſtreitenden Schweſtern mit einer ſolchen Fluth, daß dieſe, von den ziſchenden Dämpfen in dichten Nebel gehüllt, nicht mehr aus den Augen ſehen konnten. Dieſe Verwirrung benutzte der Vater, um den Frieden wieder herzuſtellen. Während jene ſich das Waſſer aus den Augen riehen, entriß er ihnen den Blitzſtrahl und rief ihnen zu: „Nicht um euch gegenſeitig zu bekriegen, hab' ich meine Macht und Herrſchaft unter euch getheilt, und nun muß ich erleben, daß ihr ſchon in der erſten Stunde in ſo argen Streit gerathet. Nicht einen Augenblick ſollt ihr länger in meiner Nähe verweilen, denn den Untergang meiner ſämmtlichen vier Königreiche ſeh ich vor Augen, wenn ich euch nicht ſo ſchnell als möglich von einander trenne. Nur meine

liebe Hertha allein hat ein friedlich Gemüth und sie wird dafür belohnt werden; in euch andern aber wohnt Aufruhr, Zwietracht, Neid und Empörung und vor allem würde ich den Prinzen beklagen, der je sich entschließen sollte, sich mit einer von euch dreien zu vermählen; dir aber, sagte er zu der Jüngsten, wird, das verkündige ich dir, das schönste Glück beschieden sein." Die drei Schwestern warfen trotzige Blicke auf den Vater und neidische auf die kleine Hertha. Zwar schwiegen sie jetzt, allein während der Vater in die äußerste Ecke des Saales ging, um die verschüchterte Hertha zu beruhigen, traten die drei älteren Schwestern zusammen und verabredeten, daß sie unter einander künftig Frieden und Freundschaft halten wollten, zugleich aber schwuren sie dem Lieblinge des Vaters, dem allein das Glück der Zukunft beschieden sein sollte, ewige Feindschaft. „Wir haben uns, sagte Fiamma, als der Vater zurückkehrte, versöhnt und wünschen, Eurem Befehl zu Folge, uns so bald als immer möglich, in unsere Königreiche zu begeben. „Ich werde, sagte Aetheria, meiner Schwester Fiamma ein Paar Blitze überlassen, mit denen sie nach ihrem unterirdischen Reiche fahren kann, für Atalatta werde ich einige Gewitterwolken zusammenziehen, auf welchen sie, ohne Schaden zu fürchten, in das Meer steigen kann." — „Eure Verträglichkeit, sagte der König, freut mich sehr und ich wünsche, daß sie von Bestand sein möge. Alsbald faßte Fiamma die ihr dargebotenen Blitzstrahle wie zwei Zügel mit festen Hän-

den an und fuhr in ihr unterirdiſches Reich hinab, wo wir ihr ſpäter einen Beſuch zu machen gedenken.

„Die Gewitterwolken, rief jetzt Aetheria, liegen bereit; ſogleich legte Thalatta ſich darauf, wie auf das bequemſte Ruhebette und kam bald im vollen Guſſe in ihrem Meerpallaſte an, wo ſie mit lautem Jubel empfangen wurde.

„Und wie ſoll ich denn hinab zu meinen kleinen Lämmern kommen?" fragte bittend die kleine Hertha. „Nun, ſagte der Vater, Schweſter Aetheria wird für dich wohl auch ſorgen, wenn du ſie darum bitteſt." Hertha trat ſchüchtern zu der ſtolzen Schweſter heran und bat, ihr doch auch gefällig und mit einigem Vorſpann behülflich zu ſein. „Sehr gern, ſagte dieſe, ſpöttiſch lächelnd, wähle dir ſelbſt einen Blitz aus, mit dem du unter deine Lämmer fahren kannſt." „Ach! da würd' ich die armen Thiere ſehr erſchrecken, oder wohl gar todtſchlagen!" ſagte die Kleine. „Dann, fuhr Aetheria fort, will ich dich mit dem Donnerwagen herabrollen laſſen, oder dir ein Paar Waſſerhöschen leihen; auch ſtehen dir Schneegeſtöber und Sturmwind zu Dienſten!" „Du willſt mich nur verſpotten," ſagte Hertha und wandte ſich von ihr und während ſie dem Vater ihre Noth klagte, flog Aetheria auf den Flügeln der Morgenröthe davon.

„Ich bin ein armer Mann geworden, ſagte der alte König und weiß dir nicht zu helfen, denn die boshafte Schweſter hat Schlüſſel und Scepter mitgenommen und mein Adler iſt auch ſchon ſpazieren geflogen."

Mit Thränen in den Augen ſah Hertha nach den weidenden Lämmern nieder und wie ihr nun die hellen Tropfen über die Wangen herabrollten, von den Strahlen der Sonne beſchienen, baute ſich, wie eine Brücke, ein wunderbarer Farbenbogen auf, welcher von ihren Füßen bis tief hinunter zu dem grünen Hügel reichte. „Nun haſt du dir ſelbſt, ſagte der Vater, die ſchönſte Brücke zu deinem Reiche gebaut, auf ihr kannſt du getroſt hinabgleiten. Nimm meinen Segen mit dir und ſei verſichert, daß meine beſten Wünſche bei dir ſind, wenn wir uns auch nicht wieder ſehen ſollten.“

Noch heftiger als zuvor weinte Hertha, wodurch der Regenbogen nur noch glänzender wurde und mit Schmerzen riß ſie ſich aus den Armen des Vaters los, um der, von dem Schickſal ihr angewieſenen, Beſtimmung zu folgen und Königin des irdiſchen Reiches zu werden. So ſanft wie die Engel auf der Himmelsleiter, welche der fromme Jacob im Traume geſehen, ſtieg die kleine Hertha auf dem Regenbogen zu dem grünen Hügel herab und wie groß war ihre Freude, als die kleinen Lämmer ſich gar nicht vor ihr fürchteten und davon liefen, ſondern ganz zutraulich an ſie heran kamen und ihr kleines Körbchen ſo lange beſchnoperten bis ſie einiges Himmelsbrod hervorlangte, welches ſie ihr ſogleich aus den kleinen Händchen fraßen. Zu ihrem Liebling aber wählte ſie ein kleines Reh, welches ſich, als ſie kam, ſogleich vor ihr auf die Knie niedergelaſſen und mit Thränen in den Augen ſo bittend angeblickt, daß ſie ſich nie wieder von ihm trennen konnte. War Hertha auf den Spa-

ziergängen ermüdet, ſo kniete das Reh nieder und nahm ſie auf ſeinen Rücken, daß ſie bald eben ſo geſchickt, wie die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf dem Hirſch, auf ihrem Reh zu reiten verſtand.

Zweites Kapitel.

Zu dieſer Zeit lebte auf dem hohen Berge Himalaja in Indien der berühmte Zauberer Fohi, welcher einen einzigen Sohn hatte, mit Namen Andrea.

„Andrea, ſagte eines Tages der Vater zu ihm, ich habe dich in die Weisheit der Magier und in alle Geheimniſſe der Cabbala und der ſchwarzen Kunſt eingeweiht und du biſt alt und klug genug, um dein Glück in der Fremde zu verſuchen. Vor allen anderem aber wünſchte ich wohl, daß du dir eine Gemahlin wählen möchteſt.

Nun hat aber jetzt der alte König Tien ſeine vier Reiche an ſeine vier Prinzeſſinnen vertheilt und ich glaube wohl, daß du dich nicht vergebens um die Hand einer dieſer jungen Königinnen bewerben würdeſt. Merke dir ihre Namen wohl, ſie heißen Aetheria, Fiamma, Thalatta und Hertha. Nimm dieſen Zauberſpiegel; ſo bald du den Namen einer dieſer Königinnen ausſprichſt, erſcheint dir das Bild derſelben und du darfſt nur dieſem Schatten nachgehen, ſo wirſt du zu ihr gelangen. Nicht weniger brauchbar für dich dürfte dieſer kleine Mantel ſein, der dir als Schiff

auf dem Meere, als Flügel in der Luft dienen kann und dich sicher durch Feuer und Wasser führt. Allein die beste Ausstattung, welche ich dir für deine Wanderschaft geben kann, ist dieser Spruch, den ich dir in dein Gedächtniß wie in eine ehrne Tafel einzugraben wünsche; merke dir ihn wohl:

Allzuhoch erniedrigt dich;
Allzuheiß erkältet dich;
Ueberfluß im Sand verrinnt;
Stilles Glück den Preis gewinnt.

Außerdem füllte der Vater dem Sohne die Börse tüchtig mit Dukaten, gab ihm auch in sein Felleisen zwei Teller, zwei Becher und zwei Bestecke, Löffel, Messer und Gabel, mit, um nicht in den Wirthshäusern von gemeinem Geschirr essen zu müssen. Daß er es außerdem an vielen guten Lehren und Vorsichtsmaßregeln nicht fehlen ließ, versteht sich von selbst.

Andrea dankte dem Vater mit großer Zärtlichkeit und beide nahmen von einander rührenden Abschied.

Sobald Andrea aus dem Gebirge heraus in das freie Land gekommen war, dachte er: nun wär's wohl Zeit den schönen Zauberspiegel zu versuchen. Er holte ihn aus dem Futterale hervor, nahm ein seidnes Tuch und wischte ihn sehr rein ab, so daß kein Stäubchen darauf zu sehen war. Wie ihm der Vater gelehrt, so rief er nun mit leisem Hauche dagegen den Namen: „Aetheria!" und siehe da! sein Hauch wurde zu Nebel, der Nebel zu Wolken, dann

klärte ſich im Spiegel der Himmel auf und mit glänzender Sternenkrone erſchien ihm im Bilde die Himmelskönigin. „Dich zu ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, dir mich zu Füßen zu werfen," rief der entzückte Andrea, „iſt jetzt mein einziger Wunſch und ſogleich fühlte er von ſeinem Mantel, der ſich wie ein Luftballon um ihn ausbreitete, ſanft gehoben, immer höher und höher, dem Bilde nach, welches er, ohne die Augen davon zu verwenden, vor ſich herſchweben ſah. Schon ging tief unter ihm der Mond auf, als er an der blauen Pforte des Himmelspalaſtes ankam, die ſich ſogleich vor ihm aufthat. Ein Tempel mit zwölf Säulen und ſieben Stufen ſtand vor ihm; er trat hinein und während jetzt das Bild in ſeinem Spiegel immer bleicher ward und zuletzt verſchwand, ſah er auf goldnem Throne, mit einem blauen Schleier umgeben, in welchem wirkliche Sterne funkelten, die ſchöne Aetheria ſitzen, das Köpfchen zurückgelegt, die Arme nachläſſig herabhängend, denn ſie ſchlummerte. Das ungewohnte Geräuſch erweckte ſie. Andrea bat ſehr höflich um Verzeihung, wenn er vielleicht ſtöre, er wollte ſich ſchon wieder entfernen, als Aetheria, welche durch den fremden Beſuch durchaus nicht überraſcht ſchien, ihm winkte, näher zu treten. „Mir hat, ſagte ſie, die Sonnenroſe von Ispahan ſchon heut morgen deine Ankunft und deine Werbung gemeldet und wenn mir aus Ungeduld die Zeit ſo lang wurde, bevor du kamſt, daß ich in den Gedanken an dich einſchlummerte, ſo darfſt du dir dies nicht als ein ungünſtiges Zeichen auslegen.

Wenn dir, schöne Aetheria, sagte Andrea mit bescheidenem Anstande, meine Werbung schon kund geworden ist, so wird mir die Verlegenheit erspart, dir selbst zu sagen, wie glücklich ich mich fühlen werde, die Beschwerden der himmlischen Regierung dir abzunehmen und die Freuden des himmlischen Reiches mit dir zu theilen." — „Ihr seid, entgegnete die stolze Aetheria, sehr zuvorkommend, denn noch habe ich weder geklagt, daß die Bürden der Regierung mich zu sehr drücken, noch daß ich geneigt bin, die Freuden des himmlischen Reiches mit euch zu theilen."

Als es nun zur Tafel ging, und das silberne Geschirr aufgetragen wurde, sagte die Königin zu ihrem Gast: vielleicht waret ihr bisher nur gewohnt, von irdnem Geschirr zu speisen, ich weiß nicht, ob es euch von einem silbernen Teller schmecken wird. „Ich zweifle selbst daran, sagte Andrea, dem dieser Hochmuth unerträglich schien, und nahm aus seinem Ränzel die goldnen Teller hervor, warf die silbernen zum Himmelsfenster hinaus und sagte: da ich zu Haus nur von goldnem Service speiste, so werdet ihr erlauben, mich meines eigenen Geschirres zu bedienen. Aetheria schien hierüber nicht im Mindesten betroffen, sondern sagte ganz gelassen: bedienet euch ganz nach eurer Gewohnheit. Als er aber seine beiden goldnen Teller vor sich hingestellt um davon zu essen, öffnete die Königin nun ebenfalls das Fenster und holte zu nicht geringem Erstaunen ihres Gastes zwei von den kleineren Mondscheiben herein, und setzte sie auf seine goldnen Teller. Nun ließ es sich zwar unser Andrea

von dieſen Mondſcheiben ſehr gut ſchmecken, als er aber nach aufgehobner Tafel ſeine eigenen Teller wieder einpacken wollte, war er durchaus nicht im Stande die ſchweren Mondſcheiben aufzuheben, die ihm noch dazu ſeine Teller ſo platt wie ein Paar Mohnblättchen gedrückt hatten. So ſehr ihn nun auch dieſer Uebermuth der Königin kränkte, ſo hielt er es doch für beſſer, zu ſchweigen und den Verluſt zu verſchmerzen. Auch ließ ihm ſeine hohe Wirthin nicht Zeit ſich in dem Speiſeſaal länger aufzuhalten, ſondern kündigte ihm an, daß bereits der Wagen vorgefahren ſei. „Einem Fußgänger wie ihr, ſagte die Königin, wird es wohl thun, einmal eine bequeme Spazierfahrt zu machen, nur muß ich euch bitten, fügte ſie ſchadenfroh hinzu, nehmt eure goldnen Teller nicht mit, es möchte den Pferden zu ſchwer werden.“ Es thut mir leid, antwortete Andrea, wenn ihr eure armen Pferde ſo knapp im Futter haltet, daß ihr fürchten müßt, ſie werden uns nicht fortbringen, es wär' wohl gut den armen Thieren noch ein Paar Stückchen Brod zu geben. Dabei holte er aus ſeiner Reiſetaſche ein Brod hervor, um den Thieren davon zu geben. „Meine Pferde, rief erzürnt die Königin, werden nur mit goldenem Hafer gefüttert!“ Auch damit, ſagte Andrea gelaſſen, kann ich dienen, und indem er das Brod durchſchnitt, rollte die Krippe voll Goldſtücke, welche die Pferde mit gutem Appetit verzehrten. „Wir haben, ſagte die Königin etwas betroffen, nicht Zeit, uns mit ſolchen Spielereien aufzuhalten, ſteigt ein, wir fahren.“ Noch eh Andrea ſich niedergeſetzt

hatte, rollte der Wagen mit Donnergeprassel davon. Der Lärm war so groß, daß Andrea sich vergebens anstrengte, der Königin verständlich zu machen, daß diese Fahrt ihm durchaus nicht behage. Nur durch Zeichen konnte er ihr, indem er bald an das Ohr, bald auf den Sitz deutete, zu verstehen geben, daß er nicht nur fürchte taub zu werden, sondern auch die Erschütterung für den ganzen Körper zu groß sei. Die Königin achtete wenig darauf, und machte ihren Begleiter nur aufmerksam auf den Glanz und die Pracht ihrer Herrschaft, indem sie an den Sternbildern vorüberfuhr, die sich zur Rechten und Linken in Demuth vor ihr neigten. Arion salutirte mit seinem flammenden Schwerdte, der große Bär stellte sich wie ein Mops auf die Hinterfüße, der Löwe legte sich schmeichelnd wie ein Kätzchen nieder, der Krebs verneigte sich mit kreuzweis übereinander gelegten Scheeren, was jedoch auf unsern jungen Freund wenig Eindruck machte, da ihm der Lärm des Donnerwagens und die Erschütterung dieses rasselnden Fuhrwerkes die heftigsten Kopfweh verursachten. „Nach der Milchstraße!" rief jetzt die Königin; sogleich lenkten die Rosse seitwärts und der Wagen gleitete sanft und weich, ohne Erschütterung und Donner auf dem ebensten Wege dahin. Andrea schöpfte Athem und die Königin fragte, ob er nun einigen Respect vor ihrer Hoheit und himmlischen Herrlichkeit habe? „Wie sollt' ich nicht, antwortete Andrea, eure Hoheit bewundern, die wahrhaft übermenschlich ist, zumal wenn ich von dieser Höhe hinabschaue!" Dabei gedachte er des

Spruches ſeines Vaters: „Allzuhoch erniedrigt dich!“ und in ſeinem Herzen war er längſt entſchloſſen, die erſte, die beſte Gelegenheit zu ergreifen, um ſich der Königin zu empfehlen. Dieſe dagegen glaubte ſeiner ganz ſicher zu ſein, und um ihn vollkommen an ſich zu feſſeln, zog ſie einen goldnen Ring vom Finger, in welchem ein ſehr werthvoller Planet gefaßt war. „Nehmt, ſagte ſie, zum Andenken an dieſen Ausflug, dieſen Ring von mir an.“ Andrea aber bemerkte ſehr wohl, daß an dem Ringe eine ſehr feine Kette befeſtigt war, welche ihn, wenn er ihn angeſteckt hätte, für ewig feſtgehalten haben würde. Indem er ſich daher ſtellte, als ob er ſich alle erdenkliche Mühe gäbe, ſeinen engen Handſchuh auszuziehen, um den Ring anſtecken zu können, ſah er ſich nach einer Gelegenheit um, zu entwiſchen. Die Königin machte ihn eben auf einen vorüberſtreifenden Cometen aufmerkſam und rieth ihm, den Kopf etwas zurückzulegen, um nicht etwa verſengt zu werden. Dieſer Comet, dachte Andrea, kommt mir juſt gelegen, und wie er im Fluge an ihm vorüber ſchoß, ergriff er ihn herzhaft bei dem Schweife und war im Fluge aus dem Wagen hinaus. „Lebt wohl, ſchöne Königin, rief er zurück, um ſolche Vögel zu fangen, wie ich Einer bin, müßt ihr eure Ringe und Schlingen geſchickter legen!“ Vergebens trieb die Königin ihre Roſſe mit goldner Peitſche an, die Räder des Wagens waren in den tiefen Geleiſen der Milchſtraße nicht fortzubringen und bald war der Comet mit dem daran hängenden Andrea ihren Augen entſchwunden.

Wenn auch Aetheria ihren Aerger über die vereitelte Hoffnung, den fremden Wanderer durch ihren Ring auf ewig an ſich zu feſſeln, nicht laut werden ließ, ſo können wir doch glauben, daß ſie nicht in der heiterſten Laune nach ihrem Pallaſt zurückkehrte.

Drittes Kapitel.

Sobald Andrea ſicher war, daß die Himmelskönigin ihn nicht einholen würde, ließ er den Schweif des Kometen los, breitete ſeinen Mantel aus und kam nach wenigen Stunden auf derſelben Stelle wieder an, von der er am Morgen ausgegangen war. Er war froh die Nacht in guter Ruh unter einem Palmenbaume zubringen zu können, allein ſobald die Morgenſonne ihn weckte, dachte er auch ſchon wieder daran, ſich nach der zweiten Prinzeſſin umzuſehn. Nachdem er an der nahen Quelle ſich den Schlaf aus den Augen gewaſchen, holte er ſeinen Spiegel wieder hervor und rief den Namen „Fiamma!“ Sogleich zuckte es darin wie ein Blitz, es blendete ihn wie er hineinſah und nur nach und nach war er im Stande, die Augen an das Bild, das ihm darin erſchien, zu gewöhnen. Dennoch folgte er entſchloſſen, wohin die Erſcheinung ihn führte; ſo kam er nach einigen Tagen an einem Berge an, aus deſſen Gipfel von Zeit zu Zeit eine Feuerſäule emporſtieg, und an deſſen Fuße ſich eine finſtre Höhle befand. Da hinein

führte ihn das Bild; unerschrocken stieg er eine schauerliche Felsentreppe hinab. Als aber bei einer letzten Wendung die Höhle immer höher und geräumiger wurde, hörten die Stufen auf und anstatt des Bildes sah er mit flammender Krone auf dem Haupte die Königin des unterirdischen Reichs auf ihrem dunklen Throne sitzen. Er verneigte sich ehrerbietig, brachte ihr Grüße von seinem Vater, dem mächtigen Zohi, und wenn er ihr auch den eigentlichen Grund, welcher ihn zu ihr geführt, nicht sogleich offenbarte, so war doch Fiamma klug genug, um zu wissen, in welcher Absicht Andrea zu ihr kam. Schon längst kam ihr die Einsamkeit der Unterwelt etwas langweilend vor und sie freute sich, einen angenehmen Gesellschafter hier festhalten zu können. Weniger stolz als Aetheria, bat sie Andrea, neben ihr auf dem Throne Platz zu nehmen, da er Raum genug für Zwei habe. Unser junger Freund nahm die Einladung an, dachte aber schon jetzt im Stillen bei sich: aus dem Himmel bist du glücklich wieder entkommen, hättest du nur auch schon die Hölle wieder hinter dir! — Denn allerdings paßte Vieles von den Beschreibungen, welche man ihm in seiner Kindheit von dem Reiche Satans gemacht, vortrefflich auf die Umgebungen, in denen er sich hier befand. Kaum hatte er sich auf dem Throne niedergelassen, so nahten sich ihm mehrere von der flammenden Dienerschaft und schenkten ihm in glühende Becher, geschmolzenes Gold, welches die Königin mit vielem Appetit, als ob es Chokolate wäre, trank; Andrea aber, der nicht Lust hatte sich den Mund zu

verbrennen, dankte höflichſt. „Euch beliebt nicht, ſagte die Königin, von unſern Erfriſchungen zu nehmen, ſo ergötzt ihr euch vielleicht an einem Tanze, den meine Hoftänzer vor uns aufführen werden.“ In einer Seitenhöhle ertönte jetzt eine Tanzmuſik eigener Art, denn die Muſiker ſchienen nichts mehr und nichts weniger als ehrliche Schmiede zu ſein, die mit ihren Hämmern abwechſelnd auf Amboße und Glocken ſchlugen, wodurch eine, ſehr an den Donner der Himmelskönigin erinnernde, Harmonie hervorgerufen wurde. Hierauf erſchienen im Vordergrunde vor der Königin auf einer Bühne, deſſen Boden ein großer Metallſpiegel war, zwei Flammengeiſter, welche in ſehr feſter Haltung eine zierliche Menuet tanzten, was unſern Freund um ſo mehr in Verwunderung ſetzte, da er wohl wußte, wie ſchwer es, ſelbſt einer kleinen Lichtflamme wird, nicht zu flackern. Der ruhige Tanz wurde jetzt dadurch unterbrochen, daß zwei bewaffnete Titanen erſchienen, die zwar ebenfalls nach dem Tacte der Hämmer mit ihren Schwerdtern auf die Schilde ſchlugen, zugleich aber mit den beiden Menuettänzern ein Gefecht ſehr ernſthafter Art begannen. Kein Hieb ging fehl, ſie hieben die Flammengeiſter mehrmals mitten durch, was jedoch keinen andern Erfolg hatte, als daß ſie bald, anſtatt vorher nur mit zwei, nun mit zwölf Flammen zu fechten hatten, die ihnen endlich über den Kopf wuchſen, daß ſie ſich nicht vor ihnen zu retten wußten. Wo nur ein Stück Metall an der Rüſtung der Titanen war, das beleckten die Flammen ſo lange mit glühenden Zungen, bis es

ſchmolz, ſo daß ihnen ihre Helme in heißen Tropfen über die Stirne herabliefen und Schwerdt, Schild und Panzer wie zerlaſſene Butter auf den Boden floß.

Die Feuer-Rieſen oder Titanen, die vorher in glänzender Waffenrüſtung erſchienen waren, ſtanden als ausgebrannte Skelette mit kahlen Schädeln und gebleichten Knochen da und zogen klappernd von dannen. Die Muſik ſchwieg, die Flammengeiſter hüpften zu dem Throne der Königin heran, die ihnen freundlich die Hand zum Handkuß reichte. Sie glaubten unſerm jungen Freund, welcher noch immer den Ehrenplatz neben der Königin hatte, eine gleiche Huldigung erweiſen zu müſſen, und obſchon er es höflichſt ablehnte, faßten ſie ihn dennoch feſt bei den Händen, und bald waren die Handſchuh durchgeküßt, daß ihm im eigentlichſten Sinne das Feuer auf die Nägel brannte. Nur dadurch, daß er mit ſeinem Mantel einige Bewegungen machte konnte er ſich der zudringlichen Flammen erwehren. Zum Glück für ihn erhob ſich jetzt die Königin, winkte und die Flammengeiſter zogen ſich eiligſt zurück. „Es fängt an kühl zu werden in der Grotte, ſagte die Königin, fahren wir zum Feuerwerke, denn hier erkälten wir uns!“ „Ei ſo krieg du die Grippe!“ dachte Andrea, die Königin fürchtet ſich hier zu erkälten, und mir rieſelt es auch ſchon ganz kalt durch die Adern. Mein Vater hatte wohl recht, wenn er mir ſagte: „Allzuheiß erkältet dich!“

Unterdeſſen war der Drachenwagen vorgefahren, die Partie war nicht abzulehnen, die Königin ſtieg ein und An-

drea nahm wieder an ihrer Seite Platz. Der Tunnel, oder unterirdiſche Gang, durch den ſie fuhren, war hochgewölbt und von vielen tauſend Gasflammen erleuchtet. Er endete in einer geräumigen Halle, in welcher auf amphitheatraliſchen Sitzen die geſammte elegante Geſellſchaft des unterirdiſchen Hofſtaates verſammelt war. Die Königin und ihr Gaſt nahmen wiederum die Ehrenplätze ein und ein Kanonenſchlag gab das Zeichen zum Beginn des Feuerwerks. In der Tiefe begann es zu donnern und zu blitzen, und jetzt erſt merkte Andrea, daß er ſich in dem Innern eines feuerſpeienden Berges befand, um deſſen Keſſel die Geſellſchaft Platz genommen hatte. Zuerſt begann eine Feuerfontaine ihr Spiel; ſie ſtieg in der Ferne gleich einer hohen Criſtallſäule empor, in deren ſprudelnder Krone Tauſende von goldnen Orangen ſpielten, welche ſie unter die Geſellſchaft auswarf. Unſer junge Freund wußte ebenfalls einige zu fangen; denn da er ſich als Knabe eine große Geſchicklichkeit im Ballſpiel erworben, ging ihm kein Apfel verloren, der auf ihn zuflog. Das zweite Spiel war das der Springquellen, und an dem lauten Beifallklatſchen, mit dem die Geſellſchaft es empfing, erkannte Andrea, daß es wohl eine Lieblingsunterhaltung des unterirdiſchen Publikums ſein müſſe. Es ſtieg nämlich aus der Tiefe ein Baum empor, deſſen Stamm und Aeſte von Gold, deſſen Blätter die ſchönſten bunten Edelſteine, Smaragden, Sapphyre, Chriſoprase und Hyazinthen waren. Tauſende von Paradies-Vögeln ſaßen auf den Zweigen und während ſie mit den Flügeln ſchlugen, ſprudelte aus ihren

Schnäbeln in hohen Bogen der köſtlichſte Glühwein. Ein jeder der Zuſchauer hatte ſich mit einem Becher verſehen und Alle wußten den Strahl des Weines ſo geſchickt aufzufangen, daß auch nicht ein einziger Tropfen verloren ging. Es konnte nicht fehlen, daß die Geſellſchaft hierdurch ſehr heiter, hier und da ſogar ausgelaſſen geſtimmt wurde und als nun die letzte Vorſtellung, das Spiel der Luftballons begann, erhoben ſich alle und traten näher an den Rand des Kraters oder Keſſels heran, um an dieſem Vergnügen Antheil zu nehmen. Dies Spiel beſtand darin, daß zwei Luftballons an goldenen Ketten ſo befeſtigt waren, daß der eine niederſank, während der andere in die Höhe ſtieg. Man vergnügte ſich dabei, wie auf einer Schaukel, und die Neckerei beſtand darin, daß man den Andern, entweder bis zur höchſten Höhe hinaufhob, wo ihn ſchon die kühle Bergluft erreichte, oder ihn ſo lange in der tiefſten Tiefe zappeln ließ, daß er zu erſticken glaubte. Nachdem das Spiel ein Weilchen gedauert, ſagte die Königin zu ihrem Nachbar: „Wär euch nicht auch gefällig einzuſteigen, und eine Partie mit mir zu verſuchen.“ „Ich fürchte ſehr, ſagte Andrea daß ſich zu ſchwer bin und ihr mich aus der Tiefe nicht wieder empor ziehen würdet.“ „Macht euch deshalb keine Sorge, erwiederte die Königin, vielmehr dürfte das Gegentheil geſchehen, denn meine Krone allein wiegt euch wohl zehnmal auf!“ — Das aber war es grade, was Andrea wünſchte. Um ſich ſo leicht als möglich zu machen, ließ er ſeine goldnen Aepfel zurück und behielt nichts als ſeinen Spiegel bei

ſich, während die Königin, um ihrer Sache recht gewiß zu ſein, nicht nur ihre Krone und Scepter, ſondern auch noch verſteckter Weiſe ein Körbchen mit goldnen Früchten in die Gondel des Ballons nahm. Wie froh war Andrea, als er ſogleich merkte, daß ſein Ballon nach oben ſtieg, bald umwehte ihn die Luft des Himmels und hoch oben ſah er in blauer Ferne den Mond ſtehen. Da war ſein Entſchluß ſogleich gefaßt; er breitete ſeinen Mantel aus, ſprang aus der Gondel und flog aus dem unterirdiſchen Reiche durch die Oeffnung des Craters glücklich hinaus. Die erzürnte Königin, die an der Gewalt, mit welcher ſie in die Tiefe hinabſank den Betrug ſogleich gewahr wurde, ſandte dem Flüchtling einen glühenden Steinregen nach, allein Andrea war längſt ſchon in Sicherheit. — Man hatte Mühe die Königin wieder aus der Tiefe heraufzuziehen; voll Verdruß kehrte ſie in ihre Wohnung zurück. Für den nächſten Tag wurden das Schauſpiel und die Oper abbeſtellt.

Viertes Kapitel.

Um ſich nach dem ausgeſtandenen, ſehr erhitzenden Vergnügen ein wenig abzukühlen, ging Andrea dem Meeresſtrande zu, wo ihn die friſche Seeluft ſtärkte und erquickte. „Beinah gebe ich," ſagte er, als er ſich auf einem, von ſchäumenden Wellen umſpülten, Felſen etwas ruhte, „die Hoffnung auf, diejenige Prinzeſſin zu finden, bei der ich für

immer zu bleiben wünschen könnte.“ Indessen wurde ihm doch zuletzt die Zeit lang und nachdem er sein Haar wieder in Ordnung gebracht, seine Kleider und Schuh gereinigt und die Manschetten aus den Aermeln wieder hervorgezupft, dachte er doch auch daran, seinen Zauberspiegel zu poliren, der in dem unterirdischen Qualm von Feuer und Schwefeldampf ganz blind geworden war. Er nahm, was ihm die Flammengeister von seinen Handschuhen übrig gelassen hatten, und polirte das Glas mit vieler Sorgfalt. „Nun sind mir, sagte er, noch zwei von diesen schönen Prinzessinnen übrig, allein ich werde mich wohl hüten, sie zu citiren. O, die Namen weiß ich noch recht wohl, sagte er, indem er die letzten Flecken von dem Spiegel rieb, die Eine hieß, — ja, ganz recht, die hieß Thalatta, die Andere — aber, was seh ich — da ist ja doch die Prinzessin im Spiegel und winket mir zu, daß ich ihr folgen soll.“ Unwillkührlich fühlte er sich von dem Steine hinab in die Fluthen gezogen, sanfte Wellen schaukelten ihn immer weiter hinaus in die offene See und wie sich nun das Bild tiefer und tiefer senkte, fühlte er sich unwiderstehlich nachgezogen. Sein seidenes Mäntelchen schlug, als er niedertauchte, über seinem Kopfe zusammen, so daß er darin wie in einer durchsichtigen Taucherglocke saß, was ihm viel Vergnügen machte, da er alles deutlich sehen konnte, was um und neben ihm vorüberzog. Bald hatte er ein großes Gefolge von neugierigen Krebsen, Krabben und lustigen Seefischen hinter sich, die gern wissen wollten, was für ein sonderbarer Gast sie besuche. Als er

daher auf der unterſeeiſchen Wieſe, auf welcher der Pallaſt der Seekönigin ſteht, ankam, ſtieß der Thurmwart ſogleich in das Horn und meldete, daß ein vornehmer Prinz mit großem Gefolge ankomme. Die Königin ſchickte ihm vier dienſtthuende Seehunde, welche zum Zeichen ihrer Würde einen goldenen Schlüſſel an der Rocktaſche trugen, entgegen, mit dem Auftrage, nach ſeinem Begehr zu fragen und ihn ſicher zu ihr zu geleiten. Sobald Andrea in die gewölbte Kriſtallgrotte, in welche kein Tropfen Waſſer eindringt, getreten war, ließ er ſeinen Mantel wieder nieder und bald ſtand er mit erſtaunten Blicken vor der Königin. Weder der Glanz des himmliſchen Thronſaals, noch der wunderbare Schimmer der unterirdiſchen Hallen hatten einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, als dieſer Zauberpallaſt Thalattas. Die Kuppel vom reinſten Aquamarin wurde von Kriſtallſäulen getragen, um welche Gewinde von rothen Korallen geſchlungen waren. Zwiſchen den Säulen ſtanden in zierlichen Muſcheln die ſeltenſten Blumen, die einen lieblichen Duft verbreiteten, künſtliche Springbrunnen, deren Tropfen lauter ächte Perlen waren, ſpielten in dem gemilderten Sonnenlichte, welches bis in dieſe Tiefe drang und in einem, mit Perlmutter ausgelegten, Baſſin ſchwammen Goldfiſche umher, welche nicht ſo ſtumm waren, wie wir ſie gewöhnlich ſehen, ſondern ſowohl über, als unter dem Waſſer luſtige Melodien ſangen. „Sie finden mich, ſagte die Königin, bei Tafel, und ich bitte bei mir vorlieb zu nehmen.“ Andrea wollte ſich gehorſamſt entſchuldigen,

allein die dienſtthuenden Seehunde hatten ihm ſchon den Huth abgenommen, einen Stuhl zurecht gerückt und während von der einen Seite ihm die ſchönſten Auſtern präſentiet wurden, ſchenkte man ihm von der andern Seite in ein zierlich gewundenes Trinkhorn ſchäumenden Champagner ein. Andrea traute, als er davon nippte, kaum ſeiner Zunge und als er mehrmal koſtete und prüfte, ſagte die Königin: „Sie irren ſich nicht, mein Prinz, der Wein iſt echt und gut und mir erſt noch kürzlich als Tribut von Frankreich zugeführt. Denn alle Länder ſind mir tributbar und in meinen Magazinen iſt Ueberfluß an allen Schätzen des Himmels, der Erde und der Unterwelt. Mein Haushofmeiſter verſteht ſeinen Dienſt; ihm entgehen weder die Silberflotten Amerikas, noch die Theeflotten Indiens, noch die Caffee-Schiffe Afrikas. Bald ſchiebt er ihnen ein Felſenriff entgegen, bald läßt er ſie auf den Strand laufen und was dann ſinkt, das iſt unſer Theil. „Aber die unglücklichen Schiffer?“ fragte Andrea beſcheiden. „Ei nun, ſagte die Königin, wo irgend Rettung möglich iſt, laſſen meine Matroſen nichts unverſucht, Leute von Diſtinction, Könige, Kaiſer, Prinzen, finden immer bei mir gute Aufnahme, für die Poeten und Spielleute haben meine Delphine eine beſondere Vorliebe, und einer von ihnen hat noch kürzlich die Rettungsmedaille dafür erhalten, daß er einen berühmten Sänger, den verrätheriſche Schiffer beraubten und in das Meer warfen, glücklich an das Land trug. Daß nun hier und da, zumal nach den Seeſchlachten ein und der andere

Sterbliche den Fiſchen anheimfällt, läßt ſich nicht abändern.“ Eben wurde ein ragout fin en coquille aufgetragen, allein unſerm Freunde war nach dieſer Erzählung aller Appetit zu Fleiſchſpeiſen vergangen. „Da wir heut eigentlich Faſttag haben, ſagte er, werden Ew. Maj. entſchuldigen, wenn ich für Fleiſch danke und mich nur an die Fiſche halte.“ Auch an Früchten fehlte es nicht, Orangen, Ananas und die ſüßeſten Trauben wurden aufgeſetzt. Nach aufgehobener Tafel befahl die Königin vorzufahren. Sie haben zu befehlen, ſagte ſie, nach welcher Himmelsgegend wir den Weg nehmen ſollen, iſt Ihnen daran gelegen, Nachrichten von Haus zu erhalten, ſo fahren wir in den indiſchen Ocean, wo die Ganga mir zuſtrömt, verlangen Sie das Neuſte aus Afrika zu wiſſen, ſo eilen wir zu der Küſte, wo mit ſieben Mündungen der Nil ſeine Mittheilungen macht; der Orinoko und Miſiſippi bringen aus Amerika, die Donau und der Rhein aus Europa die neuſten Journale, ſo daß ich immer mit der Welt in genaueſter Verbindung bleibe. Und welch' ein Ueberfluß! alles ſtrömt meinem Reiche zu und nicht das kleinſte Flüßchen fließt von mir aufwärts in das Land zurück. „Dann wünſchte ich wohl, ſagte Andrea, eine kleine Luſtparthie zur Ganga zu machen, da ich aus ihrer Mündung vielleicht einige Nachrichten von meinem lieben Vater erhalte, welcher an ihren Quellen zu Hauſe iſt.“ Als ihn aber die Seekönigin fortwährend von ihrem Ueberfluſſe unterhielt, erinnerte er ſich des bedeutſa-

men Wortes des Vaters, der ihm unter jenen Sprüchen auch den zugerufen hatte:

„Ueberfluß im Sand verrinnt!"

So viel, dachte er bei sich, seh ich nun wohl ein, auch die Wasserresidenz wird, so schön sie ist, nicht mein Pallast werden, denn ich fürchte mich, in diesem Ueberflusse zu leben, den ich doch nur dem Unglück und der Beraubung anderer verdanken müßte, nicht der eigenen Arbeit und wobei es am Ende heißen würde: wie gewonnen, so zerronnen. „Heute die braunen Wallrosse, rief die Königin, und den rothen Muschelwagen!" und alsobald hörte man es durch die Fluthen daherrauschen. Die Hof-Seehunde waren wiederum sehr geschäftig, sie brachten der Königin einen kostbar gearbeiteten Fächer, vier kleine Kammer-Meerschweinchen trugen die Schleppe und sorgten beim Einsteigen, daß nichts davon zwischen die Wagenthüren geklemmt wurde. Eine der unangenehmsten Empfindungen, die er jemals gehabt, war für Andrea, als die Königin ihm ihren Arm bot, der, so blendend weiß, so voll und rund er auch war, dennoch ihm das unleidliche naßkalte Gefühl machte, als ob er einen Frosch anfaßte. Nie in seinem Leben vermißte er seine Handschuh so sehr als diesmal und als er die Königin bei dem Einsteigen in den Wagen unterstützen mußte, durchrieselte es ihn so eiskalt, daß er sich lange Zeit die Hände reiben mußte, bevor er sie wieder warm fühlte. „Unser nächster Weg, sagte die Königin, führt uns an den unterseeischen Schiffwerften vorüber und vielleicht interessirt es

Sie, die Thätigkeit meiner — und wie ich hoffe — hierbei hielt sie den Fächer vor's Gesicht — dereinst auch Ihrer Unterthanen kennen zu lernen." Zwölf blasende Tritonen ritten vorauf und ein jubelndes Gefolge von Nereiden begleitete den Wagen der Königin. Da war es denn nicht zu verwundern, daß sie die Arbeiter, die schon von fern den Lärm hörten, in voller Thätigkeit fand. Die Oberaufsicht führte der Admiral Narwall, der Biber war als Schiffbaumeister angestellt, und es war in der That eine Freude zu sehn, wie genau hier die Sägefische als Schiffzimmermeister die Bretter und Planken sägten, welche die Bohrmuscheln auf den ihnen bezeichneten Punkten durchbohrten, Steinbutten raspelten mit ihrem Rücken die Unebenheiten glatt, und einige handfeste Störe, die sich mit Meerhämmern versehen hatten, verstanden es, den Kiel zusammenzufügen und festzunageln. In einer andern Werkstatt waren die Seespinnen beschäftigt Garn zu Segeltüchern zu spinnen, welches von den Seejungfern auf großen Webstühlen verarbeitet wurde. Die ganze Zunft der Hummern und Krebse war beschäftiget, mit ihren Doppelscheeren das Tuch zuzuschneiden, und so gab es nicht einen einzigen Unterthan in dem ganzen, großen Reiche, dem nicht auf irgend eine Weise eine Beschäftigung angewiesen war. „Haben wir, sagte die Königin, erst unsere Flotte fertig gebaut, dann denken wir noch an weitere Unternehmungen, wobei uns, wie ich hoffe, Eure genaue Kenntniß der Oberwelt sehr zu statten kommen soll." Andrea versicherte, daß er sich durch das Zutrauen der Königin sehr geehrt fühle,

obwohl er kaum hoffen dürfe, daß seine geringen Kenntnisse von einigem Nutzen sein würden. Unter dergleichen gegenseitigen leeren Complimenten war man endlich in das stille Meer gelangt und Thalatta gebot ihrem Gefolge ausdrücklich die Ruhe desselben durch keinen Lärm zu stören.

„Ich möchte wohl gern einmal, sagte die Seekönigin, als sie in die Gegend gekommen waren, wo die Ganga sich in das Meer einmündet, landeinwärts dringen, um mit meinem Gefolge die Aussicht von jenen fernen Bergen zu genießen.“ Die dienstthuenden Seehunde und Kammerdelphine sahen zwar bei dieser Aeußerung bedenklich auf ihre, nicht zu Landparthien eingerichteten Fischschwänze, versicherten aber dennoch, daß sie ungesäumt voraus eilen würden, um nähere Kundschaft einzuziehen. „Dies wollen wir, sagte die Königin, unserm Freunde überlassen und es wurde für ihn sogleich ein leichteres Muschelboot ausgesetzt, welches er bestieg, um stromaufwärts voraus zu rudern. Unvorsichtiger Weise hatte sich die Königin mit ihrem Gefolge zu nahe an das Ufer gewagt, und dabei ganz vergessen, daß das Meer des Tages zwei Athemzüge thut, wodurch es einmal vom Lande weit zurücktritt und dann wieder anschwillt. Eben that nun das Meer den tiefen Athemzug, wodurch das, was wir Ebbe nennen, eintritt und plötzlich sah sich die Seekönigin mit ihrem ganzen Gefolge auf den Sand gesetzt; vergebens trieb sie mit goldener Peitsche die Wallrosse an, die Räder des Wagens sanken immer tiefer in den Schlamm und weder Seehunde noch Seelöwen wa-

ren im Stande zu helfen, sie patschten ungeschickt in dem weichen Boden umher und den voraufreitenden Tritonen war so viel Schlamm in die Hörner gekommen, daß sie nicht im Stande waren, auch nur einen einzigen reinen Ton mehr zu blasen. Diese schöne Gelegenheit, zu entkommen, hatte unser Freund Andrea nicht unbenutzt gelassen. Auf seinem flachen Muschelboot war es ihm ein Leichtes bis in den Strom zu gelangen, er ruderte fort, schnell seitwärts in das hohe Schilf und fand bald eine gelegene Stelle, wo er an das Land steigen konnte. — Vergebens winkte die Seekönigin mit ihrem grünen Schleier ihm zu; er war für immer für sie verloren. „Auch einer Königin, so seufzte sie, sind Grenzen gezogen, die sie nicht überschreiten darf und so wollen wir wenigstens dem Unvermeidlichen mit Fassung entgegen gehn.“ Eine gute Weile hatte der gehemmte Hofstaat hier auf dem Trocknen gesessen, als das Meer wieder ausathmete und mit hoher Fluth zurückkehrte. „Das ist doch ein ganz andres Element, unser Meer!“ bemerkte einer der Seehunde; die ganze Schaar rief freudig: Thalatta! Thalatta! und Alle schlugen, wie es sich thun ließ, mit Händen, Füßen und Schwänzen auf die glatte Wasserfläche, daß kein Theater-Publikum im Stande wär, durch Beifallklatschen einen solchen Lärm zu machen. Die Königin lenkte ihre Rosse heimwärts und kehrte schweigend nach ihrem Pallaste zurück. —

Fünftes Kapitel.

Das Erste, was Andrea that, als er sich in Sicherheit wußte, war, daß er seinen Zauberspiegel hervorholte und bei sich also sprach: „Dreimal hat dieser verrätherische Spiegel mir ein trügerisches Glück gezeigt, ich will mich nicht von ihm zum vierten Male in die Irre führen lassen; hab' ich doch ein Paar gesunde Augen, die mir den rechten Weg schon zeigen werden und auf mein Herz denk ich mich doch auch wohl verlassen zu können." Er trat auf eine freie Anhöhe, die an der einen Seite von einer tiefen Felsenschlucht begrenzt wurde und warf den Spiegel rückwärts über den Kopf in die Tiefe, ohne sich weiter nach ihm umzuschauen. Jetzt schnitt er sich einen tüchtigen Wanderstab von dem nächsten Haselbusch ab und sagte: „du sollst jetzt mein Führer und mein Begleiter sein." Mehrere Tage war er so an den reizenden Ufern der Ganga gewandert, wo die köstlichen Früchte des Palmenbaumes ihn mit Nahrung und Milch und ihre breiten Fächer mit einem schützenden Dache versorgten. Eines Abends, als er schon ziemlich müde war, hörte er in der Ferne ein kleines Glöckchen läuten und bald vernahm er auch eine zarte, kindliche Stimme. Er lauschte, er ging näher und als er mit der Hand das Gebüsch leise zurückbog, erblickte er das reizendste Kind, was jemals ein menschliches Auge gesehn. „Komm näher, fürchte dich nicht," rief das allerliebste Mädchen, „ich bringe dir eine Schüssel mit Milch und eine ganze Schürze voll

Hertha.

Blumen und Kräuter, die ich alle für dich gepflückt habe.“ Schon glaubte Andrea, daß ihm dieser freundliche Zuruf gelte, als er ein gezähmtes Reh auf das liebe Kind zukommen sah, welches jedoch die natürliche Schüchternheit noch nicht so ganz abgelegt hatte, um dreist, wie es wohl ein Schoßhündchen thut, in die Schüssel hinein zu patschen. Man merkte dem Reh wohl den Appetit an, von der süßen Milch zu lecken und doch zog es das Köpfchen mit einem halb lüsternen, halb verschämten Ausdruck zurück. „Komm, komm,“ wiederholte die Kleine, die die volle Schüssel mit größter Behutsamkeit hielt, um nicht ein Tröpfchen zu verschütten; wenn du nicht gleich trinkst, so geb ich Alles dem Käzchen,“ da horchte das Käzchen, das unter der Bank lag und mit dem losen Bande, an welchem sonst das Reh geführt wurde, spielte, sogleich auf, machte einen Katzenbuckel und schmeichelte sich an die kleine Gebieterin heran; nun erst entschloß sich das Reh, aus der ihm gebotenen Schaale zu trinken. Das Käzchen schmeichelte und schnurrte immer fort und so wurde ihm denn der Rest der Milch zu Theil, während dem Reh eine Hand voll frischer Kräuter gereicht wurden *). Um die Kleine nicht zu erschrecken und sich doch zugleich bemerklich zu machen, bog Andrea die Zweige noch mehr zurück und trat bescheiden grüßend hervor. Weit entfernt aber, daß das Kind erschrocken wär, ging sie Andrea, als ob sie ihn schon längst kannte, entgegen, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „seid mir

*) Man sehe das Titelkupfer.

willkommen, Andrea, nun seid ihr es doch endlich einmal wirklich, ich sah euch schon öfter, aber immer nur im Traume.“ Andrea, der vielmehr darauf gefaßt war, sich entschuldigen und ein erschrocknes Kind beruhigen zu müssen, war durch diesen offnen und zutraulichen Empfang so in Verlegenheit gesetzt, daß es ihm jetzt an Worten fehlte, da er nie geglaubt hatte, daß die offnen Augen eines Kindes ihn so verwirren könnten. Noch mehr aber ward er betroffen, als er sah, wie das Kind, während er noch ihre Hand festhielt, sichtbar heranwuchs und als Jungfrau vor ihm stand. „Kennst du mich nicht? frug sie, das wundert mich doch sehr, da ich dich doch schon längst kannte.“

„Ja, gewiß, rief jetzt Andrea mit festem Vertrauen, ich kenne dich, du bist Hertha, die Königin des irdischen Reiches, zu der mich kein Zauberspiegel geführt, kein Zaubermantel getragen, zu der ich keinen anderen Führer hatte, als diesen Stab und mein Herz.“ „Dann bist du mir, sagte Hertha, doppelt willkommen, denn wenn auch meine Welt nur klein und beschränkt ist, sie will doch immer regiert sein und dazu taugen wir Frauen nun einmal nicht. Folge mir in meine Hütte, und wenn ich auch keine Krone und kein Scepter in deine Hand legen kann, so wirst du bei mir gewiß ein stilles Glück finden.“

Gerührt von so viel Huld und Güte folgte Andrea der schönen Hertha und war erfreut, daß hier der Spruch seines Vaters: „Stilles Glück den Preis gewinnt!“ in Erfüllung gehn werde.

Nun folgten feſtliche Tage. Die Statthalter der vier Provinzen fanden mit ihren Vaſallen und reichem Gefolge ſich zur Huldigung ein. Aus dem Morgenlande zog der Frühling mit der geflügelten Schaar der Blumenfeen herbei, aus dem Mittag kam der Sommer mit ſeinen fleißigen Feldarbeitern, welche volle Aehrenkränze dem jungen Paar zu Füßen legten; aus dem Abendlande führte der Herbſt die muntre Geſellſchaft der Winzer herbei, die nicht allein die ſüßeſten Trauben in reichen Kränzen, ſondern auch zierliche Krüge, mit Wein bis zum Rande gefüllt, herbeitrugen. Aus der mitternächtigen Provinz aber ſtellte Vater Winter ſich ein, der mit ſeinem luſtigen Gefolge dem jungen Brautpaare das Schauſpiel einer Schlittenfahrt gab, bei welcher das Schellengeläute, womit die Eisbäre behangen waren und die Knallpeitſchen der Bereiter, die auf Rennthieren ſaßen, einen nicht geringen Lärm machten. Als Gabe der Huldigung aber brachten ſie dem Könige und der Königin zwei köſtliche Hermelin-Mäntel. Mit der ihr eigenen beſcheidenen Freundlichkeit nahm die Königin die ihr dargebrachten Huldigungen an und wies die Vaſallen an, von jetzt an ihrem erkornen Gebieter hold und gewärtig zu ſein.

Nicht lange konnte den anderen Schweſtern das Glück Hertha's verborgen bleiben. Die geſchwätzigen Quellen, welche Zeugen der feſtlichen Tage geweſen waren, plauderten davon zu den Waldbächen, dieſe erzählten es den Flüſſen, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als den Strömen davon Nachricht zu geben, welche natürlich nicht unterlie-

ten, den Mund recht voll zu nehmen und bei ihrer Ankunft im Meere davon großen Lärm zu machen, so daß die Seekönigin sehr bald erfuhr, wohin ihr Flüchtling gezogen sei. Noch schnellere Kunde davon erhielt Aetheria; einige spielende Zephyre, welche sich zu dem Feste hinzugeschlichen und unbemerkt in den Bäumen gesäuselt, unter denen das glückliche Paar ruhte, brachten die Kunde davon in das himmlische Reich und unterließen sogar nicht, wie solche windige Gesellen pflegen, allerlei kleine Uebertreibungen hinzuzufügen. Sofort gab Aetheria einem Blitz den Auftrag, ihrer Schwester Fiamma die Nachricht von der Vermählung der jüngsten Schwester mitzutheilen, zugleich ließ sie sie auffordern, die beiden jungen Leute, die so unartig gewesen wären, ihre älteren Schwestern weder zum Polterabend, noch zur Hochzeit einzuladen, ein wenig zu necken. Auch Charlotta wurde mit in die kleine Verschwörung gezogen und war sehr gern bereit, an diesen Neckereien Antheil zu nehmen. Nun weiß man aber wohl, wie das zu gehn pflegt, wenn vornehme Herrschaften anfangen zu necken; wenn man mit dem Löwen spielt, ist es nicht so, als ob man ein Kätzchen streichelt und die Scherze eines Adlers sind anders als die eines Kanarienvogels. So war es nun auch hier, und zwar um so mehr der Fall, als sich in den Scherz einige Schadenfreude und Bosheit mit einmischte. Um wenigstens Einiges von diesen kleinen Neckereien anzuführen, so wollen wir nur berichten, daß Aetheria, wenn Andrea und Hertha durch ihre blühenden und grünenden Kornfelder gingen und

die freudigſte Hoffnung auf eine reiche Aernte hatten, unverſehen ein Hagelwetter herabſchickte und die ſchönen Felder vernichtete. Ein anderes Mal bedeckte ſie die Veilchen, Maiblumen und die bunten Tulpenbeete, wenn der Frühling ſie hervorgelockt hatte, noch im Mai mit einer dichten Schneedecke, daß ſie alle erfroren, ja ſelbſt Blitz und Donner wurden zuweilen abgeſchickt, um die beiden Liebenden zu erſchrecken. Nicht viel glimpflicher waren die Scherze, die ſich Flamma erlaubte; des Nachts, wenn Andrea und Hertha ſich zur Ruhe begeben hatten und ſanft ſchliefen, begann ein unterirdiſches Getöſe, das Haus wankte, die Erde bebte, als ob ihre feſte Rinde berſten wollte. Zuweilen ergriff die Königin der Unterwelt die Pfeiler, mit denen die Berge feſt in der Erde ſtehen und rüttelte ſo ſtark daran, daß ſie von ihren Häuptern den Schnee herabſchüttelte und dann ſtürzten furchtbare Lawinen nieder, die ganze fruchtbare Thäler begruben. Noch gefährlicher waren die Scherze, die ſie ſich mit ihrem unterirdiſchen Feuerheerd erlaubte, auf welchem ſie die Keſſel mit geſchmolzenem Geſtein oft ſo überkochen ließ, daß der glühende Brei in vollen Strömen aus den Felſenſpalten hervorquoll und die ſchönſten Rebenpflanzungen vernichtete.

Auch Thalatta bot willig die Hand, um in Gemeinſchaft mit den andern Schweſtern dem ungetreuen Andrea, der ſie ſo auf dem Trocknen hatte ſitzen laſſen, das Leben zu verleiden. Sie bat Aetheria, ihr ein Paar recht wilde Brauſewinde zu ſchicken, welche das Meer aufwühlen und

hohe Wellen an das Land treiben mußten, um die am Ufer gelegenen Wohnungen ganz mit Waſſer zu umgeben. In das nahgelegene Blumengärtchen ließ Thalatta durch ihre neckenden Geiſter ſo viele Muſcheln und Kieſelſteine werfen, daß eines Morgens alle Blumen bedeckt und abgebrochen waren. Ja, ſie trieb den Scherz ſo weit, daß ſie eine Orangenpflanzung, welche Andrea mit vieler Sorgfalt angelegt hatte, ganz von dem Lande abſchnitt und wie eine ſchwimmende Inſel weit hinein in das Meer führte.

Alle dieſe Neckereien, ſo verdrießlich ſie auch waren, hielten jedoch Hertha und ihren Gemahl nicht ab, mit fleißigen Gehülfen den angerichteten Schaden bald wieder zu erſetzen. Nach Gewitter und Hagelwetter grünten bald die Saaten wieder in neuer Fülle, die Orangengärten wurden auf Anhöhen angelegt, wo ſie die Wellen des Meeres nicht erreichen konnten und Flamma vermochte wohl die Erde zu erſchüttern, nicht aber das Glück der beiden Liebenden. Noch bis auf den heutigen Tag können die drei feindlichen Schweſtern den alten Groll nicht vergeſſen; hört ihr? es donnert! —

Vom Büblein,

das überall hat mitgenommen ſeyn wollen.

Denk an! das Büblein iſt einmal
Spazieren gangen im Wieſenthal;
Da ward's müd gar ſehr,
Und ſagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!
Da iſt das Bächlein geflossen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat ſich auf's Bächlein geſetzt,
Und hat geſagt: ſo gefällt mir's jetzt.
Aber was meinſt du? das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein geſpürt gar bald;
Es hat gefroren gar ſehr,
Es ſagt: Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme,
Und mich mitnähme!
Da iſt das Schifflein geſchwommen kommen,
Und hat's Büblein mitgenommen;

Das Büblein hat ſich aufs Schifflein geſetzt,
Und hat geſagt: ſo gefällt mir's jetzt.

Aber ſiehſt du, das Schifflein war ſchmal,
Das Büblein denkt: da fall ich einmal;
Da fürcht es ſich gar ſehr
Und ſagt: ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da iſt die Schnecke gekrochen gekommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat ſich ins Schneckenhäuslein geſetzt,
Und hat geſagt: da gefällt mir's jetzt.

Aber denk, die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul;
Dem Büblein gings langſam zu ſehr;
Es ſagt: ich mag nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!

Da iſt der Reiter geritten gekommen,
Der hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat ſich hinten auf's Pferd geſetzt
Und hat geſagt: So gefällt mir's jetzt.

Aber gieb Acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geſchwind;
Es hopſt drauf hin und her
Und ſchreit: ich kann nicht mehr;

Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!
Da iſt ein Baum ihm ins Haar gekommen,
Und hat das Büblein mitgenommen;
Er hat's gehenkt an einen Aſt ſehr hoch,
Dort hangt das Büblein und zappelt noch.
„Iſt denn das Büblein geſtorben?"
Nein es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir hinaus und thuns 'runter.

Der neue Paris,

Knabenmährchen von Goethe.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste. Ei, seid mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier sehe. — „Kennt Ihr mich denn?" versetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr seid

Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet gesehen. — „Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm, und mach deine Sachen gut!“ sagte er scheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit

einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht, wie die andern, fortflog, ſondern verweilte, und bald auf dieſe bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und her trat, ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich ſie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieſer Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großälterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſte. Nachmittags wollte ich einige junge Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand Niemanden zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Gärten gegangen, ſo gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt: denn es iſt dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langſam und dachte an meine drei Göttinnen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung ſie würde ſo artig ſein, wieder darauf zu balanciren. In dieſen Gedanken vorwärts gehend er-

blickte ich linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes, uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt; denn als ich ihr näher trat, um die Zierathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher, und was macht Ihr da?" sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen, es müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich,

verſetzte er darauf, daß Ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner, tretet herein, wenn es Euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein ſonſt ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenſeite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verſtohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der ſich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen großen beſchatteten Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abſtehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der größten Tageshitze ſich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals fragen müſſe, ob Gefahr vorhanden ſei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem alten nicht fertig werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein; der Pförtner drückte die Thür zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus, und bewies mir dabei ein beſonderes Wohlwollen. Hierdurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die

ſich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen mit Muſcheln, Korallen und Metallſtufen künſtlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerſchweinchen hin und wieder liefen, und was man nur ſonſt von artigen Geſchöpfen wünſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Staare beſonders ſchwatzten das närriſchſte Zeug; der eine rief immer: Paris! Paris! und der andre: Narciß! Narciß! ſo deutlich als es ein Schulknabe nur ausſprechen kann. Der Alte ſchien mich immer ernſthaft anzuſehen, indem die Vögel dieſes riefen; ich that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben, denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieſer beſchattete Raum eigentlich ein großer Kreis ſei, der einen andern viel bedeutendern umſchließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es ſchien, als wenn der Alte mich hinauslaſſen wolle, allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichet, welches die Mitte dieſes wunderbaren Gartens zu umzäunen ſchien, und das ich auf unſerm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und alſo ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, ſagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: Ihr ſeid ſo äußerſt gefällig

gegen mich geweſen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch ſcheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher beſehen, das in einem ſehr weiten Kreiſe das Innere des Gartens einzuſchließen ſcheint? — „Recht gern, verſetzte jener; aber ſodann müßt Ihr Euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite.“ — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank. Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen; ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten oberen Enden zuſammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich ſchaute durch die Zwiſchenräume, und ſah gleich dahinter ein ſanft fließendes Waſſer, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in ſeinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfiſchen ſehen ließ, die ſich bald ſachte bald geſchwind, bald einzeln bald zugweiſe hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal geſehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beſchaffen ſei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenſeite das Waſſer mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar ſo

künſtlicher Weiſe, daß auf einen Zwiſchenraum dieſſeits gerade ein Spieß oder eine Partiſane jenſeits paßte, und man alſo, die übrigen Zierathen mitgerechnet, nicht hindurch ſehen konnte, man mochte ſich ſtellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer feſthielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich geſehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht? verſetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe. Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an deſſen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Koſtum zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe verſchlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas haſtig um, und fragte

den Alten nach der Nische so wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehn gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sei dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht, denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden und Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Ka-

nals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man ſich denken kann; denn nun lag das bunteſte Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verſchlungene Beete getheilt, welche zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zierathen bildeten; alle mit grünen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick, den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte; denn die ſchlängelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Bäumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde hervorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächſten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überraſcht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köſtlichen Gartengebäudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Anſichten und Eingänge zu haben ſchien. Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzückte mich

eine himmliſche Muſik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von dieſen drei Inſtrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten; aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn wir ſchon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verſchiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Seſſel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Inſtrumente, die ich draußen hatte unterſcheiden können; denn durch meine Ankunft geſtört, hatten ſie mit ſpielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!“ ſagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Geſicht nach der Thüre ſaß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Muſik ſeid.“ Nun

ſah' ich erſt, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen ſtand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm ſie auf, ſetzte ſich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; ſie hatte das gelbe Kleid an, und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenſpielerin anſehnlich von Geſtalt, groß von Geſichtszügen, und in ihrem Betragen majeſtätiſch war, ſo konnte man der Zitherſpielerin ein leicht anmuthiges, heitres Weſen anmerken. Sie war eine ſchlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar ſchmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinſtimmung ihrer Muſik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenſpiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meiſten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten ſchien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden; denn ſie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigenſinnig vor, je nachdem ſie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald ſchien ſie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte ſie ſich ſtellen wie ſie wollte, ſo gewann ſie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen ſaß, hatte mich ganz für ſich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht

der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, einige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodieen gar aufregend angeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte; ich ward hingeriſſen ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſein ſchienen; denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergeſſen, daß auſſer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Aleete führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte, ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pocal von geſchliffnem Kriſtall mit ſchäumendem Wein; doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen," ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und

Puppengeräthſchaften, Küchen, Wochenſtuben und Läden, und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an alle Glasſchränke herum; denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber, ſagte ſie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuſer, Paläſte, Kirchen, um eine große Stadt zuſammenzuſtellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich iſt.“ — Sie brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas Schönes geſehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, ſondern nahm den einen Kaſten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, ſagte ſie, dort ſpielt ſich's am beſten mit Soldaten, die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu ſtellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen ſchwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Waſſer rieſeln und die Fiſche plätſchern, indem ich niederkniete meine Linien aufzuſtellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr ſah. Sie rühmte ſich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu beſitzen; ich dagegen fand den Achill und eine ſehr ſtattliche griechiſche Reiterei. Die Heere ſtanden gegen einander, und man konnte nichts ſchöneres ſehen. Es wa-

ren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinſte gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie ſie ſich im Gleichgewicht hielten, denn ſie ſtanden für ſich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbſtzufriedenheit unſere Heerhaufen beſchaut, als ſie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geſchütz in unſern Käſten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit dieſen ſollten wir aus einer gewiſſen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht ſtärker geworfen werde, als nöthig ſei die Figuren umzuſtürzen; denn beſchädigt ſollte keine werden. Wechſelſeitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte ſie zu unſer beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch beſſer zielte als ſie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der ſtehn gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat ſie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünſchten Erfolg. Sie ſtreckte mir eine Menge meiner beſten Truppen nieder, und je mehr ich proteſtirte, deſto eifriger warf ſie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, ſondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke ſprangen. In ihrem Eifer bemerkte ſie es nicht gleich; aber ich ſtand verſteinert, als die zerbrochnen

Figürchen ſich von ſelbſt wieder zuſammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden ſetzten, und in Karriere hin und wieder rennend ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit größer ſei, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ſchon erboßt war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweiſe traf ich die Königin, die bisher bei unſerm regelmäßigen Spiel ausgenommen geweſen. Sie ſprang in Stücken, und ihre nächſten Adjutanten wurden auch zerſchmettert; aber ſchnell ſtellten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die erſten, galoppirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin ſchalt und ſchimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumcollten. Mein ergrimmter Wurſch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; ſie dagegen nicht faul, ſprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte ſie bei den Ohren und küßte ſie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen ſolchen durchdrin-

genden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten; allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick geſpießt zu werden, denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug ich weiß nicht wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich, mochte zur Erde gekommen ſein. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken, als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorſprühten, und wo ich mich hinwendete, kreuz-

weiſe auf mich lospeitſchten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlißt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommnen Gewäſſern einher, und dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu ſchnappten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Froſtſchauer, das Beſtreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchſt erbärmliche Figur ſpielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größeſten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und ſie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmeſſe!“ Dieſe Drohung nahm ich höchſt übel. Hütet Euch, rief ich aus, vor ſolchen Worten, ja nur vor ſolchen Gedanken; denn ſonſt ſeid Ihr und Eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du, fragte er trutzig, daß du ſo reden darfſt?“ Ein Liebling der Götter, ſagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer wür-

dige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?" fragte er erstaunt und bedenklich. — Drei Aepfel, sagte ich, drei Juwelen. — „Und was verlangst du zum Lohn?" rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geschöpf, versetzte ich, die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat. — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wieder zu finden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Gesimme, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf

dem Kragſtein einer Niſche, in welcher ein künſtlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Waſſer in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und ſich in die Erde verlor. Brunnen, Inſchrift, Nußbäume, alles ſtand ſenkrecht übereinander; ich wollte es malen, wie ich es geſehn habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur ſchlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem größten Erſtaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leſerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt; ſo daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abentheuer ſei ſo gut als das erſte ein Traum geweſen; denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drei Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen; denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß

Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von neuem ſichtbar ſein, und ich werde mein Mögliches thun, das Abentheuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

Die Forellen.

Bei hellem Sonnenſchein
Spielten im Waldbächlein
Unter plätſchernden Wellen
Luſtige, kleine Forellen.
Da kam bergab
Ein Fiſcherknab
Mit Angel und Netzen.
Und um ſich zu ergötzen,
Legt er ſich nieder am grünen Rand,
Nahm ein Pfeifchen in ſeine Hand
Und ſprach:
Ihr Fiſchlein, gemach!
Haltet ein Wenig ſtill
Und hört, was ich will.
Ich könnt' euch fangen
Nach meinem Verlangen,
Allein, wenn ihr artig ſeid,
Geſchieht euch kein Leid,
Nur bitt' ich vor allen
Um einen kleinen Gefallen;
Was ich begehr' iſt wenig im Ganzen:
Ich will euch was pfeifen, danach ſollt ihr tanzen.

Jetzt nimmt er ſein Pfeifchen und pfeift,
Das junge Volk aber ſtreift und ſchweift
Die Kreuz, die Quer
Hin und her.
Sie ſchauen ſpöttiſch den Knaben an:
„Dein Stückchen ſteht uns nicht an.“
Der Knabe verliert nicht den Muth,
Er ſpricht: gut!
Spitzt euer Ohr,
Ich ſpiel euch ein andres Stückchen vor.
Er nimmt ſein Pfeifchen wieder und pfeift,
Das junge Volk aber ſtreift und ſchweift
Die Kreuz, die Quer
Hin und her.
Schaun den Knaben ſpöttiſch an:
„Dein zweites Stückchen ſteht uns auch nicht an.“
Der Knabe läßt ſich's noch nicht verdrießen,
Und als ſie wieder vorüber ſchießen,
Ruft er: ſo hört doch ein Augenblickchen,
Ich ſpiel euch nun ſchon das dritte Stückchen.
So ſpielte der Knabe fort und fort,
Gab ihnen noch manches gute Wort,
Sie wollten durchaus ſich nicht zureden laſſen,
Es war Alles in den Wind geblaſen.
Bald gefiel ihnen der Tact nicht recht,
Bald war ihnen die Muſik zu ſchlecht,
Bald drückten ſie die engen Schuh,

Zuletzt hörten ſie gar nicht mehr zu.
Da ward es dem Knaben endlich zu viel
Er legte bei Seit ſein Pfeifenſpiel,
Nahm ſein Netz zur Hand,
Stieg an des Bächleins Rand
Und hat die Forellen gefangen,
Daß ihm auch nicht Eine entgangen.
Drauf ſteckt er ſie in ſein Faß
Und wanderte fürbaß,
Mutterſeelens allein
In die Stadt hinein;
Trug ſie von Haus zu Haus
Und bot ſie aus.
Das währte gar nicht lang
Verkauft war der ganze Fang.
Die Jungfer Köchin war gleich zur Hand,
Der Keſſel ſchon an dem Feuer ſtand,
Und in die ſiedenden Wellen
Warf ſie die armen Forellen.
Da ſprangen und ſchnellten ſie in die Höh:
„Wir wollen gern tanzen, weh! o weh!
„O bring uns nur wieder in unſern Bach,
„Und pfeif' uns was vor, wir tanzen danach.“
Der Fiſcher ſprach: nun iſt's zu ſpat,
Ihr hörtet nicht, als ich euch bat,
Wer nicht tanzt zu gelegner Zeit,
Der muß oft tanzen, wenns ihn reut.

Die wunderthätigen Sandalen.

Ein arabiſches Märchen.

Ein deutſcher Prinz, dem es einmal einfiel, ſich die Welt nicht blos durch das Fernglas, ſondern mit eigenen Augen in der Nähe zu betrachten, kam auf ſeinen Wanderungen auch nach Afrika.

Dies iſt aber ein ſehr gefährliches Land, denn wenn es dort auch keine Menſchenfreſſer giebt, ſo findet man doch ſehr wilde Völker, die von Raub und Mord leben und Beduinen heißen. Will man ſich aber in der Fremde umſchauen, muß man es ſo genau nicht nehmen, wenn einem der Hals auch mitunter einmal abgeſchnitten wird. So dachte auch unſer Prinz, nahm jedoch aus Vorſicht eine Bedeckung von funfzig Arabern, deren Anführer der Caid von Muſſa war, mit ſich, als er von Algier aus aufbrach, um den Berg Atlas zu beſuchen. Dieſer Berg Atlas war nämlich in alten Zeiten ein ſehr ſtarker König, der ſich rühmte, noch ſtärker zu ſein, als Herkules. Als dieſer nun einmal an ſeinen Hof kam, und mehrere herkuliſche Vorſtellungen auf dem Theater gab, machte ſie ihm der König alle nach. Da bat ihn Herkules, am folgenden Tage ihn in das Freie zu begleiten und der ganze Hof verſammelte ſich am andern

Morgen auf einer Anhöhe vor den Thoren der Stadt. Heut, ſagte Herkules, werde ich Ew. Maj. ein Stückchen zeigen, das Sie mir gewiß nicht nachmachen. Somit ſtieg er den Berg hinauf, nahm aber das ganze Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen auf die Schulter und hob es, wie den Deckel einer Zuckerdoſe hoch in die Höhe. Der König vermaß ſich, gleiche Stärke zu beſitzen: gieb mir, ſagte er zu Herkules, den Himmel nur auf die Schulter, wenn ich ihn auch nicht heben kann, tragen will ich ihn gewiß. Ganz ſanft lies jetzt Herkules das blaue Gewölbe auf die Schulter des Königs nieder, und wirklich, er trug mit eingeſtemmten Armen die ganze Laſt. Nach fünf Minuten aber ſagte er: jetzt nimm es mir wieder ab, auf die Länge möcht' ich das doch nicht aushalten. Allein Herkules hatte ſich auf und davon gemacht und keine menſchliche Kraft war im Stande, den König von dieſer Laſt zu befreien, welche ihn immer tiefer und tiefer in den Berg hineindrückte, bis nichts mehr von der Majeſtät zu ſehen war. Allerhöchſt dieſelben mußten ſich bequemen den Himmel noch ferner zu tragen und ſo iſt es denn auch bis auf den heutigen Tag dabei verblieben. Dies war es nun eigentlich, was den Prinzen veranlaßte, die geſchwinde Reiſe zu unternehmen.

An einem Freitage früh meldet: ſich der Said von Muſſa mit einer Schaar bewaffneter Araber bei dem Prinzen, und nachdem dieſer den Ungläubigen ein Frühſtück von Champagner und wildem Schweinskopf vorgeſetzt, ging es

in muntrem Galopp zu den Thoren von Algier hinaus. Nach einigen Stunden gelangte man an den Fluß Kratsch und hier galt es festzusitzen und mit Pferden, Kameelen und Eseln gut hindurchzuschwimmen; einer der Letzteren, der zu schwer bepackt war, erlag mitten im tiefsten Strome mit wahrer Engels- und Eselsgeduld. Er streckte nur zuweilen, gleich einem Karpfen der nach Luft schnappt, den Kopf über das Wasser und sank dann unter, ohne einen Laut von sich zu geben.

Gegen Abend erreichte die Caravane wohlbehalten Beni-Mussa, zwei Stunden vom Atlas entfernt, wo der Caid seinen Hautsch, eine Art Hof mit steinernen sehr elenden Gebäuden umgeben, besitzt, die bei seinem früheren Handwerk vielleicht dazu bestimmt waren, den gemachten Raub in Sicherheit zu bringen.

Ein Orangengarten mit einer undurchdringlichen Hecke von Aloe umgeben, schließt sich auf der einen Seite an das Gebäude und nicht weit davon entfernt breitet sich auf der andern ein hübsches Wäldchen von wilden Olivenbäumen und hohem Gebüsch, in welchem ein Dorf liegt, aus.

Zwanzig bis dreißig Araber saßen bei Ankunft der Reisenden vor dem Hause auf dem frischen Rasen und neben ihnen lagen ein halbes Dutzend wilde Schweine, die sie so eben erlegt hatten. Sie nahmen von den Fremden wenig Notiz, küßten dagegen ihrem Oberhaupte, dem Caid, ehrfurchtsvoll die Hand. Hier sind die Sitten noch ganz so, wie sie die Bibel schildert und der vornehmste Anführer und

Herr, der im Hause wie die andern barfuß geht und sich durch seine Tracht nicht auszeichnet, glaubt sich nichts zu vergeben, wenn er, eben so wie Abraham es that, das für seine Gäste bestimmte Lamm selbst aus der Heerde holt und schlachtet. Das erste Geschäft des Arabers war, bei der Ankunft sogleich die Pferde zu besorgen, denn der Araber sorgt bekanntlich für seine Pferde mit gleicher Liebe, wie für Weib und Kind. Sobald die Pferde angebunden, und mit Futter versehen waren, benutzte unser Prinz die Abendstunde zu einem Spaziergang in die Umgegend. Nachdem man eine Weile in dem duftigen und blumenreichen Wäldchen umhergeirrt, kündigte ein fürchterliches Hundegebell die Nähe des Dorfes an. Gegen funfzig dieser Bestien, die so groß wie Wölfe waren, stürzten hervor, ließen es jedoch beim Bellen bewenden. Aus den, aus Garn von Kameelhaaren gewebten Zelten guckten eine Menge Kinder hervor, die ein helles Geschrei aufschlugen. Jetzt erschienen ihre Väter und der Aelteste derselben rief dem Fremden zu, sich sogleich zu entfernen: „Geht ihr denn nicht, sagte er, daß ihr die Kinder erschreckt!“ aus welchen Worten der Prinz schloß, daß die Kinder in Afrika eben so, wie in seiner Heimath, Furcht vor Fremden haben, sich indessen beruhigen, wenn man sie durch etwas Zuckerwerk und andere kleine Geschenke zu gewinnen sucht. Um länger hier zu verweilen, oder in den Zelten einzusprechen, waren die Bewohner nicht freundlich und reinlich genug, weshalb unser Prinz bald wieder zu dem Hof des alten Said von Meni-

Mussa zurückkehrte. Hier war unterdessen das Abendessen bereitet worden.

In einer langen Kammer, die einen offnen Taubenschlag zur Decke hatte, waren Strohmatten und darüber Teppiche ausgebreitet, auf denen man mit untergeschlagenen Füßen in der Runde Platz nahm. Jetzt brachten einige Aufwärter ungeheure, hölzerne Schüsseln mit Cuscussu, eine Art Milchbrei und Pilau, eine Fleischspeise. Im Cuscussu wurde in der Mitte ein tiefes Loch gemacht und saure Milch hineingegossen von der jeder Gast eine kleine Rinne nach seiner Ecke leitete. Als Auszeichnung hatten die Fremden schön geschnitzte Holzlöffel erhalten, die Araber langten ohne Messer und Gabel, mit den Fingern zu. Der Wirth nöthigte freundlich und als dem Prinzen der Appetit sehr bald vergangen war, glaubte der Caid daß dies europäische Bescheidenheit sei, gegen welche er seine afrikanische Artigkeit aufbieten zu müssen glaubte. Er gab einem der Mohren, welche hinter dem Prinzen standen, einen Wink, worauf dieser sogleich eine Hand voll Cuscussu aus der Schüssel nahm, eine tüchtige Kugel daraus machte und diese ohne Umstände dem Prinzen, der sich dessen nicht versah, in den Mund steckte. Eine Schüssel gebratener Hühner zerlegte der Caid ohne sich eines anderen Werkzeuges, als seiner Hände zu bedienen und von dem in Stücken geschnittenen Hammelfleische legte er ebenfalls mit den Händen dem Prinzen sehr reichlich vor. Den Beschluß machten harte Eier mit Salz und Pfeffer. Die Ueberbleibsel der

Mahlzeit, zu der man frisch gemolkene Milch trank, sättigte nach den Herren auch die Diener. Da sich die Araber bei dem Essen nur der Hände bedienen, so ist es wenigstens gut, daß sie sehr auf Reinlichkeit derselben halten und sowohl vor als nach Tische sich waschen.

Nach dem Kaffee und zwei bis drei Pfeifen Tabak, die man sich als Höflichkeitszeichen gegenseitig zu einigen Zügen gereicht und wieder genommen, wickelte sich nach und nach Einer nach dem Andern in seinen Mantel und suchte sich ein Ruheplätzchen. Für den Prinzen hatte der Caid die besondere Aufmerksamkeit, einen Märchenerzähler zu bestellen, welcher an seiner Seite Platz nahm und den Auftrag hatte, so lange zu erzählen bis der Prinz eingeschlafen sei. Er begann seine Erzählung damit, daß er sich eine Pfeife anzündete, mit untergeschlagenen Füßen sich zu Häupten des Prinzen niedersetzte, seinen großen Bart einige Mal strich und sagte: Wenn es gewiß gut ist, die Sitten und Gebräuche eines fremden Landes, in welchem man als Gast Aufnahme findet, kennen zu lernen, so ist es nicht minder wichtig auch die Wunder und heiligen Männer solcher Länder kennen zu lernen, weshalb ich euch heut die Geschichte erzählen werde von den wunderthätigen Sandalen.

Hat es auch in allen Landen und zu allen Zeiten Männer gegeben, welche durch einen besonders frommen Lebenswandel es dahin brachten, daß sie Thaten verrichten konnten, die für Wunder gelten müssen, so übertraf hierin keiner den heiligen Marabut, der noch heutiges

Tages auf jenem Berge in einer finstern Höhle wohnt, welche er durch nichts anderes erleuchtet, als durch drei Diamanten, von denen jeder die Größe eines Straußeneies hat und von denen der eine ein rothes, der zweite ein grünes, der dritte ein gelbes Licht ausstrahlt, so hell, daß wenn er damit an das Tageslicht kommt, die Sonne so verfinstert wird, daß niemand Hand vor Augen sehen kann. Als Don Enrike, der Infant von Portugal von diesem heiligen Manne und seinen Steinen gehört hatte, rüstete er eine Flotte aus und fuhr mit zehn großen Schiffen nach Afrika, erfuhr auch bald wo der heilige Marabut wohnte und begab sich zu ihm. Der Marabut, der gegen Alle, wenn sie auch nicht seines Glaubens waren, sich freundlich benahm, begrüßte den Infanten Enrike sehr höflich und fragte, womit er ihm dienen könne Der Infant versicherte, daß er die gefahrvolle Reise nur unternommen habe, um sich durch die Weisheit des heiligen Marabuts belehren zu lassen. Dieser war gutmüthig genug, ihn bei sich aufzunehmen und schon am andern Tage begann er ihn bei dem Scheine des grünen Diamanten aus seinen geheimnißvollen Schriften Unterricht zu ertheilen. Der hochgeborne Schüler merkte sich genau, wohin der Lehrer zur Nachtzeit den Diamanten verbarg und dem frommen Manne ward es bald klar, in welcher Absicht der vornehme Gast zu ihm gekommen sei. „Um dich, sagte er eines Tages zu ihm, ganz in meine Fußtapfen treten zu lassen, ist es unerläßlich, daß du deine Stiefeln mit den großen Sporen ablegst und dafür dir meine Sandalen anbinden läßt. Der

Infant, welcher meinte, hierdurch ein Zeichen ſeiner Demuth zu geben und den Marabut deſto ſichrer zu machen, ſäumte nicht, ſogleich Folge zu leiſten und ließ ſich geruhig die Sandalen anlegen, ohne zu ahnden, welche Zauberkraft ihnen eigen ſei. Als nun eines Tages der Marabut ſich zu einem Mittagſchläfchen in einen nahen Palmenhain zurückgezogen hatte, nahm der Infant die leuchtenden Steine, packte ſie in einen Kaſten und eilte damit zur Flotte in den Hafen. — „Sie ſind mein!“ rief er voller Freuden dem Admiral zu; es erhob ſich ein friſcher Wind und ſogleich ſtach die Flotte in die See. Kaum aber, daß man einige Meilen weit gefahren war, erhob ſich ein heftiger Sturm, der die andren Schiffe verſchonte, das Schiff aber, auf welchem der Infant ſich befand, in dem heftigſten Wirbel umhertrieb. Da merkte nun wohl der Infant, daß ihn nichts andres retten könne, als die geraubten Steine zurückzubringen. Auch trieb der Wind ſchon von ſelbſt das Schiff dem Lande wieder zu und wie glücklich war der Infant, als er ſah, daß der Marabut noch unter dem Palmenbaume ſchlummerte. Er legte die drei Steine ruhig an den Ort, von welchem er ſie genommen und eilte ſo ſchnell als möglich nach dem Hafen zurück; denn ihm ſchien es nicht mehr geheuer in der Nähe eines ſo mächtigen Zauberers. Der Wind wehte noch günſtiger als zuvor und bald hatten die Schiffe die hohe See wiederum erreicht. Allein aufs Neue erhob ſich der Sturm und trieb noch heftiger als zuvor den Infanten zurück zur Küſte. Diesmal zerſchellte das Schiff an einem Felſen, der Infant

ſtürzte in das Meer, wurde indeſſen, da er dem Lande nahe war, von einer Welle auf das ſandige Ufer geſchleudert. Als er ſich die Augen etwas getrocknet und den Mund von Sand und Seewaſſer gereiniget hatte, ſah er ganz nah unter dem Palmenbaume den Marabut, freundlich wie immer, ſitzen. Er warf ſich ihm zu Füßen und rief: Verzeihung großer Meiſter, ich habe dir deine koſtbaren Steine, deren Zauber ich anerkenne und bewundere, unverſehrt wieder zurückgebracht; löſe alſo den Bann, den du über mich verhängt haſt! — Löſe nur, rief der fromme Mann, die Riemen der Sandalen, und du biſt von allem Zauber befreit. Nicht jenen glänzenden Steinen wohnt die magiſche Kraft bei, ſondern dieſen unſcheinbaren Schuhſohlen, die mir alles zurückbringen, was mir entwendet wird. Du ſiehſt wie der Schein oft trügt, wie nicht alles Gold iſt was glänzt und deshalb füge ich für dich noch dieſe Moral hinzu: „—

Der Mährchenerzähler hörte jetzt den Prinzen recht vernehmlich ſchnarchen, weshalb er es nicht für nöthig fand, die Moral noch hinzuzufügen. — Am andern Morgen trat der Prinz ſeine Reiſe nach dem Atlas an. —

Blau-Veilchen.

Ein kleines Blau-Veilchen
Stand eben erſt ein Weilchen
Unten im Thal am Bach;
Da dacht es einmal nach
Und ſprach:
„Daß ich hier unten blüh,
„Lohnt doch kaum der Müh,
„Muß mich überall bücken
„Und drücken,
„Bin ſo ins Niedre geſtellt,
„Sehe gar nichts von der Welt,
„Drum wär' es ganz geſcheidt gethan,
„Ich ſtieg ein Bischen höher hinan." —
Und wie geſagt, ſo gethan.
Aus dem Wieſenland
Mit eigner Hand
Zieht es ein Beinchen nach dem andern
Und begiebt ſich aufs Wandern.
„Drüben der Hügel wär' mir ſchon recht,
„Wenn ich den erreichen möcht,

„Könnt' ich ein Stückchen weiter ſehn,
„Dahin will ich gehn."
Und ſo im bebenden Lauf
Steigt das Veilchen den Hügel hinauf,
Pflanzt ſich dort oben ein
Im ſchönſten Sonnenſchein.
Kaum aber hat es hier einen Tag geſtanden,
Meint es: „von allen Landen
„Sieht man hier eben kein großes Stück,
„Man hat keinen freien Blick,
„Aber auf jenem Berge dort,
„Das wär ein Ort,
„Wo ich wohl möchte ſtehn,
„Um in die weite Welt zu ſehn.
„Drum wär es noch geſcheidter gethan,
„Ich ſtieg ein Bischen höher hinan!"
Und wie geſagt, ſo gethan.
Aus dem Hügel, wo es ſtand,
Zieht es mit eigner Hand
Ein Beinchen nach dem andern,
Und begiebt ſich auf's Wandern.
Doch den Berg hinauf
Geht es nicht in ſo raſchem Lauf,
Es muß ſich öfter ruhn,
Endlich mit niedergetretenen Schuh'n,
Auf beſchwerlicher Bahn
Kommt's Veilchen oben an.

Pflanzt ſich dort wieder ein
Im hellen Sonnenſchein.
„Ei," ſpricht es, „hier iſt's ſchön,
„Aber Alles kann man doch nicht ſehn.
„So ein Berg
„Iſt doch nur ein Zwerg.
„Auf der Alp dadroben,
„Das wär' eher zu loben,
„Da möcht' ich wohl ſein!
„Da guckt ich bis in den Himmel hinein,
„Hörte die Englein muſiziren,
„Säh unſern Herrgott die Welt regieren!"
Und aus dem Berge, wo es ſtand,
Zieht es wieder mit eigner Hand
Ein Veinchen nach dem andern
Begiebt ſich noch einmal auf's Wandern,
Die Reiſe macht diesmal viel Beſchwer,
Kein Weg, kein Steg war rings umher,
Dem Veilchen flimmerts vor dem Blick,
Es ſchwindelt, es kann nicht wieder zurück,
Da ſetzt es die letzte Kraft daran,
Zum Tod ermattet kommt's oben an.
Ach! da war der Boden von Stein,
Kann mit den Füßchen nicht hinein.
Der Wind der bläſt ſo hart,
Das Veilchen vor Froſt erſtarrt,

Es zappelt mit allen Würzlein,
Bedeckt ſie mit dem grünen Schürzlein,
Friert ſehr an Händen und Beinen,
Da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Thränen gefrieren darauf zu Eis.
„Ach! wär ich geblieben im Thale dort!"
Das war Blau-Veilchens letztes Wort;
Darauf ſank es um
Und blieb ſtumm.
Haſt du im Thal ein ſichres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!

Das Koſaken-Mährchen

von dem tapferen Georg und dem Wolf.

Unſer Mährchen ſpricht von jener alten wundervollen Zeit in den erſten Tagen der Schöpfung — von dem, was geſchah und ſich zutrug, als noch die Thiere, vierfüßige ſowohl als Fiſche und Vögel, als Anſiedler, Ebenerſchaffene, Neulinge in der Welt, nicht wußten, wie ſie ſich zu benehmen und was ſie zu thun hatten, noch nicht mit den Leuten und an ihrem Aufenthaltsort eingelebt waren, auch noch nicht einmal unter ſich ſelbſt Ordnung und Obrigkeit kannten; einige ſprachen Tatariſch, andere Kalmückiſch, und Niemand wußte noch ein Wort davon, wer den Anderen verſchlingen und mit wem man friedlich leben, mit wem man ſich verſtehen und nicht verſtehen, wen man erwürgen und wen man fürchten ſollt.

Ein grauer Wolf, abgemattet durch dreitägiges Hungern, konnte das ſehnſuchtsvoll gehoffte, ihn von ſeinem Faſten losſprechende Fetwa nicht erwarten und entſchloß ſich, einen kleinen Abſtecher in die weite Welt zu machen, wo, wie ihm im Vertrauen ein Fuchs zugeflüſtert hatte, der ſeinem Lager mit einem Huhn im Maul vorüberlief, der tap-

fere Georg Urtheil und Recht ſprach und über Klein und Groß Gericht hielt.

Der Wolf erreichte glücklich ſein Ziel; er ſtand ſtill, ſchnupperte umher, ſah ſich um, ſetzte ſich auf die Hinterbeine nach Hunde-Manier, ſah ſich noch einmal um und ſpitzte die Ohren; dann ſeufzte er ſchwer, ſchüttelte mit dem Kopf, beleckte ſich und ſtreckte die Hinterbeine nach hinten hinaus. „Da wird nichts für dich zu machen ſein," dachte er bei ſich; „Lärm und Spektakel iſt dort genug, was aber ſonſt — das weiß ich nicht. Was ſoll ich mich da, am hellen lichten Tage, in dieſe Haufen, Jurten, Geſellſchaften, Tabunen*) und Heerden aller Art hineindrängen, in dieſe lärmende hundertſtimmige Maſſe, wo man dergeſtalt plappert und ſchwatzt, daß der Dampf in die Lüfte ſteigt, und dergeſtalt ſchreit, daß der Staub davonfliegt; warum ſoll ich am hellen lichten Tage dort hinein? Es iſt beſſer, ich lebe nach meiner Weiſe fort. Ich bin kein Narr; ich weiß recht gut, daß man mir und allen Leuten geſagt hat: Du kannſt ewig leben und ewig lernen und wirſt doch wie ein Narr ſterben; — ſo lange ich aber noch Zeit habe, ſo lange mein Tod noch nicht da iſt, will ich kein Narr ſein." Es ſcheint, daß Herr Iſegrimm ſchon damals kein reines Gewiſſen hatte. Und ſomit begab er ſich wieder nach Hauſe, kroch auf ſein Lager, warf ſich auf die Seite und begann, zu ſeinem Amüſement und aus Langeweile mit den Zähnen

*) Pferde-Heerden.

knackend, ſeinen Pelz zu beſichtigen. Die Nacht brach ein, und der Wolf überlegte, daß er auf dieſe Weiſe nicht ſatt würde. „Welcher Jammer!“ brummte er in ſich hinein. Er kroch aus ſeiner Höhle und lebte etwas auf, als ein ſcharfer Nordwind ihm durch den Pelz fuhr und das ſchroffe Haar aufrüttelte; durch das Dunkel der Nacht leuchteten ſeine Augen, und im bekannten Wolfstrab, die Schnauze gegen den Wind erheben, durchſtrich er ein breites Thal und witterte bald etwas Lebendiges. Da dieſes aber wahrſcheinlich das erſte Mal war, daß der Wolf im Begriff ſtand, ſich ein Mahl nach ſeinem Geſchmack auszuſuchen, ſo verſtand er es noch nicht, zu errathen, zu erriechen, auf welches lebendige Weſen der Satan ihn zugeführt habe; nachdem er jedoch näher geſchlichen, die Augen groß aufgeriſſen und die Ohren geſpitzt hatte, flüſterte er leiſe: „Das riecht ja ganz herrlich!“

Er war in eine Heerde von Sſaigaks (Kameelparder) gerathen; da dieſe guten Thiere damals ſehr dumm und ſo fromm waren wie es heutzutage nur noch die Schafe ſind, ſo konnte unſer Wolf mit der größten Bequemlichkeit ſich zwei Paar ausſuchen und ſie erwürgen; einigen armen Schelmen, die davon laufen wollten, brach er, dem einen das Knie, dem anderen die Hüfte, dem dritten auch wohl das Genick. Die Sſaigaks wurden unruhig, ſcharrten mit den Füßen, ſtürzten zu Boden und blökten vor Angſt: was auf Erden lebte und auf den Beinen ſtand, Alles eilte herbei, — wilde Thiere und Vögel in Perſon; die Fiſche aber,

verhindert durch unvermuthete Schwierigkeiten bei der Paſſage zu Lande, hatten Abgeſandte geſchickt, nämlich die im Staatsrath dienenden Schildkröten mit mehreren Krebſen und Fröſchen, die aber, alt und klein bis auf den Tod ermüdet, nicht zur rechten Zeit ankommen konnten, weshalb auch die Sache ohne ſie abgemacht wurde; ſeit dieſer Periode haben aber die Fiſche für immer ihre Stimme verloren.

Solchergeſtalt verſammelten ſich denn die Thiere; der Tag ſah in die Welt hinein, und den Wolf überraſchte man, wie er ſich bereits beim letzten Viertel des dritten Sſaigak befand. Wie man ſieht, liebte der Wolf ſchon damals nicht, mit dem lieben Vieh zu ſpaßen. Indeſſen bekam ihm dieſe erſte Erfahrung nicht ſonderlich. „Bei einer neuen, ungewohnten Sache erweckt," wie das Sprüchwort ſagt, „die ertragene Kränkung keine Reue." Das erſte Mal aber ſtehen Einem die Haare zu Berge; es iſt ſchrecklich, daran zu denken. Und die vierfüßigen Thiere, und die Vögel, Alle wehklagten, als ſie ein ſo unerhörtes Unglück vor Augen ſahen; nur ein junges Maulthier, erſt geſtern zur Welt gekommen, ſtand da und ſtaunte die verſtümmelten Mitbrüder an, wie eine Gans das Wetterleuchten. Das thaten aber die Uebrigen nicht. Der Knocheneinrichter, Meiſter Petz, beſichtigte die Verwundeten, richtete ihnen die verrenkten Glieder wieder ein und brummte, indem er den Kopf ſchüttelte und ſich die Tatzen ableckte: „Ei, ſo etwas muß man nicht thun! wo ſoll das hinführen? Hals und Beine zu

zerbrechen und Einigen obendrein völlig den Garaus zu machen: das ist durchaus nicht gesittet!“ Inzwischen waren die Weiber von allen Seiten her zusammengelaufen und fingen an, Klagelieder über die Todten anzustimmen. „Ach, Du mein theurer Herzens-Mann, Du mein taubenfarbiger Adler, Du mein schimmernder Falke! Was fangen wir arme Waisen an? An wen wenden wir uns? Wer wird uns armen verlassenen Wittwen und unseren Kindern Wasser fahren und Holz hauen, wer wird uns lieben und Mitleid mit uns haben, wer wird uns loben und liebkosen, wer uns speisen und tränken?“ Und so weiter. Endlich nahm man den Wolf vor: „Wer ist er, der Verbrecher? Schafft ihn herbei!“ Er würde sich nicht viel daraus gemacht haben, daß man ihn, weil es das erste Mal war, zu Stockprügeln verurtheilte; Meister Fuß verwaltete hierbei das Amt des Profoßes, hockte sich nieder, zog Handschuhe an, strich das Haar der Vordertatzen zurück und zählte dem Wolf, ehrlich und gewissenhaft, die ihm zugesprochenen 101 Hiebe dergestalt auf, daß die Haare aus seinem grauen Pelz davon flogen — er würde, wie bereits erwähnt, sich nicht sehr viel daraus gemacht haben, wenn es ihm nicht zu Gemüth gegangen wäre, daß er künftig keine Schafzaks mehr würde zu sich nehmen dürfen. Auf seine Frage — wovon er sich denn in Zukunft ernähren solle? Ob man ihm nicht wenigstens die Kälber überlassen wolle? — erhielt er gar keine vernünftige Antwort; man schrie ihm nur einstimmig zu: „Er solle es unter keiner Bedingung wagen, willkühr-

lich das Zerreißer- und Schlächter-Handwerk zu betreiben, nicht einen Tropfen Blut vergießen, weder auf öffentlichen Straßen, noch an abgelegenen Orten den Räuber ſpielen, ſondern ſich ehrlich und redlich aufführen und ruhig, beſcheiden und anſtändig betragen!" Der Wolf brach in einen Strom von Thränen aus, zuckte die Achſeln und ſprach: „Aber, meine Herren Kollegen, was wollen ſie, das ich eſſen ſoll? Wovon ſoll ich ſatt werden? Soll ich gar nichts nehmen dürfen? So reißen ſie mir doch lieber die Zähne aus und geben mir Ochſenfleiſch!" — „Der Teufel iſt dein Kollege, aber nicht wir!" erhielt er zur Antwort; und der Welt-Kongreß, die lärmende Verſammlung hatte, nach vollzogenem Urtheil, ein Ende, und Jeder begab ſich nach Hauſe, in freundſchaftlichem lauten Geſpräch, theils unſeren grauen Freund verſpottend, theils auf den Unglücklichen ſchimpfend, der kummervoll daſaß wie der Held Nedotik, mit geſenktem Haupt und den Schwanz zwiſchen den Beinen, und nachdenkend auf die nicht verſchlungenen Hörner, Hufe und Knochen herabſah.

Man erſieht hieraus, daß zur Zeit dieſes Ereigniſſes mit unſerem Wolf der tapfere Georg bereits einige Ordnung eingeführt hatte.

„Nein, das iſt nicht recht!" ſagte der Wolf, das hängende Haupt ſchüttelnd, auf Tatariſch zu ſich ſelbſt; „dabei kann nichts Gutes heraus kommen! Warum ſetzte man mich Sünder auf die Welt mit dieſen Zähnen?" Er richtete ſich auf, ſchüttelte ſich und beſchloß, um auf dem Pfade

der Ehre zu bleiben und Recht und Gerechtigkeit zu ſuchen, ſich zum tapferen Georg zu begeben; der Plan ward ſogleich ausgeführt.

„Georg!“ ſprach er, nachdem er ſich vor dem Helden hingeſetzt und ſein ſteifes Genick ſo tief wie möglich verneigt hatte, „ich komme mit einer Bitte zu Dir. Meine Sache iſt folgende: ich will eſſen; der Magen iſt ganz zuſammengeſchrumpft, und Niemand giebt mir etwas, daß ich ſatt werde! Du gabſt mir Zähne und Klauen und ein Maul zum Verſchlingen: warum gabſt Du ſie mir, und dazu einen Magen, der nicht leer bleiben darf, und dem ich nichts zu bieten habe? Befiehl, o, Georg, daß man mir Speiſe und Trank reiche, — Waſſer, geſtehe ich, nehme ich ſchon zum Ueberfluß zu mir, — befiehl, daß man mich ſatt mache, oder ich nehme, was mir vorkommt, Fleiſch, Schafe und was es auch ſei. Geſtern habe ich mich ſatt gegeſſen, Georg, und kann mich nun bis Donnerſtag gedulden, aber dann — mache was Du willſt, dann mußt Du befehlen, daß man mich ſättige, wenn auch nur zweimal in der Woche.“

Der tapfere Georg war damals gerade ſehr beſchäftigt mit der Verwaltung einer ihm vom Zaar Sſaltan anvertrauten, mit neuerſchaffenem Volk und Kriegsheer bevölkerten Provinz; der Wolf war ihm eine unbedeutende Perſon, und er fertigte ihn mit den Worten ab: „Begieb Dich, Bruder, auf meinen Befehl, zu meinem Wojewoden, dem braunen Stier; er wird Dich ſatt machen.“

„Nun, das hätte längst geschehen sollen!“ sagte der Wolf und lief, munter dahinspringend nach der Seite zu, wo eine große Heerde Rindvieh weidete: „Ich würde gestern nicht daran gedacht haben, aus eigener Machtvollkommenheit die Sfaigak's zu mir zu nehmen, wenn mir Jemand Rindfleisch versprochen hätte. Mir ist es übrigens einerlei, ob es Schaffleisch oder Rindfleisch ist.“

Er langte bei dem Stier an und bat, den mündlichen Befehl Georg's, seinen gesetzmäßigen Hunger zu befriedigen, in Erfüllung zu setzen. „Stelle dich einmal dorthin und kehre mir eine Seite zu.“ Der Wolf that es. Der Stier schwenkte den Schwanz in die Höhe, riß die Augen auf, machte einen Satz, erfaßte den Wolf mit den Hörnern und warf ihn über sich durch die Lüfte. „Bist du nun satt, wie?“ fragte er, als der Wolf, der sich dreimal in der Luft überschlagen hatte, sich auf der Erde umherwälzte. Kaum konnte der arme Wolf sich aufrichten; er schleppte sich fort wie eine alte Frau auf Krücken. Dem Stier waren auf den Hörnern ganze Büschel von Haaren sitzen geblieben.

Der Wolf erreichte endlich, so gut es den Umständen nach möglich war, sein Lager, streckte sich hin, beleckte sich ganze drei Tage lang und konnte sich immer nicht erholen. Er schimpfte auf den Stier und auf alle Wojewoden Georg's — natürlich nicht laut — und machte sich dann wieder auf, um Recht und Gerechtigkeit zu suchen. „Nun, Vater Georg,“ sprach er, den Tapferen wieder beschäftigt findend, schönen Dank! nach Deinem Frühstück bin ich kaum

wieder zu mir ſelbſt gekommen!" — „Wie ſo?" fragte der tapfere Georg, „gab Dir der Stier kein Brod, wie?" — „Was Brod, Vater Georg! daß Gott bewahre! Als Du mir dieſen Rachen und dieſe Zähne gabſt, war die Rede nicht von Brod, ſondern von Fleiſch!" — „Nun, was, giebt der Stier Dir kein Fleiſch?" — „Nein, er gab mir keins!" — „Wahrſcheinlich war ein geſetzliches Hinderniß vorhanden," fuhr der tapfere Georg fort. „Begieb Dich zum Tarpan *), meinem Okolnitſch **), der wird Dir welches geben."

Der Wolf ſah ſich um; ein Haufen Tarpan's weidete in der Nähe. Er begab ſich zu ihnen. Ein Hengſt, mit geſpitzten Ohren, brauſenden Nüſtern, ſprang auf den Grauen los und ſchlug, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, dergeſtalt mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf, wenn er nicht Zeit gehabt hätte, ſich niederzuducken und auszuweichen, und wenn nicht der Tarpan glücklicherweiſe hinten keine Augen gehabt hätte, vielleicht nie mehr in den Fall gekommen wäre, den tapferen Georg mit ſeinen Zähnen zu beläſtigen. Er ſchrie laut auf, eilte zu Georg und bat ihn inſtändigſt, daß er ſelbſt es dem Tarpan befehlen möge, ihn ſatt zu machen. „Du ſiehſt ſelbſt," ſagte er, „was ſich Dein Okolnitſch unter Deinen Augen erlaubt! Gut, daß Du es ſelbſt ſahſt, ſonſt würdeſt Du es mir nicht geglaubt haben."

*) Wildes Pferd

**) Zweiter Würdenträger am Hofe der alten Zaaren.

Georg ward zornig auf den Wolf, daß er ihm keine Ruhe ließ; „Alle betragen ſich wie ordentliche Leute, Du allein biſt ein Satan; immer kommſt Du uns mit Deinen Suppliken und forderſt geſetzliche Entſcheidung; mit dem Meſſer an der Kehle ſchreiſt Du, — gieb, gieb! So ſieh Dir doch das Lamm an, den Sperling, die Schwalbe, den Haſen: ruhig ſammeln ſie ſich Brodkrumen und Grashälmchen auf und werden ſatt und fallen nicht der Obrigkeit zur Laſt; aber Du, Vielfraß, möchteſt Alles um Dich her verſchlingen. Marſch, ſage ich Dir, und bitte beſcheiden und anſtändig und klaffe nicht wie ein Hund. Sieh Dich nur einmal ſelbſt an, wie Du ausſiehſt? . . . . . Geh' zum Aelteſten der Schafe und bitte artig, daß man ſo gut ſei und Dir etwas zu beißen gebe, aber mich laſſe in Ruhe, oder ich erkläre Dich für einen Ruheſtörer und nehme es ſchriftlich von Dir, daß Du in Zukunft für nichts mehr Genugthuung fordern willſt."

Der Wolf trat ab, badete ſich dann, wuſch ſich, zupfte mit den Zähnen aus ſeinem Pelz den trocken gewordenen Schmutz, ſchüttelte ſich, machte ſich zurecht, brachte die Haare in Ordnung und begab ſich, gehörig abgeleckt und zugeſtutzt, zum Schaf-Aelteſten. Dieſer, nachdem er den Stuzzer betrachtet und ſeinen ſüßen Reden zugehört hatte, befahl er ihm, er möchte ſich an den Rand eines ſteilen Felſens hinſtellen und ihm den Rücken zukehren. Der Wolf that es, erhob zierlich Schwanz und Kopf, ſpitzte die Ohren und hatte das Maul voll Waſſer; der Schaf-Aelteſte

machte hinter ſeinem Rücken einen Satz, verſetzte ihm einen Stoß mit ſeinen Hörnern, und hinunter ſtürzte unſer Hungriger in den Abgrund, wo er wie todt liegen blieb. Es ward ihm dunkel vor den Augen, der Kopf ging ihm in die Runde, die Ohren ſauſten ihm, und wie ein Mühlſtein lag es ihm auf dem Herzen. Bis zur Nacht lag er ſo; endlich ſchlug er die Augen auf, ſtöhnte und huſtete bis zum lichten Tage, und noch den ganzen Tag lang ſchleppte er ſich in dem Abgrunde umher, als hätte ihn der Schlag gerührt. Wie er ſich gegrämt, wie er geſeufzt, geſchimpft, geweint, die ganze Welt verflucht; wie er ſich zuletzt erholt und wieder auf den Weg zum väterlichen Ober-Befehlshaber, dem tapferen Georg, gemacht habe, um ſein Recht zu ſuchen, wäre unnöthig zu erzählen; genug, daß der tapfere Georg ihn zu einer Heerde wilder Schweine ſandte, wo aber auch nichts Gutes für ihn erfolgte, indem man ihm ſeinen grauen Pelz verdarb und eine Wunde in der Seite beibrachte. Der Graue, mit einer den damaligen Zeiten eigenen Mäßigung und Reſignation, beleckte ſeine Wunde wieder, ſo gut er konnte, ging wieder zu Georg, jedoch mit dem Vorſatz, ihn ſelbſt zu verſchlingen, wenn er ihm auch dieſes Mal ſein Recht verſagen und ein beſcheidenes Mahl verweigern würde.

Er kam zur guten Stunde ... Der tapfere Georg war guter Laune und hatte nichts zu thun; er lachte, ſcherzte, klopfte ihm auf den Pelz und befahl ihm, bei den Menſchen um Unterſtützung zu bitten. „Geh," ſprach er,

„in die nächste Landstadt und bitte gute Leute um Dein tägliches Brod; bitte aber anständig und bücke Dich hübsch, und fletsche nicht die Zähne, sträube nicht die Haare empor und benimm Dich nicht wie ein wildes Thier!“ — „Ach, Vater Georg!“ erwiederte der Wolf, „Du kennst ja mein Unglück; wie gern würde ich mich bücken, aber mein verdammtes Genick ist ja so steif. Und wie sollen sich meine Haare nicht sträuben! Wenn ich vor Hunger dampfe, so richtet sich mein Haar empor. Gott sei mein Richter, wenn ich Dir die Unwahrheit sage!“ — „Nun, geh nur, geh nur,“ sagte Georg, „die Menschen sind ein gutes mitleidiges Volk; sie werden Dir nicht nur hinlänglich zu essen und zu trinken geben, sondern Dir auch besser als ich, sogar können, wie Du Dich künftig ernähren sollst.“

Gern hörte der Wolf das Letztere an, aber dennoch war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Er traute dem Vater Georg nicht recht mehr; er fürchtete wieder in die Klemme zu gerathen; es war aber nichts dabei zu thun; der Hunger quält und jagt durch die Welt; wer sich nicht umsieht, verhungert!

Bei der Landstadt angelangt, erblickte der Wolf große schöne Häuser. Unser Hungriger sprang, er wußte selbst nicht wie, über einen Zaun und lief in die erste beste Thüre hinein; dort fand er in einem großen Zimmer viele Arbeitsleute, denen er sein Anliegen eben so höflich als muthig vortrug; er erzählte, weshalb er erschiene, wie er ohne seine Schuld die ganze Welt wie ein Schuldiger durchziehen

müſſe; wie gern er nicht ſündigen würde, wenn der Magen nicht bellte; daß der tapfere Georg ihn früher nur zum Narren gehalten, jetzt aber endlich ſich ſeiner erbarmt und ihm befohlen habe, ſich zu den Menſchen, dieſem mitleidigen und hoch unterrichteten Geſchlecht, zu begeben und ſie um Hülfe und Unterſtützung zu bitten. Dieſes trug er alles auf Tatariſch vor, was ein anweſender Soldat, ein Kaſanſcher Tatar den Uebrigen verdollmetſchte. Unſer Wolf war in keinen Viehhof, in keinen Schafſtall gerathen, ſondern in eine Kaſerne, zu gedienten, gewandten Leuten, mitten in eine Werkſtatt. Die Künſtler-Soldaten umringten ihn; Gelächter, Späße, Lärmen und Geſchrei betäubten den Armen dergeſtalt, daß er ſchüchtern den Schwanz unterſchlug und ſich in der Mitte der ihn umringenden Menge ehrerbietig auf die Hinterpfoten niederließ. Der Zuſchneider ſelbſt warf ſeine Arbeit fort und kam herbei, um dem neumodiſchen Redner zuzuhören, über deſſen Anblick er ſich zu Tode lachen wollte. Endlich kamen Alle dahin überein, den ſchiefen Taraß, der, in der Werkſtatt angeſtellt, von Jedermann zum Beſten gehalten wurde und übrigens den Schneidern die Bügel heiß machte und Waſſer in die Küche trug, — dem Wolf zu ſchenken, und begannen dieſen unter vollem Lachen auf Taraß loszuhetzen: „Pack ihn! Pack ihn und fürchte Dich nicht! Nimm ihn hin, er iſt ein guter Fraß für Dich.“ Unſer Grauer aber liebte nicht, ſich zu zieren: wie ein grimmiges Thier ſprang er auf Taraß los und packte ihn an dem Kragen. Entſetzt ſprang Alles auf

Tische und Bänke, und der Zuschneider, als der jüngste, auf den Ofen; — der arme Taraß hätte in Folge des schlechten Scherzes seiner Kameraden beinahe um sein Leben kommen können. Er flehte den Wolf um Schonung an: „Was wirst Du davon haben, sagte er, wenn Du mich jetzt verschlingst? Nicht nur, daß Du bei mir nichts als Haut und Knochen findest, Du wirst aber auch nicht auf lange Deinen Hunger gestillt haben. Vielleicht auf einen oder höchstens zwei Tage; und wenn Du mich mit der Regiments-Montirung verzehrst, so könnte man noch den doppelten Werth von Dir wieder fordern: und dann? — wovon willst Du dann leben? Laß mich lieber los, und ich will Dir zeigen, wie Du auf die beste Weise von Tage zu Tage gut leben kannst; ich will aus Dir einen solchen Kerl machen, daß Alles, was lebt, Dir von selbst in den Rachen fliegt und Du nichts weiter zu thun hast, als ihn nur recht aufzureißen!"

Der Wolf überlegte und gab endlich nach. „Gerade deshalb bin ich ja hergekommen," sprach er, „um Euch, meine Herren, zu bitten, mich zu unterrichten, wie ich klug und wie ich satt werde. Ich weiß, daß Ihr vermittelst Eures Verstandes und Eurer Gesetz-Kenntniß immer satt werdet; irgend Jemanden zu nahe zu treten, ist durchaus nicht mein Wille. Nur die höchste Noth brachte mich dazu, Deine Gnaden an den Kragen zu packen. Mache mit mir, was Du willst, aber lehre mich, wie ich satt werde."

Der schiefe Taraß holte ein Hundefell herbei, wischte seine Nadel an seinem Rockschooß ab und nähte den armen

Wolf in das Hundefell ein, das ihm seit dieser Zeit auch verblieb. Wie bis dahin sein eigentlicher Charakter beschaffen war, weiß man nicht; nur, sagt man, sei er früher eine redliche, fromme und gute Seele gewesen, gern gesehen bei Alt und Jung, häufig zu Gast gebeten und sogar Mitglied mehrerer Wohlthätigkeits-Vereine.

„Siehst Du, das hat gar nicht lange gedauert," sagte Taraß, den Faden anziehend und abbeißend: „Du siehst jetzt wie ein ganz ordentlicher Hund aus; Niemand wird mehr vor Dir erschrecken und Du kannst Dich überall mit Anstand zeigen! Jedermann wird brüderlich mit Dir leben; und trittst Du in den Wald, so wirst Du sehen, wie Schnepfen und Birkhühner es sich zur Ehre schätzen werden, Dir ins Maul zu fliegen!"

„Aber hör' einmal, sollte das Ding nicht zu eng sein?" fragte der Wolf, sich in seinen neuen Rock hineinzwängend. — „Die Röcke der Staatsdiener haben jetzt eine solche Façon," erwiederte der schiefe Taraß; „man macht eigentlich doppelte Näthe und bringt Haken und Oesen an; bei Dir hab' ich es aber herrlich getroffen, — sieh nur selbst, ganz comme il faut, Jeder wird's Dir sagen."

Schon wollte der Wolf seinem Schneider danken, als alle Kriegshelden von Tischen, Bänken und vom Ofen herunterſprangen und lachten, schrieen und lärmten; Jeder ergriff, was ihm in die Hand fiel und schlug auf den neuen Staatsrock des Grauen los, der sich weder drehen noch wenden konnte, bis es ihm endlich gelang, sich loszumachen und auf allen Vieren mit seinem neuen Pelz das freie Feld zu

erreichen. Daß er vom Regen in die Traufe gekommen war, ſah er nun wohl bald, leider aber zu ſpät ein. Jetzt war er weder ein wildes Thier noch ein Hund; die Hunde verleugneten ihn, weil er ihnen zu tapfer war, und wollten ihn nicht in ihre Zunft aufnehmen: wer ſtärker war, als er, hieb auf ihn los und ſuchte ihm den Garaus zu machen; wer ſchwächer war, ſuchte das Weite, und er, in fremden Stiefeln — was bekanntlich eine verdrießliche Sache iſt, — konnte oft ein Schaf nicht mehr einholen, und Sſaigak's und andere dergleichen Thiere zeigten ſich ihm gar nicht mehr. Mit einem Wort, Jeder beleidigte ihn; als Wolf ward er nicht mehr anerkannt, Recht und Gerechtigkeit wurden ihm verſagt, und was das Schlimmſte war, vor den Hunden konnte er nirgend Ruhe finden, ſo daß der arme Wolf weder Wohnung noch Erwerb hatte und ſich von jener Zeit nur von Raub und Diebſtahl das armſelige Leben friſten konnte, bis ihm einmal die Haut über die Ohren gezogen ward.

Seit dieſer denkwürdigen Epoche ſetzt der Wolf keinen Fuß mehr zum tapferen Georg, will Niemanden mehr kennen und hat alle Sitte und Religion verloren. Sein Leben iſt ſeitdem ein wahres Räuber- und Spitzbuben-Leben und ſein Grundſatz: „Ich habe Euch geflucht, jetzt mögt Ihr mir fluchen; nimmer bringt Ihr mich mehr dazu, mein Recht auf geſetzlichem Wege zu ſuchen; fangt mich meinetwegen lebendig, bratet mich, zerreißt mich, macht mit mir was Ihr wollt, aber an der Naſe führt Ihr mich nicht mehr herum!“

Gott helf!

Im ſüdlichen Irland lebte einſt ein Menſch der ſich Billy Mac Daniel nannte, ein gar luſtiger Bruder, der nur dann traurig war, wenn er nichts zu trinken hatte, oder wenn er nicht wußte, wer die Zeche bezahlen ſollte.

Einſt nach einem kalten Winterabend kurz nach Weihnachten, kehrte Billy Mac Daniel nach Hauſe zurück; der Mond ſchien hell und klar, aber trotz der Schönheit der Nacht fror ihn doch gewaltig. „Mein Seel!" rief er aus, indem er ſich die Hände rieb, „ſo ein derber Schluck wäre jetzt nicht übel, und würde verhindern, daß einem die Seel im Leibe erfröre, — wünſchte ich mir doch in dieſem Augenblick ein ganzes Maas, ſo von der ächten Sorte."

„Du ſollſt das nicht zwei Mal wünſchen, Billy," rief plötzlich ein kleiner Mann, deſſen Kopf ein mit breiten goldenen Treſſen beſetzter dreieckiger Hut bedeckte, und der auf den Schuhen ein Paar ſo ungeheuer große ſilberne Schnallen trug, daß es faſt unbegreiflich war, wie er ſie mit ſich fortbringen konnte. Wie hingezaubert war er vor Billy erſchienen, dem er jetzt ein Glas, groß wie er ſelbſt, hinhielt, das mit dem köſtlichſten Wein angefüllt war, der je einer Traube entquoll, — den je die Lippe koſtete.

„Proſit!“ rief Billy unerſchrocken, wußte er gleich, daß der Kleine zu den Unterirdiſchen gehörte. „Sollſt leben, zwerghafter Mundſchenk, ſchönen Dank, mir gleich wer zahlt.“ — So ſprechend nahm er das Glas und leerte es mit einem einzigen Zuge.

„Wohl bekomm's, Billy,“ hohnlächelte der kleine Mann, „wohl bekomm's — hoffe aber nicht mich um die Zeche zu betrügen, wie Du ſchon ſo manchen Schenkwirth betrogen — heraus mit dem Geldbeutel und zahle wie es einem Kavalier geziemt.“

„Ich Dich bezahlen,“ lachte Billy; „ſchweig davon Du Fitzlipuzli, oder ich ſtecke Dich in die Taſche.“

„Billy Mac Daniel!“ ſprach der Kleine mit dem dreieckigen Hute und den ſilbernen Schnallen; und ſeine Augen funkelten vor Zorn, „Billy, Du ſollſt 7 Jahre und 1 Tag mein Knecht ſein, ſo will ich mich bezahlt machen; ſchicke Dich an mir zu folgen.“

Als Billy dieſes vernahm, gereuete es ihn, ſo unhöfliche Worte gegen den kleinen Mann gebraucht zu haben, und unwiderſtehlich, er wußte ſelbſt nicht warum, mußte er dem Zwerge die ganze Nacht hindurch folgen, über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab durch Wald und Flur, über Sümpfe und Gräben, ohne daß es ihm nur einen Augenblick lang geſtattet war zu raſten. Als der Morgen zu dämmern begann, wandte ſich der Kleine zu ihm und ſprach: „Du magſt jetzt nach Hauſe gehn Billy, in der nächſten Nacht aber findeſt Du Dich hier wieder ein, hörſt Du?

bleibe aber ja nicht aus, sonst soll es Dir schlimm ergehen. Finde ich aber in Dir einen gehorsamen Knecht, will ich auch Dein freigebiger Herr sein."

Billy begab sich nach Hause, aber obgleich er sehr ermattet war, kam dennoch kein Schlaf in seine Augen, denn immer dachte er an den Kleinen, und als der Abend hereinbrach, fühlte er sich wie gestern gezwungen, dem Gebote des Zwerges Folge zu leisten, und sich an den bestimmten Ort hin zu begeben. Noch hatte er nicht lange gewellt, als auch schon der kleine Mann mit dem dreieckigen Hute und den großen silbernen Schnallen erschien. „Billy," sprach er, „ich will in dieser Nacht eine weite Reise unternehmen, gehe und sattle 2 Pferde, eins für mich, eins für Dich, denn Du sollst mir folgen, und möchtest von Deinem Spaziergange in der letzten Nacht noch müde sein!"

Billy dankte seinem Herrn für seine rücksichtsvolle Güte; „aber," begann er kleinlaut, „darf ich mich wohl unterstehen zu fragen, Herr, wo ich Euren Stall finde? denn hier rund um uns her sehe ich nichts als eine nackte Haide."

„Schweig mit Deinen Fragen, Billy," gebot der Kleine, „krieche dort in das Gebüsch hinein und hole mir zwei der stärksten Zweige heraus."

Billy konnte nicht begreifen, was der kleine Mann damit machen wollte, that aber wie ihm befohlen worden, und brachte zwei der stärksten Zweige, an denen sich noch hie und da etwas Laubwerk befand.

„Sitz auf," gebot nunmehr sein Herr, indem er selbst einen der Zweige zwischen die Beine nahm.

„Worauf denn?" fragte Billy verwundrungsvoll.

„Auf ein Pferd, wie ich," versetzte der Zwerg.

Noch immer stand Billy da, und wußte nicht was er anfangen sollte.

„Hinauf, hinauf," wiederholte sein Gebieter, „keine Umstände gemacht, Du hast in Deinem Leben keinen besseren Gaul geritten. Billy sah wohl ein, daß ein ferneres Weigern zu nichts beisen würde, und so nahm er denn getrost den Zweig zwischen die Beine. „Boram, boram, boram," rief darauf der Zwerg, Billy mußte diesen Ruf wiederholen und sofort dehnten sich die Zweige aus und gestalteten sich zu Pferden, auf denen die beiden Reiter nun raschen Fluges dahin sprengten. Billy aber, er wußte selbst nicht wie es zugegangen war, saß rückwärts auf seinem Gaule, und hatte statt des Zaumes den Schwanz in der Hand; auch eilte das Thier so schnell mit ihm von dannen, daß er nicht im Stande war sich anders zu setzen.

Endlich machte der Zwerg vor der Thür eines schönen Hauses Halt. „Jetzt Billy," rief er, „thue, was Du mich thuen siehst, und folge mir; da Du aber nicht im Stande warst, den Kopf Deines Pferdes von dessen Schwanz zu unterscheiden, nimm Dich jetzt in Acht, daß sich Dein Kopf nicht so mit Dir herum drehe, daß Du nicht mehr weißt, ob Du auf dem Kopf oder auf den Füßen stehst; denn guter alter Wein macht leicht schwindlich."

Der Zwerg rief darauf einige unverſtändliche Worte, welche Billy nachſprechen mußte; und ſofort gelangten ſie durch das Schlüſſelloch der Hausthür und durch ein zweites und drittes Schlüſſelloch und noch durch viele andere, hinab in den Weinkeller des Hauſes, der mit trefflichen Weinen von allen Sorten angefüllt war.

Der kleine Mann mit dem dreieckigen Hut ſetzte ſich nieder und trank luſtig darauf los, Billy folgte ſeinem Beiſpiele. „Traun," ſprach er, nachdem er ſich gütlich gethan hatte, „Ihr ſeid der beſte Herr von der Welt, ich möchte keinen andern. — Der Dienſt bei Euch fängt an mir zu gefallen, ich werde Euch nie verlaſſen; gebt Ihr mir ferner ſo gute Gelegenheit, meinen Durſt zu ſtillen."

„Ich habe mit Dir keinen Vertrag geſchloſſen, und will mit Dir keinen abſchließen," entgegnete der Zwerg; „auf! jetzt und folge mir." Und wieder ging es durch die Schlüſſellöcher — und wieder nahmen ſie Zweige zwiſchen die Kniee und wieder ſprengten dieſe, auf den Zauberruf des Kleinen zu Roſſen geſtaltet, raſchen Fluges von dannen.

Auf der Stelle, von der ſie ausgeritten waren, wieder angelangt, entließ der Herr ſeinen Knecht, gebot ihm aber, ſich in der nächſten Nacht wieder einzufinden. — So ging es nun eine Zeit lang Nacht für Nacht, — bald nahmen ſie ihren Weg hierhin, bald dorthin, — bald ſüd-, bald oſt-, bald weſtwärts, bis es in ganz Irland keinen Weinkeller mehr gab, dem ſie nicht ihren Beſuch abgeſtattet hatten, und deſſen verſchiedene Sorten ſie nicht beſſer kannten, als der Kellermeiſter.

Eines Abends, als Billy Mac Daniel sich wie gewöhnlich auf der Haide eingefunden hatte, und eben im Begriff war, ins Gebüsch zu kriechen, um die 2 Rosse für sich und seinen Herren herbeizuholen, rief ihm derselbe zu: „ich brauche heute ein Pferd mehr, Billy wir werden, hoffe ich, Gesellschaft mit zurückbringen." — Billy brachte demnach drei Zweige, und war nicht wenig begierig zu erfahren, wer wohl mit ihnen zurückkehren würde. Er hoffte, sein Herr wolle vielleicht noch einen Knecht in Dienst nehmen. — „Wenn das ist," sprach er vor sich hin, „so soll er Nachts ins Gebüsch kriechen und die Pferde holen, ich sehe nicht ein, warum ich nicht eben so gut den Herren spielen kann, als mein Herr."

Sie sprengten fort; Billy führte das dritte Pferd am Zaum und nicht eher machten sie Halt, als bis sie vor der Thür eines ansehnlichen Pachthofes anlangten; innerhalb des Hauses ging es sehr lustig her, man sang, lachte und jubelte. Der kleine Mann mit dem tressenbesetzten Hute und den großen silbernen Schnallen, saß ab und horchte eine Weile lang hin, dann wandte er sich plötzlich zu seinem Knechte und sprach: „Billy höre, ich werde morgen tausend Jahr alt."

„Gott helf!" rief Billy erstaunt.

„Sprich dieses Wort nie wieder aus, oder Du richtest mich zu Grunde," rief der Zwerg Angst beklommen, dann fuhr er fort: „und da ich nun, wie gesagt, morgen tausend

Jahr alt werde, muß ich nach gerade wohl daran denken, mich zu verheirathen.

„Das will ich meinen," verſetzte Willy, „Ihr habt keine Zeit zu verſäumen, wollt Ihr anders eine Frau nehmen."

„Zu dieſem Zwecke bin ich heute hierher geritten," erwiederte der Kleine. „Die Tochter des Pachters drinnen feiert heute ihre Hochzeit, — es iſt eine ſchlanke, hübſche Dirne von guter Familie, — da habe ich denn beſchloſſen ſie ſelbſt zur Frau zu nehmen und ſie mit mir hinweg zu führen."

„Was wird der Bräutigam dazu ſagen?" fragte Willy.

„Was er Luſt hat," antwortete der Zwerg, „Du aber ſchweigſt, ich habe Dich nicht mit hierher genommen, um deine albernen Bemerkungen anzuhören;" — weiters rief er die Zauberworte aus, die Willy wiederholen mußte, und ohne Aufenthalt ſchlüpften ſie durch das Schlüſſelloch in den Saal, wo die Hochzeitsgäſte verſammelt waren, und nahmen dort hochoben auf dem Gebälke Platz. Willy war an einen ſolchen Sitz nicht gewöhnt, und ſaß ſo unſicher da, daß er mit jedem Augenblicke fürchtete hinabzuſtürzen; ſein Herr machte es ſich aber ganz bequem und ſaß ganz gemächlich da, die Beine kreuzweis über einander geſchlagen, als ob er ſein Lebelang ein Schneider geweſen wäre.

Herr und Knecht ſchauten nun gemeinſchaftlich hinab in die Verſammlung. — Da ſaßen Braut und Bräutigam — Brautvater und Brautmutter, der Prediger und meh-

tere Verwandte und Freunde, sämmtlich auf das köstlichste geputzt, — und reichlich war die Tafel besetzt mit lieblich duftenden Speisen und trefflichen Getränken.

Sehnsuchtsvoll blickte Billy von seinem Chimp hinab in die Unterwelt, aber er mußte sein Verlangen unterdrücken, da begann plötzlich die Braut, gerade als der schmackhafte Braten vertheilt war, laut zu niesen. Niemand am Tische sagte: „Gott helf!" denn Jedweder war mit seinem Teller allzusehr beschäftigt, als daß er an die Beachtung dieser Förmlichkeit hätte denken sollen.

„Ha!" rief der Neger, die Braut mit lüsternen Blicken betrachtend, „halb ist sie schon mein, niest sie noch zweimal, so ist sie ganz mein, trotz Priester und Gebetbuch!"

Wieder niesste die Braut, aber so leicht, so kaum vernehmlich, daß es nur das schärfste Ohr des Kleinen zu hören vermochte und also auch Niemand daran denken konnte, ihr nach hergebrachter Weise „Gott helf!" zuzurufen.

Unterdessen aber wirbelte der Bratendampf immer höher hinauf, der köstlichste Wein perlte in den Bechern und Billy's Sinne wurden von allen diesen Lockungen immer mehr und mehr gereizt, nur gedankenlos sah er noch da, hinstarrend auf den blinkenden Nebentisch, — da niesste die Braut zum dritten Male und unwillkührlich entfuhr ihm der Zuruf: „Gott helf!" Kaum aber waren diese Worte seinen Lippen entflogen, als auch der kleine Mann mit dem dreieckigen Hute mit kreischender Stimme ausrief: „Billy Mac Daniel, da hier nimm Deinen Lohn!" Und bei diesem

Worten gab er seinem Knecht einen so gewaltigen Stoß, daß der arme Willy von seinem erhabenen Sitze hinab, auf den mit Speisen und Getränken besetzten Tisch, und zwar mitten hinein in die bis zum Rande gefüllte Punsch-Bowle stürzte. Nun kann man sich den Schreck und das Entsetzen der Hochzeitgäste denken, denen der heiße Punsch nicht allein auf die neuen, seidenen Kleider, sondern auch in das Gesicht spritzte, so daß Niemand aus den Augen sehen konnte. Während sie aber alle entsetzlich schrien und Hände und Servietten vor das Gesicht hielten, kletterte der Zwerg behend von dem Balken herab, umfaßte die Braut, sprang mit ihr durch das offne Fenster in den Garten, wo die Pferde angebunden waren und ritt mit ihr auf und davon. Unterdessen hatte Willy den Napf rein ausgetrunken, allein die Gäste fielen über ihn her und beten ihm mit Stöcken und Fäusten eine solche gesegnete Mahlzeit, daß er sein Lebtag nicht wieder „Gott heil!“ sagen konnte.

Der Flaſchenberg.

Eine Sage.

In jener guten alten Zeit, wo die Feen, Nixen, Elfen und ähnliche über- und unterirdiſche Weſen ſich noch mehr als in unſern ſogenannten aufgeklärten Tagen, um das Schickſal der armen Sterblichen bekümmerten, hatte, wie die Volksſage berichtet, ein ehrlicher Pachter, Namens Mick Purcell, ein kleines unfruchtbares, ungefähr 13 Meilen von der ſchönen Stadt Cork in Irland gelegenes Stück Land in Pacht genommen. Mick hatte Weib und Kinder, welche ihm nach ihren Kräften in der Arbeit beiſtanden. Das aber wollte leider nicht viel ſagen, denn ſeine Kinder waren noch viel zu klein, als daß ſie ihm von großen Nutzen hätten ſein können, weshalb ihm auch ſein Weib nur geringen Beiſtand leiſten konnte, alles was ſie that, beſtand darin, die Kinder zu pflegen, für ihren Hausſtand etwas zu kochen, die einzige Kuh zu melken und die Milch und Eier nach der nahe gelegenen Stadt zu Markte zu tragen. Unter ſolchen Umſtänden ward es dem ehrlichen Pachter nur ſtets ſchwerer den Pachtzins zu zahlen. Eine Zeit lang ging es zwar, nun kam aber ein recht ſchlechtes Jahr; der Hagel vernichtete die ganze kleine Ernte, die Hühner ſtarben

an einer Seuche, die in der Gegend allgemein unter dem Federvieh herrſchte, und der arme Mick ſah ſich nun außer Stand geſetzt, den für zwei Termine ſchuldigen Pachtzins abzutragen.

„Was ſollen wir nun anfangen, Molly?“ ſprach er zu ſeinem Weibe, indem er ſich mit einem gar betrübten Geſichte hinter den Ohren kratzte.

„Ja, was ſollen wir nun anfangen?“ wiederholte die ehrliche Frau, „uns bleibt nichts übrig, als daß Du unſere Kuh auf den Markt nach Cork bringſt und ſie dort verkaufſt.“

„Und wenn die nun fort iſt?“ fragte Mick traurig.

„Ja, dann weiß ich wahrlich nicht was wir machen wollen, „Mick,“ antwortete ſein Weib, „aber nur getroſt, der Himmel wird uns nicht verlaſſen!“

„Ja ja Du haſt recht, Frau, wir müſſen auf Gott vertrauen, hat er uns doch ſchon ſo oft Hülfe geſchickt, wenn die Noth am größten war,“ erwiederte der ehrliche Pachter etwas beruhigter. „Morgen bringe ich unſere Kuh auf den Markt, zuvor aber mußt Du mir meinen Rock flicken, Du weißt er hat ein Loch unter dem Aermel.“

Molly nahm Nadel und Zwirn und beſſerte das Kleid ihres Ehemannes aus, worauf ſich derſelbe am andern Tage auf den Weg machte, nachdem ihm ſeine Frau noch zuvor empfohlen hatte, die Kuh ja nicht anders als zu einem guten Preis loszuſchlagen. Mick verſprach ihr dies zu thun und zog ſeines Weges. Schwermüthig trieb er ſeine

Ruh vor sich hin. Es war ein schöner Tag und hell glänzte die Sonne am wolkenlosen Himmel. Nachdem er sechs lange Meilen zurückgelegt hatte, erreichte er den Gipfel eines Berges, der noch jetzt, nach der Volkssage der Klaschenberg genannt wird. Dort fand sich plötzlich ein anderer Wanderer neben ihm ein.

„Guten Morgen," grüßte der Fremde.

„Schönen guten Morgen," erwiderte Mick, in dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Tone, indem er den Unbekannten anschaute, der so klein war, daß man ihn fast einen Zwerg hätte nennen können. Er hatte ein gelbes faltenreiches Gesicht, eine kleine spitze Nase und rothe Augen, welche nie auf einer Stelle ruhten, sondern rastlos bald hierhin, bald dorthin blickten. Wen der Gestalt des Unbekannten, dessen Gesellschaft dem ehrlichen Mick ganz unheimlich vorkam, konnte der letztere nichts erkennen, denn trotz der Hitze des Tages war der Kleine vom Kopf bis zu den Füßen in einen weiten langen Mantel gehüllt. Mick trieb jetzt seine Kuh etwas schneller an; der zwerghafte Fremde aber hielt gleichen Schritt mit ihm. Mick wagte es nicht seinen Reisegefährten zu betrachten, doch kam es ihm vor, als ob derselbe nicht im Gehen, gleich andern ehrlichen Leuten einen Fuß vor den andern setzte, sondern geräuschlos wie ein Schatten über den Erdboden dahin glitte. Micks Herz begann noch heftiger an zu pochen, er betete leise für sich und wünschte, an diesem Tage nicht ausgegangen zu sein. Da nahm sein Reisegefährte zu ihm gewandt, wieder das Wort:

„Wohin wollt Ihr mit der Kuh, ehrlicher Mann?“ fragte er.

„Auf den Markt nach Corck,“ antwortete Mick, ob des kreischenden gellenden Tones an allen Gliedern bebend.

„Wollt Ihr die Kuh denn verkaufen?“ fuhr der Unbekannte fort.

„Ich muß wohl,“ erwiederte der Pachter.

„So verkauft sie mir,“ kreischte sein zwerghafter Reisegefährte.

Mick schauderte zusammen, er fühlte gar keine Lust mit dem seltsamen Fremden in irgend einen Geschäftsverkehr zu treten, wagte aber auch nicht demselben eine abschlägige Antwort zu geben.

„Was wollt Ihr denn für sie zahlen?“ fragte er endlich.

„Hier diese Flasche,“ entgegnete der Kleine, indem er eine solche unter seinem Mantel hervorzog.

Mick blickte bald auf den Zwerg, bald auf die Flasche, und konnte, trotz der Furcht welche die Nähe des Kleinen ihm einflößte, sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Lacht so viel Ihr wollt,“ kreischte der Fremde, „ich aber sage Euch, daß diese Flasche tausend Mal mehr werth ist, als alles Geld was man Euch in Corck für Eure Kuh zahlen würde.“

Mick lachte noch lauter als zuvor. „Haltet Ihr mich,“ entgegnete er, „denn wirklich für einen Narren, daß Ihr

glaubt, ich werde meine Kuh für eine Flasche, und zwar für eine leere Flasche hingeben?"

„Geht nur immerhin den Handel ein, es wird Euch nicht gereuen," versetzte der Unbekannte.

„Schönen Dank, was würde meine Frau dazu sagen," rief Mick, „das wäre eine saubere Geschichte, wovon sollte ich denn meinen Pachtzins bezahlen? wovon Weib und Kind ernähren?"

„Ich wiederhole es Euch," nahm der Fremde wieder das Wort, „diese Flasche ist Euch nützlicher als Geld, nehmt sie und gebt mir die Kuh dafür, ich mache Euch den Antrag zum letzten Male Mick Purcell!"

„Wie zum Henker," dachte der, „wie weiß denn der deinen Namen?"

Der Fremde fuhr fort: „Ich kenne Euch, Mick Purcell, und bin Euch wohl geneigt, hört mich an: möglich daß Eure Kuh stirbt, bevor Ihr Cork erreicht, möglich auch, daß viel Vieh auf den Markt gebracht worden und Ihr für Euer Thier nur einen schlechten Preis bekommt, möglich auch, daß man Euch das Geld stiehlt ehe Ihr noch daheim anlangt. Aber was schwatz' ich denn noch so viel, scheint Ihr doch entschlossen Euer Glück muthwillig von Euch zu stoßen."

„Ei davor bewahre mich der Himmel," versetzte Mick, durch das Benehmen des Fremden etwas zutraulicher gemacht. „Mein Glück von mir stoßen, davor bewahre mich der Himmel! wüßte ich wirklich, daß Eure Flasche so etwas vorzügliches wäre, wie Ihr sagt, ich würde sie nehmen, bin

ich gleich ein erklärter Feind aller leeren Flaſchen; ich würde ſie nehmen, ſage ich Euch, und meine Kuh dafür geben."

„Gebt mir die Kuh immerhin, ich will Euch nicht betrügen," entgegnete der zwerghafte Fremde, „da nehmt die Flaſche und verfahrt, zu Hauſe angelangt, genau nach der Vorſchrift die ich Euch geben werde."

Mick zögerte noch immer.

„Ihr wollt nicht, auch gut," rief der Unbekannte, „ich habe keine Zeit und muß von hinnen. Entſchließt Euch ſchnell, nehmt Ihr die Flaſche, werdet Ihr ein reicher Mann, ſchlagt Ihr meinen Antrag aus, iſt Armuth Euer Loos, möglich daß Euer Weib und Eure Kinder dann Hungers ſterben."

Dieſe letzten Worte kreiſchte der Fremde in einem furchtbaren Tone, welcher Mick Purcell mit Entſetzen erfüllte; noch immer aber wußte er nicht, wozu er ſich entſchließen ſollte, endlich aber, gleichſam als habe der kleine Mann eine geheimnißvolle Gewalt über ihn ausgeübt, ergriff er die Flaſche.

„Da nehmt meine Kuh," rief er, „habt Ihr mich aber betrogen, wird der Fluch eines Unglücklichen immerdar auf Euch laſten."

„Ich kümmere mich weder um Euren Fluch noch um Euren Seegen," verſetzte der Unbekannte, „aber ich habe Euch die Wahrheit geſagt, Mick Purcell, Ihr werdet Euch

davon noch heute überzeugen, wenn Ihr das thut was ich Euch ſagen werde."

„Und was iſt denn das?" fragte Mick.

„Zu Hauſe angelangt," fuhr der Fremde fort, „kümmert Euch wenig darum, wenn Euer Weib ſchilt, daß Ihr ſtatt einer Summe Geldes nur eine leere Flaſche heimbringt; zankt nicht mit ihr, laßt ſie aber das Zimmer hübſch sauber auskehren und ein reines Tiſchtuch über den Tiſch decken, dann kehrt die Flaſche um, und ſprecht folgende Worte: „Flaſche thue Deine Pflicht;" was dann geſchieht, werdet Ihr ſehen."

„Und das wäre alles?" fragte Mick.

„Ja," antwortete der Fremde, „und nun lebt wohl Mick Purcell, Ihr ſeid nun ein reicher Mann."

„Das wolle Gott geben!" ſeufzte der Pachter, als der Unbekannte die Kuh jetzt vor ſich hintrieb, er ſeinerſeits aber den Heimweg einſchlug, wobei er indeß nicht umhin konnte, ſich nach dem Käufer ſeines letzten Eigenthums immer wieder und wieder, und ſo lange umzuſchauen, als ihn ſeine Blicke noch zu erreichen vermochten.

Die Flaſche in der Hand haltend, ſetzte jetzt Mick eine Weile lang ruhig ſeinen Weg fort. „Was ſollte ich wohl anfangen, zerbräche ſie mir?" ſprach er zu ſich ſelbſt, und um den zerbrechlichen Ertrag ſo viel als möglich zu ſchützen, ſchob er die Flaſche unter ſeinen Wamms, und eilte nun, ſo raſch ihn ſeine Füße nur von dannen zu tragen vermochten, heimwärts; denn ihm verlangte ungemein dar-

nach, die Wunderkraft der Flasche auf die Probe zu stellen, wobei er seine Brust bald von froher Hoffnung, bald von nagender Besorgniß erfüllt fühlte.

Zu Hause angelangt, fand er sein Weib vor dem Kamine sitzend, in welchem ein helllodernder Feuer brannte. „Du kannst ja unmöglich schon in Corck gewesen sein," rief sie ihm entgegen. „Was ist Dir begegnet? wo ist die Kuh? hast Du sie verkauft? wie viel bekamst Du für sie? geschwind, geschwind, erzähle mir Alles."

Mick Purcell machte ein etwas langes Gesicht, denn er scheuete sich, den gläsernen Kaufschilling zum Vorschein zu bringen. „Wenn Du mich geduldig anhören willst," entgegnete er, „sollst Du Alles erfahren. Wo aber die Kuh jetzt ist — sieh' — das kann Mick Dir nicht sagen — weiß er es doch selbst nicht."

„So hast Du sie also verkauft?" fragte die Frau eifrig, „wo hast Du denn das Geld?"

„Geduld, Geduld Molly, ich will Dir alles erzählen," versetzte der Pachter.

„Was ist denn das für eine Flasche da unter Deinem Wamms?" fragte Molly.

„Ruhig, ruhig, sollst Alles erfahren," erwiederte Mick, indem er die Flasche hervorzog und sie auf den Tisch stellte. „Sieh, Molly, das ist Alles, was ich für unsere Kuh bekommen habe."

Das arme Weib stand da wie vom Blitz getroffen. „Großer Gott, das wäre Alles?" stammelte sie, „Mick,

Mick, ſprich, haſt Du den Verſtand verloren? Wovon ſollen wir nun den Pachtzins zahlen? wovon ſollen wir leben!"

Mick erzählte ihr nun, um ſie zu beruhigen, wie er auf einen kleinen alten Mann geſtoßen — und wie dieſer ihm die Kuh abgehandelt habe; da gerieth die gute Frau gewaltig in Zorn, ſie ſprang zum Tiſche, ergriff die Flaſche, und war ſchon im Begriff, ſie ihrem Ehemanne an den Kopf zu werfen, als der Pachter ſie noch zum Glück daran verhinderte, ihr den Ertrag ſeiner Kuh entriß und ihn wieder unter ſeinen Wamms ſchob. Weinend und laut jammernd ſank nun die arme Molly auf einen Stuhl. Mick aber ſuchte ſie zu beruhigen und wiederholte ihr nochmals die Worte des Zwerges.

Was war zu thun? die Kuh war nun doch einmal fort, halb hoffend, halb zweifelnd griff das gute Weib zum Beſen und begann, dem Gebote des Fremden zufolge, die Stube zu ſäubern. Darauf ſchob ſie den Tiſch in die Mitte des Zimmers, deckte ein reines Tiſchtuch darüber, und nun kehrte Mick die Flaſche um und ſprach: „Flaſche thue deine Pflicht!" kaum waren dieſe Worte ſeinen Lippen entflogen, als, zum Erſtaunen der ganzen kleinen Familie, welche mit weit geöffneten Mäulern daſtand, zwei winzige Männerchen mit Blitzesſchnelle aus der Flaſche ſprangen und in einem Nu den Tiſch mit goldenen und ſilbernen Schüſſeln beſetzte, auf denen die köſtlichſten Speiſen dampften, worauf ſie ſich, ſo ſchnell wie ſie gekommen waren, wieder in die Flaſche hinein begaben. Mick und ſein Weib ſtanden

einen Augenblick lang sprachlos da und blickten staunend auf den Tisch; solche Schüsseln, solche Gerichte hatten sie in ihrem Leben nicht gesehen, die Bewunderung derselben raubte ihnen fast den Appetit. Die Frau fand indeß endlich die Sprache wieder: „Komm her, Mick, und setze Dich," rief sie ihrem Ehemanne zu, „komm, komm, wir wollen doch einmal kosten, mußt Du doch nach Deinem Gange von heute ohnehin hungrig sein!"

„Siehst Du, Molly, der Kleine hat mich doch nicht betrogen," jubelte Mick, und sofort setzte er sich und nahm mit seiner Familie ein tüchtiges Mahl ein, konnten sie gleich nur von der Hälfte der Speisen kosten, in so reichlichem Maße waren sie vorhanden.

„Nun soll's mich doch verlangen," nahm Molly, nachdem sie sich so recht gütlich gethan hatte, das Wort, „nun soll's mich doch verlangen, wie die guten kleinen Herren es anfangen werden, die Dinge wieder wegzuschaffen." — — Sie warteten und warteten, als aber Niemand erschien, räumte Molly die goldenen und silbernen Schüsseln sorgfältig bei Seite, und sprach zu ihrem Eheherrn gewandt: „Er hat wirklich Wort gehalten, der kleine Käufer unserer Kuh, wir sind ganz reiche Leute."

Mick und sein Weib legten sich darauf zu Bette, nicht aber um zu schlafen, sondern um darüber nachzudenken, wie sie es anzufangen hätten, das kostbare Geräth um einen guten Preis an den Mann zu bringen, und sich von dem Ertrage Aecker und Wiesen zu kaufen. Mick begab sich am

nächſten Tage nach Corck, veräußerte das Gold und Silbergeräth, handelte Wagen und Pferde ein, bezahlte ſeinen Pachtzins und erfreuete ſich nunmehr mit den Seinigen eines ſorgenloſen Lebens. Sie hielten die Wunderkraft der Flaſche vor Jedermann ſo geheim als möglich; deſſen ungeachtet aber kam ihr ſchlauer Gutsherr dahinter. Er beſuchte ſie eines Tages, wunderte ſich über die Wohlhabenheit des Pachters, und drang mit Fragen ſo lange in den ſchlichten ehrlichen Landmann, bis dieſer ihm endlich die Wahrheit geſtand. Der Gutsherr bot ihm nunmehr eine große Summe Geldes für die Flaſche; Mick lehnte aber den Antrag ab, bis ihm der Gutsherr endlich ſämmtliche Ländereien, die er von ihm in Pacht hatte, für die Flaſche bot, worauf Mick Purcell, welcher ſich nunmehr reich genug glaubte, endlich den Vorſtellungen des pfiffigen Käufers nachgab und ihm die Wunderflaſche überließ. — Aber wie ſehr hatte ſich Mick getäuſcht! Des Reichthums ungewohnt, warfen er und die Seinigen das Geld mit vollen Händen weg, er ward immer ärmer und ärmer, und endlich blieb ihm, um kurz von der Sache zu reden, zuletzt nichts übrig, als eine einzige Kuh; und neuerdings zog er mit dieſer wie mit der vorigen nach Corck, hoffend, unterwegs wie vormals den kleinen alten Mann anzutreffen, und von ihm eine zweite Wunderflaſche einzuhandeln.

Es war ganz früh eines Morgens, als er ſich auf den Weg machte, und raſtlos trieb er die Kuh vor ſich hin, bis er den Gipfel des Flaſchenberges erreichte. Noch hatte ſich

der Nebel an den Bergen gelagert, und verhinderte ihn, hinab in das Thal zu schauen; die Sonne stieg zu seiner linken Hand empor, und aus ihrem grünen Nachtlager erhob sich die Lerche, um ihr freudiges Morgenlied himmelan zu jubeln.

Mick aber war in diesem Augenblicke gefühllos für die Schönheiten eines Sonnenaufganges, er dachte nur an den Zwerg und die Wunderflasche, und war nicht wenig erfreut, als dieser auch wirklich auf dem höchsten Gipfel des Berges, plötzlich wie hingezaubert vor ihm dastand. „Nun, Mick Purcell," kreischte er dem Pachter entgegen, „hatte ich nicht recht, als ich Euch verkündete, daß Ihr ein reicher Mann werden würdet?" —

„Ihr habt mich wahrlich nicht betrogen," erwiederte Mick, indem er sich hinter den Ohren kratzte, „ich ward ein reicher Mann — jetzt aber — bin ich wieder so arm wie zuvor, und möchte Euch gern meine Kuh für eine zweite Flasche verkaufen."

„Euer Wunsch soll erfüllt werden," grinsete der Zwerg, „hier ist die Flasche, Ihr wißt ja was Ihr damit zu thun habt."

So sprechend reichte er dem Pachter den gläsernen Kaufschilling hin, erfaßte die Halfter der Kuh und war im nächsten Augenblicke mit derselben vor Mick Purcells Blicken verschwunden; welcher darauf, von Freude erfüllt, so rasch er konnte, nach Hause eilte.

Glücklich langte er dort an, und so wie er seine Frau

gewahrte, rief er jubelnd aus: „Da, Molly, ſieh her, ich bringe eine andere Flaſche!“

„Du Glücksbote!“ jauchzte die ehrliche Frau, und ſofort kehrte ſie die Stube aus, ſo ſauber wie möglich, ſchob den Tiſch zurecht und deckte ein reines Tiſchtuch darüber, worauf Mick Purcell die Flaſche umkehrte und den Wunderſpruch: „Flaſche thue deine Pflicht,“ ausrief. Kaum aber war derſelbe von ſeinen Lippen erſchollen, als auch mit Blitzesſchnelle aus dem Wunderbehälter hervor zwei derbe Geſellen, mit dicken Knotenſtöcken in den Fäuſten, ſprangen, und unſern armen Mick nebſt Weib und Kind furchtbar durchprügelten, bis ſie, vom Schmerz überwältigt, zu Boden ſanken, worauf die Peitſchenmeiſter, eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen waren, wieder in die Flaſche ſchlüpften.

Als Mick ſein Bewußtſein wieder erlangte, richtete er ſich auf und ſchaute angſtvoll um ſich, ob die Bearbeiter ſeiner Gliedmaßen auch noch im Zimmer vorhanden wären. So wie er ſich aber überzeugte, daß ſie verſchwunden waren, half er ſeinem Weibe und ſeinen Kindern wieder vom Boden auf, ſagte ihnen, ſie möchten ſich tröſten ſo gut ſie könnten, ſchob die böſe Wunderflaſche in ſeinen Wamms, und begab ſich zu ſeinem Gutsherrn, welcher ſo eben eine glänzende, zahlreiche Geſellſchaft bei ſich verſammelt hatte. Ein Diener mußte ihn melden, und ſofort trat der Hausherr zu ihm heraus und fragte nach ſeinem Begehren.

„Ich bringe hier noch eine zweite Flaſche, Herr,“ ſprach Mick.

„Der tauſend," rief der Gutsherr, iſt ſie denn eben ſo wunderthätig als die Erſte?"

„Das will ich meinen," lächelte der Pachter, „ſie beſitzt wahre Rieſenkraft. Wenn es Euch gefällig iſt, kann ſich dieſelbe ſogleich vor allen Euren Gäſten bewähren.

„Herein, herein, geſchwind," verſetzte der Gutsherr, ſofort zog er unſern Mick mit ſich in die Halle, in der ſich eine große Menge Herrn und Damen befand, und wo der Pachter ſeine erſte, Schüſſeln und Speiſen ſpendende, Flaſche hoch oben auf dem Geſimſe ſtehend, gewahrte. „Ha, ha," lächelte er vor ſich hin, indem er zu ihr hinaufblickte; Dich will ich bald wieder mein nennen."

„Jetzt zeigt uns was Eure Flaſche vermag," rief der Gutsherr; Mick ſtellt ſie auf den Tiſch, ſprach die Zauberworte — und im nächſten Momente waren der Hausherr und ſeine ſämmtlichen Gäſte, Herren und Damen, von den auf Mick's Zauberworte ſofort erſcheinenden zwei Geſellen gepackt, zu Boden geworfen und mit den Knotenſtöcken windelweich durchgeprügelt.

„Halt ein, halt ein," ſchrie der Gutsherr, „ſchafft mir die beiden Wüthriche vom Halſe, Mick, oder ich laſſe Euch hängen!"

„Sie ſollen," entgegnete der Pachter, „ſo lange auf Euch losprügeln, bis ich meine rechte Flaſche, die dort oben auf dem Geſimſe ſteht, wieder erhalte."

Langt ſie ihm herab, ſonſt ſchlagen ſie uns todt," gebot der Hausherr.

Mick ſchob die rechte Flaſche unter ſeinen Wamms, die Prügelmeiſter ſchlüpften in die zweite, und mit beiden Wunderflaſchen begab ſich nun Mick wieder nach Hauſe.

Jetzt nahm die Frau die beiden Flaſchen in Verwahrung, um ſicher zu ſein, daß ihr Mann ſie nicht wieder leichtſinniger Weiſe vertauſchen möchte. Als ſie aber einſtmalen beide Flaſchen zu gleicher Zeit auf den Tiſch geſtellt hatten und Mann und Frau zugleich riefen: Flaſche thue deine Pflicht! kamen aus der einen die Prügelmeiſter, aus der anderen die Tafeldecker, und beide wurden ſo handgemein, daß ſie nicht nur die Wunderflaſchen, ſondern auch gegenſeitig ihre Schädel in tauſend Scherben zerſchlugen. Da ſagte Mick zu Molly: es war doch beſſer, da wir mit unſerer ſauern Hände Arbeit unſer redlich Stückchen Brod uns verdienten: Ehrlich währt doch am längſten! Sie nahmen Hacke und Spaten, gingen in das Feld und hatten in wenigen Jahren ſieben fette Kühe, drei Ziegen und zwanzig Schafe; die Lämmer, Kälber und Schweine nicht mitgerechnet.

Vom Bäumlein,

das andere Blätter hat gewollt.

Es iſt ein Bäumlein geſtanden im Wald,
In gutem und ſchlechten Wetter,
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt ſtatt Blätter;
Die Nadeln, die haben geſtochen,
Das Bäumlein das hat geſprochen:

Alle meine Kameraden
Haben ſchöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft ich wünſchen, wie ich wollt,
Wünſcht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht iſt, ſchläft das Bäumlein ein,
Und früh iſt's aufgewacht,
Da hat es goldne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: nun bin ich ſtolz,
Goldene Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und langem Bart,
Der hebt die goldenen Blätter bald;
Er ſteckt ſie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein ſpricht mit Grämen:
Die goldenen Blättlein dauern mich,
Ich muß vor den andern mich ſchämen,
Sie tragen ſo ſchönes Laub an ſich.
Dürft ich mir wünſchen noch etwas,
So wünſcht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein
Und früh iſt's wieder aufgewacht,
Da hatt' es gläſerne Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: nun bin ich froh,
Kein Baum im Walde glitzert ſo.

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geſchwind,
Und kommt an die gläſernen Blätter;
Da lagen die Blätter vom Glaſe
Zerbrochen in dem Graſe.

Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub,
Die anderen Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub.
Wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
Wünſch' ich mir grüne Blätter wohl.

Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh iſt's aufgewacht,
Da hatt' es grüne Blätter fein,
Das Bäumlein lacht,
Und ſpricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu ſchämen brauch.

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geis geſprungen,
Sie ſucht ſich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen.
Sie ſieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,
Es ſprach nun zu ſich ſelber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber.
Hätt ich nur meine Nadeln,
Ich wollte ſie nicht tadeln.

Und traurig ſchlief das Bäumlein ein
Und traurig iſt es aufgewacht;
Da beſieht es ſich im Sonnenſchein
Und lacht, und lacht
Alle Bäume aus,
Und ſie lachen's wieder aus,
Aber das Bäumlein macht ſich nichts draus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn ſeine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle ſeine Nadeln,
Daß Jedermann es ſehen kann;
Geht hinaus, ſeht's an, doch rührt's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's ſticht!

Das heimliche Gericht.

Ein ſchauerliches Mährchen.

Die Großmutter klopfte ſchon zum zweiten Male an das Fenſter und ſagte für ſich: es iſt doch nicht zu glauben, die Kinder werden ſich Naſen und Ohren erfrieren mit ihrem Schlittenfahren und Schlittern bis in die ſpäte Nacht. Sie klopfte zum dritten Male und drohte mit erhobenem Finger. Da war nun nicht länger zu ſpaßen, die Kinder brachten den Schlitten in den Schuppen und ſtürmten in das Zimmer hinein. „Erſt die Füße rein machen! den Schnee abklopfen!“ rief die Großmutter ihnen zu, „und laßt die Thüre nicht ſo lange aufſtehn! Man merkt, daß Vater und Mutter heut aus ſind, der Großmutter wollt ihr gar nicht mehr pariren!“ — „Kommt der Vater heut nicht zu Haus,“ rief Karl, „dann giebt es Milchreis!“ — Und recht viel Zimmt und Zucker darauf! ſetzte Wilhelm hinzu. — Ach! mit eurem Milchreis, ſagte Clothilde, wenn wir heut Abend mit Großmutter allein ſind, bitten wir ſie, uns eine Geſchichte zu erzählen! — Oder ein Mährchen, ſagte Lieschen, bitte, bitte, ein Mährchen! „Bitte, bitte, ein Mährchen!“ riefen jetzt ſämmtliche fünf Kinder, hielten die

Großmutter an Armen und Händen fest und zogen sie an das Kamin. — „Nur nicht sogleich an die brennende Gluth mit euren erfrornen Füßen!“ rief die Großmutter und schob die Kinder zurück, diese aber faßten insgesammt den neu gepolsterten Armstuhl, welcher kleine Rollen unter den Füßen hatte, an, rückten ihn näher an das Kamin, die Fußbank mit feiner Tapisserie-Arbeit überzogen, ein Weihnachtsgeschenk der beiden älteren Enkelinnen, wurde nicht vergessen, die Kleinen holten sich ihre kleinen Stühle und Hutschen, die anderen nahmen sich Stühle und ein jeder suchte der Erzählerin so nah als möglich zu sitzen. „Aber etwas recht Grauliches, sagte Rudolph, und von schönen Pferden etwas dabei.“ — Nein, nein, ja nichts Grauliches, sagte das kleine Lieschen, liebe Großmutter, ich sitze heut so weit von dir, ich kann dich gar nicht anfassen, wenn die großen Riesen und Drachen kommen. „Laßt mir, rief jetzt die Großmutter, das Kind näher heran, so mein Lieschen, hier halte dich an meiner Schürze fest, denn man kann nicht wissen, was heut alles passirt. Ein Weilchen suchte ein Kind vor dem andern sich noch mit den Ellenbogen Raum zu verschaffen, ein jedes machte Lärm, und doch rief ein jedes: so seid doch still! bis endlich die Großmutter feierlich Stille gebot und also anhub:

Martin war der Sohn eines armen Bauern, der bei dem Oberförster von Waldhausen als Jägerbursche in der Lehre stand. Sein Herr hatte ihn in den Wald geschickt, um mit einem Beile diejenigen Bäume zu bezeichnen, welche

im nächſten Frühjahre gefällt werden ſollten. „Geh mir aber nicht in den Unkenhau! rief der Oberförſter ihm nach, ich habe dir ſchon öfter geſagt, daß es dort nicht ganz richtig iſt!“ — Sehr wohl, ſagte Martin, ich werde mich ſeitwärts nach dem Finkenhau wenden. — Als er aber ſo eine Strecke in den Wald hineingegangen war, ſagte er für ſich: ich ſoll nicht in den Unkenhau gehn, weil es da nicht ganz richtig iſt, aber ich habe immer gefunden, daß es gerade da am luſtigſten hergeht, wo es nicht ſo ganz richtig iſt. Hab' ich doch Flinte und Hirſchfänger bei mir, außerdem noch ein Beil und ſo ſoll mich ſo leicht nichts anfechten.

So nahm er getroſt ſeinen Weg, anſtatt zur Linken, zur Rechten, ging an den Unkenteich vorüber, der feſt zugefroren war und ſagte: es hat doch Alles ſeine Zeit, Maikäfer giebt es freilich nicht im Februar, auch keine Nachtigallen, dafür ſind aber auch den Unken die Mäuler zugefroren und man braucht ihr Gewimmer und ewiges Lamento nicht mit anzuhören; es iſt mir nichts ſo zuwider, als das ewige Unk! Unk! immer eins und daſſelbe, da haben es die Fröſche noch weiter in der Muſik gebracht, die ſingen ihr brräkeke kär, quoa? quoa?, daß es beinah wie franzöſiſch klingt, zwar auch nicht ſehr beſonders, aber doch noch immer beſſer, als das fatale Unk! Unk! —

Unterdeſſen war er an eine große, hohle Eiche gekommen, die beſah er ſich von allen Seiten und ſagte: das kann nun weiter nichts helfen, du haſt ausgedient und kannſt abkommen. — Er that einige Hiebe mit dem Beile in die

Borke, um ſie den Holzhauern zu bezeichnen; du kommſt, ſagte er dabei, auf keinen grünen Zweig mehr, und die Maikäfer werden ſich an dir den Magen nicht mehr verderben. Kaum aber, daß er einige Schläge mit dem Beil gethan, hörte er ganz deutlich von innen heraus den Ruf:

Unk! Unk!
Ich bin noch zu jung!
Wenn du mich wirſt ſchonen,
Werd' ich dich reichlich belohnen.
Unk! Unk!
Ich bin noch zu jung!

Martin hielt den Athem an ſich, legte das Ohr an eine Spalte des Baumes, und hörte die Worte: „Unk, Unk, ich bin noch zu jung!" ganz deutlich. „Aha!" ſagte er endlich, „jetzt merk' ich es ſchon, hier iſt's nicht recht richtig, und da bin ich gerade an den rechten Fleck gekommen." Er hieb noch einmal in den Baum, da wiederholte ſich der Unkenruf und nun ſchien es ihm doch bedenklich, weiter zu hauen. Er ſteckte das Beil in ſeinen Gurt und ſagte: wenn man ſo ſeine fünf- bis ſechshundert Jahre auf dem Nacken hat, iſt man juſt nicht zu jung mehr, aber weil du denn noch ſo große Luſt zu leben haſt, will ich dich gern verſchonen!

Unk! Unk!
Hab tauſend Dank!

rief es jetzt mit viel näherer und vernehmbarerer Stimme, in der dunklen Spalte ward es ganz hell und ein kleines

altes Mütterchen mit einer Laterne und einem Trichter in der Hand trat heraus und redete Martin also an: Es soll dir nicht leid thun, daß dein Herz sich von meinem Gesang hat rühren und erweichen lassen. Unter dieser Eiche befindet sich das Schloß der mächtigen Unkenkönigin, deren Oberhofmarschallin ich zu sein die Ehre habe. — „Nicht wahr, sagte Martin ganz beherzt, und da unten geht es nicht ganz richtig zu?" — Also du weißt es schon, sagte die Oberhofmarschallin etwas betroffen, um so willkommner wirst du unserer Königin sein, die mir ausdrücklich befohlen hat, es weder an Versprechungen noch an Geschenken fehlen zu lassen, um dich zu überreden, ihr den großen Dienst zu leisten, durch den es allein möglich ist, ihren Thron zu befestigen. Bedenke, daß alle Goldkörner und Diamanten, welche seit mehreren tausend Jahren von den fleißigen und geschickten Ameisen, die ihren Namen von ihrer Emsigkeit erhalten haben, aus den umliegenden Bergen ausgeklaubt worden sind, sich in unserer Schatzkammer befinden. Allein noch dürfen wir sie nicht unser nennen, dazu fehlt uns noch Eines und du kannst denken, welcher Lohn dem zu Theil werden wird, der unserer Königin dazu behülflich ist. Dich hat das Schicksal dazu erwählt, hast du Muth, so folge mir, doch vergiß dein Beil nicht, so lieb dir dein Leben ist, ich leuchte voran und du folgst mir nach! —

„Ei, schöne Madam, sagte Martin, was meine Furcht betrifft, so brauchen sie sich vor der nicht zu ängstigen, allein sie haben gut reden, so eine kleine Person kann durch

ein Schlüsselloch gehen, ohne sich die Frisur zu verderben, allein mit mir ist das ein anderes Verhältniß, jung gewohnt, alt gethan, was ein Häkchen werden will krümmt sich bei Zeiten, ich wüßte ja nicht, wie ich durch diese enge Baumspalte mich durchklemmen sollte. — Das haben wir Alles längst bedacht, sagte die Alte, wo dir der Weg zu eng wird, darfst du nur diesen Trichter ansetzen, du kriechst zur weiten Oeffnung hinein und kömmst dann zur engen so klein heraus, als es eben nöthig ist. — Das läßt sich hören, sagte Martin, kann man doch den ganzen großen Mühlenteich durch einen Trichter füllen, warum nicht auch einen Menschen. Er setzte den Trichter sogleich an die Baumspalte, und sieh' da! es ging vortrefflich. Die kleine Frau leuchtete mit ihrer Laterne voran; „diesen unterirdischen Gang, sagte sie, hat uns Meister Maulwurf gegraben, du wirst ihn jetzt ganz geräumig finden, nur nimm dich in Acht, daß du über keine Wurzeln stolperst." Martin kam sich in seinem verjüngten Maßstabe ganz komisch vor, denn da er in dem Maulwurfsgange aufrecht gehen konnte, ohne mit dem Kopfe anzustoßen, kann man sich eine ungefähre Vorstellung von seiner jetzigen Figur machen.

Nachdem sie eine gute Viertelstunde auf ihrer Wanderung zugebracht, kamen sie an eine eiserne Thüre, vor welcher zwei Heuschrecken als Schildwachen standen. Erst riefen sie: Wer da? und hielten ihre Lanzen vor; sobald sie aber den Federhut der Oberhofmarschallin erkannten, riefen sie: Heraus!

Die Wache trat ins Gewehr, und obschon die Alte mehrmals mit der Hand winkte, daß die Leute abtreten sollten, so ließ es sich dennoch der wachthabende Lieutenant nicht nehmen, der Frau Oberhofmarschallin zu Ehren das Gewehr präsentiren zu lassen. — Jetzt sprangen die ehrnen Pforten auf und ein prächtiger Garten lag im hellsten, rosenfarbnen Schimmer vor den erstaunten Blicken des verwunderten Martin, der sich nicht wenig freute, hier unten, mitten im Winter die Sträuche voller Erdbeeren und die Bäume voller Kirschen zu finden. Er hätte gern noch länger hier verweilt und sich die saft- und gewürzreichen Früchte gut schmecken lassen, wenn ihn die Begleiterin nicht bedeutet, wie sich dies nicht schicke, Erdbeeren und Kirschen zu essen, während die Königin ihn erwarte, an deren Tafel er ebenfalls das schönste Obst finden werde. „Mit vornehmen Herren, sagte Martin, ist nicht gut Kirschen essen! besser bewahrt, als beklagt; ein Sperling in der Hand ist besser, als zehn Tauben auf dem Dache!" — Dabei langte er noch tüchtig zu und steckte sich auch von den schönen Herzkirschen eine reichliche Hand voll in die Jagdtasche.

Man kam jetzt zu den Stufen, welche hinauf zu dem Schlosse der Unkenkönigin führten; Alles war aus schwarzem Basalt gehaven, was dem Ganzen, im Vergleich mit dem rosenfarbenen Garten ein sehr düstres Ansehn gab, so daß unserm Jägerburschen ganz unheimlich wurde.

Die Pförtnerin zog, sobald sie die Oberhofmarschallin ansichtig wurde, sogleich die Glocke, durch einen geräumigen

Vorsaal und einen langen Corridor traten sie in den Thronsaal, wo die Königin auf einem Throne von Gold, mit schönem Elfenbeinschnitzwerk verziert, saß. Ihr zur Rechten und Linken saßen in langen schwarzen Gewändern die Unkenbrüder schweigend und ernst. Nachdem die Hofmarschallin sich ehrerbietigst vor der Königin verneigt und Martin eben so gethan, sagte sie: „Allergnädigste Königin, ihr befahlt mir zu dem peinlichen Halsgericht, welches ihr zu halten gedenkt, euch einen Scharfrichter zur Stelle zu schaffen; hier bring ich Ew. Majestät einen jungen Mann, der sich glücklich schätzen wird, von Ew. Majestät einer solchen Auszeichnung gewürdiget zu werden." —

Unserm Martin fiel vor Entsetzen das Beil aus der Hand, er war nicht im Stande, auch nur ein Wort zu sprechen. „Ich sehe, sagte die schwarze Königin, daß du mit einem guten Beile bewaffnet bist, und dein ehrfurchtvolles Schweigen sagt mir, wie glücklich du dich schätzest, daß dir das hohe Amt eines Scharfrichters zu Theil wurde. Man führe, rief sie mit erhobner Stimme, die Angeklagte herein, sie soll noch einmal ihre Schuld bekennen, das Todesurtheil vernehmen, und dann unter dem Beile des Henkers fallen, den ich für diese kleine Gefälligkeit königlich belohnen werde."

Während die Wache abging, um die Gefangene zu holen, winkte die Königin unserm Martin, daß er näher treten sollte und sagte: auf diesem Kissen liegen die Schlüssel zu meiner Schatzkammer, wirst du hernach den Kopf der

hingerichteten dafür hinlegen, so erlaube ich dir, so viel an Gold, Perlen und Edelsteinen mitzunehmen, als das Fahrzeug, auf welchem du dich einschiffen wirst, um wieder zur Oberwelt zu gelangen, nur immer fassen kann. Ich würde dir diese kleine Bemühung der Hinrichtung meiner Todfeindin nicht gemacht haben, wenn es uns Unterirdischen gestattet wäre, mit eigenen Händen Blut zu vergießen."

Noch immer war Martin die Zunge wie gelähmt, er vermochte nur mit einer stummen Verbeugung zu danken, so widerlich war ihm das Angesicht der schwarzen Unken-Majestät.

Unterdessen kehrte die Wache zurück, mit Ketten belastet trat mit edlem Anstande in einem schneeweißen, seidenen Gewande Amisia, die gefangene Königin des thätigen und und niedlichen Ameisen-Volkes herein. „Du hast, rief die schwarze Unholdin ihr zu, es gewagt, meinen Thron zu untergraben, wär es mir nicht gelungen die zehn Millionen Freibeuter, welche den Vortrab deines Heeres bildeten durch die Durchstechung der Dämme, welche meine Gärten einschließen, zu ersäufen, so würden ich und die Meinen von ihren giftigen Zangen längst zerrissen sein. Bekennst du, daß du selbst dein Volk aufgeboten hast, um meine Schätze zu erobern, daß du selbst nach meiner Krone gestrebt hast? —

„Nicht nach deinen Schätzen und nach deiner Krone habe ich gestrebt, sagte Amisia mit gehaltener Würde, denn was du dein nennst, war nie dein Eigenthum; du maßest

dir das Gold und den Thron an, der, wenn die Rechte der Geburt und Legitimität irgend von dir geachtet worden wären, mir und meinem Volke gehören. Ich bekenne, daß ich ewig darauf sinnen werde, dich von dem Throne zu stoßen, der durch dich, schwarze Verrätherin, nur entweiht wird."

„Ihr Richter, ihr Geschwornen des heimlichen Gerichts, rief jetzt die schwarze Königin, weß klaget ihr die Königin Amisia an?"

Einstimmig rief die schwarze Unkenbrüderschaft: „wir klagen Amisia an des Hochverrathes und der beleidigten Majestät!"

„Ihr Richter! ihr Geschwornen des heimlichen Gerichtes! welches ist die Strafe des Hochverrathes und der beleidigten Majestät?"

Einstimmig antworteten jene: der Tod durch das Henkerbeil!

„So verurtheilen wir dich, rief die Unkenkönigin, hiermit zur Strafe des Beiles, welche sofort an dir vollzogen werden soll!"

„Glaubt nicht, sagte Amisia gefaßt, daß ihr mich mit solchen leeren Drohungen schrecken könnt. Nur zu gut weiß ich, daß euch nicht gestattet ist, auch nur einen Tropfen Blutes zu vergießen, ohne daß daraus Flammen emporschlagen würden, die euch und euer ganzes Reich verzehrten." —

„Wir haben uns wohl vorgesehen," rief hohnlachend die

schwarze Königin; „Scharfrichter, tritt vor! und thue dein Amt!“ —

Martin, der bis jetzt noch immer geglaubt hatte, daß es nicht zum Aeußersten kommen würde, sah nun wohl, daß es Ernst mit dieser Hinrichtung sei. Er trat aus dem Winkel, in welchen er sich zurückgezogen hatte, mit seinem blanken Beile vor und die geschäftigen Gerichtsdiener hatten den Block zurecht gerückt, auf welchen die schöne Amisia ihr Haupt legen sollte.

„Ich sterbe unschuldig!“ sagte sie mit dem Ausdruck des edelsten Stolzes, und als sie dabei ihren weißen Schleier zurückschlug und mit einem halb scheuen, halb bittenden Blick unsern Jäger ansah, war dieser davon so gerührt, daß er auf der Stelle beschloß, die Unglückliche zu retten. Mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers nahm er eine von den schwarzen Herzkirschen, und indem er sie in den Schleier der unglücklichen Amisia, der er mit den Augen zublinkte und leise zuflüsterte, daß sie sich nicht fürchten solle, einwickelte, schob er die kleine Königin in seine Jagdtasche. Den Schleier hatte er schnell zu einer Puppe zusammengedreht, so daß die Kirsche den Kopf bildete und Niemand den Betrug ahndete.

„Bereite dich, rief er mit barscher Stimme, den Todesstreich zu empfangen! dabei rückte er den Block weiter zurück, wo er in einem Halbdunkel stand, legte den Kopf der künstlich gemachten Puppe zurecht und hieb mit dem

Beile herzhaft darnach, daß der Kern knackte und der Kirſchſaft rechts und links herausſpritzte. —

„Ha! wie das knirſchte! rief frohlockend die Unkenkönigin, er hat den Halswirbel gut getroffen! Leg das blutige Haupt auf das Kiſſen und nimm dafür die Schlüſſel zur Schatzkammer.“ Einigen Hofdamen der ſchwarzen Königin war ſchon bei den Anſtalten zur Hinrichtung unwohl geworden, und als Martin jetzt das blutige Haupt auf das Kiſſen legte, fielen mehrere in Ohnmacht, die Königin ſelbſt verlangte nach einem Riechfläſchchen; indeſſen rief ſie bald gefaßt; „nun erſt weiß ich meinen Thron befeſtigt!“ Dieſe Verwirrung benutzte Martin, um eiligſt in die Schatzkammer zu gelangen. Hier ſah er ſogleich nach der, in der Jagdtaſche verborgenen Amiſia, die ihm fürs Erſte nur mit einem Händedruck für die Rettung danken konnte.

Unterdeſſen war die Oberhofmarſchallin ihm nachgefolgt, ſie ſchloß ihm einige Kiſten auf und ſagte, daß ihm geſtattet ſei, ſich nach Belieben die Jagdtaſche zu füllen. „Da habe ich, ſagte er, meine Pfeife, Schnapsflaſche und andere zerbrechliche Waare drin, ich werde mir lieber die erſte, beſte Kiſte auf die Schulter nehmen und damit zufrieden ſein. „Dazu haben wir hinreichende Dienerſchaft, du ſelbſt ſollſt dich damit nicht bemühen.“

Auf ihren Befehl kamen ſogleich einige Kammerdiener herbei. „Nehmt, rief die Oberhofmarſchallin, dieſe drei Kiſten mit Goldſand, Diamanten und Perlen und tragt ſie nach dem Schiff, auf welchem unſer Gaſt wieder zur Ober-

weit fahren wird. Geleit euch der ſchwarze Erdgeiſt, dem wir dienen!"

Ohne ſich noch lange mit Komplimenten aufzuhalten, eilte Martin den Trägern nach, die, mit Fackeln verſehen, auf einem unterirdiſchen Gange oder Tunnel die Kiſten auf das Schiff brachten. Dies beſtand freilich nur aus zwei, mit Binſen an einander gebundenen Wallnußſchaalen, war aber mit Maſten, Segeln, Tauwerk, Steuer und Ruder wohl verſehen. Sobald die Dienerſchaft die drei Kiſten auf das Schiff gebracht, kehrten ſie um und wünſchten Martin eine glückliche Fahrt. Das Schiffchen, mit bunten Laternen wohl verſehen, lag in einem Baſſin, welches von einer Heilquelle gebildet wurde, und ſobald unſre Jäger die Taue, mit denen es am Ufer feſtgebunden war, gelöſt und die Anker gelichtet hatte, trieb es luſtig unter der Erde in einem rauſchenden Bächlein weiter.

Nun ſäumte er nicht länger, die gerettete Königin aus ſeiner Jagdtaſche hervorzulangen, die ſich hier erſt in Sicherheit wußte und nicht Worte finden konnte, um ihren Dank auszuſprechen.

Während ſie ſich aber beide über ihre Rettung freuten, gewahrte Martin zu ſeinem nicht geringen Schrecken, daß das Schiff zu ſinken begann. Ha! die Verräther, rief er, ſie haben deshalb mein Schiff ſo ſchwer beladen, um ſicher zu ſein, daß ich damit untergehe. — „Hier dürfen wir, ſagte Amiſa, keinen Augenblick verlieren. Die Kaſten ſind zu ſchwer, um ſie ganz über Bord zu werfen, wir wollen

sie mit unsern Händen so schnell als möglich leeren, wobei du noch den Vortheil hast, daß der Goldsand, die Perlen und Diamanten von dem Bach mit der Zeit hinaus in das Freie getrieben werden." —

Beide fingen nun an mit aller Lebendigkeit die Kisten zu leeren, was unserm Martin allerdings sehr leid that, denn so lange auch nur noch ein Körnchen Gold, ein einziger Diamant, eine einzige Perle in den Kasten lagen, schöpfte das Schiff Wasser und drohte zu sinken. Mit seinem gewohnten heitern Muthe sagte er indessen, als er die leeren Kisten sah: wir gewannen, so zerrannen! heute mir, morgen dir! Ehrlich währt am längsten!

„Rudere jetzt, sprach Amina, nach jener Steinplatte hin, dort hoff ich einige Verpaßten meines Heeres zu finden und ich würde mich glücklich schätzen, dich auch in mein unterirdisches Reich einführen und auf einige Tage herr bewirthen zu können."

„Für diesmal, sagte Martin, muß ich doch verbindlichst danken, meine Geschäfte erlauben mir es nicht, noch länger hier unten zu verweilen."

„Nun denn, sagte die schöne Königin, darf ich dich wenigstens nicht ohne Andenken von mir entlassen." Bei diesen Worten nahm sie eine kostbare goldene Nadel aus ihrem nußbraunen Locken, in welcher eine Perle von lebendiger Größe und schönstem Glanze gefaßt war. — Bringe, sagte sie, diese Nadel deiner Königin, die sie schon vor mehreren Jahren auf einem Spaziergange durch ihren Park

verlor, sie wird dich dafür reichlich belohnen. — Jetzt hielt das kleine Schiff an der Steinplatte an. Martin war über das Geschenk sehr erfreut, küßte der schönen Amisia die Hand und auf einem schmalen Brett, welches er, wie eine Zugbrücke an das Ufer gelegt, flog sie gerettet an das Land. An dem Jubel, an dem Geschmetter der Trompeten und Hörner, womit sie empfangen wurde, konnte Martin merken, daß Amisia von ihren Truppen begrüßt worden war. Er selbst trug kein Verlangen der Einladung der schönen Königin zu folgen; er stieß rasch von der Steinplatte ab und überließ sich dem Treiben des immer stärker rauschenden Bächleins. „Wer sich in Gefahr begiebt, brummte er für sich, der kommt darin um; besser bewahrt, als beklagt; wenn dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen; nein, für diesmal hab' ich genug von den unterirdischen erfahren, und ich will Gott danken, wenn ich aus diesen nächtlichen Königreichen wieder an das helle Tageslicht gekommen sein werde."

Die Schiffslaternen fingen bereits an, matter und matter zu brennen, und schon fürchtete er, in ewige Nacht begraben zu werden, als ein lichter Punkt in weiter Entfernung ihm wie ein Stern entgegenflimmerte. Immer glänzender ward der Schein, endlich erkannte er, daß durch eine weite Oeffnung, durch welche der unterirdische Bach seinen Ausfluß in ein schönes Wiesenthal nahm, das helle Sonnenlicht hineinschien. Anfänglich blendete das helle Licht unsern Martin so sehr, daß er nur ein wenig blinzeln konnte

nach und nach gewöhnte sich aber das Auge wieder an den Tag und zu seiner großen Freude erkannte er bald die Gegend, in der er sich befand. Er ruderte sein Nußschaalen-Schiffchen an das Ufer heran und stieg aus, um es festzubinden, damit er es seinen Freunden zeigen könnte, wenn sie ihm nicht glauben wollten, was ihm Alles begegnet sei. Da hörte er es hinter sich in dem Wiesengras rasseln und klappern, ein langbeiniger Storch kam auf ihn zu; nun erst fiel es ihm ein, daß er sich noch in sehr verkleinerter Figur befinde und in seinem grünen Jagdkleide wahrscheinlich von dem Storche für einen Laubfrosch gehalten werde. Schnell sprang er auf sein Schiffchen zurück, wo er zu seinem Glück noch den Zauber-Trichter fand. Bin ich, sagte er, klein geworden, als ich durch die weite Oeffnung hineinkroch, so kann ich wohl auch wieder groß werden, wenn ich durch die enge Oeffnung den Weg versuche. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Gesagt, gethan! Noch stand der Storch auf der Lauer, um den kleinen Mann aufzuspießen, als ihm mit einem Mal der große Jägerbursch entgegen trat, und ihm eins auf den Schnabel gab, daß ihm aller Appetit verging.

Martin machte sich nun ungesäumt auf den Weg nach Hause, und da sich der König und die Königin so eben mit großem Gefolge zu einer Jagdpartie in Waldhausen auf dem Jagdschlosse eingefunden hatten, fand er bald Gelegenheit vorgelassen zu werden. Martin hatte ein Weinblatt auf einen zinnernen Teller gelegt und darein die Nadel mit der kostbaren Perle gesteckt. Als nun die Königin ihrem Kammerherrn zurief: bringen sie mir einen Zahnsto-

her! so trat Martin mit seinem Teller heran und präsentirte die goldene Nadel. Man kann sich keinen Begriff von der Freude und dem Erstaunen der Königin machen, die ein so theures Kleinod so unvermuthet wieder erhielt. Auch der König war hoch erfreut, rief Martin heran zu sich und sagte: bitte dir eine Gnade aus, ich habe bei meinem königlichen Worte versprochen, demjenigen, welcher diese kostbare Perle wiederbringt, Alles zu gewähren, was er von mir bittet, wenn es irgend in meinen Kräften steht. — „Ich bin, sagte Martin, eines armen Bauern Sohn, der hier als Jägerbursche lernt, da wüßt' ich mir nichts besseres zu wünschen, als ein Fleckchen Wald, Wiese und Feld mit einem kleinen Bauernhofe, wo die Meinen leben könnten und wenn ich mein Jägerhandwerk ausgelernt habe, und mein Herr nicht mehr fort kann, dann will ich mein Lebtage nicht mehr werden, als Oberförster zu Waldhausen. Der König ließ sogleich am anderen Tage Brief und Siegel ausfertigen und schenkte unserm Martin Wald, Feld und Wiese, wie er es gebeten.

Von Zeit zu Zeit ging er mit einem Netz nach dem Boch, auf welchem er aus dem unterirdischen Reiche herausgeschifft war, um zu sehen, ob der Goldsand, die Perlen und Edelsteine noch nicht hervorgespült worden seien, er hat aber bis heutigen Tag auch nicht ein Körnchen gefunden; geht nur hin nach Waldhausen und laßt es euch von ihm selbst erzählen, wenn ihr mir es nicht glauben wollt, sagte die Großmutter, da trat der Bediente in das Zimmer und sagte: „Es ist angerichtet!

Der Weihnachtsbaum.

„Der Winter draußen ſtürmt und fegt,
„Da rücken wir näher zuſammen,
„Der Schnee an die Fenſter greifelt und ſchlägt,
„Nun ſchürt im Kamine die Flammen.“ —
Da bitten die Kinder den Vater ſo ſehr,
Erzähl' uns vom armen Seppi noch mehr,
Wir ſind wie die Mäuschen ſo ſtille.

Arm Seppi war von Thür zu Thür,
Von Haus zu Haus gegangen,
Und hatte weder dort noch hier
Ein freundliches Wort empfangen;
Da ſagt er: „ach! Alles iſt mir verwehrt,
„Heut wird der heilige Chriſt beſcheert
Und ich muß hinaus in den Winter.“

Und draußen lag weit über das Feld
Ein weißes Tuch gebreitet.
„Hier ſind ich wohl auch mein Bett beſtellt,
„Mein Lager mir bereitet.“
Die Engel ſchütteln ihr Bettlein aus,
Da fliegen die Federn all heraus,
Hier will ich heut ruhen und ſchlafen.

Im Felde ſtand ein Tannenbaum,
Dort legte der Knabe ſich nieder,
Da hört' er hoch in des Himmels Raum,
Die feſtlichen Weihnachtslieder.
Und wie er ſchaut in den Baum hinein,
Da flimmern und ſchimmern mit hellem Schein
Die goldnen Stern' in den Zweigen.

„Wie freu' ich mich, du heil'ger Chriſt,
„Nun wird mir auch beſcheeret,
„Der glänzende Weihnachtbaum hier iſt
„Mit reichen Geſchenken beſchweret,
„Von Zucker weiß candirt ſo fein
„Und tauſend Kerzen und Wachsſtöcklein
„Auf den grünen Zweigen ſich wiegen."

Arm Seppi ſchlief ein auf kaltem Bett,
Die Sterne gingen unter,
Da kamen zu ſeiner Lagerſtätt,
Vier heilige Englein herunter.
Sie nahmen den Knaben wohl auf den Arm,
Und trugen ihn weich gebettet und warm
Hinauf in den himmliſchen Garten.

O'Donnohue's weißes Roß.

Iriſche Sage.

Man hat mich ſchon oft einen irrenden Ritter genannt, aber nie mit mehr Recht als jetzt, wo ich in Irland mich bald zu Land auf den muthigen Pony's, bald zur See auf den Wellen, die ſich oft noch gefährlicher, als die Pferde, bäumen, umhertummle. Heut hatte ich mir in Killarney ein leichtes Fahrzeug gemiethet, um mich von fünf tüchtigen Bootsleuten nach der Inſel Inisfallen fahren zu laſſen. Der Himmel ſah nicht freundlich, als ich einſtieg und der alte Steuermann ſchüttelte mit dem Kopfe. „Nun was meint ihr?" frug ich den Alten, werden wir die Inſel erreichen?" An uns, ſagte er, ſoll es ſicher nicht liegen; allein es könnte leicht geſchehen, daß wir O'Donnohue heut auf ſeinem weißen Roſſe begegneten und der läßt kein Boot leben, wenn er ſo ſeinen Schuß hat. — „Wenn er nur, gab ich zur Antwort, die Menſchen leben läßt, ein Boot wollen wir ſchon dran ſetzen!" Der Alte wunderte ſich, daß ſo eine Landratze, wie ſie uns, die nie vom Feſtlande zu ihnen kommen, zu nennen pflegen, ſo wenig Waſſerſcheu habe, zog das Segel auf und bald ſtachen wir mit einem mehr als friſchen Winde in die See. Der Himmel war wie zerriſſen, an wenigen Orten nur blau, an anderen grau in

grau ſchattirt, an den meiſten aber rabenſchwarz und Wolken aller Formen tummelten ſich darin umher, von Zeit zu Zeit durch einen Regenbogen gefärbt, oder durch ein fahles Sonnenlicht erleuchtet. Die hohen Berge dämmerten kaum durch die trüben Schleier, auf dem See aber war alles Nacht. Die ſchwarzen Wellen wühlten geſchäftig unter ſich, hie und da kräuſelte ſich blendend weißer Schaum auf ihren Rücken. Der Sturm pfiff ſo laut, daß wir das Segel einziehen mußten und als ich dem alten Steuermann zurief: wohin wir zuerſt fahren würden, antwortete er: nach der Abtei dadrüben, wenn uns O'Donnohue nicht dazwiſchen reitet; denn wenn der erſt merkt, daß wir auf die Kirche losſteuern, ſo wird er uns ſchon die Wege weiſen. Gern hätt' ich ſchon jetzt mich näher nach dem gefürchteten Reiter erkundigt, allein dazu war nicht Zeit. „Da hatt ihn! — rief der alte Brummbart und ſchlug ein Kreuz, mir aber ſchlug ein ganzer Schwall der hohen See über den Kopf zuſammen, daß ich pudelnaß wurde. „Mein Hut! rief ich, mein Hut!" Seid froh, ſagte der Alte, daß ihr damit weggekommen ſeid, ich hab' es ſchon erlebt, daß O'Donnohue mehr als einem Paſſagier den Kopf mitnahm. Wir wollen es uns doch ja vergehen laſſen, nach der Abtei zu fahren und ich will froh ſein, wenn wir das Wirthshaus auf Inisfallen erreichen." Somit wendete er ſein Boot und in der That ging nun die Fahrt glücklich von Statten. „Ihr habt wunderliche Heilige hier zu Lande, ſagte ich, die uns den Weg zur Kirche wehren und uns zum

Wirthshause mit vollen Segeln treiben.“ „Ihr saht ihn doch, sagte jetzt mit halblauter Stimme der Alte; sein Anzug war scharlachroth, und auf dem Kopf trug er einen goldenen Helm. Und die Mähnen seines Rosses, schlohweiß und wie es so auf den Wellen daher schnaubte, die Augen glühend wie Kohlen; nun ihr habt eure Portion bekommen und werdet Zeitlebens daran denken.“ Ich rückte jetzt näher an die Steuerbank heran und bat den Alten, mir doch mehr von dem gefürchteten O'Donnohue zu erzählen. „Nur nicht auf dem Wasser!“ sagte er ängstlich, er wär im Stande und käm auf der Stelle zurück und dann kämt ihr sicher nicht mit dem Hute davon!“ Sitzen wir erst im Wirthshause im Trocknen, das heißt, ich meine nicht so ganz im Trocknen — und dabei hielt er seine leere Branntweinflasche gegen den Himmel — dann sollt ihr Alles erfahren. —

Sobald wir gelandet waren, versäumte ich nicht, meinem Fährmann die Flasche füllen zu lassen und nun ließ er sich bereit finden, mir das Mährchen zu erzählen. —

O'Donnohue, so hub er an, war der mächtigste Vasall eines Herzogs, der hier, wo jetzt der See seine Wellen rollt, eine große und reiche Stadt bewohnte. Alles gab es dort im Ueberfluß, nur Wasser fehlte, denn es war nicht mehr als ein einziger kleiner Brunnen vorhanden, welcher nur zur Nachtzeit Wasser gab. Dieser Brunnen war das Geschenk eines mächtigen Zauberers, der ihn einst auf Bitten einer schmachtenden Jungfrau hervorgerufen, aber dabei streng gewarnt, daß man nie vergessen möge, ihn am

Morgen immer wieder mit dem ſilbernen Deckel, den er zu dieſem Behufe zurückgelaſſen, zuzudecken. Die ſeltſame Arbeit und wunderſamen Verzierungen des Deckels ſchienen es zu beſtätigen, daß kein Goldſchmid im ganzen Königreiche ihn gearbeitet haben konnte.

O'Donnohue, ein unerſchrockener, zuweilen ſogar übermüthiger Ritter, konnte nie vor dem Brunnen am Tage vorüber reiten, ohne mit ſeinem Schwert auf den ſilbernen Deckel zu ſchlagen und alle diejenigen für feige Memmen zu erklären, welche durch ſolche Verbote eines Zauberers ſich abſchrecken ließen. Eines Tages, als er wiederum mit einigen luſtigen Freunden von der Jagd zurückkehrte, forderte er ſie auf, mit ihm den Brunnendeckel abzuheben und er verſprach ihnen, wenn ſie ihn in ſein Haus brächten einen köſtlichen Punſch darin zu brauen. Anfänglich waren die Freunde bedenklich, indeſſen die Hoffnung auf eine dampfende Bowle Punſch überwand ihre Furcht, ſie faßten herzhaft an und brachten den Deckel glücklich in O'Donnohue's Haus. Hier wurde nun das ſchöne ſilberne Gefäß wie ein Keſſel auf den Feuerheerd geſtellt, mit Waſſer gefüllt und als dies kochte, goſſen die luſtigen Brüder ein ganzes Faß des feinſten Arak's dazu, auch Zucker und Citronenſaft wurde nicht geſpart, ſo daß alle ſchwuren, nie einen köſtlicheren Trank gebraut zu haben. Während ſie aber luſtig ſich die Becher füllten, fing der Brunnen auf dem Markte an überzufließen und zwar in ſolchen Strömen, daß die Einwohner ſich nur mit Mühe auf die nahen Berge retten konnten.

Nur O'Donnohue und seine Zechbrüder blieben bei ihrer Bowle sitzen und als schon das Wasser in das Zimmer eindrang, konnten sie sich nicht entschließen, den schönen Punsch im Stiche zu lassen; sie stiegen erst auf die Stühle, dann auf die Tische und meinten immer: das Wasser wird sich schon wieder verlaufen. Allein mit jeder Minute stieg es höher und höher und als sie nun endlich das Haus verlassen wollten, war es zu spät, die Ueberschwemmung war zu groß und alle mußten ertrinken. O'Donnohue aber ward in einen bösen Wassergeist verwandelt, der, sobald ein Sturm losbricht, auf seinem wilden, weißen Roß, hinaus auf die See muß und, von Wind und Wellen geschlagen, wo er hinfährt, Unheil anrichtet; vor allen aber hat er es auf solche abgesehen, die manchmal ein Gläschen zu viel trinken, weshalb ich euch doch rathen wollte, in diesem Punkte sehr vorsichtig zu sein. Dabei gluckte er den letzten Rest seiner Flasche Whiskey, die ich ihm hatte füllen lassen ganz sorglos aus und indem er sie gegen den Himmel hielt sagte er: das Wetter hat sich aufgeklärt, O'Donnohue wird uns nun wohl in Ruhe lassen. Gehen wir wieder zu unserem Boot, der See wird schon wieder hell und bleibt es so dabei, so sollt ihr die ganze schöne Stadt mit Kirchen, Wirthshäusern, Palästen und Kapellen tief auf dem Grunde liegen sehen und St. Patrik möge verhüten, daß wir dort unten nicht einzukehren brauchen!" Unsre Fahrt ging glücklich von Statten und wär' es nicht gefährlich davon zu plaudern, würde ich euch mehr davon erzählen. —

Klein-Männlein in der Gans.

Klein-Männlein ging ſpazieren einmal
Auf dem Dach, ei ſeht doch!
Klein-Männlein iſt hurtig, das Dach iſt ſchmal,
Gieb Acht, es fällt noch.
Und richtig!
Eh ſich's verſieht fällt es herunter
Und bricht den Hals nicht,
Das nenn ich doch noch ein Wunder.

Unter dem Dach iſt ein Teich,
Hinein fällt Klein-Männlein ſogleich
Ueber und über wird es naß,
Daß war kein Spaß.
Nun kommt heran die Gans geſchwommen,
Und ſpricht: jetzt wirſt du mitgenommen.

Die Gans hat Klein-Männlein hinuntergeſchluckt,
Sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat ſie gedruckt,
Ohne ein Wort zu ſagen.
Da ſchreit die Gans ganz jämmerlich,
Das iſt der Köchin ärgerlich.

Die Köchin wetzt das Meſſer,
Sonſt ſchneidet's ja nicht,
Die Hausfrau aber ſpricht:
Iſt ſie fett, ſo wär nichts beſſer,
Als daß wir ſie ſchlachten
Zum Braten auf Weihnachten.

Weihnachten kommt die Gans auf den Tiſch
Im Pfännelein;
Der Vater zerſchneidet ſie friſch,
Aber wo ſteckt unſer Klein-Männlein?
Bei den gebratenen Aepfeln, wie 'ne Maus,
Da ſpringt es mit einem Mal heraus,
Und ruft: wünſche guten Appetit,
Wenn ſie erlauben, ſo ſpeis ich mit.

Da ſpringt Alles vom Tiſch auf,
Da wird der Großvaterſtuhl leer,
Klein-Männlein ſetzt ſich drauf,
Macht ſich über die Gans her.
Es ſagt: du haſt mich gefreſſen,
Dafür will ich jetzt dich eſſen.

Da ißt Klein-Männlein gewaltig drauf los,
Als wärens ſeiner ſieben,
Da eſſen wir Alle dem Männlein zum Trotz,
Da iſt nichts übrig geblieben

Von der ganzen Gans, als ein Täßlein
Das kriegt das Käßlein.

Nichts kriegt die Maus,
Das Mährlein iſt aus.
Was iſt denn das?
Ein Weihnacht-Spaß;
Aber auf's Neujahr lernſt
Du; — Was?
Den Ernſt.

Das Mährchen.

An dem großen Fluſſe, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fährmann und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reiſende übergeſetzt ſein wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, ſah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihm verſicherten, daß ſie große Eile hätten und ſchon an jenem Ufer zu ſein wünſchten. Der Alte ſäumte nicht, ſtieß ab und fuhr, mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn ſchwankt! rief der Alte, und wenn ihr ſo unruhig ſeid, kann er umſchlagen; ſetzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über dieſe Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verſpotteten den Alten und waren noch unru-

biger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und ließ bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe! riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — Um's Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich in's größte Unglück! wäre ein Goldstück in's Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen sein würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammensuchen, an's Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter. — Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen. — Und doch kann ich euch nicht los lassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten scherzend davon schlüpfen; allein

ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt; es war die unangenehmſte Empfindung die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen; er entließ ſie und ſtieß ab. Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigſte vergeſſen! Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben, als ſie ſolche auf der Stelle mit großer Begierde verſchlang, und alle Stücke, die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen und ſich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte ſie, daß ſie durchſichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr ſchon verſichert, daß dieſe Erſcheinung möglich ſei; weil ſie aber zweifelhaft war, ob dieſes Licht lange dauern könne, ſo trieb ſie die Neugierde und der Wunſch, ſich für die Zukunft ſicher zu ſtellen, aus dem Felſen heraus, um zu unterſuchen, wer

das ſchöne Gold herein geſtreut haben könnte. Sie fand niemanden. Deſto angenehmer war es ihr, ſich ſelbſt, da ſie zwiſchen Kräutern und Geſträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das ſie durch das friſche Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt. Vergebens durchſtrich ſie die einſame Wildniß; deſto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als ſie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines gleichen! rief ſie und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beſchwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob ſie gleich auf trocknen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte; ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte ſie endlich zu einem feuchten Ried, wo unſere beiden Irrlichter hin und wieder ſpielten. Sie ſchoß auf ſie los, begrüßte ſie, und freute ſich ſo angenehme Herren von ihrer Verwandtſchaft zu finden. Die Lichter ſtrichen an ihr her, hüpften über ſie weg und lachten nach ihrer Weiſe. Frau Muhme, ſagten ſie, wenn Sie ſchon von der horizontalen Linie ſind, ſo hat das doch nichts zu bedeuten; freilich ſind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn ſehen Sie nur (hier machten beide Flammen indem ſie ihre ganze Breite aufopferten ſich ſo lang

und spitz als möglich) wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich deß rühmen? so lang es Irrlichter gibt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich, denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felsklüft gefallen sei; sie vermuthe es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach sie zu verschlingen. Laßt es Euch schmecken, Frau Muhme, sagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen und sie leuchtete wirklich auf's herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren,

ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeſte zu verlieren.

Ich bin Euch auf ewig verbunden, ſagte die Schlange, nachdem ſie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was Ihr wollt; was in meinen Kräften iſt, will ich Euch leiſten.

Recht ſchön! riefen die Irrlichter, ſage, wo wohnt die ſchöne Lilie! Führ' uns ſo ſchnell als möglich zum Pallaſte und Garten der ſchönen Lilie, wir ſterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Dieſen Dienſt, verſetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich Euch ſogleich nicht leiſten. Die ſchöne Lilie wohnt leider jenſeit des Waſſers. — Jenſeit des Waſſers! Und wir laſſen uns in dieſer ſtürmiſchen Nacht überſetzen! wie grauſam iſt der Fluß, der uns nun ſcheidet! ſollte es nicht möglich ſein, den Alten wieder zu ervufen?

Sie würden ſich vergebens bemühen, verſetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch ſelbſt an dem dieſſeitigen Ufer anträfen, ſo würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns ſchön gebettet! Gibt es denn kein ander Mittel, über das Waſſer zu kommen? — Noch einige, nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſezzen, aber erſt in der Mittagsſtunde. — Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüber fahren. — Wie geht das zu? — Der große Rieſe, der nicht weit von hier wohnt,

vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles. Deswegen iſt er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schattens ſetzen, der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüſch dicht an's Ufer ſtößt, ſo kann ich Sie überſetzen und der ſchönen Lilie vorſtellen; ſcheuen Sie hingegen die Mittagshitze, ſo dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felſenbucht den Rieſen aufſuchen, der ſich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten ſich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um ſich in ihrem eignen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der ſie ſchon lange auf eine ſonderbare Weiſe gequält ward.

In den Felsklüften, in denen ſie oft hin und wieder kroch, hatte ſie an einem Orte eine ſeltſame Entdeckung gemacht. Denn ob ſie gleich durch dieſe Abgründe ohne Licht zu kriechen genöthiget war, ſo konnte ſie doch durch's Gefühl die Gegenſtände recht wohl unterſcheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war ſie gewohnt überall zu finden; bald ſchlang ſie ſich zwiſchen den Zacken großer Kryſtalle hindurch, bald fühlte ſie die Haken und Haare des gediegenen Silbers, und brachte ein und den andern Edelſtein

mit sich an's Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammen zu fassen und das, was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig durch ihr eignes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgestellt war. Dem Maß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: Wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold? fragte der König. — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von langer und eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand,

in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommſt du, da wir Licht haben? fragte der goldene König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt ſich mein Reich? fragte der ſilberne König. — Spät oder nie, verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: Wann werde ich aufſtehn? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen, ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drei Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammen geſchmolzen zu ſein; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: Wie

viel Geheimniſſe weißt du? — Drei, verſetzte der Alte. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. Was kümmert's mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas in's Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äußern, mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie aus, wollt' ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was gibt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwei ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können: kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe, mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau; ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und ſieh dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie herunter geleckt, du glaubſt nicht mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein gefegt hatten, ſchienen ſie ſehr gutes Muthes, und gewiß ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen ſie ihren Muthwillen von neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, ſchüttelten ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch wie ſie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh! da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann

mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren, denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen. — Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte. — Drei Kohlhäupter, ſagte die Frau, drei Artiſchocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.

Du kannſt ihnen den Gefallen thun, ſagte der Alte; denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob ſie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber verſprochen und betheuert haben ſie es.

Indeſſen war das Feuer im Kamine zuſammen gebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Aſche, ſchaffte die leuchtenden Goldſtücke bei Seite, und nun leuchtete ſein Lämpchen wieder allein, in dem ſchönſten Glanze, die Mauern überzogen ſich mit Gold und der Mops war zu dem ſchönſten Onyx geworden, den man ſich denken konnte. Die Abwechſelung der braunen und ſchwarzen Farbe des koſtbaren Geſteins machte ihn zum ſeltenſten Kunſtwerke.

Nimm deinen Korb, ſagte der Alte, und ſtelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artiſchocken und die drei Zwiebeln, lege ſie umher und trage ſie zum Fluſſe. Gegen Mittag laß dich von der Schlange überſetzen und beſuche die ſchöne Lilie, bring' ihr den Onyx, ſie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie ſie alles lebendige durch ihre Berührung tödtet; ſie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, ſie ſolle nicht trauern, ihre Erlöſung ſei nahe, das größte Unglück könne

sie als das größte Glück betrachten, denn es sei an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie auf's Haupt, und es war doch nicht der Onyx der so lastete. Alles Todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeitlang hingegangen, als sie auf einmal, erschreckt, stille stand; denn sie hätte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß

sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es ist das Gemüse das Euch die Irrlichter schuldig sind, versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr die Last auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sei. Er blieb bei seiner abschlägigen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich der Alte: es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabei. — Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und versprecht, daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's, aber wie erschrak sie nicht, als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände im-

mer das ſchönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ungeachtet der harten Arbeit, dieſe edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: das iſt noch ſchlimmer! ich ſehe ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere.

Jetzt ſcheint es nur ſo, ſagte der Alte, wenn ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß ſie niemand ſehen wird. — Ich wollte lieber, ich könnte ſie nicht brauchen und man ſäh' mir's nicht an, ſagte die Alte; indeſſen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden. Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe ſchwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der ſachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſo wie ſeine ſchön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelaſſen über den heißen Sand hin, und

ein tiefer Schmerz schien alle äußere Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich, ungeachtet seiner schönen Augen, müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr geht mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortrefflich: Geschenk von meinem Manne zu überbringen. Mit diesen Worten schritt sie eilends fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur schönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk! das Ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, Euch mit sklaver Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht. Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirst von

ihren Händen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren. Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und ängstlicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es sein würde von ihrer Hand zu sterben! Sieh mich an, sagte er zu der Alten, in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulden. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und bedürftig, als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet sein wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Moos, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie von ferne den majeſtätiſchen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarſte ſchimmern. Beide erſtaunten, denn ſie hatten dieſes Gebäude noch nie ſo herrlich geſehen. Wie! rief der Prinz: war ſie nicht ſchon ſchön genug, als ſie vor unſern Augen wie von Jaspis und Praſem gebaut daſtand? Muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolith mit der anmuthigſten Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint? Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Geſtalt einer kühnen Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Ehrfurcht und gingen ſchweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenſeitigen Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu ſehen gedankt, als ſie bemerkten, daß außer ihnen dreien noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſein müßten, die ſie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben ſich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Geziſch antwortete; ſie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: Wir werden, ſagten ein paar wechſelnde Stim-

men, uns erſt incognito in dem Park der ſchönen Lilie umſehen, und erſuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, ſobald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Schönheit vorzuſtellen. An dem Rande des großen Sees werdet Ihr uns antreffen. Es bleibt dabei, antwortete die Schlange, und ein ziſchender Laut verlor ſich in der Luft.

Unſere drei Wanderer berieten ſich nunmehr, in welcher Ordnung ſie bei der Schönen vortreten wollten, denn ſo viel Perſonen auch um ſie ſein konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulden ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Büſche in Bewegung. Auf einem eingeſchloſſenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume, ſaß ſie und bezauberte beim erſten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das ſich ihr mit Entzücken näherte und bei ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſei während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schooße lehnt, wie

Eure Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach Eurer Brust zu sehnen scheint und wie sie unter der Berührung Eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konntest!

Unter diesen Worten war sie näher gekommen; die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der sonst meine Lieder auf das angenehmste begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu sitzen, und sorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger, munterer als jemals, seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin, aber was kann mir seine Strafe helfen, mein Liebling ist todt und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.

Ermannt Euch, schöne Lilie! rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zusammen, mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vor-

bote des größten Glücks ansehen; denn es sei an der Zeit, und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie sie schwarz geworden ist! wahrhaftig sie ist schon um vieles kleiner, ich muß eilen eh' sie gar verschwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt' ich dem Diebe begegnen und warum meine Hand in den Topf tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kesthaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? so bring' ich sie dem Flusse und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Ihrige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebeln könntest du allenfalls noch haben: aber Artischocken suchst du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen wohl Blüthen und Früchte, aber jedes Reis, das ich breche und auf das Haupt eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich so wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Cypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reiser als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der Fremden wie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das beste vergessen hatte. Sie hob sogleich den verwandelten Hund heraus und sa-

ihn nicht weit von der Schönen in's Gras. Mein Mann, sagte sie, schickt Euch dieses Andenken, Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgehalten werden, daß Ihr ihn besitzet.

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen, aber acht ist es nicht blos ein Wahn unserer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammen trifft, uns vorbilden das beste sei nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?
Entfernt vom schönen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden Andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals aufgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deshalb der schönen Lilie sogleich zuvorkömmlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt! rief sie aus, sagt nur diese gute Frau wie herrlich der Bogen gewölbt erscheint. Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schönfarbig.

Ich wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst herausteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick, sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib sein; aber eilt was Ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sei, sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbaut.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden sie aufstehn? fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: ich höre die großen Worte im Tempel ertönen; es ist an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. Höre ich doch, sagte sie, die glücklichen Worte schon heute zum zweitenmal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?

Sie stand auf und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, und nahm die Harfe abnehm. Dieser folgte eine andre, die den elfenbeinernen, geschnitzten Fußstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenlegte und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber alle Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich jedes gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Verwunderung hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mann betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich

um, lief hin und wieder und eilte zuletzt seine Wohlthäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. So kalt du bist, rief sie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und fest dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht! versetzte darauf der Jüngling; klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf die Schöne zu ne-

cken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen; dann lief ſie, um ihn wieder nach ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das häßliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: Muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er einige heftige Bewegungen; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzuhalten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſein ver-

ließ ihn, und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei trat sie zurück, und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen! Die süße Lilie stand unbeweglich, und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken und ihre Augen ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hülfe nicht um, denn sie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger; sie schien auf Rettung zu sinnen, und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldstuhl, und nöthigte, mit freundlichen Geberden, die Schöne sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, sich der Schönen gegenüber stellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste

Bild, das in der Natur zu finden war, darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu sehen; so sehr wünschte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erschien fest zu halten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr, doch bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf, zwei Mädchen faßten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schooße, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.

Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, eh die Sonne untergeht? zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verstümmelt, rief sie aus! seht wie meine Hand beinahe ganz weggeschwunden ist; weder der Fährmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin; vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, sagte die Schlange, und sucht hier

zu helfen; vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht hört ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte, und die Schlange schien eben so ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume, des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn, den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen?

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſpratzelt wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sei ruhig, ſchönſtes Mädchen! ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen. Hatte deinen Kreis geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleier Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben mußten, denn ſie waren wieder äu-

ſerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne ſo lange ſie von ſeiner Lampe beſchienen ſei, behauptete ſie mehr als einmal, daß wenn es ſo fort gehe, noch vor Mitternacht dieſes edle Glied völlig verſchwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Geſpräch der Irrlichter aufmerkſam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch dieſe Unterhaltung zerſtreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen man wuſte nicht wie. Der Alte ſah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir ſind zur glücklichen Stunde beiſammen, jeder verrichte ſein Amt, jeder thue ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach dieſen Worten entſtand ein wunderbares Geräuſch, denn alle gegenwärtigen Perſonen ſprachen für ſich und drückten laut aus was ſie zu thun hätten, nur die drei Mädchen ſaßen ſtille; eingeſchlafen war die eine neben der

Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war spät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerschönste, gehalten.

Fasse, sagte der Alte zum Habicht, den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust, der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Verwunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige

Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber zogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf an's Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog auf's neue ihren Kreis umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, versetzte die Schlange; versprich mir daß du keinen Stein am Lande lassen willst.

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen, er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und saß; Lilie wollte ihn um-

armen, allein der Alte hielt ſie zurück, er half dagegen dem Jünglinge aufſtehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreiſe trat.

Der Jüngling ſtand, der Kanarienvogel flatterte auf ſeiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geiſt war noch nicht zurückgekehrt; der ſchöne Freund hatte die Augen offen und ſah nicht, wenigſtens ſchien er alles ohne Theilnehmung anzuſehn, und kaum hatte ſich die Verwunderung über dieſe Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erſt bemerkte, wie ſonderbar die Schlange ſich verändert hatte. Ihr ſchöner ſchlanker Körper war in tauſend und tauſend leuchtende Edelſteine zerfallen; unvorſichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an ſie geſtoßen, und man ſah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein ſchöner Kreis leuchtender Edelſteine lag im Graſe.

Der Alte machte ſogleich Anſtalt, die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich ſein mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er ſchüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und ſeines Weibes, die gerne davon ſich etwas ausgeſucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne ſchwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterſcheiden, ob ſie ſich in der Ferne verloren oder unterſanken.

Meine Herren, ſagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und er-

öffne den Gang, aber Sie leiſten uns den größten Dienſt, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müſſen und die außer Ihnen niemand aufſchließen kann.

Die Irrlichter neigten ſich anſtändig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felſen, der ſich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichſam mechaniſch; ſtill und ungewiß hielt ſich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und ſtreckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe ſie erleuchten könne. Nun ſchloſſen die Irrlichter den Zug, indem ſie die Spitzen ihrer Flammen zuſammen neigten und mit einander zu ſprechen ſchienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug ſich vor einem großen ehernen Thore befand, deſſen Flügel mit einem goldenen Schloß verſchloſſen waren. Der Alte rief ſogleich die Irrlichter herbei, die ſich nicht lange aufmuntern ließen, ſondern geſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten ſchnell aufſprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern, beſonders ließen es die Irrlichter an krauſen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt; antwortete der Alte. Wo-

hin geht ihr? fragte der silberne König. — In die Welt; sagte der Alte. — Was wollt ihr bei uns? fragte der eherne König. — Euch begleiten, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: Hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Saum. Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegten sich an ihn, sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Wiederschein. Ihr seid mir willkommen, sagte er, aber ich kann euch nicht ernähren; sättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten sich und schlichen, bei dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten los. Wer wird die Welt beherrschen? rief dieser mit stotternder Stimme. — Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte. — Das bin ich! sagte der gemischte König. — Es wird sich offenbaren, sagte der Alte, denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn auf's herzlichste. Heiliger Vater, sagte sie, tausendmal dank' ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal. Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte, wie ein Schiff das sich sanft aus dem Hafen ent-

fernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun als er hindurch zog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzurieseln; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn, doch sie betrogen sich; der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in ungestalter Verbindung, begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn sie war es die der Tempel, im Aufsteigen, vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, sank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein Schiff das unvermuthet an's Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verschlossen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten sich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen

Formen der Bretter, Pfoſten und Balken, und dehnte ſich zu einem herrlichen Gebäuſe von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm ſogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte ſie ſich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, ſo lange die Lampe verborgen geweſen, immer kleiner geworden war, rief: Soll ich doch noch unglücklich werden? iſt bei ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten? Ihr Mann deutete nach der offenen Pforte und ſagte: Siehe, der Tag bricht an, eile und bade dich im Fluſſe. — Welch ein Rath! rief ſie, ich ſoll wohl ganz ſchwarz werden und ganz verſchwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt. — Gehe, ſagte der Alte, und folge mir! Alle Schulden ſind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erſchien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel der Alte trat zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: Drei ſind die da herrſchen auf

Orden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bei dem ersten Worte stand der goldne König auf, bei dem zweiten der silberne und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam empor gehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah' konnte sich ungeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß bei'm Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis auf's innerste heraus geleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los.

Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwert in ehrner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich. — Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe! Als ſie zum goldenen König kamen, drückte er mit väterlich ſegnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und ſprach: Erkenne das Höchſte!

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt, und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegen eilte; denn ſie hatte von der Zinne des Altars ſeiner Reiſe zugeſehn: liebe Lilie! was kann der Mann, ausgeſtattet mit allem, ſich köſtlicheres wünſchen als die Unſchuld und die ſtille Neigung die mir dein Buſen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildſäulen anſah, herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter, aber du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allge-

meiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe. Mit dieſen Worten fiel er dem ſchönen Mädchen um den Hals; ſie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten ſich mit der ſchönſten unvergänglichſten Röthe.

Hierauf ſagte der Alte lächelnd: Die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.

Ueber dieſer Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Gegenſtände der Geſellſchaft in die Augen. Ein großer mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an deſſen Ende man eine lange und prächtige Brücke ſah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; ſie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren ſich ſchon viele Tauſende eingefunden hatten, und emſig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Herden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne ſich zu hindern, ſtromweiſe hin und her floſſen. Sie ſchienen ſich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit ſeiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieſes großen Volks ſo entzückt, als ihre wechſelſeitige Liebe ſie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, ſagte der Mann mit der Lampe, du biſt ihr das Leben, deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch dieſe nachbarlichen Ufer erſt zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene ſchwimmen-

den und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, schöner als die drei, war eine unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

Wirst du mir künftig mehr glauben, liebes Weib? sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet!

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, sagte er lächelnd, so darfst du heute einen andern Gatten wählen; von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht auf's neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger geworden bist? — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erscheine; ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und ſtieg mit ihr und ihren übrigen Geſpielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinſah und aufmerkſam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte ſeine Zufriedenheit, denn er ſah einen Gegenſtand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Rieſe, der ſich von ſeinem Morgenſchlaf noch nicht erholt zu haben ſchien, taumelte über die Brücke her und verurſachte daſelbſt große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, ſchlaftrunken aufgeſtanden und gedachte ſich in der bekannten Bucht des Fluſſes zu baden; anſtatt derſelben fand er feſtes Land und tappte auf dem breiten Pflaſter der Brücke hin. Ob er nun gleich zwiſchen Menſchen und Vieh auf das ungeſchickteſte hineintrat, ſo ward doch ſeine Gegenwart zwar von allen angeſtaunt doch von niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen ſchien, und er die Hände aufhub ſie auszuwiſchen, fuhr der Schatten ſeiner ungeheuren Fäuſte hinter ihm ſo kräftig und ungeſchickt unter der Menge hin und wieder, daß Menſchen und Thiere in großen Maſſen zuſammen ſtürzten, beſchädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geſchleudert zu werden.

Der König, als er dieſe Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkührlichen Bewegung nach dem Schwerte, doch beſann er ſich und blickte ruhig erſt ſein Scepter, dann die Lampe und das Ruder ſeiner Gefährten an. Ich errathe deine

Gedanken, ſagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unſere Kräfte ſind gegen dieſen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sei ruhig! er ſchadet zum letztenmal, und glücklicherweiſe iſt ſein Schatten von uns abgekehrt.

Indeſſen war der Rieſe immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen ſah, die Hände ſinken laſſen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thür des Himmels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden feſtgehalten wurde. Er ſtand als eine koloſſale mächtige Bildſäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu ſehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die als ſie mit größter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, heraufſtieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt zudeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtill ſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt. Nun da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thür.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem

Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Pallaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war desto begieriger zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen sein möchte; denn, wer es auch mochte gewesen sein, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hatte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte sich dies Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich

hier nochmals eine Luſt machten und das Gold aus den Gliedern des zuſammengeſunkenen Königs auf eine luſtige Weiſe vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeitlang hin und wieder, drängte und zerriß ſich, auch noch da keine Goldſtücke mehr herabfielen. Endlich verlief es ſich allmählich, zog ſeine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel iſt der beſuchteſte auf der ganzen Erde.

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen;
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Kirchenglocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt;
Doch weich' ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum,
Das arme Kind in Schrecken,
Es lauft, es kommt, als wie im Traum,
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch,
Und mit gewohnter Schnelle,
Eilt es durch Anger, Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erſten Glockenſchlag,
Nicht in Perſon ſich laden.

Adair der Sackpfeifer.

Irische Sage.

Wenn wir in unserm lieben Deutschland einmal das Vergnügen haben wollen, eine Jagdpartie mit dem wilden Jäger, oder ein Tänzchen mit einer Hexengesellschaft zu machen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als mit Muhme Ilse einen Ritt zu Besen nach dem Blocksberg zu wagen. Hat man dies nun mehrmals mitgemacht, so ist nichts natürlicher, als daß man sich dergleichen Spuk auch anderwärts mit ansehen will und dies war es eigentlich was mich bestimmte, eine Reise nach Irland zu unternehmen, denn in keinem Lande auf der ganzen Welt ist das Reich der Feen, Kobolde, Zauberer und Hexenmeister so unangefochten geblieben, als dort.

Sugarloaf, so heißt in Irland der berühmte Sammel- und Tummelplatz aller dieser Geister und natürlich nahm ich dahin sogleich meinen Weg. Durchnäßt und ermüdet war ich in Glengariff angekommen, wo ich in dem Wirthshause an dem Kaminfeuer eine schmauchende Gesellschaft von Bauern: Männer, Frauen, Mädchen und Kinder fand, die sich um einen alten Dorfbewohner versammelt hatten, dem sie mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörten.

„Ja, ja," sagte er, als ich zu dem Feuer herantrat, um für meinen durchnäßten Rock ein Trockenplätzchen zu finden, „da kommt wieder so ein Gentleman, der hier zu Land nicht Bescheid weiß." „Ihr habt wohl Recht," antwortete ich, „denn sagt mir wie das zugeht, daß man in eurer Haide, bei hellem Sonnenschein und heitrem Himmel so durchnäßt wird, als ob man von dem heftigsten Gewitterregen überrascht worden sei." „Die Fairy's," sagte der Alte lächelnd, „haben euch noch ziemlich gnädig durchgelassen, wenn ihr euch nicht mit ihnen abzufinden wißt, dürftet ihr zum zweitenmale noch besser getauft werden. Diesmal haben sie euch nur ein Wenig eingesprengt; sind sie nicht so gut gelaunt, so hüllen sie euch in ihren Schleier, wie ein dichter Nebel, und umspinnen euch mit diesem feuchten Gespinnst, wie eine Spinne die Fliege und kommt dann etwa ein Nachtfrost dazu, da liegt ihr am andern Morgen auf der Haide wie ein erfrornes Wickelkind." „Ich bin," sagte ich, „ein guter Jäger und würde mir am Ende mit meinem Waidmesser aus solchen Spinneweben heraus zu helfen wissen." — „Ein Jäger," lachte der Alte — „ihr ein Jäger, um desto schlimmer, denn dann hättet ihr es nicht allein mit den Fairy's zu thun, der kleine wilde Jäger würde sich obendrein einfinden und weh euch, wenn ihr dem in's Gehege kämt!" — „Ei nun," sagte ich, „da er mit mir gleiches Handwerk treibt, würde er gegen mich nicht so streng verfahren." — Wie? gleiches Handwerk? Macht mir diesen Elfenkönig nicht zu einem Handwerker, der ist nicht so un-

sers Gleichen. O ich hab ihn oft reiten sehen auf einem Hirschkäfer mit goldenem Zaum und er selbst nicht größer als ein Laubfrosch und eben so grün und hinter ihm drein die ganze Jagdmusik, auf gehörnten Käfern mit langen Jagdspießen, kein Sechzehn-Ender entgeht ihnen und als ich das letzte Mal über Nacht im Walde war, sah ich mit diesen meinen eigenen Augen, wie sie einen wilden Bullen über Stock und Stein hetzten, bis er todt niederstürzte; ich kam, Dank sei es dem heiligen Patrik, glücklich davon. Aber hier zu Land kommt man leicht, wie man zu sagen pflegt aus dem Regen unter die Dachrinne, denn kaum daß die wilde Jagd vorüber gezogen war, mußte ich noch ein lustiges Tänzchen mitmachen. — „Da wär' ich gern dabei gewesen, denn gewiß gab es da hübsche Mädchen und ein Tänzchen in Ehren kann niemand wehren!" Hättet ihr, sagte der Alte mit bedenklicher Miene, erlebt und gesehen, was ich damals erlebt und gesehen habe, euch würde wahrhaftig nicht darnach verlangen, am Strande bei Ballinskellig-Bay zu tanzen, wo die schöne Seekönigin mit ihren einhundert Seefräuleins im Mondenschein zu tanzen pflegt. — „Müßt ich freilich mit sämmtlichen einhundert Fräulein und mit der Königin obendrein tanzen, würde von meinen Sohlen und vielleicht sogar von meinen Füßen nicht viel übrig bleiben, aber mit der Königin allein, das könnte mich schon locken; — wie wär' es, alter Freund, ihr habt eure Sackpfeife noch umgehangen, der Mond scheint so hell, führt mich hinaus auf den Tanzplatz, einen Kronenthaler könnt

ihr euch leicht verdienen." — „Nicht um alle Kronen der der Welt, sagte der Alte, möcht' ich dort aufspielen, zwar hat meine Sackpfeife nicht den „Wunderton" von Robert Adair's seinem, aber es könnte mir leicht nicht besser gehn wie jenem unglücklichen Spielmann. „Erzählt uns, riefen jetzt die Mädchen, erzählt uns von dem unglücklichen Spielmann, von dem Wunderton, von Robert Adair, von dem habt ihr uns noch nie erzählt!" Der Alte nahm jetzt noch einen Schluck Whiskey und begann also:

Die Maien waren eben wieder grün geworden und schüttelten ihre herabhängenden Zweige im Mondenschein, als die Dorfjugend von Joeragh am dritten Pfingstfeiertag hinaus nach der hohen Wiese am Strande zog, um sich mit Tanz und Spiel zu ergötzen. Nun hatten sie aber nur einen einzigen Spielmann, Robert Adair, einen feinen Burschen, der allerwärts für einen Meister auf der Bagpeip galt, überall gern gesehen wurde, dennoch aber beständig traurig blieb, — denn er war blind! für wenige Pfennige hatte er heut schon den ganzen Nachmittag gespielt und wollte eben seinen Dudelsack einpacken, als die Mädchen aufs neue in ihn drangen, noch einen Tanz aufzuspielen. Kaum aber, daß dieser Tanz zu Ende war, so kam auch schon wieder der Schwarm der Mädchen und ließ Robert eine Ruhe, bis er noch einmal die Sackpfeife zur Hand nahm. So hatten sie ihn bis Mitternacht gequält und als sie auch jetzt wieder in ihn drangen, sagte Robert: nun gut, ich will euch noch einen Tanz spielen, allein zuvor muß Eine

von euch mit mir tanzen. Dazu hatte aber keine von den Mädchen Lust, eine versteckte sich hinter die andere, sie stellten sich hinter die Hecken und Bäume und riefen dem armen, blinden Robert zu: hier, hier ist meine Hand, so komm doch und tanze mit mir. Ging nun Robert auf eine der Mädchen los, so rannte er bald mit dem Kopf wider einen Baum, bald faßte er mit den Händen in einen Dornenstrauch und zuletzt fiel er so lang er war in einen nassen Graben, worüber die boshaften Mädchen laut auflachten. Da ward Robert Adair unwillig und rief: hab' ich euch nicht genug aufgespielt und ihr verschmäht es mit dem blinden Dappeiper zu tanzen und verspottet ihn noch obendrein für seinen guten Willen, so sollt ihr bald des Tanzes genug haben! Dreimal sprang er im Kreise umher, so sicher, als ob er sehend geworden wäre und den Dudelsack gegen die volle Mondscheibe haltend sang er mit kreischender Stimme:

Wach auf! wach auf! du Wunderton!
Für Liebe bieten sie mir Hohn,
So sei der wilde Tanz ihr Lohn,
Heraus! heraus du Wunderton!

Kaum hatte er die Beschwörung vollendet, so begann er eine rauschende Tanzmusik, in welcher sich ein durchdringender Ton vor allen andern vernehmlich machte. Diesen wunderbaren Ton hatte die Meerfee in sein Instrument gebannt und ihm die Eigenschaft verliehen, daß sich darnach Alles in dem wildesten Wirbeltanze drehen mußte. Noch niemals hatte

Robert davon Gebrauch gemacht und wie groß war daher sein Vergnügen, als er hörte, wie die ungefälligen Mädchen und die plumpen Dorfburschen dazu in dem tollsten Tanze umhergedreht wurden, als ob sie der Sturmwind gefaßt hätte. Anfänglich jubelten zwar die Mädchen und riefen: so ist es schön! nur immer zu! Allein bald ward es ihnen doch zu viel, athemlos baten sie: um Gottes Willen! hör auf! wir sinken nieder! wir können nicht mehr! Robert hörte nicht auf sie, als er endlich sie genug gestraft zu haben glaubte, und das Spiel ruhen lassen wollte, hatte er den Spruch vergessen, welcher den Wunderton wieder zum Schweigen bringen konnte. Immer stärker und mächtiger erklang er und nun erst begann seine Wunderkraft. Alles was nur Athem hatte, kam herbei auf den Tanzplatz; aus dem Walde die scheuen Rehe und Hasen, die Füchse tanzten mit den Fasanen, die Igel mit den Rebhühnern und in den Lüften wirbelten Geier und Tauben, Habicht und Lerchen im vergnüglichsten Tanze. Die Singevögel stimmten ein und selbst die Krähen und Hühner mischten ihr Geschrei mit darein. Allen Lärm aber übertönte der Wunderton des Dudelsacks und nicht nur die Bewohner der Luft und der Erde, auch die des nahen Meeres wurden durch ihn herbeigelockt. Das war nun freilich eine sehr komische Tanzgesellschaft; Krabben und Seekrebse kamen hervor, die Meerspinne tanzt vor, mit ihren langen Beinen eine zierliche Menuet aufführend. Selbst die unbeholfenen Fische können der Tanzwuth nicht widerstehen. Der Stockfisch tanzt mit

der Steinbutte Galopp, Seehunde und Meerschweinchen mischen sich unter die Walzenden, selbst die Austern und Muscheln kommen aufs Trockne und klappern in ihren Schaalen umher, wie in Holzpantoffeln. — Da theilen sich noch einmal die Fluthen und hervor schwebt im reizenden Tanze die schöne Meerfee, die Königin der Gewässer. Frisch wie der junge Morgen war ihr Antlitz, ihr Haar wallte in grünen Locken herab, mit Perlen durchflochten, ein Diadem von Korallen schmückte die Stirn. Ihr silbernes Gewand aber schien gewebt aus dem Schaume der Wogen mit wundervollen Seeblumen geschmückt. So erschien sie auf glänzendem Muschelwagen, von vier muthigen Seepferden gezogen, von ihren einhundert Seefräuleins umschwärmt. Sie lenkte hin nach dem Ufer, flieg an das Land und alle die schönen Fräulein folgten ihr nach. Hier erklang noch immer Roberts Dudelsack und noch immer drehten sich die Mädchen und Burschen, die Vögel und Fische, Wild und Geflügel im wirbelnden Tanze. Schon längst hüpften auch die Wellen im Meer, von dem Wundertone berührt und als sie ihre Königin an das Land steigen sahen, hielten sie sich nicht länger zurück, sie versuchten das Ufer zu überspringen und mischten sich unter die Tänzer. Was nun die Seehunde und Fische betraf, so war es diesen schon ganz recht, wieder in ihr Element zu kommen, auch die Vögel wußten sich zu helfen und tanzten hoch in den Lüften, allein den schadenfrohen Mädchen kam es bald sehr kalt an die Füße, ja die Wellen machten so ungeschickte Sprünge, daß ihnen

das Waſſer bald über den Köpfen zuſammenſchlug. Auch unſer armer Spielmann glaubte ſchon in den Wellen ſeinen Tod zu finden, denn der Dudelſack konnte ſelbſt dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden, daß er ihn unter das Waſſer hielt, und ſo lange der Wunderton klang, ſo lange ſtiegen die Fluthen. Da fühlte er ſich mit einem Male von einem zarten Arme umſchlungen. „Biſt du es Babett," rief er, „die mit mir tanzen will? nun iſt es zu ſpät und wir werden eines jämmerlichen Todes ſterben." Fürchte dich nicht, ſagte die Königin des Meeres, denn ſie war es, welche Robert umarmte, fürchte dich nicht vor meinem Element! Hierauf rief ſie mit gebietender Stimme:

Schweige, ſchweige Wunderton!
Böſe That hat ihren Lohn;
Ehrt der Königin goldnen Thron!
Schweige, ſchweige, Wunderton!

Sogleich ſchwieg der Dudelſack, die Wellen ſchmiegten ſich gehorſam der Königin zu Füßen und Fiſche und Auſtern krochen ſtill in das Meer zurück. Verwundert ſahen die Bauernburſchen und Mädchen einander an, Kleider und Haar trieften wie aus dem Waſſer gezogen. „Diesmal," ſagte die Königin, „kommt ihr noch ſo leidlich mit einem kalten Bade davon, laßt es euch eine Warnung ſein!" Dann zu Robert gewendet ſang ſie:

Mein Reich iſt das Meer
Und glänzend mein Schloß,

Auf! Robert Adair,
Auf! schwing dich auf's Roß.
Es schimmern die Hallen,
Es leuchtet der Saal,
Dich erwählt ich vor allen
Zu meinem Gemahl!

Nun hatte die schöne Seekönigin die Unannehmlichkeit, nicht wie wir andern ehrlichen Menschenkinder ihren Ausgang auf zwei Füßen zu haben, sondern auf einen ziemlich breiten Fischschwanz, der, so geschickt sie ihn auch mit der langen Schleppe des Kleides zu bedecken wußte, bei lebhaften Bewegungen hier und da einmal hervorschwänzelte. Obwohl nun Robert dieses bemerkte, so bezauberte ihn doch das schöne Gesicht und der Gesang der Königin so sehr, daß er ihr auf der Stelle zu folgen bereit war und das Seepferd, das man ihm vorführte, bestieg. Nur der Abschied von seiner guten, alten Mutter, welche hinausgegangen war, um zu sehen, wo ihr blinder Sohn in so später Nacht bleibe, wurde ihm schwer. O, mein Robert, rief sie ihm nach, so bleibe doch hier, ich beschwöre dich bei allen Heiligen, so heirathe doch nur keine Fischin! Allein es war zu spät, schon ritt Robert in den Wellen davon. Lebt wohl liebe Mutter, rief er noch aus dem Meere zurück, lebt wohl und eßt niemals Stockfisch, ohne an euren lieben Sohn zu denken. Und das hat die alte Frau, die noch dazu meine Gevatterin ist, treu und redlich gehalten. Ich denke aber, Euer Gnaden werden kein Stockfisch sein und auf den Tanzplatz von Sugerloaf gehn! —

Der getreue Eckart.

„O wären wir wieder beim Vater zu Haus,
„Es kommt in den Lüften mit wildem Gebraus
„Das ſind die unholdigen Schweſtern.
„Und findet das wüthende Heer uns hier,
„Sie trinken das mühſam geholte Bier
„Und leeren die Kannen und Krüge.“

So jammern die Kinder und laufen ſchnell,
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
„Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!
„Die Jäger ſie kommen von durſtiger Jagd
„Und laßt ihr ſie trinken wie's jedem behagt,
„Dann ſeid ihr vor ihnen geborgen.“

Da ſtürmt nun heran der nächtliche Graus,
Er ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft er und ſchlampt er auf's beſte,
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Drauf ſauſet und brauſet das wüthige Heer
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein eilen nach Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
„Ihr Kleinen, was ſeid ihr ſo traurig?
„Und bringt ihr auch leer die Krüge nach Haus,
„Lieb-Vater und Mutter ſie trinken's nicht aus,
„Nur ſchweigt und laßt euch nichts merken.

„Und der es euch anräth und der es befiehlt,
„Er iſt es, der gern mit den Kinderlein ſpielt,
„Der alte Getreue, der Eckart.
„Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
„Nur hat die Beſtätigung jedem gefehlt,
„Die habt ihr nun köſtlich in Händen."

Sie kommen nach Hauſe, ſie bringen den Krug
Ein jedes den Eltern, beſcheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelte.
Doch ſiehe! das füllt ſich! Ein köſtliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreimal und vier,
Und trinket und findet kein Ende.

Das Wunder erneut ſich am folgenden Tag,
Da fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Kinder die lächeln, im Stillen ergötzt,
Sie ſtammeln und ſtottern und ſchwatzen zuletzt,
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit frommem Geſicht
Der treue Eckart was Gutes verſpricht,
So horchet und folget ihm pünktlich.
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Parabel.

Es fuhrt ein Mann im Syrerland
Ein Pantherthier am Halfterband.
Das Thier mit grimmigen Gebehrden
Urplötzlich an fing wild zu werden;
Und that ſo ganz entſetzlich ſchnaufen,
Der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen ſah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken ſchnauben,
Das thut ihm die Beſinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er ſtürzte nicht, er hielt ſich noch.
Gewachſen war ein Brombeerſtrauch
Aus der geborſtnen Mauer Bauch;
Daran er ſchnell ſich feſt that klammern,
Gewiß, der Mann war zu bejammern.
Er blickte in die Höh und ſah
Das Pantherthier dort furchtbar nah,
Das wollt ihn oben faſſen wieder,
Und blickt er in den Brunnen nieder,

Sah auf dem Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit geſperrtem Rachen,
Der drunten ihn verſchlingen wollte,
Wenn er hinunter fallen ſollte.
So ſchwebend in des Brunnens Mitte,
Da ſah der Aermſte noch das Dritte:
Ganz nah ein dreiſtes Mäuſepaar
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er ſah die ſchwarze mit der weißen
Abwechſelnd an der Wurzel beißen,
Die in die Mauerſpalte ging,
Dran er in ſeinem Elend hing.
Sie nagten, zauſten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel ſpülten;
Und wie ſie rieſelnd niederrann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu ſehn, wie bald mit ſeiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Furcht und Angſt und Noth,
Umſtellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah ſich nach Rettung um vergebens.
Und da er alſo um ſich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerſtrauch mit reifen Beeren,
Da konnt' er doch die Luſt nicht wehren.
Er ſah nicht auf des Panthers Wuth,

Nicht nach dem Drachen in der Fluth,
Nicht nach der Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer in's Auge fiel.
Er ließ das Thier von oben schnappen,
Den Drachen mit den Zähnen klappen
Und neben sich die Mäuse nagen,
Griff nach den Beerlein mit Behagen,
Sie däuchten ihn zu essen gut,
Aß Beer auf Beerlein wohlgemuth;
Und durch die Süßigkeit im Essen
War alle seine Furcht vergessen.

Du fragst: wer ist der thörichte' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann!
So wiss', o Kind, der Mann bist du,
Vernimm die Deutung auch dazu.
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Das Pantherthier, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzel nagen,
Und dich, ohn' weiter anzufragen,
Zu liefern in des Todes Nacht,
Die Mäuse heißen Tag und Nacht.

Es nagt die ſchwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen,
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die andre wurzeluntergrabend.
Und zwiſchen dieſem Graus und Wuſt
Lockt dich die Beere Sinnenluſt,
Daß oben du des Lebens Noth,
Daß unten du den ſchwarzen Tod,
Daß du den Tag und auch die Nacht
Vergiſſeſt und auf nichts haſt Acht,
Als daß du recht viel Beerlein haſcheſt,
Aus Grabes-Brunnenritzen naſcheſt.

Wie Reinecke Fuchs Braun den Bären mit Honig tractirt.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lütke, der Kranich und Markart der Häher und alle die Besten.
Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt sie berufen
All' mit einander zu sich, so gut die Großen als Kleinen.
Niemand sollte fehlen! und dennoch fehlte der Eine,
Reinecke Fuchs, der Schelm! der viel begangenen Frevels

halben des Hofs sich enthielt. So scheuet das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte sie alle beleidigt.

Und es ließ der König darauf die Klügsten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel bestrafte,
Der so klärlich vor ihn und seine Herren gebracht war.
Alle riethen zuletzt: man habe dem listigen Frevler
Einen Boten zu senden: daß er um Liebes und Leides
Nicht sich entzöge, er solle sich stellen am Hofe des Königs
An dem Tage des Herrn, wenn sie zunächst sich versammeln;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun dem Bären: Ich sag es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botschaft verrichtet! Doch rath ich zur Vorsicht,
Denn es ist Reinecke falsch und boshaft, allerlei Listen
Wird er gebrauchen, er wird euch schmeicheln, er wird euch belügen,
Hintergehen, wie er nur kann. Mit nichten, versetzte
Zuversichtlich der Bär, bleibt ruhig! sollt er sich irgend
Nur vermessen und mir zum Hohne das mindeste wagen,
Seht, ich schwör' es bei Gott, der möge mich strafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Alſo wandelte Braun, auf ſeinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüſte, die groß war,
Lang und ſandig und breit und als er ſie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reinecke pflegte zu jagen,
Selbſt noch Tages zuvor hatt' er ſich dorten erluſtigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reinecke ſchöne Gebäude. Von allen Schlöſſern und Buraen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beſte.
Reinecke wohnte daſelbſt, ſobald er Uebels beſorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Feſt verſchloſſen. Da trat er davor und beſann ſich ein wenig;
Endlich rief er und ſprach: Herr Oheim, ſeid ihr zu Hauſe?
Braun der Bär iſt gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geſchworen, ihr ſollet bei Hofe
Vor Gericht euch ſtellen, ich ſoll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es ſoll euch das Leben koſten; denn bleibt ihr dahinten,
Iſt mit Galgen und Rad euch gedroht, drum wählet das Beſte,
Kommt und folget mir nach, ſonſt möcht es euch übel bekommen.

Reinecke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede
Lag und lauerte ſtill und dachte: wenn es gelänge,

Daß ich dem plumpen Gompan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang mit mancherlei Thüren zum öffnen und schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reinecke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sei einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: werthester Oheim,
Seid willkommen! verzeiht mir! Ich habe Vesper gelesen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, so darf ich es hoffen.
Seid zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt seid!
Eure Haare sind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den elelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt es wohl sein zu meinem Vortheil; ich bitte,

Helft mir am Hofe des Königs, wo man mich übel verläumdet.

Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk ich noch immer,
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt, sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun versetzte drauf: Was war es, Oheim? Der Andre
Sagte dagegen: was könnt es euch helfen, und wenn ichs erzählte.

Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid es aber geduldig,
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt ich das Zeug, wie sollt es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's fern von dem Gaumen.

Ei! was hab' ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr spottet, sagte der Andre.
Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.

Iſt dem alſo, verſetzte der Rothe: da kann ich euch dienen,
Denn der Bauer Rüſteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geſchlechte
Saht ihr niemal ſo viel beiſammen. Da lüſtet es Braunen
Uebermäßig nach dieſer geliebten Speiſe: O führt mich,
Rief er: eilig dahin, Herr Oheim, ich will es gedenken.
Schafft mir Honig und wenn ich auch nicht geſättiget werde.
Gehen wir, ſagte der Fuchs: es ſoll an Honig nicht fehlen,
Heute bin ich zwar ſchlecht zu Fuße; doch ſoll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die ſauern Tritte verſüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beſchäme.
Honigfatt mach ich euch heute, ſo viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reinecke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, ſo dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu theil wird.
Und ſie kamen zu Rüſteviels Hofe; das freute den Bären.
Aber vergebens, wie Thoren ſich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reinecke wußte: gewöhnlich
Liege Rüſteviel nun in ſeiner Kammer zu Bette,

Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit, Reinecke merkt' es.
Und er sagte: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet, nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath ich,
Nehmt nicht gierig zu viel, es mögte euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär: ich sei ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen, und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die
Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reinecke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch
Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn
war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel auf-
sprang.
Was es wäre? Dachte der Meister, und brachte sein Beil
mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden ge-
dächte.

Braun befand ſich indeß in großen Aengſten; die Spalte klemmt ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.

Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte Nimmer von dannen zu kommen; ſo meint' auch Reinecke freudig.

Als er Rüſteviel ſah von ferne ſchreiten, da rief er: Braun, wie ſteht es? Mäßiget euch und ſchonet den Honig! Sagt, wie ſchmeckt er? Rüſteviel kommt und will euch bewirthen,

Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!

Da ging Reinecke wieder nach Malepartus, der Veſte. Aber Rüſteviel kam und als er den Bären erblickte, Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beiſammen

Schmauſeten. Kommt, ſo rief er: in meinem Hofe gefangen Hat ſich ein Bär, ich ſage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,

Jeder bewehrte ſich eilig ſo gut er konnte. Der Eine Nahm die Gabel zur Hand, und ſeinen Rechen der Andre Und der Dritte, der Vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet Kamen geſprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüſtet. Ja der Pfarrer und Küſter, ſie kamen mit ihrem Geräthe. Auch die Köchin des Pfaffen, ſie hieß Frau Jutte, ſie konnte Grütze bereiten und kochen wie keine, blieb nicht dahinten, Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem ſie am Tage geſeſſen,

Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waſchen. Der Braune
Hörte den wachſenden Lärmen in ſeinen ſchrecklichen Nöthen
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb
ihm
Haut und Haar des Geſichts bis zu den Ohren im Baume,
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand geſehen! es rieſelt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu
befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume ſtecken; da riß er
Haſtig ſie ruckend heraus; er raſ'te ſinnlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden
Spalte.
Leider ſchmeckte dies nicht nach ſüßem Honig, wozu ihm
Reinecke Hoffnung gemacht; die Reiſe war übel gerathen,
Eine ſorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht ſtehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Rüſteviel eilte zu
ſchlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meiſter gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehren. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und ſchlug ihn von
ferne.
Kümmerlich wandt' er ſich hin und her, es drängt ihn der
Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmidt, es kamen andre mit
Schaufeln,

Andre mit Spaten, sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Daß er für schmerzlicher Angst in eignem Unflath sich wälzte.
Alle setzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten,
Der krummbeinige Schloppe, mit dem breitnasigen Ludolf,
Waren die schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwischen den krummen Fingern, ihm stand sein Schwager zur Seite,
Rückelrey war es, der Dicke, die beiden schlugen am meisten.
Abel Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen,
Taike Lorben Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht diese genannten allein, denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Rückelrey machte das meiste Geschrei, er dünkte sich vornehm
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun sprang Rüsteviels Bruder hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knüttel dem Bären auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und schrien und einige stürzten ins Wasser.
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
Sehet, da unten schwimmet Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,

Und der Rocken iſt hier, o! helft ihr Männer! Ich gebe
Vier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern an's Waſſer, man zog auf's Trockne die
Fünfe.
Da indeſſen die Männer am Ufer beſchäftiget waren,
Kroch der Bär in's Waſſer vor großem Elend und brummte
Vor entſetzlichem Weh. Er wollte ſich lieber erſäufen,
Als die Schläge ſo ſchändlich erdulden. Er hatte zu ſchwimmen
Nie verſucht und hoffte ſogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt er ſich ſchwimmen, und glücklich ge-
tragen
Ward er vom Waſſer hinab, es ſahen ihn alle die Bauern,
Riefen: das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und ſie waren verdrießlich, und ſchalten über die Weiber:
Beſſer blieben ſie doch zu Hauſe, da ſeht nun, er ſchwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Block zu beſehen,
Und ſie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe,
Und von den Füßen und lachten darob und riefen: du kommſt
uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande.
So verhöhnten ſie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bau-
ern,
Die ihn geſchlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und
Füße;
Fluchte Reinecken, der ihn verrathen. Mit ſolchen Gebeten

Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da kroch er ans Land am ſelbigen Ufer und keichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne geſehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu ſterben und rief: o Reinecke, falſcher Verräther!
Loſes Geſchöpf! er dachte dabei der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reineckens Liſten.

Aber Reinecke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu ſchaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort, und ſchnappte ſich eines,
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
O wie bin ich ſo froh, daß ich den tälpiſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüſteviel hat ihm
Wohl das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär ſich
Stets mir feindlich geſinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab ich ihn immer genannt, nun iſt er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freun, ſo lang ich nur lebe.
Klagen und ſchaden wird er nicht mehr! — Und wie er ſo wandelt,

Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüsteviel, rief er: du läßiger Wicht! du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst du? die fett und guten Geschmacks ist;
Die manch ehrlicher Mann sich wünscht und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen. Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen! so dacht er
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich, rief er ihn an: Herr Oheim, sind' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? sagt mir, ich laß ihm
Wissen, wo ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt ihr gewiß dem Manne gestohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie ist es geschehen,
Ei! wie seid ihr gemalt? das ist ein schmäliges Wesen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? zu selbigem Preise
Steht noch manches zu Kauf! Doch Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß ihr ein rothes Baret auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seid ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte euch schor, nach euren Ohren geschnappet,
Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt ihr sie hängen gelassen?
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,

Sich nicht rathen, noch helfen. Und um nicht weiter zu hören,
Rec.. er in's Waſſer zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und ſprach zu ſich ſelber:
Schlüge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und ſollte
Nach des Königes Hof die Reiſe vollenden, und bleibe
So geſchändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich ſoll es gereuen!
Doch er raffte ſich auf und ſchleppte mit gräßlichen Schmerzen,
Durch vier Tage ſich fort und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in ſeinem Elend erblickte,
Rief er: Gnädiger Gott! erkenn ich Braunen? Wie kommt er
So geſchändet? Und Braun verſetzte: leider erbärmlich
Iſt das Ungemach, das ihr erblickt; ſo hat mich der Frevler
Reinecke ſchändlich verrathen! Da ſprach der König entrüſtet:
Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den ſollte Reinecke ſchänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone, das ſchwör' ich,

Alles ſoll Reinecke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt ich mein Wort nicht, ſo trag' ich kein Schwerdt mehr,
ich will es geloben!
Doch, wie hoch ſich auch immer der König vermeſſen, es
half nicht,
Reinecke trieb ſich umher, voll Trugs und liſtiger Ränke.
Haſen und Hühner und Enten, ja ſelbſt gemäſtete Gänſe
Rupft' er und trug ſie davon und frug nicht, ob ſie gebraten
Alſo trieb er es einſt und wird es noch lange ſo treiben.

Gedruckt bei Brandes und Klewert in Berlin.

11.

Arien und Gesänge

aus:

Der Laborant

im Riesengebirge.

Komische Oper in einem Aufzuge

von

Fr. Förster.

Musik von G. Gaber.

Berlin, 1833.

Personen:

Eichorius Wurzel, Laborant im Riesengebirge . . Hr. Blume.

Malvina, seine Tochter . . Dlle. Grünbaum.

Hugo, Oberförster . . . . . Hr. Manins.

Gimpel, genannt Zackerle, Gehülfe des Laboranten. Hr. Schneider.

Wind, Walther, } Jäger.

Chöre der Jäger.

Bauschen und Landmädchen.

Das Stück spielt im Schlesischen Gebirge.

In dem schlesischen Gebirge, in welchem der Berggeist Rübezahl, der Volkssage nach, bis auf den heutigen Tag sein Wesen treibt, leben an vielen Orten eine eigene Art Apotheker, Laboranten genannt, welche aus den Wurzeln und Kräutern des Gebirges heilsame Getränke bereiten, mitunter auch in dem Rufe stehen, Adepten und Schwarzkünstler zu sein.

Unser Laborant, Herr Cichorius Wurzel, gehört zu den sonderbaren Käutzen, welche dadurch, daß Andere an ihre Wunderkräfte glauben, zuletzt selbst in den Wahn kommen, als ob sie in der That Geisterbanner wären. Herr Cichorius, welcher sich den Meister vom flammenden Dreifuß nennt, hält seine Gehülfen

und Arbeiter für Geister, die er gebannt hat, seine Tochter verehrt er als Königin des Morgenrothes und wartet nur darauf, daß irgend ein Geisterprinz sich um ihre Hand bewerben soll. Dies macht sich Hugo, ein unternehmender Oberförster zu Nutze, und wie er zuletzt die Braut heimführt, dies wird der Verlauf der Handlung zeigen.

No. 1.

Cichorius.

Wie ſie Alle ſich hier müſſen quälen,
Ich, der Meiſter, ich darf nur befehlen,
Sie gehorchen mir nur allein.

Zackerle und Chor.

Wie wir Alle uns hier müſſen quälen,
Unſer Meiſter darf ja nur befehlen,
Wir müſſen gehorſam ſein.

Cichorius.

Sie müſſen rupfen,
Sie müſſen zupfen,
Sie müſſen tragen,
Sie müſſen ſchlagen,
Sie müſſen kochen,
Sie müſſen kochen,
Sie müſſen rühren,
Sie müſſen ſchüren,
Ohne Raſt, ohne Ruh
Immer zu, immer zu!

Chor.

Wir müssen rupfen,
Wir müssen zupfen,
Wir müssen tragen,
Wir müssen schlagen,
Wir müssen pechen,
Wir müssen kochen,
Wir müssen rühren,
Wir müssen schüren,
Ohne Rast, ohne Ruh,
Immer zu, immer zu.

Cichorius. Zackerle. Chor.

Wie {wir / sie} Alle {uns / sich} hier müssen quälen ꝛc.

No. 2. Duett mit Chor.

Cichorius.

Wie? Du wagst es
Zu widersprechen,
Böser Geisterfehn.
Was fällt Dir ein?

Zackerle.

Ja, ich wag' es
Zu widersprechen,

Ich bin kein Geisterſohn,
Mir fällt nichts ein!
Mein Vater war Gimpel der Küſter,
Meine Mutter des Schulzen ſein Kind,
Lieſel, Görg, Gretel, Töffel, Hans meine Geſchwiſter,
Alles kreuzbrave Leute ſind.

Cichorius.

Schweige ſtill, Du Sohn der Nacht,
Und erkenne meine Macht.

Zackerle.

Meine Pathen, meine Tanten,
Vettern, Baſen und Bekannten,
Die wiſſen, wie mein Vater heißt,
Und kurz und gut ich bin kein Geiſt.

Cichorius.

Dich zu bannen,
Dich zu binden,
Böſer Geiſterſohn,
Zu überwinden
Giebt es wohl ein Zauberwort,
Dies bedenk' und ſchweig' ſofort.

Chor.

Uns zu bannen
Uns zu binden,

Bösen Geisterfehn
Zu überwinden
Habt ihr solch ein Zauberwort,
Laßt es hören hier am Ort.

Cichorius.

Ihr kennt es wohl,
Es fehlt mir nie,
Das Zauberwort:
Crambambuli!

Chor.

Crambambuli!

No. 3. Chor.

1.

Sträußer gebunden,
Blumen gewunden
Festlich zum Kranz;
Und die Schalmeien
Unter den Maien,
Rufen zum Tanz.

2.

Unter den Maien
Draußen im Freien
Sind wir zu Haus.

Auf! und mit Sange,
Jubelndem Klange
Zieh'n wir hinaus!

No. 4. Arie.

Malvina.

Hier mein Vater!
Vom Felsengarten
Bring' ich die Blumen,
Die Ihr verlangt!
An die Gefahren
Denk' ich mit Zagen,
Daß mir im Herzen
Die Seele bangt.

Wohin ich sah, wohin ich blickte,
Wohin ich geängstet die Stimme schickte.
Nirgend Rettung aus meiner Noth,
Ringsum Verderben und sichrer Tod.
Da rief ich trostlos und allein:
Ihr guten Geister erbarmt Euch mein,
Hört mein Gebet, seid gnädig mir gesinnt,
Und rettet ein verirrtes Kind.
Horch! da ruft es aus der Tiefe herauf

zu mir.

Sei ohne Furcht, ich bin bei dir!
Ich halte den Athem an zu lauschen,
Da hör' ich es kommen,
Da hör' ich es rauschen.
Und sieh' da! auf gefährlichem Felsenrand
Ein junger Jäger vor mir stand.
Und wie er mich freundlich angeschaut,
Da hab' ich ihm gern mich anvertraut.
Alle Sorge war
Nun verschwunden,
Die Gefahr und Noth
Ueberwunden.
Voll von Jubel
Zu meinem Glück,
Kehr' ich gerettet
Zu Euch zurück.

No. 5.

Zackerle.

Hab' ich nur das Fläschchen in der Hand,
Bin ich gleich der beste Laborant,
Alle bösen Geister sind gebannt!
Schenk ich wieder ein,
Trinke wieder aus,

Ziehen Sorg' und Kummer,
Leid und Gram hinaus,
Voll von Jubel iſt mein Haus.

Was man immer deſtillirt und braut
'S giebt ja nur ein einzig Zauberkraut,
Vater Noah hat es gebaut.
Schenk ich wieder ein,
Trinke wieder aus,
Ziehen Sorg und Kummer,
Leid und Gram hinaus,
Voll von Jubel iſt mein Haus.

Verwandlung.

No. 6. Chor der Jäger.

1.

Durch die Felder zu ſchweifen
Mit fröhlichem Muth,
Den Wald zu durchſtreifen
Mit feurigem Blut.
Dem Wetter verwegen
Entgegen die Bruſt,
Das iſt des Jägers Leben,
Das iſt des Jägers Luſt.

2.

Das Hirschlein mag springen,
Hallahe! hinterdrein!
Das Vöglein mag singen,
Wir fangen es ein.
Und winkt uns das Liebchen
Mit klopfender Brust,
Das ist des Jägers Leben,
Das ist des Jägers Lust.

No. 7. Lied.

Hugo.

1.

Es treibt mich fort, ich möchte fliehen,
Tief in des Waldes Dunkel ziehen,
Und doch gefesselt ist mein Sinn.
Ich fühl', o Herz, an deinen Schlägen,
An diesem wunderbaren Regen,
Daß ich in ihrer Nähe bin.

2.

O bringt ihr süßen Blumendüfte,
O bringt ihr meinen Gruß, ihr Lüfte,
Schon fühl' ich mich mit ihr vereint.
Und öffnet ihr die stille Pforte,
Zu ihrem Herzen dringt, ihr Worte,
Und sagt wie treu ich es gemeint.

3.

Es sei gewagt, es sei entschieden,
Nicht eher find' ich Ruh und Frieden,
Bis sie in meinen Armen ruht.
Ihr guten Sterne mögt es walten,
Und alle feindlichen Gewalten
Besieget Amors Glück und Muth!

No. 8. Arie.

Malvina.

Wohlan, es sei!
Ihr guten Geister steht mir bei!
„Kraut und Blumen nicht gespart!
„Feuerlilie, Teufelsbart,
„Veilchenmoos und Hahnenkamm,
„Wurzeln vom Wachholderstamm. —
„Ringsum in weitem Bogen
„Dreifach den Kreis gezogen.
„Dreimal, eh' der Morgen graut,
„Rufe den Geliebten
„Bei seinem Namen laut."
Dreimal — bei seinem Namen,
Nein, nein, das wag' ich nicht!
Verschwiegener Liebe
Stilles Geheimniß

Will ich bewahren,
In treuer Bruſt.
In meinem Herzen hier
Soll es verborgen ruh'n,
Wie in dem Grab.
Ob ich wohl richtig geleſen hab'?
Ja, ja, in dem Buche
Da ſteht es offenbar,
Und alſo iſt es wahr!
„Dreimal, eh' der Morgen graut,
„Rufe den Geliebten
„Bei ſeinem Namen laut."
Ei nun, ſo wörtlich, denk' ich wohl,
Braucht das nicht zu geſchehn.
Auch wenn ich leiſe nur:
Hugo, mein Hugo rufe,
Er wird mich ſchon verſtehn.
Hör' meinen Ruf in ſtiller Nacht,
Das Herz iſt munter, das Auge wacht,
Dir ſend' ich der Liebe Gruß vertraut,
Dir meiner Stimme ſüßeſten Laut.

No. 9. Duett.

Recitativ.

Weh' mir! was muß ich ſehn?
Nein, nein, mein Auge täuſcht mich nicht!

Eine weiße Gestalt, —
Es kommt auf mich zu —
Ach! ich vergeh in meinen Aengsten.

Hugo.

Holde Zauberin,
Der alle Geister
Als ihrer Meisterin
Gehorsam dienen,
Ich bin erschienen
Auf dein Gebot.

Malvina.

Weh' mir! was muß ich seh'n
In meiner Noth!
Den Geliebten hatt' ich gemeint
Und ach! ein Gespenst erscheint.
Schrecklich ist es anzuschauen,
Mich befällt ein banges Grauen,
Die Angst verwirrt mir den Sinn,
Ach! wie werd' ich ihm entflieh'n.

Hugo.

Dich befällt ein banges Grauen:
Wag' es doch nur aufzuschauen, —
Dir verwirrt die Angst den Sinn,
Nein, ich laß' dich nicht entflieh'n.
So sieh mir doch nur in's Gesicht.

Malvina.

Nein, nein, ich wag' es nicht.

Hugo.

Sag' ob du deinen Freund erkennst?

Malvina.

Hu hu! ich seh' nur ein Gespenst.

Beide.

Ach! vergebens war
Mein kühnes Wagen,
Meinem Glück so nah
Muß ich verzagen.
Nur dem Schmerz allein
Geb' ich noch Raum,
Mir entschwunden ist
Der schöne Traum.

Hugo.

Recitativ.

Noch seh' ich sie verweilen,
Sie scheint betroffen, doch nicht furchtsam,
Versuch' ich noch einmal mein Glück,
Malvina, Geliebte, dein Hugo ist's,
Den du hierher gebannt.

Mal-

Malvina.

Die Stimme klingt mir so bekannt.
Ja, ja, er ist's.

Hugo.

Geliebte, fasse Muth,
Und schau' mir in's Gesicht!

Malvina.

Ich bin auf meiner Huth,
Nein, solchen Geistern traut man nicht.

Hugo.

O fühl' an meiner Wange Gluth,
An meiner Stimme Beben,
Daß glühend Leben
In meinen Pulsen schlägt.

Malvina.

Ich fühl' an deiner Wange Gluth,
An deiner Stimme Beben,
Daß glühend Leben
In deinen Pulsen schlägt.

No. 10. Finale.

Hugo.

Ich bin der erstgebor'ne Sohn
Des großen Rübezahl,

Und meiner Herrschaft unterthan
Sind hier Gebirg und Thal.

Chor der Jäger.

Ja, deiner Herrschaft unterthan,
Sind hier Gebirg und Thal.

Cichorius.

Das ist zum Lachen, hört doch an,
Nein, nein, da glaub' ich nicht daran.

Hugo.

Mir die Huldigung,
Zu versagen,
Wer könnt' es wagen
Mit Ungebühr!

Cichorius.

Ich werd' es wagen,
Euch fort zu jagen.
Wo kommt Ihr her?
Was wollt ihr hier?

Malvina.

Mein Vater, ach, verzeihe,
Gern will ich dir meine Schuld gestehn:
Durch mich nur allein
Ist alles Unglück geschehn.

Ich nahm den Zauberſtab,
Ich nahm das große Buch,
Es war nur ſo ein kleiner Verſuch.

Cichorius.

Mit meinem Zauberſtab,
Mit meinem Buch,
Das iſt mir ein ſchöner Verſuch.
Noch weiß ich einen andern Spruch,
Womit man ſolchen Geiſt beſchwört,
Daß er ſobald nicht wiederkehrt.

Malvina.

Er iſt der gute Geiſt,
Der mich gerettet,
Mein Glück, mein Leben iſt
An ihn gekettet.

Hugo.

Ich war der gute Geiſt,
Der ſie gerettet,
Mein Glück, mein Leben iſt
An ſie gekettet.

Cichorius.

Ha! welch' ein ſauberer Geiſt
Hat dich gerettet;

Gern wohl an deinen Arm
Blieb er gekettet.
Fort! fort! fort von hier
Aus meinem Revier!

Hugo.

Zurück! Weh' dem, der sie berührt,
In den Lüften wird er davon geführt!

Eichorius.

Was er beginnen wird?
Mich soll verlangen,
Ich denk' am Ende wohl
Ihn noch zu fangen.

Malvina.

Mir schwindet aller Muth,
Soll mir nicht bangen?
Nur Furcht und Sorge hält
Mein Herz umfangen.

Hugo.

Geliebte, fasse Muth,
Dir darf nicht bangen,
Der treusten Liebe Arm
Hält Dich umfangen.

Wild. Walther und Chor der Jäger.

Was er beginnen wird,
Mich soll verlangen,
Er ist am Ende doch
In's Netz gegangen.

Hugo.

Ihr zweifelt noch immer
An meiner Macht.

Cichorius.

Ja, ja, und gewiß
Mit gutem Bedacht.

Hugo.

Seid Ihr bereit, des Schicksals Stimme zu vernehmen?
Sagt an, seid Ihr bereit?

Cichorius.

Nur immer zu,
Wir wissen auch Bescheid!

Hugo.

Nun denn wohlan!
Ihr stolzen Wipfel grün belaubt,
Ihr Bäume, neigt das stolze Haupt,

Ihr Eichen stürzt, ihr Tannen sinkt,
Der Meister ruft, der Meister winkt!

Zackerle und Chor.

Heil dem Gewaltigen
Herren und Meister,
Ihm sind die Geister
Willig und unterthan.
Heil auch dem glücklichen,
Liebenden Paar,
Kränzet und führet
Die Braut zum Altar.

Cichorius.

So nimm sie hin, du Geistersohn
Und Liebe sei dein schönster Lohn.

Chor.

Heil dem Gewaltigen
Herren und Meister,
Ihm sind die Geister
Willig und unterthan!

Ende.